This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

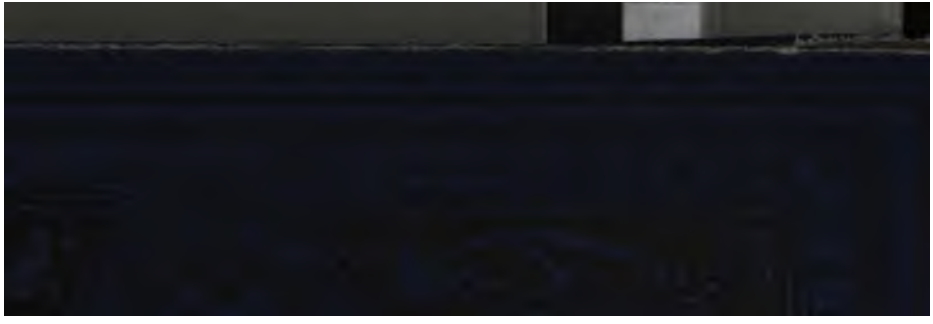
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

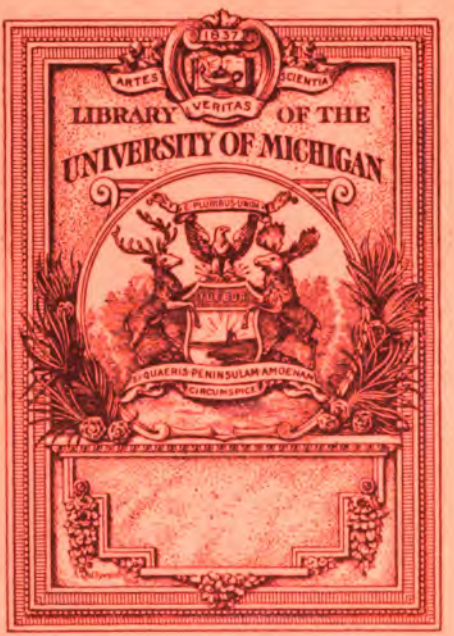
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

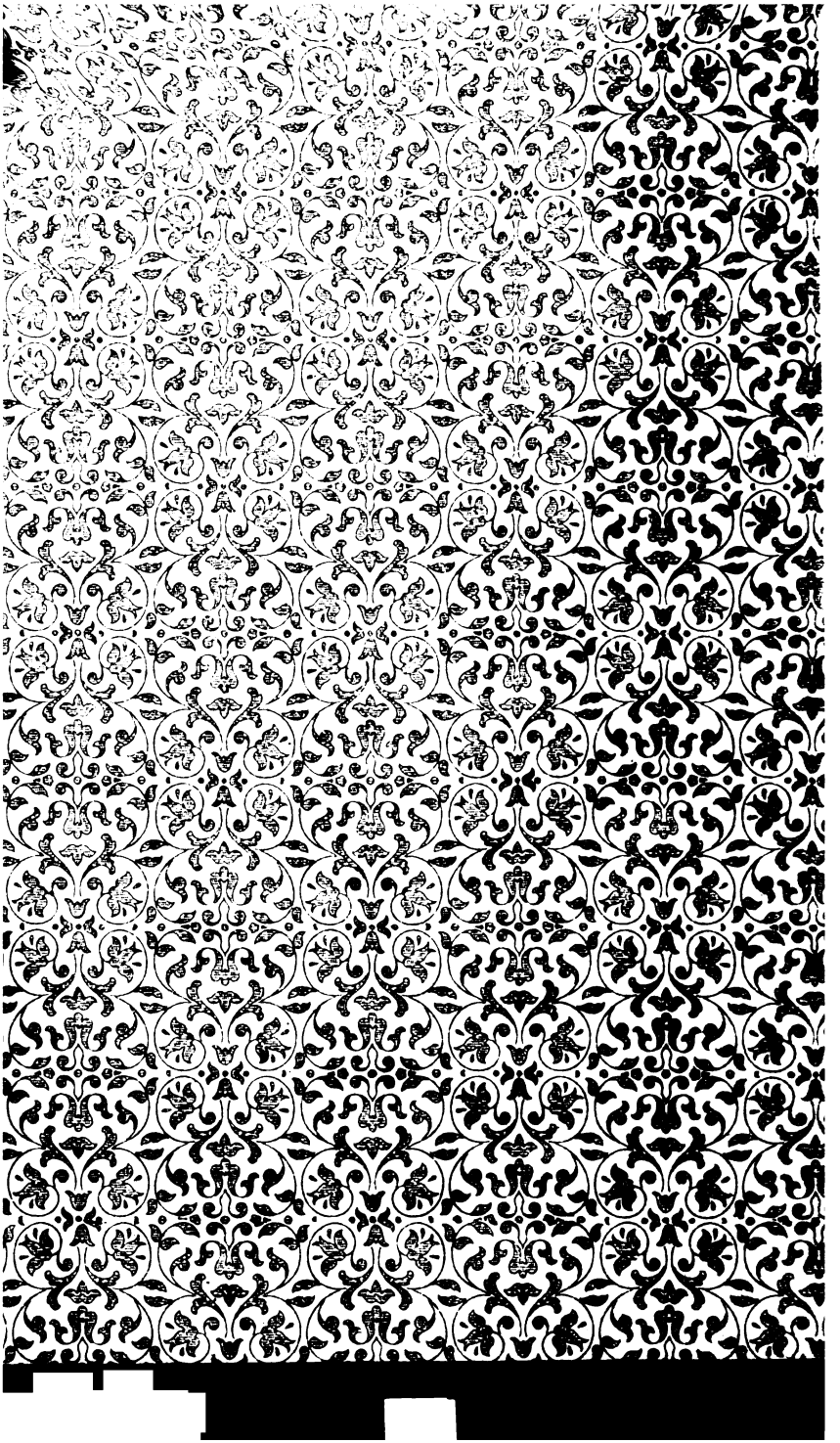
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



G.86v
1899

Goethe

Goethe

105483

Vorleſungen

gehalten an der Kgl. Univerſität zu Berlin

von

Herman Grimm.

Sechſte Auflage.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Hertz.

(Beſſerſche Buchhandlung.)

1899.

Vorrede.

Bei dieſer ſechſten Auflage ſind die zur vierten und fünften gehörigen Vorreden dem Bande hinten angefügt und ihr Inhalt iſt im Regiſter berückſichtigt worden. Ich wiederhole, daß die Vorleſungen 1874/75 gehalten wurden und daß ſie 1876 zuerſt im Drucke erſchienen ſind.

Ende dieſes Jahres werden in einer unter dem Titel Fragmente erſcheinenden Sammlung mehrere, Goethe gewidmete, meiſt in der Deutſchen Rundſchau enthaltene Aufſätze ſich neu abgedruckt finden. In die früheren Bände meiner geſammelten Eſſays ſind folgende Goethe betreffenden Aufſätze bereits aufgenommen worden: 1. Zehn ausgewählte Eſſays zur Einführung in das Studium der Neueren Kunſt. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin 1883. S. 190: Goethe's Verhältniß zur bildenden Kunſt. Das Regiſter enthält unter Goethe weitere ihn betreffende Stellen. 2. Fünfzehn Eſſays. Erſte Folge. Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Berlin 1884. S. 139: Goethe in Italien. S. 166: Schiller und Goethe. S. 239: Goethe und die Wahlverwandtſchaften. S. 258: Goethe und Suleika. S. 288: Goethe und Luiſe Seidler. (Die zweite Auflage dieſer Sammlung trug den Titel: Fünfzehn Eſſays, Zweite, vermehrte Auflage der Neuen Eſſays. 1874. Die erſte Auflage war betitelt ge-

wesen: Neue Essays, 1865. Die bei den drei Auflagen wechselnden Titel verdanken ihre Verschiedenheit besonderen Umständen.) 3. Fünfzehn Essays. Dritte Folge. 1882. S. 220: Emerson über Goethe und Shakspeare. S. 272: Bettina von Arnim. Auch das Register dieses Bandes enthält unter Goethe weitere ihn betreffende Stellen. 4. Fünfzehn Essays. Vierte Folge. Berlin 1890. (Auch unter dem zweiten Titel: Aus den letzten fünf Jahren.) S. 1: Goethe im Dienste unserer Zeit. S. 106: Die neue Goetheausgabe. S. 127: Goethe und Carlyle. S. 150: Goethe und der Bildhauer Schadow. 5. Beiträge zur Deutschen Culturgeschichte. Berlin 1897. S. 75: Leonore von Este. S. 136: Bettina's letzter Besuch bei Goethe. 6. In dem Werke „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen" enthält Lieferung XXX den Text zu einer Reihe von Bildnissen Goethe's unter dem Titel: Goethe. Von Herman Grimm.

Es werden im Jahre 1899 150 Jahre, daß Goethe der Welt geschenkt worden ist. Im Augusthefte der Deutschen Rundschau findet sich unter dem Titel „Goethe in freier Luft" ein Aufsatz von mir, welcher daran anknüpft und der am Schlusse des zweiten Theiles der Fragmente gleichfalls zu finden sein wird.

Berlin, August 1899.

H. G.

Vorleſungen über Goethe.

Inhalt.

		Seite
1. Vorlesung.	Einleitung	1
2. Vorlesung.	Plan der Vorlesungen — Goethe's erste Frankfurter Zeiten — Studium der Rechte in Leipzig — Uebergang nach Straßburg	17
3. Vorlesung.	Leben in Straßburg — Herder — Die „Neuen Ideen" des achtzehnten Jahrhunderts	37
4. Vorlesung.	Friederike in Sesenheim — Doctorpromotion — Rückkehr nach Frankfurt	56
5. Vorlesung.	Frankfurt	75
6. Vorlesung.	Götz von Berlichingen	95
7. Vorlesung.	Die Leiden des jungen Werther	114
8. Vorlesung.	Werther (Schluß)	137
9. Vorlesung.	Lavater	162
10. Vorlesung.	Fritz Jacobi — Spinoza	178
11. Vorlesung.	Lilli Schoenemann	202
12. Vorlesung.	Weimar — Anna Amalia — v. Fritsch — Wieland	222
13. Vorlesung.	Frau von Stein	237
14. Vorlesung.	Carl August und Goethe in den Zehn Jahren	253
15. Vorlesung.	Die Deutsche und die Römische Iphigenie	272
16. Vorlesung.	Rom	289
17. Vorlesung.	Letzte Schicksale Iphigeniens — Tasso — Christiane — Die römischen Elegien	307
18. Vorlesung.	Rom — Sicilien — Neapel — Philipp Hackert — Zweiter römischer Aufenthalt — Rückkehr nach Weimar — Schiller	325
19. Vorlesung.	Schiller und Goethe — Ihr Auseinandergehen	347

Seite

20. Vorlesung. Goethe's Einsamkeit — Die Verbindung mit Schiller — Schillers Frau 365
21. Vorlesung. Schiller und Goethe in Weimar 385
22. Vorlesung. Schiller und Goethe (Schluß) 400
23. Vorlesung. Studium der Naturwissenschaften — Die Natürliche Tochter — Die Wahlverwandtschaften . . . 421
24. Vorlesung. Goethe als Politiker — Napoleon — Faust 454
25. Vorlesung. Faust — Abschluß 478

Zeittafel 503
Vorreden der vierten und der fünften Auflage 511
Register 552

Erſte Vorleſung.

5. November 1874.

Einleitung.

Heute ſind es, beinahe auf den Tag, neunundneunzig Jahre, daß Goethe zum erſten Male in Weimar erſchien.

Den 7. November 1775 traf er dort ein, ſechsundzwanzigjährig, auf den Ruf des Herzogs, der ſelber kaum zwanzig Jahre zählte.

Goethe, damals ſchon ein Dichter von dem in Deutſchland und außerhalb die Rede war, dennoch erſt jetzt auf höherem Felde die Laufbahn beginnend, auf dem er für ſich und für uns das geworden iſt, was mit dem einzigen Worte Goethe umgriffen wird. Von Goethe's Eintritte in Weimar ab läuft das Jahrhundert, das Goethe's Namen trägt.

Goethe hat im geiſtigen Leben Deutſchlands gewirkt wie eine gewaltige Naturerſcheinung im phyſiſchen gewirkt hätte. Unſere Steinkohlenlager erzählen von Zeiten tropiſcher Wärme, wo Palmen bei uns wuchſen. Unſere ſich aufſchließenden Höhlen berichten von Eiszeiten, wo Rennthiere bei uns heimiſch waren. In ungeheuren Zeiträumen vollzogen ſich auf dem Deutſchen Boden, der in ſeinem heutigen Zuſtande ſoſehr den Anſchein des ewig Unveränderlichen trägt, capitale Umwälzungen. Der Vergleich alſo läßt ſich ziehen, daß Goethe auf die geiſtige Atmoſphäre Deutſchlands gewirkt habe

etwa wie ein telluriſches Ereigniß, das unſere klimatiſche Wärme um ſo und ſoviel Grade im Durchſchnitte erhöhte. Geſchähe dergleichen, ſo würde eine andere Vegetation, ein anderer Betrieb der Landwirthſchaft und damit eine neue Grundlage unſerer geſammten Exiſtenz eintreten.

Goethe hat unſere Sprache und Literatur geſchaffen. Vor ihm hatten beide auf dem Weltmarkte der europäiſchen Völker keine Geltung. Es handelt ſich bei ſolchen Urtheilen nicht um die Ausnahmen, ſondern um die Durchſchnittsmaaße. Noch im Jahre 1801, als von Goethe und ſogar von ſeinen Schülern ſchon das Meiſte gethan war, was für die Neugeſtaltung der Deutſchen Sprache gethan werden konnte, ſpricht Carl Auguſt von der „betrübten" Deutſchen Sprache, die von Schiller in die ſchönſte Melodie gezwungen worden ſei. Goethe ſelbſt hatte ſich kaum fünfzehn Jahre früher noch härter über unſer Deutſch ausgedrückt.

Als Goethe zu ſchreiben begann, war die Deutſche Sprache ſo beſchränkt in ihrer allgemeinen Wirkung wie es der Deutſche nationale Wille in unſerer Politik war. Die Nation exiſtirte, fühlte ſich im Stillen und ahnte den Weg, der ihr bevorſtände. Das war aber auch Alles. Unter den Recenſionen, welche Goethe in ſeinen literariſchen Anfängen ſchrieb, ſpricht er über den Begriff des „Vaterlandes" und begreift nicht, wie man von uns ein Gefühl wie das fordern könne, mit dem die Römer ſich als Bürger eines Weltreiches empfanden. Unmöglich dünkte uns eine nach außen gehende Bewegung. Die engliſche, franzöſiſche und italiäniſche Kritik aber nahm von den Deutſchen literariſchen Producten nur inſoweit Notiz, als unſere Autoren, im Anſchluſſe an die fremden Literaturen, ihre Werke gleich ſo erſcheinen ließen, daß ſie als ein Theil derſelben angeſehen werden konnten. Friedrich der Große galt — wenn ihm überhaupt die Ehre zu Theil ward, mitgezählt zu werden — in Paris als franzöſiſcher Autor und er ſelbſt ſah ſein Verhältniß nicht anders an. Franzöſiſch wurde in allen Kreiſen Norddeutſchlands als zweite Mutterſprache geſprochen,

während in Oesterreich das Italiänische vorwaltete. Voltaire debattirt im Artikel Langue der Encyklopädie die Qualitäten der verschiedenen Sprachen als literarischer Ausdrucksweisen: die Deutsche kommt darunter gar nicht vor. Erst seitdem Goethe's Werther von Engländern und Franzosen gelesen worden war und selbst nach Italien vordrang, wurde auswärts die Möglichkeit einer Deutschen Literatur höhern Ranges zugegeben.

Versuche waren vor Goethe oft gemacht worden, die Deutsche Sprache soweit zu erheben, daß in ihr die feineren Wendungen der Gedanken Ausdruck finden könnten. Ueber den persönlichen Kreis aber ging die Wirkung nicht hinaus. Klopstock, Lessing und Winckelmann hatten ihr eignes Deutsch zu schaffen gesucht, indem sie sich die Bildung der classischen Sprachen, sowie der französischen und italiänischen zu Nutze machten. Alle drei aber ohne durchgreifenden Erfolg. Noch mächtiger als sie hat, neben Goethe, Herder eine Deutsche Prosa mit höheren Eigenschaften herzustellen gewußt. Er zumeist hatte Einfluß auf Goethe, als dieser, Alles zusammenfassend was vor ihm geleistet worden war und es sich zum Vortheil verwendend, das wirklich lebende Deutsch hervorbrachte, das alle Spätern bei ihm schreiben lernten. Goethe will Wieland dies Verdienst zuweisen, doch er selbst hat die übrigen Versuche zu Boden gedrückt. Seine Verse erst haben die Schillers in Fluß gebracht. Goethe hat Schlegel die Fülle verliehen, Shakspeare beinahe in einen Deutschen Dichter umzuwandeln. Goethe's Prosa ist nach und nach für alle Fächer des geistigen Lebens zur mustergültigen Ausdrucksweise geworden. Durch Schelling ist sie in die Philosophie, durch Savigny in die Jurisprudenz, durch Alexander von Humboldt in die Naturwissenschaften, durch Wilhelm von Humboldt in die philologische Gelehrsamkeit eingedrungen. All unser Briefstyl beruht auf dem Goethe's. Unendliche Wendungen, die wir gebrauchen ohne nach ihrer Quelle zu fragen weil sie uns zu natürlich zu Gebote stehen, würden uns ohne Goethe verschlossen sein.

Aus dieser Einheit der Sprache ist bei uns die wahre Gemein-

samkeit der höheren geistigen Genüsse erst entsprungen, und ohne sie wäre unsere politische Einheit niemals erlangt worden, die einzig und allein der unabläßig vordringenden Thätigkeit derjenigen bei uns verdankt wird, die wir im höchsten Sinne die „Gebildeten" nennen, und denen Goethe zuerst die gemeinsame Richtung gab.

Es giebt drei große Dichter, welche vor Goethe auf die Völker, aus denen sie hervorgegangen sind, eine Wirkung gehabt haben, die mit dem Einflusse Goethe's auf Deutschland verglichen werden kann: Homer, Dante und Shakspeare. Alles, was sich unter dem Begriffe „geistiger Einfluß" überhaupt denken läßt, ist von ihnen auf Griechen, Italiäner und Engländer ausgeübt worden. Von Jedem freilich in anderer Weise, dennoch so, daß der Erfolg sie in fast gleichem Range dastehen läßt. Von jedem einzelnen Griechen, Italiäner, Engländer kann das Band gleichsam verfolgt werden, an dem er von einem dieser drei Völkerführer straff im Zügel gehalten wird. Ohne sie würden Griechenland und Italien kalte politische Begriffe sein. Homer und Dante haben die höhere Einheit Griechenlands und Italiens geschaffen, die über der politischen steht, und wer weiß, welche erhabene Rolle Shakspeare noch einmal zufallen wird, wenn bei dem Auseinanderbröckeln aller derer welche englisch sprechen, endlich nach einer höchsten Macht gesucht werden wird, auf deren Wort hin man sich dennoch vereinigt fühlen dürfe. Und wer weiß, welche Aemter Goethe für Deutschland noch vorbehalten sind in zukünftigen Wandlungen unserer Geschicke. Aber sprechen wir von dem was er bereits gethan hat. Kein Dichter oder Denker hat nach Luthers Zeiten einen in soviel Richtungen gleichzeitig wirkenden, vier aufeinanderfolgende Generationen vollburchdringenden Einfluß gehabt als Goethe. Wie ganz anders wirkte Voltaire in Frankreich. Voltaire umfaßte, der Masse nach, weit mehr. Jedenfalls arbeitete er intensiver als Goethe. Auch sind seine Schriften reicher und tiefer und augenblicklicher so lange er lebte ins Volk gedrungen. Aber es wurde ihm nicht so widerstandslos geglaubt. Er stand nicht auf der moralischen Höhe Goethe's. Voltaire zer-

ſtörte, Goethe hat aufgebaut. Goethe hat niemals für augenblickliche Zwecke eine „Partei“ bilden wollen. Goethe hat ſeine Gegner ſtets gewähren laſſen. Seine unſterblichen Waffen waren ihm zu lieb, um ſie gegen Sterbliche zu gebrauchen. Goethe wirkt ſanft und unmerklich wie die Natur ſelber. Neidlos ſehen wir ihm überall zugeſtanden, ein Menſch von höherer Begabung zu ſein. Einen Olympier, der über der Welt throne, nennt ihn Jean Paul. Dem Niemand etwas geben könne, der ſich ſelber genug ſei. Goethe ſtand erhaben über Liebe und Abneigung. Die Wenigen, die ſich als ſeine Feinde bekannt haben, erſcheinen von Anfang an wie Leute die Mühe haben ihren Standpunkt zu behaupten, während ſie heute überhaupt kaum noch begriffen werden. Und ſelbſt was dieſe anlangt: es war doch für Jeden ein Glück, mit Goethe in Verbindung zu ſein und es war unmöglich, ihm aus dem Wege zu gehen. —

Ueber Goethe ſcheint faſt ſchon zuviel geſagt zu ſein. Eine Bibliothek von Veröffentlichungen iſt vorhanden, die ihn betreffen. Täglich vermehren ſie ſich. Keine Woche beinahe verging in der letzten Zeit, daß nicht hier oder dort dennoch wieder ein Novum von Goethe oder über ihn gedruckt wurde. Und doch, dieſe ihm zugewandte Arbeit bietet nur die Anfänge erſt einer Thätigkeit, die in eine unabſehbare Zukunft hineinreichen muß. Goethe's erſtes Jahrhundert erſt iſt abgelaufen: keinem der folgenden aber, ſoweit wir die Zukunft ermeſſen dürfen, wird die Mühe erſpart bleiben, Goethe's Geſtalt immer wieder neu ſich aufzubauen. Das Deutſche Volk müßte ſeine Natur ändern, wenn das ausbleiben ſollte. Es giebt ſeit Jahrtauſenden eine Wiſſenſchaft welche Homer heißt und die in nicht abreißender Continuität ihre Vertreter gefunden hat, ſeit Jahrhunderten eine die Dante's, eine die Shakſpeare's Namen trägt: ſo wird es von nun eine geben, welche Goethe heißt. Sein Name bezeichnet längſt nicht mehr ſeine Perſon allein, ſondern den Umfang einer ganzen Herrſchaft. Jede Generation wird deren Natur beſſer zu verſtehen glauben. Immer „jetzt erſt“ wird der rechte Standpunkt entdeckt zu ſein ſcheinen, von dem Goethe ſich

„völlig unbefangen“ beobachten laſſe. Die Anſichten über ſeinen Werth werden wechſeln, in verſchieden gearteten Zeiten wird er dem Deutſchen Volke näher oder ferner zu ſtehen ſcheinen: niemals aber wird er geſtürzt werden können oder ſich aus ſich ſelbſt auflöſen, abſchmelzen wie ein Gletſcher, von dem, wenn der letzte Tropfen verronnen iſt, nichts mehr übrig bliebe; es ſei denn, daß eintrete, was bei Homer geſchah: daß nach Ablauf von Jahrtauſenden, wenn unſer Deutſch aufgehört hätte, eine lebende Sprache zu ſein, ganz entfernte Generationen vorübergehend nicht mehr zu faſſen im Stande wären, von einem einzigen Menſchen ſei ſo Vieles und ſo Verſchiedenartiges geſchaffen worden. Dann könnten Gelehrte, denen ja für einige Zeit geglaubt würde, die Idee aufbringen, daß Goethe nur als der mythiſche Name zu nehmen ſei, unter dem die geſammte geiſtige Arbeit ſeiner ganzen Epoche verſtanden werden müſſe.

Es konnte ſcheinen, als brächen heute bereits Zeiten an, in denen ſich das Deutſche Volk, nachdem es in ſeiner Verehrung zuweit gegangen, von Goethe wieder leiſe entfernte. Aber es hatte nur den Anſchein. Goethe fing an von Einigen für einen abgethanen Ariſtokraten ausgegeben zu werden, der ſeine Dienſte geleiſtet habe und ruhen könne. Dergleichen iſt ausgeſprochen worden. Doch, was unſeren Blicken an Goethe fremd zu werden anfing, war nicht er ſelbſt, ſondern nur das mit ſeinem Namen genannte Bild, welches die letzte Generation ſich von ihm geformt hatte. Eine neue Zeit beginnt, die ſich ihr eignes Bild Goethe's von Friſchem ſchaffen muß. Sie ſtürzt das alte, ihn ſelber aber berührt Niemand. Gerade heute wird es wichtig, ſich mit ihm zu beſchäftigen. Nur ein anderer Standpunkt muß eingenommen werden.

Dieſe Veränderung des Standpunktes ergiebt ſich aus der veränderten Stellung, die wir zu aller hiſtoriſchen Betrachtung überhaupt in Deutſchland heute einnehmen.

Bevor Deutſchland vereint und frei war und politiſch auf eigenen Füßen ſtand, war das Ziel unſerer hiſtoriſchen Arbeit ein

Sichhineingraben in die Vergangenheit, aus der wir als heimliche Advocaten eines Proceſſes, der öffentlich nicht mit dem rechten Namen genannt werden durfte, für uns eine beſſere Gegenwart herzuleiten wagten. Alle geſchichtlichen Werke trugen das geheime Motto: es iſt unmöglich, daß es in Deutſchland ſo bleiben könne.

Innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre aber hat ſich mit Hülfe dieſer gelehrten Arbeit der Umſchwung vollzogen, welcher jetzt als abgeſchloſſen zu betrachten iſt. Wir beſitzen eine Gegenwart, weit über unſere Wünſche hinaus. Ihre Gaben ſind nicht mehr, wie früher, erſt zu erhoffen oder zu erringen, ſondern feſtzuhalten, auszubilden und auszunutzen. Mit dem Lichte dieſes neuangebrochenen Tages leuchten wir jetzt anders in die Zeiten hinein welche hinter uns liegen. Wir ſuchen in ihnen nicht mehr Waffen die uns zur Erlangung der Freiheit dienlich werden könnten, ſondern wir ſuchen nach dem, was, nach dem ſiegreich vollbrachten Kampfe um die Freiheit, uns in der gewonnenen Stellung kräftigt und uns im Beſitze des gewonnenen Gutes befeſtigt. Wir ſuchen die Natur der hiſtoriſchen Bewegungen zu ergründen, um unſere eigene danach zu regeln.

Vieles nimmt ſo betrachtet nun eine neue Geſtalt an. Glänzendes verblaßt, unbeachtet Gebliebenes erhebt ſich zu ungeahnter Wichtigkeit. Goethe, deſſen Natur jede Agitation fremd war, der, in ſeinen letzten Jahren zumal, wo nach ſeiner Meinung am meiſten gefragt wurde, den Anſchein einer behaglich reactionären Denkungsart trug, nimmt als Politiker und Hiſtoriker jetzt eine andere Poſition ein. Wir gewahren in ihm einen von denen, die unſere heutige Freiheit am ſicherſten vorausgewußt und für ſie vorgearbeitet haben. Wir leſen mit Staunen, wie er die revolutionäre Bewegung der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts vorausſagte. Wir verſtehen, warum er die abwartende Ruhe der eignen Epoche, in die ſeine letzten Jahre fielen, für ein unabänderliches Geſchick anſah. Wir ſehen, wie er die freie Zukunft Deutſchlands feſt im Auge hielt und ſeine Werke in der Stille

für dieſe Zeiten ausrüſtete. Goethe's Arbeit hat den Boden ſchaffen helfen, auf dem wir heute ſäen und ärnten. Er gehört zu den vornehmſten Gründern der Deutſchen Freiheit. Ohne ihn würden uns bei all unſern Siegen die beſten Gedanken fehlen, dieſe Siege auszunutzen.

Natürlich, daß, wenn dergleichen wie eine neue Entdeckung ſich herausſtellt, der Lebenslauf eines ſolchen Mannes hiſtoriſch neu zu conſtruiren iſt.

Was war Goethe, — in großen Zügen ſeine Geſtalt hingeſtellt?

Unter Vielen, die mit ihm zugleich ſtrebten, einer der Glücklichſten und Mächtigſten. Der, dem das Schickſal am offenbarſten die Wege ebnete. Ein Landwirth auf dem Boden geiſtiger Arbeit, bei dem niemals Mißjahre eingetreten ſind, ſondern immer volle Aernten. Mochten es dürre oder regneriſche Jahre ſein: Goethe hatte immer die Früchte gerade auf dem Felde, denen das zu Gute kam. Sein Fortſchreiten iſt nie durch unnütze Aufenthälte unterbrochen worden, auf die er wie auf verlorene Zeit hätte zurückblicken müſſen. Er war geſund, ſchön und kräftig. Er hat immer ganz im Daſein der Gegenwart dringeſteckt die ihn umwebte, und iſt zugleich dem allgemeinen Fortſchritte der Menſchheit um ein gutes Stück ſtets vorausgeweſen. Er hat ein volles Menſchenſchickſal bis zum letzten Tage in anſteigender Entwicklung durchgemacht.

Dieſe Quantität ſeiner Lebensjahre iſt wohl zu beachten. Goethe hat das doppelte Leben durchmeſſen, deſſen zweite Hälfte für die Durchführung des in der erſten Hälfte Begonnenen ſo wichtig iſt. Er hat die Eroberungen ſeiner Jugend, als ſein eigener Erbe und Thronfolger gleichſam, zu einer ruhigen, feſten Herrſchaft ausbilden dürfen. Wenigen war dieſer Vortheil gegönnt. Leſſing und Herder iſt die zweite Hälfte ihres Lebens verkümmert worden. Schiller begann ſchon leiſe zu ſterben als er eben anfangen wollte recht zu leben, ſich auszubreiten und frei ſeine

ſchöpferiſche Kraft auszubeuten. Die Namen ſo vieler Andern ſind uns geläufig, die vor dem vierzigſten Jahre ſchon ihre Laufbahn unterbrechen mußten, während ſie eine Kraft zu beſitzen ſchienen, die durch das Doppelte nicht zu erſchöpfen geweſen wäre. Es iſt wunderbar zu beobachten, mit welch zweifelhaften Ausſichten auch Goethe in dieſen zweiten Theil ſeiner Lebensherrſchaft eintrat. Er ſchien ſich geiſtig erſchöpft zu haben. Wir leſen in vielen Aeußerungen aus den Abſchlußjahren des vorigen Jahrhunderts und aus dem erſten Beginne des unſrigen, wie ſeine Freunde in Weimar und ſeine Verehrer überall in Deutſchland ſich hineingefunden hatten, einen alternden Mann in ihm zu ſehen. Den kühlen, mehr und mehr der Ruhe ſich zuneigenden Geheimrath mit dem Doppelkinne. Vorüber die Feuerzeiten ſeiner Jugend. Er ſucht in vornehmer Bequemlichkeit ſich die Menſchen und die Verhältniſſe vom Leibe zu halten. Er geht dem aus dem Wege was an vergangene Zeiten erinnert. Er ſieht ſeine alten Freunde Jacobi's in Düſſeldorf wieder, er will ihnen etwas leſen, man giebt ihm die Iphigenie in die Hand: er legt das Buch fort, es iſt ihm zuwider die alten Gefühle wiederanzurühren. Nur Zufall, wenn etwas von den Verſen, die er hier und da noch liefert, an das erinnert was einſt in ihnen entzückte. Das erfahren ſelbſt die, welche ihm am nächſten ſtanden. Sie bedauern ihn, aber ſie müſſen dieſen Wechſel allgemein menſchlichem Maaße nach als einen natürlichen anſehen. Und um ihn her war eine thatbegierige neue Generation aufgewachſen, um die er ſich kaum kümmert, und der ſelber nichts lieber geweſen wäre, als die läſtig werdende Autorität des alten Dictators abzuſchütteln. In Folge der franzöſiſchen Revolution walteten ungünſtige, neu geartete Zuſtände in Deutſchland, in die einzugreifen, ja, die nur zu verſtehen, Goethe nicht mehr gegeben ſchien. Schiller war der Mann des Tages, und, nachdem er fortgegangen, ſchien Niemand mehr da, der ſeine und des ehmaligen Goethe Stelle einnähme.

Da erhebt ſich Goethe wieder. Fauſt erſcheint. Im neuen

Jahrhundert ſteht Goethe mit dieſem Gedichte auf in Deutſchland als wäre es zum erſten Male. Niemand hatte ſo Großes erwartet. Abermals reißt er die Jugend mit ſich fort, während die Aelteren ſich zu ihm zurückwenden. Jetzt erſt nimmt er ganz und gar von Deutſchland Beſitz. Es hatte immer noch Männer bei uns gegeben, denen er nicht näher gekommen war: dem Freiherrn von Stein war bis dahin noch nichts von Goethe bekannt geweſen. Jetzt erſt lernt Stein ihn kennen. In anderer Weiſe als früher zeigt ſich nun Goethe's Einfluß. Nach allen Seiten hin gewinnt er die Uebermacht. Es ſcheint, als habe es jetzt nur bedurft, daß er die Hand ausſtreckte, um ſeine Macht fühlbar zu machen.

Goethe, was die äußeren Gaben des Schickſales anlangt hat Glück gehabt; er kam immer zur rechten Zeit, und die rechte Zeit hat für ihn gedauert ſo lange ſie Sterblichen überhaupt dauern kann.

Nun aber das Höchſte: die inneren Gaben des Schickſals. Hier ſehen wir eine harmoniſche Entfaltung geiſtiger Kraft, die auch Anderen vor ihm vielleicht zu Theil geworden iſt, die ſich bei Niemandem aber beobachten läßt wie bei ihm.

Es iſt als hätte die Vorſehung ihn, damit durch nichts ſeine Entfaltung geſtört werde, in die ſimpelſten Verhältniſſe verſetzen wollen. Mit drei Worten iſt ſein geſammter bürgerlicher Lebenslauf berichtet.

Reicher Leute Kind in Frankfurt, macht er, nach zurückgelegten Univerſitätsjahren, in ſeiner Vaterſtadt, einer verkommenen freien Stadt, den Verſuch als Advocat einzutreten. Begegnet zufällig dann einem eben majorenn gewordenen Fürſten, deſſen Vertrauen er gewinnt, halb noch wie das eines Kindes, und dem er nach Weimar folgt, um dort als erſter Miniſter und Hofdichter einzutreten.

Niemals iſt Goethe etwas Anderes geweſen in der Folge, als erſter Miniſter und Hofdichter zu Weimar. Ununterbrochen beinahe hat er dort gehauſt. Seine geſammte Geſchichte liegt darin

begriffen. Nun aber ſehen wir, wie er mit den Jahren die erſt äußerlich ihm zufallende Stellung ſo lange modelt, bis ſie ihm ganz und gar auf den Leib paßt. Dann, wie er Weimar ſelbſt umgeſtaltet, das er allmälig zu dem ſeiner Individualität völlig zuſprechenden Boden macht, in den er mit weitausgebreiteten Wurzeln hineinwuchs, aus dem er endlich die literariſche Hauptſtadt Deutſchlands ſchuf. Goethe war von dem Tage ſeines erſten Erſcheinens an das ideale Centrum ſeines neuen thüringiſchen Vaterlandes und hat es mit ſich zu unſterblichem Ruhme emporgehoben.

Und nun dürfen wir Schritt für Schritt verfolgen, wie das geſchah.

Goethe war nicht der in Träume verlorene Poet oder der hinter abgeſchloſſenen Thüren ſitzende Schriftſteller den Niemand ſtören durfte. Sein dichteriſches Schaffen vollzog ſich unmerklich als eine kaum Zeit in Anſpruch nehmende Nebenarbeit, von der wenig die Rede ſein darf, als thue das dem Abbruch, was Goethe mit geſammter Kraft, wie es ſchien, als Aufgaben des täglichen Lebens abſolvirte. Goethe war immer und war für Jeden zu haben. Als Advocat in Frankfurt, als Miniſter in Weimar. Um Recht und Verwaltung, bis in die gemeinſten Details hinein, kümmerte er ſich unabläſſig und trat mit voller perſönlicher Macht aus eigener Kenntniß der Dinge da ein, wo es ſich darum handelte, gemeinnützige Maaßregeln zu berathen oder durchzuführen. Goethe war der erſte Verwaltungsbeamte in den weimariſchen Landen und iſt es geblieben, auch nachdem er dem Anſcheine nach ſich von den Geſchäften zurückgezogen. Er empfing nicht bloß das Gehalt eines Miniſters, er that auch Arbeit dafür. Immer trägt er das Schickſal des Herzogs und des Landes als das im Herzen, wofür er einzuſtehen hatte. Immer iſt, bis zuletzt, Goethe's perſönliches Regiment neben dem des Großherzogs hergelaufen. Wenn er von den wiſſenſchaftlichen Inſtituten Jena's redet, iſt ihm ebenſo natürlich, ſtatt „unſere“ „meine“ Inſtitute zu ſagen.

Neben dieſer Thätigkeit als vornehmſter, verantwortlicher Beamter, eine zweite als Gelehrter.

Kein Gebiet hier (die rein mathematischen Wissenschaften vielleicht allein ausgenommen,) auf dem er die Fortschritte nicht verfolgte. Als Naturforscher wie als Historiker — um mit diesem Worte den Umfang alles philologisch-philosophischen Wissens am einfachsten zu ziehen — arbeitete er mit solchem Eifer und Erfolge, daß seine Leistungen nach der einen oder andern Richtung hin genügt hätten, das Leben eines Mannes überhaupt auszufüllen. Seine Entdeckungen sind bekannt. Der Werth seiner Mitarbeiterschaft und Theilnahme war den Gelehrten unschätzbar. Eine Reihe von Sprachen war ihm geläufig und noch im Alter wußte er sich neuer zu bemächtigen. Die Fürsorge für eine Universität lag ihm ob, die ihrer Zeit von bei weitem größerer Wichtigkeit in Deutschland war als sie heute sein kann, auf der er Anstalten für wissenschaftliche Zwecke hervorrief oder förderte, wo er die öffentliche Kritik organisirte und ihre Leitung in Händen behielt.

Und zu diesen Aemtern, für lange Jahre, die Direction des Weimaraner Theaters, bei dem peinlichsten Einstehen, auch hier, für technische, pekuniäre und aesthetische Einzelnheiten.

Und schließlich alles dies doch wieder nur Nebensache neben den Obliegenheiten seines scheinbar höchsten Amtes, das den Zeitgenossen als der eigentliche Zweck seines Lebens erschien: der intime Verkehr mit unzähligen Personen jedes Alters und jeder Lebensstellung.

Goethe ohne es zu wollen drängte sich in die Gedanken der Menschen ein.

Von ihm ist unabläßig die Rede in Weimar vom ersten Tage seines Erscheinens dort bis zum letzten seines Lebens. Jeder dort weiß immer von ihm und hält nach ihm hin Augen und Ohren offen. Wenn in Weimar nicht von Goethe gesprochen wird, so ist das nur der Fall, weil es eben unmöglich war, immer nur ihn im Munde zu führen. Wo wir einen Brief finden, der im Laufe seines Lebens aus Weimar geschrieben worden ist,

ſuchen wir unwillkürlich gleich die Stelle darin, die von Goethe handelt, und wundern uns wenn ſie fehlt. Wiſſen die Leute nichts Beſſeres zu ſagen, ſo melden ſie wenigſtens ob Goethe anweſend oder ob er verreiſt ſei. Und zwar das Letztere als den anormalen Zuſtand: als habe man ein Recht auf ſeine Gegenwart. Seine geiſtige Gegenwart aber ſchien man in ganz Deutſchland in Anſpruch zu nehmen. Immer wieder treten von ungeahnter Seite neue Beweiſe hervor für die Ausdehnung des Verkehrs in welchem Goethe mit ſeinen Zeitgenoſſen geſtanden hat. Lieſt man ſeine Correſpondenz, von der ſicherlich ein erheblicher Theil noch ungedruckt iſt, ſo meint man, Goethe habe nichts zu thun gehabt, als fortwährend Briefe zu empfangen und zu beantworten, welche ſämmtliche Intereſſen betrafen die innerhalb einer Epoche im Umlaufe ſind. Mit einer Gewiſſenhaftigkeit, Feinheit, Sicherheit, Behendigkeit und zugleich mit einem inneren Behagen, welches ihn niemals als beläſtigt, ſondern ſtets als in der beſten Laune erſcheinen läßt, hält er alle dieſe Fäden in ſeinen Händen und nimmt unabläſſig neue hinzu, eine Leiſtung, die ihn nach dieſer Richtung allein ſchon als mit übermenſchlicher Kraft ausgerüſtet erſcheinen läßt. Jeden behandelt er, oft mit rührender Selbſtverläugnung, ſeiner Natur gemäß. Jeder der mit Goethe in Berührung kam ſtellte mit ſeinem Herzen die höchſten Anforderungen an das ſeinige und Goethe iſt allen gerecht geworden. So eingehend befaßt er ſich mit Jedem, als habe er auf Erden nichts weiter zu thun als gerade das. Mit Jedem verhandelt er, als ſei deſſen Specialität auch die ſeinige einzig. Er gewinnt Jedermanns Vertrauen, die Menſchen werden hingebend wie Kinder ihm gegenüber und er nimmt Jeden auf als berührte ihn nichts ſo nah als dies eine Schickſal. Goethe nur einmal im Leben geſprochen zu haben, einen Brief von ihm empfangen zu haben, finden wir als glänzendſte Lichtpunkte im Leben Vieler, auch ſolcher von denen man im Uebrigen nicht ſagen kann daß ihr Leben lichtlos geweſen ſei.

Ich sprach von dem Beginne der zweiten großen Lebensperiode Goethe's:

Vierzig Jahre lang hat Goethe als geistiger Autokrat von Weimar aus Deutschland so regiert. An allen Höfen gleichsam hat er Gesandte gehabt, die für seine Rechte eintraten. Man hat ihn spöttisch den „Kunstpabst" genannt: er repräsentirte etwas, das sich so nennen ließ, Kunst im weitesten Umfange genommen. Es ging eine unwiderstehliche Uebergewalt von ihm aus. Seine Gunst und Zustimmung waren bei Unternehmungen höherer Art nicht gut zu entbehren. Er ertheilte sie nicht immer bedingungslos, er verweigerte sie zuweilen. Er hatte seine feste Politik, seine hergebrachten, begründeten Ueberzeugungen. Jetzt erst, im neunzehnten Jahrhundert, begann bei uns die ruhige Verbreitung der „Sprache Goethe's", die nun von Goethe selber als ein festes Idiom angewandt wurde.

Und all diese Macht auf natürlichem Wege, langsam wie Bäume wachsen, erworben, ohne die leiseste Anwendung literarischer Reclame. Goethe hatte einen solchen Widerwillen dagegen, sich dem Publicum aufzudrängen, daß ihm oft genug die Geflissentlichkeit zum Vorwurf gemacht worden ist, mit der er sich zurückzog. Seine ruhig ausharrende Persönlichkeit ließ die Gegenbestrebungen zu Boden sinken. Es ist zu Goethe's Gunsten von Anfang an viel geschrieben und gesprochen worden: es hätte ungedruckt und ungesagt bleiben können, ohne an seiner Machtstellung zu ändern.

So stirbt er endlich in hohem Alter. Das Land war erschüttert von seinem Verluste. Man kam sich verlassen und verwaist vor. Dann aber mußte man sich helfen ohne ihn, und schließlich: man half sich. Denn all das was ich eben aufzählte als Goethe's Thätigkeit war sterblich wie er selber.

Nun aber das, was unsterblich ist: wie ein mächtiger Strom, auf dem weder gesät noch geärntet wird, aber der die gewaltige Ader ist die das Land belebt, ohne die ein Volk stumm und verlassen wäre, so belebt und beherrscht Goethe's Gefilde der Strom

seiner Dichtung. Mag er sich noch so sehr dem Gewühl der Menschen und der Geschäfte hingeben: einsam ist er zu gleicher Zeit und nur das bewegt seine Einsamkeit, was er da, aus eigner Kraft, zu unsterblicher Dauer geschaffen hat. Goethe hatte die uns unbegreifliche Fähigkeit, in zwei Welten zugleich zu leben, die er völlig verbindet und dennoch zugleich völlig von einander getrennt hält. Stück für Stück werden seine irdischen Schicksale für unsre Blicke sich zusammenziehen. Mit immer einfacheren Worten wird man sie abthun. Immer einsamer wird er dazustehen scheinen und endlich nichts übrig bleiben, als Goethe, der Schöpfer von Gestalten von ewiger Jugendkraft.

Wer davon redet, daß Goethe's Epoche vergangen sei, der frage sich: würden wir in Deutschland Iphigenie, Egmont, Faust, Gretchen, Clärchen, Dorothea irgendwie heute entbehren können? Fangen sie an zu verblassen? Klingt was sie sagen wie alte abgeleierte Melodien? Sind sie wie Puppen, mit denen das Volk genug gespielt hat? — So wenig wie Homers Achill und Odyß, oder Shakspeare's Hamlet und Julie! Goethe lebt nicht mehr: als uralter Mann ist er ein halbes Jahrhundert todt, Shakspeare seit zweihundertfunfzig, Homer seit dreitausend Jahren: aber ihren Kindern haben sie eine unvergängliche Jugend mitgegeben: deren Blut fließt immer noch warm und feurig, die haben nichts von ihrer ersten Kraft eingebüßt. Wenn wir, die wir heute hier sind, als alte Leute vielleicht einmal im Theater sitzen, wird irgend ein achtzehnjähriges Gretchen über die Bühne gehen als käme es zum ersten Male, und wird Augen, von denen heute Niemand weiß, Thränen entlocken als seien es die ersten die um sein Schicksal geweint werden. Das sind Homer, Shakspeare und Goethe selber, die in ihren Gestalten unsterblich fortlebend uns ans Herz greifen. So lebendig sind ihre Geschöpfe, daß wir fast meinen, die Natur habe sie gesetzmäßig hervorgebracht und nicht die grübelnde, erfindende Phantasie eines Dichters sie wie aus dem Nichts hervorgerufen.

Die Zeiten aber, in denen Goethe uns so fern stehen wird, sind weiter Zukunft vorbehalten*). Einstweilen freuen wir uns des Ueberflusses, den wir an Nachrichten aus seinem Leben haben. Eine unserer wichtigsten Aufgaben bleibt, aus dieser Masse heraus das Bild Goethe's zu gewinnen, das uns am meisten fördert und dem wir am meisten vertrauen.

Dies Bild uns zu formen, wollen wir nun den Versuch machen.

---

*) So gesprochen 1874. Heute sind diese Zeiten längst eingetreten. (Hainstein bei Eisenach, 28./30. August 1898. Zusatz zur 6. Auflage.)

Zweite Vorlesung.

Plan der Vorlesungen. — Goethe's erste Frankfurter Zeiten. — Studium der Rechte in Leipzig. — Uebergang nach Straßburg.

Goethe's Leben theilt sich in zwei den Jahren nach ungleiche Hälften: die Frankfurter Zeit, 1749—1776, und die Weimaraner Zeit, 1776—1832.

In die Frankfurter Zeit fallen die Anfänge fast all seiner Werke ersten Ranges. Zur öffentlichen Erscheinung gebracht werden in ihr Werther, Götz und Clavigo.

Die Weimaraner Zeit muß noch einmal getheilt werden. Ein Ganzes für sich bilden die ersten zehn Jahre, vom 26. bis 36. seines Lebens. Goethe, als er nach Weimar ging, hatte es aufgegeben, Dichter zu sein vor allem Andern: es herrscht der ernstliche Vorsatz bei ihm, nun, da er im Dienste eines Fürsten eine höchst verantwortliche Stellung übernommen hatte, seine ganze Kraft dem zu widmen was der Herzog und das Land von ihm verlangen durften. Nur die Nebenstunden bleiben für dichterische Arbeiten übrig. In dieser Epoche wird fertig gebracht Iphigenie in ihrer prosaischen Gestalt. Tasso, Egmont, Wilhelm Meister und Faust — sämmtlich aus Frankfurt mit herübergetragen — werden fortgeführt.

Jetzt folgt das nur einzige, in die Mitte der beiden Weimaraner Epochen fallende Jahr in Italien: wir können diese inhaltreiche Zeit, 1786 und 1787, als Abschluß der ersten oder als Beginn der zweiten ansehen. In ihr empfangen Iphigenie, Tasso

und Egmont eine neue, vollendete Form. Wilhelm Meiſter und Fauſt werden gefördert.

Goethe kehrt nach Weimar zurück und die ausgedehnte letzte Periode ſeines Lebens nimmt dort ihren Anfang. Der Zwieſpalt in ſeiner Bruſt über das, was er ſelbſt und Andere von ihm fordern könnten, iſt gehoben. Eine ruhige Weiterentwicklung bis zur letzten geiſtigen Höhe und Klarheit vollzieht ſich, unabhängig von äußeren Verbindungen. Auch das Zuſammengehen mit Schiller, das auf eine Reihe von Jahren ſo tief eingriff, bildet keinen Abſchnitt für ſich.

In dieſer langen Jahresreihe folgen nun aufeinander der endlich abgeſchloſſene Wilhelm Meiſter, Hermann und Dorothea, Die natürliche Tochter, das Buch über Winckelmann, Die Wahlverwandtſchaften, Dichtung und Wahrheit, Die italiäniſche Reiſe, Der Weſtöſtliche Divan und Fauſt.

Immer begegnen wir Fauſt. An ihm beginnt Goethe als Student, und hört nicht wieder auf an ihm fortzubilden. Das Ende wurde handſchriftlich hinterlaſſen und erſt nach ſeinem Tode gedruckt.

Halten wir nun daran feſt, bei dem geſchichtlichen Aufbau des Lebens Goethe's immer an die Werke anzuknüpfen, welche im Laufe der drei Epochen zur Erſcheinung oder Vollendung kamen, und zwar in der äußern Folge in der dies geſchah, ſo gewinnen wir auf die einfachſte Weiſe den Plan für dieſe Vorleſungen. Meine Darſtellung beruht deshalb nicht auf einer beſonderen, mir eigenthümlichen Eintheilung des Stoffes, ſondern ſchließt ſich den natürlichen Abſchnitten des Lebens und der fortſchreitenden Thätigkeit Goethe's an. —

Das Material, welches uns für die Betrachtung Goethe's zur Verfügung ſteht, iſt ein ſehr ausgedehntes. Hier wird, um einen Ueberblick zu geben, meine Eintheilung ſchon eine willkürlichere; aber es kommt wenig darauf an, welche Kategorien wir bilden, wenn von dieſen nur Alles umfaßt wird. Ich ſcheide den Stoff in zwei Maſſen: die eigenen und die fremden Zeugniſſe.

Nehmen wir die fremden Zeugniſſe zuerſt.

Aus der alles gewöhnliche Maaß übersteigenden Ausbreitung des Verkehres, in welchem Goethe bis zu seinem Tode mit mehreren Generationen der Mitlebenden gestanden hat, ergiebt sich, welch ein Feld zu durchforschen sei. Kaum hat während der fünfzig Jahre, während deren wir Goethe im vollen Besitze seiner Macht sehen, ein bedeutender Mann in Deutschland gelebt, dem, sei es aus persönlicher Bekanntschaft mit dem Dichter oder aus der mit seinen Werken, nicht einmal im Leben die Gelegenheit, wir können fast sagen: aufgedrungen worden wäre, zu formuliren, wie er zu Goethe stehe. Diese Urtheile, Bekenntnisse, oder in welcher Gestalt sonst man sich aussprach, sind öfter gesammelt und ganze Reihen solcher geistigen Wechselbeziehungen zum Gegenstande besonderer Untersuchungen gemacht worden; dennoch stehen wir hier noch nicht am Abschlusse auch nur der vorläufigen Arbeit und es wird, bei ununterbrochen sich mehrender Ausbeute, von vielen Seiten fortgearbeitet.

Goethe's eigene Zeugnisse dagegen sind dreierlei Art. Erstens, die Werke, als wichtigste Gradmesser für die wachsende Kraft; zweitens, die Tagebücher und Briefe, als unverfänglichste Documente für die einzelnen Tage und Stunden; drittens, die eigenen biographischen Versuche, als Beweise wie sein Leben als vollendetes Werk vor Goethe's Blicken selber stand.

Auch diese zweite Abtheilung des Stoffes bietet sich in enormem Umfange dar und ist noch bei weitem nicht völlig zu unserer Kenntniß gebracht. Goethe's Werke liegen in vielen Ausgaben vor, aber nur wenige seiner Dichtungen verfolgen wir durch alle Stadien ihrer Entwicklung. Von Briefen und Aehnlichem fehlt noch viel. Ganze Correspondenzen werden noch zurückgehalten oder liegen nur in verstümmelter Form vor*).

Das aber was wir besitzen gewährt soviel, daß es schon der Erfahrung bedarf, um sich darin zurechtzufinden. Goethe's Eigenthümlichkeit war, unabläßig über sein Thun und seine Gedanken

*) Heute (1898) sind wir viel weiter fortgeschritten.

ſich ſelbſt und Andern Rechenſchaft abzulegen. Es iſt als hätte die Natur vorausgeſehen, wie einmal jede Stunde dieſes Lebens von Wichtigkeit ſein könne, und Goethe deshalb mit ſeiner ſo außerordentlichen Fähigkeit ausgeſtattet, unſern Wünſchen hier entgegenzukommen. Goethe war das größte Reporter-Genie, Feder und Papier ſein angeborenes Werkzeug. Das Höchſte wozu ſich ſeine Begeiſterung ſteigert, wenn er, mit ſich allein und dem Eindrucke der Dinge hingegeben, nach einer Aeußerung ſeiner Gefühle ſucht, iſt — falls die Gedanken nicht zum Gedichte werden — daß er ſo treu als möglich niederſchreibt wie ihm zu Muthe ſei. Uns heute iſt die dem vorigen Jahrhundert ſo natürliche Vertrautheit mit Feder und Papier längſt in dem Maaße abhanden gekommen, daß es eines Hinweiſes auf dieſe Eigenthümlichkeit früherer Generationen bedarf. Im Momente der Empfindung ſelber ſuchte man, mit Worten nachzeichnend was man fühlte, ihren Genuß zu erhöhen. Nicht im Gedanken an Andere zuerſt, ſondern für ſich ſelber. Nicht in der Abſicht, mit dieſen Aufzeichnungen beſtimmte literariſche Wirkungen zu erzielen, ſondern nach der Feder greifend als ſei es unmöglich, zu empfinden ohne niederzuſchreiben was empfunden wird.

Solcher Seiten haben wir eine Fülle von Goethe's Hand. Manche ſeiner Werke ſind wie aus ihnen zuſammengeſetzt. Keines das nicht innere Erlebniſſe Goethe's enthielte, von den Händen ſeiner Phantaſie umgeformt, bis das Individuelle herausgearbeitet und in allgemeine Linien aufgelöſt worden iſt. Die verſchiedenen Perſonen derſelben Dichtung ſind oft immer nur Goethe ſelbſt wieder, ſo daß in manchem Dialoge Goethe nur mit ſich ſelbſt redet. Deshalb bilden Goethe's Werke, wenn ſie nicht durch indiscrete Deutung mißbraucht werden, einen ſo wichtigen Beſtandtheil des Materials für die Geſchichte ſeines Lebens. —

Mit der Betrachtung dieſes Lebens beginne ich jetzt.

Als Quelle für die Kenntniß der erſten Frankfurter Epoche hat Dr. Salomon Hirzel in Leipzig in einer vorzüglichen Zuſammen-

ſtellung alle Kategorien der eigenen Zeugniſſe Goethe's herausgegeben. Hirzel beſaß die umfangreichſte Sammlung Goethe'ſcher Drucke und handſchriftlicher Reliquien. Seine von Zeit zu Zeit als Manuſcript erſchienenen chronologiſchen Verzeichniſſe dieſer Goethebibliothek waren längſt ein unentbehrliches Hülfsmittel. Im „Jungen Goethe" ſind Briefe und Werke, beide der Zeitfolge nach geordnet, in drei Bänden gedruckt, und zwar die Werke in ihrer urſprünglichen früheſten Faſſung, während ſie heute gewöhnlich in den ſpäter von Goethe gemachten Ueberarbeitungen geleſen werden. Was bisher dem größern Publikum überhaupt kaum, in manchen Fällen Niemand als nur Hirzel allein in ſeltenen vergilbten Ausgaben und Blättern zu Geſichte gekommen war, wurde Jedermann nun zugänglich.

Hauptquelle für die Anſchauung der Kindheit und der Jünglingszeiten Goethe's bleibt jedoch neben ſelbſt dem Wichtigſten was jene authentiſchen Actenſtücke bieten könnten, Goethe's eigene Erzählung, die unter dem Titel „Wahrheit und Dichtung" in aller Welt Händen iſt. Man hat ſich an dieſen Namen „Wahrheit und Dichtung" ſo ſehr gewöhnt, daß die wieder zu verdienter Ehre gebrachte, urſprüngliche Faſſung „Dichtung und Wahrheit" nur allmälig durchdringen wird. Riemer, Goethe's Secretär, hatte die Umſtellung eintreten laſſen. Zuerſt finden wir ſie in G. von Loepers Ausgabe des Werkes wieder.

Goethe verfaßte ſeine Selbſtbiographie auf Grund unzureichenden Materials. Er war faſt ſechzig Jahre alt als er ſich ernſtlich daran machte. Sorgfältig pflegte er zu ſammeln und in Ordnung zu halten was irgend von Wichtigkeit für ſeine Erinnerung ſein konnte, und trotzdem mußte er jetzt eine ſelbſtverſchuldete große Lücke bedauern. Im Jahre 1797, vor einer, weil der Krieg dazwiſchen kam, nicht zur Ausführung gebrachten (zweiten) Reiſe nach Italien hatte er alle bis dahin an ihn gerichteten Briefe verbrannt. Uns heute erſcheint der Verluſt nicht ſo groß, da uns Goethe's eigene Briefe, die allmälig hervorkamen, zu Gebote ſtehen: allein von dieſen konnte er ſelber gewiß damals nur Weniges benutzen,

da er erſt ſpäter die Gewohnheit annahm, Abſchriften ſeiner Briefe zurückzubehalten. Was er aus uns heute unbekannten Quellen geſchöpft habe, wird ſpäter einmal das Goethearchiv offenbar werden laſſen. Die Goethe'ſchen Erben halten den Nachlaß ihres großen Vorfahren unter Verſchluß und erſchweren dadurch die auf eine genügende Ausgabe der Werke gerichtete Arbeit. Da dieſen für das Deutſche Volk ſo wichtigen Papieren auf dem bisherigen Wege nicht beizukommen war, ſo bleibt nur die Hoffnung übrig, daß Verſuche den Inhalt des Goethe'ſchen Hauſes im vaterländiſchen Intereſſe anzukaufen, ſpäter zu einem Reſultate führen*).

Was Goethe von dieſer Seite her für ſeine Arbeit beſaß, wiſſen wir alſo nicht. Dagegen läßt ſich erkennen, daß die Ereigniſſe ſeiner frühen Jugendzeiten in ſeiner Erinnerung eine mythiſche Geſtalt angenommen hatten. Wiederum aber vermögen wir doch nicht zu beurtheilen, ob die gleichſam organiſche Verwirrung hier anzunehmen ſei, welche immer entſteht wenn die Erinnerung allein über Längſtvergangenes zum Bericht veranlaßt wird, oder ob Goethe, weil er in ſeiner Biographie zugleich ein Kunſtwerk liefern wollte, abſichtlich frei mit dem Verſchieben der chronologiſchen Daten und des Inhaltes der Ereigniſſe vorging. Genug, daß ſolche Verſchiebungen ſich nachweiſen laſſen.

Es könnte nun ſcheinen, als habe Goethe aus dem Gefühle dieſer Sachlage heraus den Titel „Dichtung und Wahrheit" gewählt und der „Dichtung" deshalb die erſte Stelle gegeben.

Dem jedoch iſt nicht ſo. Nirgends läßt ſich nachweiſen, daß Goethe ſeinen Erlebniſſen etwas „zugedichtet" habe. Nirgends gewahren wir eine Verletzung des wahrhaftigen Colorits. Wo neue Quellen heute ſich aufthun, beſtätigen ſie meiſt Goethe's Erzählung. Was ſich an Irrthümern oder Umgeſtaltungen aufbringen läßt, iſt

*) Man erſehe aus der von mir verfaßten Vorrede zur Goetheausgabe der Großherzogin Sophie von Sachſen (1887) wie dieſe Hoffnungen ſich erfüllt haben.

geringfügig neben der großen Masse der mit zutreffender Richtigkeit geschilderten Ereignisse und Charaktere. Wir besitzen in Goethe's eigner Lebensbeschreibung eine Erzählung, welche durch und durch als eine wahrhaftige bezeichnet werden kann.

Allerdings klingt die Zusammenstellung der beiden Worte „Dichtung und Wahrheit" herausfordernd genug. Dies ist sogleich von den Freunden Goethe's empfunden, sowie von seinen Gegnern ausgebeutet worden und hat endlich zur Folge gehabt, daß Goethe, welcher auf dergleichen sonst nie Rücksicht nahm, sich über seine Absichten erläuternd ausgesprochen hat. An verschiedenen Stellen ist dies geschehen, so daß heute keinem Zweifel unterliegen kann, was bei dem Titel „Dichtung und Wahrheit" gemeint war: Goethe wollte sagen, daß er aus seinem Leben nur die Thatsachen zur Erzählung ausgewählt habe, welche seinem rückwärts sehenden Auge als Stufen seiner höheren Entwicklung erschienen. Indem er das Uebrige fortließ, empfing das von ihm Gewählte eine einfachere, edlere, mehr künstlerische Structur, bedurfte eigener Uebergänge und gestaltete sich in diesem Sinne zur Dichtung, der gleichwohl die Wahrheit nicht abging.

Dieses Verfahren aber hat nicht allein die Schönheit, sondern auch den Werth des Buches nur erhöht. Es ist wichtiger für uns, zu sehen, wie Goethe'n die Tage seiner Kindheit und seines Jünglingsalters im Verhältnisse zu seinem gesammten Lebenslaufe in der Seele sich abspiegeln und wo er die ersten Schritte seiner späteren Bahn erkennt, als wenn uns von ihm oder von Andern massenhaft actenmäßig sichere Notizen über seine Vergangenheit zu Gebote gestellt worden wären, aus denen heraus, durch bloße Schichtung, sich niemals ein organisches Gefüge entwickeln könnte.

Goethe, indem er sein Leben so als Dichtung und Wahrheit darstellt, giebt nur den Inhalt seiner Frankfurter Zeit. Die Erzählung reicht bis zu seiner Abreise von Frankfurt nach Weimar im Jahre 1775. Ihm däuchte es genug gethan, vielleicht auch allein möglich, in seinem Berichte bis zu dem Punkte vorzuschreiten,

wo sich das Kind zum Manne entwickelt hatte. Für die Darstellung seines späteren Lebens wählte er die annalistische Form. Er giebt nach bestimmtem Schema ausgefüllte Jahresberichte. Der Vergleich beider Methoden läßt recht erkennen, wieviel wir der früheren verdanken.

Dichtung und Wahrheit hat am meisten dazu beigetragen, den Jugendzeiten Goethe's in unseren Augen das entschiedene Uebergewicht zu geben, das heute dahin geführt hat, neben der Gestalt des ganzen, großen Goethe die des „jungen Goethe" als besondere Schöpfung in unserer Literaturgeschichte aufzurichten. Ohne Dichtung und Wahrheit würden Hirzels drei Bände kaum verstanden werden. Vielleicht wäre es gut gewesen, Goethe's Selbstbiographie dazu zu drucken. Die Briefe allein lassen uns nicht begreifen, was es bedeute, diese anfänglichen Arbeiten von alterthümlichem Gepräge wieder hervorgeholt zu haben, von denen Goethe später selbst doch feststellte, in welchen Abänderungen sie gelesen werden sollten.

Goethe's späteres Leben empfängt durch den Sonnenglanz, der aus Dichtung und Wahrheit uns entgegenströmt, einen Schleier der die Farben abschwächt. Selbst die „Italiänische Reise", in der sein Leben in den für ihn vielleicht wichtigsten Jahren mitgetheilt wird, kommt nicht dagegen auf. Soweit ich die Literaturen kenne, giebt es überhaupt nur eine einzige Arbeit, welche mit Dichtung und Wahrheit concurriren könnte: vielleicht diejenige zugleich, welcher Goethe die Methode ablernte: Jean Jacques Rousseau's „Confessions", in denen er auch nur die erste Hälfte des Lebens erzählt und in denen dieselbe wunderbare Verschmelzung des Allgemeinen und des Individuellen herrscht, die hervorzubringen großen Schriftstellern allein gelingen kann. —

Es ist bekannt, daß Goethe den 28. August 1749 in Frankfurt am Main zur Welt kam. Das väterliche Haus am Hirschgraben steht noch. Von innen und außen in veränderter Gestalt, aber durch die Gesellschaft welche es angekauft hat, in den alten

Stand geſetzt, auch mit vielerlei Reliquien angefüllt. Was die früheren Veränderungen anlangt, ſo bildet die Erzählung des Umbaues, welchen Goethe's Vater in der ſeinem Charakter entſprechenden wunderlichen Pedanterie vornahm, eine der bekannteſten Epiſoden in Dichtung und Wahrheit. Schon Goethe's Mutter verkaufte nach ihres Mannes Tode das Haus. Heute ſteht nicht einmal mehr feſt, in welcher Stube Goethe gewohnt hat.

Eine Manſardenſtube, über die freilich ſolange wir nur in ſeinem Buche darüber leſen oder nur die Briefe vor uns haben, die daraus datirt ſind, kein Zweifel bei uns walten kann. Er beſchreibt den Blick vom Fenſter aus, über den fließenden Brunnen unten im eigenen Hofe, über fremde Häuſer und Gärten hin bis zum Horizonte hinüber. Man glaubt mit die Luft zu athmen, die da zu ihm einzog, und die Wolken ſchwimmen zu ſehen, denen ſein Auge folgte. Goethe hat ſein Lebelang dieſes Bedürfniß gefühlt, von dem Orte zu ſprechen wo er ſich befand, gleichſam die Atmoſpäre zu zerlegen, die ihn umgab. Bei allen ſeinen Dichtungen iſt das Oertliche mit einer Genauigkeit beſchrieben und in Gedanken feſtgehalten, daß ſich Landkarten aufzeichnen ließen der Wege die ſeine dichteriſchen Geſtalten gewandelt ſind. Das Meer, über deſſen Wellen hin Iphigeniens Augen die Heimath ſuchen, hat ſeit Homer Niemand ſo leibhaftig vor unſern Ohren rauſchen laſſen als Goethe. Der Park, in dem der Roman der Wahlverwandtſchaften ſich abſpielt, iſt uns ſo vertraut als kennten wir alle Gänge darin. Das Haus in Frankfurt ſteht in ſolcher Wirklichkeit vor uns, daß wir uns im Dunkeln darin zu finden vermeinten. Indem Goethe ſo auf ganz materiellem Grund und Boden die Geſchichte ſeiner Kindheit aufbaut, verleiht er ſeinem Berichte darüber dieſen äußerſten Grad von Glaubwürdigkeit, mit dem ſie uns anmuthet. Und als Umgebung des elterlichen Hauſes zeichnet er mit der gleichen Sicherheit ſeine Vaterſtadt. Was wäre das alte Frankfurt heute in der Erinnerung der Menſchen ohne dieſen vornehmſten aller Chroniſten? Was Dichtung und Wahrheit

nicht enthält, das tragen Goethe's Briefe hier nach. In jeder Tageszeit, in jeder Jahreszeit führt er uns durch die Straßen seiner ehrwürdigen Vaterstadt. In der Neujahrsnacht läßt er uns vom geöffneten Fenster in die Stille herablauschen und jeden Ton uns mit durchzittern der sie durchbrach. Von der Mainbrücke herab sehen und hören wir Nachts neben ihm stehend die dunkeln Wellen ihm entgegenströmen in zweifelhaftem Mondlicht. Morgens, bei Tagesanbruch erleben wir an seiner Seite das Aufwachen des städtischen Getriebes. Goethe ist unerschöpflich in Wendungen und Wortverbindungen, um das flüchtige Gefühl, die Ahndungen des Momentes festzuhalten, in denen er solche Eindrücke aufnahm und weitergiebt.

Wir heute indessen sehen auf diese Frankfurter Dinge, auch wenn sie Goethe noch so leibhaftig vor uns hinstellt, schon aus größerer Ferne und mehr aus der Vogelperspective herab: wir fragen nach der Stellung, die die alte freie Reichsstadt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland einnahm. Goethe's Darstellung weicht für unser Auge schon zuweit zurück. Es lebt im Gedächtnisse der Menschen keine Wissenschaft mehr dieser Verhältnisse, die als Goethe schrieb Jedermann noch frisch genug im Gedächtnisse waren.

Städte sind vorübergehende historische Erscheinungen. Sie schließen sich, sie lösen sich auf. Heute, wo sich Alles zu lösen beginnt, wo dank den Eisenbahnen in Deutschland jede Stadt fast wie die Vorstadt der anderen erscheint, begreift man die Zeiten kaum, wo, umfaßt von uralten, unverrückbaren Mauern, eine Anzahl unabhängiger Republiken als fast einzige Bildungsstätten den Deutschen Boden bedeckten.

Im 13. Jahrhundert kamen diese Staaten im Staate, die Deutschen Freien Städte empor als ein Bund in politischem Zusammenhange stehender Festungen, deren jede ihr allereigenstes Gemeinwesen besaß und selbst dem Kaiser die Thore zu verschließen gesonnen war, wenn ihre Freiheiten von ihm angetastet werden würden.

Republiken haben immer auf der Herrſchaft weniger, mächtiger Familien beruht, ſo auch die der Deutſchen Freien Städte. Vom 13. bis 15. Jahrhundert läuft ihre Heroenzeit. Zerſtört wurde ihre Macht im Zeitalter der Reformation, als klar geworden war, daß die großen Gedanken nur durchdrängen, wenn an Jeden, auch den Geringſten im Lande appellirt werden könne. Zur Herrſchaft der Maſſen kam es damals nicht, wohl aber zur Herrſchaft derer, denen außerhalb der Städte die Maſſen gehorchten: der Landesfürſten.

In den Städten waren zudem die alten großen Geſchlechter erſchöpft. Ueber eine gewiſſe Anzahl Generationen halten Familien ohne Zufluß ganz friſchen Blutes niemals aus. Dieſer Zufluß verſiegte. Die große Maſſe des Volkes drängte ſich nicht mehr in die Mauern, um das zu geiſtig werdende Blut dort zu erſetzen; es erſchien vortheilhafter, Fürſten zu dienen, als Bürgern zu gehorchen.

So ſtanden die Dinge im Zeitalter der Reformation: unentſchieden in allmälig ſich vollziehender Umgeſtaltung — denn die Macht der Fürſten kam langſam auf und die der Städte war noch lange nicht gebrochen — als der dreißigjährige Krieg, dieſe furchtbare von außen her zu uns hineingetragene und künſtlich genährte Krankheit, alle die jungen Triebe unſerer Fortentwicklung welk werden und abſterben ließ.

Mir iſt die culturhiſtoriſche Bedeutung dieſes Krieges nie ſo klar vor die Seele getreten als eines Tages wo ich im vereinſamten Garten Boboli in Florenz die heute kaum mehr angeſehene monumentale Inſchrift aus jenem Jahrhundert las, der „Oeffentlichen Glückſeligkeit“ geweiht, „welche in Italien alle Künſte des Friedens habe gedeihen laſſen, während in der Ferne, draußen, der furchtbare Krieg alle Saaten des Friedens bis in die Wurzeln zertrat“. Der dreißigjährige Krieg bewirkte einen geiſtigen und phyſiſchen Stillſtand bei uns. Als der Deutſchen Wüſtenei der Frieden wieder geſchenkt worden war, fand ſich, daß man nur älter

geworden war, nichts ſonſt. Fürſtenthümer und Städte beſtanden noch, erſchöpft die einen wie die anderen nebeneinander. Langſam, langſam ſetzte ſich das Emporkommen der Landeshoheiten und das Herabkommen der Städte bei uns fort, dann aber ſtand Alles ſtill in Deutſchland. Es war als ſei es überhaupt nicht mehr möglich, daß Ereigniſſe irgend welcher Art kämen, welche die nationale Entwicklung beſchleunigten. Und ſo herrſchten in den Zeiten in die Goethe's Geburt fällt, Zuſtände bei uns, die ein Luftzug wie er heute um jede Ecke bläſt, umgeſtürzt haben würde zum niemals Wiederaufſtehen, und welche damals feſt- und fortbeſtanden, als ſeien dieſe pappernen Quaderſteine wahr und wahrhaftig aus ächtem Felſen zugehauen. Dieſe bloße Fiction eines eigenen politiſchen Daſeins iſt es, die Goethe im Bilde ſeiner Vaterſtadt Frankfurt ſo leibhaftig darſtellt als wenn wir ſie miterlebten.

Immer noch thronten um 1750 die Reichsſtädte frei, ſtolz und unantaſtbar, mit Mauern, Thürmen und Thoren. Immer noch ziehen ihre Bürger im Pompe des hergebrachten Regierungsapparates einher. Mit dem Schimmer uraltehrwürdiger Herrlichkeit war das umkleidet. Ungeheurem Bedarf an gegenſeitiger Hochachtung in allen nur denkbaren Formen wurde täglich genügt. Hochverrath, an dieſe Formen zu rühren. Dieſe gravitätiſchen Bürger aber in wirklicher Wehr und Waffen als mannhafte Vertheidiger ihrer Mauern zu denken, oder gar, ſie in den Krieg ausziehen zu ſehen, wie die Nürnberger etwa, die unter Pirckheymer zum Kaiſer als Hülfstruppen ſtießen, wäre im Traume eine Unmöglichkeit geweſen. Hartgeſotten in ihrem eigenen Fette, wie wunderliche Bäckerwaare, mit Zucker beſtreut und mit Roſinen betüpfelt, glaubten dieſe Herren ſich genugſam geſchützt, wenn ſie in den verwickelten Rechtsverhältniſſen, auf denen allein ihre Exiſtenz beruhte, die rechten Wege kannten. Die Magiſtrate ohne Initiative, die Bewohner ohne das Gefühl, daß etwas geändert werden könne. Die Idee eines politiſchen Zuſammengehens Deutſchlands, einer Bewegung im Ganzen, unfaßbar. Keine Vertretung der Intereſſen,

keine berechtigten Debatten, keine Parteien im heutigen Sinne, nicht einmal öffentliche Wünſche. Jede Stadt für ſich, jedes Haus für ſich, jeder Bewohner für ſich.

Dies muß erwogen werden, um den unſchätzbaren Werth zu bezeichnen, den das einzige in jenen Zeiten unabhängige Element bei uns beſaß: die Literatur. Es gab keine politiſche Inſtitution in Deutſchland, wo der freie, energiſche Charakter eines Mannes zur Entwicklung hätte kommen können: aber es gab bei uns „die Republik der Gelehrten“!

Nur Gelehrſamkeit und Dichtkunſt boten Gelegenheit, mit dem Volke im Allgemeinen in Berührung zu kommen. Sie einzig geſtatteten, öffentlich in Begeiſterung zu gerathen; ſich zu entwickeln Angeſichts eines erwartungsvollen, theilnehmenden Kreiſes, der damals nicht ſo unbeſtimmt und formlos wie heute den Schriftſteller umgab, ſondern disciplinirter und in reinerem perſönlichen Zuſammenhange die Männer, welche einmal das öffentliche Vertrauen erworben hatten, trug und förderte und zugleich von ihnen abhängig war.

Nun: Goethe's Geſchichte ſeiner Kindheit und Jugendzeit enthält dieſes:

Sie zeigt einen Knaben, der ſo recht im üppigſten Gartenboden des reichſtädtiſchen Weſens aufwächſt. Der von einem reichen, pedantiſchen, ängſtlichen Vater für eine behagliche Fortſetzung der eigenen Exiſtenz mit aller Abſicht erzogen und zugerichtet wird. Um den ſich, vom Heraustreten aus der erſten Kindheit an, von hundert Seiten her die gröberen und feineren Fäden herumlegen, woraus ſich die Schlingen drehen, die ein Entrinnen aus dieſer Welt von Jahr zu Jahr unmöglicher machen. Der feinerſeits aber im leiſe ſich regenden Gefühle, ſo in eine ungeheure Knechtſchaft zu gerathen, ſich loszumachen ſucht; bei dem die Sehnſucht nach Freiheit immer ſtärker wird, der immer kräftiger ſich losreißen will und nur immer tiefer zurückſinkt. Bis endlich im letzten Momente, wo es uns, die wir die Dinge werden ſehen, ſelber faſt unmöglich ſcheint, daß eine Befreiung noch gelingen könne, er mit einem gewaltigen Rucke den-

noch durchbricht und indem er seine Vaterstadt für immer verläßt, in eigener Wahl den Boden sucht und findet, auf dem eine seiner Natur entsprechende Entwicklung möglich wird.

Diesen Proceß als den Inhalt seines Jugendlebens gezeigt zu haben, schien Goethe das Wichtigste. Seine späteren Erlebnisse haben mit dieser ersten, großen Katastrophe nichts gemein. Dies der Grund, weshalb Dichtung und Wahrheit an dem Punkte abbricht wo Goethe's Frankfurter Schicksale ihr Ende erreichen.

Goethe's Vater war Kaiserlicher Rath. Er hatte sich diese Würde verschafft, um den Glanz dadurch zu ersetzen, der ihm in Betreff städtischer Vornehmheit den ganz alten Frankfurter Patriciern gegenüber abging. Seine Familie gehörte nicht zu den allervornehmsten. Durch Kriegk's Veröffentlichungen über das Frankfurter Leben in Goethe's Jugendtagen ist in diese Verhältnisse kürzlich neues Licht gebracht worden. Goethe's Vater stand den städtischen Aemtern fern, die Verwandten der Mutter aber waren Schöffen und Schultheißen: dem Sohne sollte nun zufallen was dem Vater versagt blieb. Die andern Kinder waren sämmtlich früh gestorben: Wolfgang und seine Schwester Cornelia blieben als die einzigen den Erziehungskünsten des Vaters anheimgegeben, den nur dies einzige Interesse noch belebte. Sie wuchsen in einer Bewachung auf, die den Kindern heute selten zu Theil wird. Mit einer Beaufsichtigung wurde der junge Goethe erzogen, welche heutige Söhne in Schrecken setzen würde. Nicht mit Strenge, sondern mit unablässigem Aufpassen. Keine Staatsgewalt hätte sich damals anmaaßen dürfen, anzuordnen, was mit Kindern, in einigen Hauptsachen wenigstens, zu geschehen habe, so daß, wie heute der Fall ist, ein gewisses Quantum frischer Luft von Staatswegen in jede Kinderstube hineingepumpt worden wäre. Goethe beschreibt, unter wie wunderbar sich kreuzenden Einflüssen er geistig so emporkam. Im warmen Schooße der Familie empfindet er keinen Hauch der rauhen Wirklichkeit, wie die etwa war, unter deren Windstößen Schiller sich in die Höhe arbeitete. Keine Spur der Dürftigkeit Lessings, oder der

jämmerlichen Armuth Winckelmanns, die, bei jedem Wetter unter freiem Himmel, hier und da ausnahmsweise nur einem milden Sonnenstrahle begegnen. Bei Goethe die Gaben der Welt im Ueberflusse. Mit diesem Ueberflusse aber eine Beraubung der persönlichen Freiheit verbunden, gegen die, weil sie wie feiner Aether Goethe's ganze Existenz umhüllte, kein Widerstand möglich war. Goethe, in vielen Dingen mit seiner Schwester zugleich unterrichtet, wird fast mehr auf den Umgang mit Frauen als auf den mit Männern vorbereitet. Inmitten des allmächtigen Stadtklatsches, welcher damals Zeitungen und öffentliches Leben ersetzte, lernt er sich von früh ab als geschulter Diplomat zwischen den Häusern bewegen, mit denen seine Verwandtschaft ihn in Berührung brachte. Er dringt in die Intimität der vielen Originale ein, welche in abgelegenen Ecken hangend sich in seltsam selbstgezogenen Kreisen bewegen, in die keine Hand hätte hineingreifen dürfen. Er durchstöbert die Winkel der Stadt, lernt mehr und mehr den gesammten Organismus kennen, als dessen Theil er sich selber betrachten mußte: zu natürlich, daß dieser Kenntniß allmälig die Einsicht entspringt, daß ihm selber doch auch nur beschieden sei, früher oder später als activer Mitarbeiter dies wunderliche Wesen fortsetzen zu helfen. Was denn irgend Anderes konnte das Schicksal mit ihm vorhaben? Wo denn anders konnte ihm eine Zukunft bereitet sein als in Frankfurt? Deutschland fehlte der gegebene Punkt, der ein junges Talent mit geheimer unwiderstehlicher Kraft angezogen hätte. Wir besaßen kein Paris, wohin Corneille, Racine, Molière, gleichgültig woher sie kamen, sich wandten als ihre Zeit gekommen war, kein London, wohin Shakspeare aus Stratford ging, kein Berlin, das heute die jungen Talente an sich zieht. Welche Stadt hätte einen reichen Bürgersohn damals von Frankfurt auf die Dauer fortlocken können? Wien lag weit ab: eine katholische, halb italiänische, spanische Residenz. Berlin war arm und erschien ferner damals von der reichen Mitte Deutschlands als heute Petersburg. Und so sehen wir Goethe mit sechzehn Jahren zum Rechtsstudium nach

Leipzig abfahren und sein Lebensplan ist bereits in alle Zukunft hinein festgestellt. Er wird Doctor werden, wieder nach Hause kommen, Advocat werden, eine reiche Patriciertochter heirathen, in städtische Aemter allmälig hineinaltern, dann seines Vaters Haus übernehmen und hoffentlich, wenn er stirbt, einmal Bürgermeister gewesen sein.

Wir lesen in Dichtung und Wahrheit und finden es in dem aus diesen Jahren nur sparsam erhaltenen Briefwechsel Goethe's bestätigt, daß er als Leipziger Student nicht viel mehr that, als das in Frankfurt begonnene enge Leben fortzusetzen. Freilich flossen die Elbe und die Pleiße durch ein anderes Land als die Gelände waren, durch welche Main und Rhein gingen. Alles war anders in Leipzig, und doch völlig das Gleiche! Auch auf der urehrwürdigen Universität herrschte nur ein von Ehrfurcht schützend umbautes Fortvegetiren. Allerdings berührte die allgemeine geistige Bewegung, welche von Frankreich ausgehend Europa mit einer ersten leisen Bewegung hier und da ins Zittern brachte, auch Leipzig. Lessing und Herder arbeiteten bereits und machten Aufsehen in Deutschland. Hauptpersonen in Leipzig blieben aber doch Gellert und Gottsched, als die beiden Orakel, von denen der Student, der Literatur hören wollte, seine Gedanken zu erwarten hatte. Gottsched, der pedantische, gedankenlose Vertreter der älteren französischen Bildung, von Goethe in seiner frechen Grandezza köstlich dargestellt; Gellert, alt und unbeweglich, ein feiner Mann, der das Neue mit offenen Augen verfolgte, aber es, selbst indem er es nachahmte, nicht verstand. Gellert hat seine altväterisch angelegten Lustspiele in der neuen Form der weinerlichen Comödie geschrieben und eine lobende Rede auf dieselbe gehalten, er hat sogar in seinem Romane „Die schwedische Gräfin" etwas ganz Tolles verfaßt, das mit den neuesten Sensationsromanen um den Preis streiten könnte. Und doch ist Alles bei ihm veraltet. Ich hatte für Gellert eine besondere persönliche Verehrung. Er war der Lieblingsschriftsteller meiner guten seligen Mutter, die mir seine Lieder zumal immer wieder eindringlich anempfohlen hat. Ich habe seine

Schriften früh zum Geschenke erhalten, sie für's deutsche Wörterbuch excerpirt und genauer kennen gelernt als sonst der Fall gewesen wäre: ich kann mir doch nicht helfen, in Gellerts Charakter die Mischung von Wohlwollen und Freundlichkeit mit Unterwürfigkeit und Trockenheit und die Abwesenheit eines freien Gedankenfluges unerträglich zu finden. Goethe verehrte Gellert, ist ihm aber niemals näher getreten. Es verdroß ihn, daß Gellert in seinen Literaturvorlesungen die neueren Schriftsteller, zu denen die Jugend damals aufsah, überging als wären sie nicht da. Dagegen verdankte er Gellert den Hinweis auf Verbesserung der eigenen Handschrift, welche Gellert von seinen Zuhörern verlangte, weil eine höhere Selbstachtung der eignen Person in dieser Sorgfalt liege. Goethe war solchen Ermahnungen zugänglich. Wie bei ihm trotz allen Lebensgenusses das Achthaben auf die Regelung seines inneren Lebens stets hervortrat, das sich in strengreligiösen und freimaurerischen Neigungen schon in früher Jugend äußerte. Sein ältester Brief, aus dem Jahre 1764, Nr. I bei Hirzel, enthält die Bitte um Aufnahme in eines der Bündnisse, welche damals bei uns aufkamen und deren Zweck die „Tugend" war. Dieses Wort das heute, obgleich es an seinem Adel nichts eingebüßt hat, dennoch einer gewissen an Inhaltslosigkeit gränzenden Allgemeinheit wegen immer seltener gebraucht zu werden pflegt, war damals prägnanten Inhaltes voll und bezeichnete im thätigen, strebenden Sinne das höchste geistige Gut das dem gebildeten Menschen erreichbar dünkte.

Goethe also sehen wir in Leipzig das gewohnte kleinstädtische Treiben fortsetzen. Es herrschte dort, gehoben vom Abglanze des Dresdener königlichen Hofes, zugleich aber als ächte, einheimische Specialität, die Leipziger „Galanterie". Die Studenten konnten nicht roh umherlaufen wie die Renommisten in Jena und Halle. Goethe bequemte sich diesem feineren Leben an. Suchte, woran er gewohnt war, Häuser, in denen man behaglich aus- und einging. Hatte seine weiblichen Bekanntschaften und Liebesverhältnisse. Huldigte in dem was er dichterisch producirte dem herrschenden Ge-

ſchmacke und kam endlich nicht viel anders zu Hauſe wieder an als er gegangen war.

Shakſpeare's Dramen ſind von Goethe in Leipzig bereits bewundert worden: Einfluß auf ſeine dortigen eigenen Arbeiten aber hat er ihnen nicht gegönnt. Er nennt damals ſchon Wieland und Shakſpeare ſeine Lehrmeiſter in der Poeſie: in Wahrheit aber dichtet er ſelbſt als ächter Schüler Gottſcheds und Gellerts. Er beginnt eine Ueberſetzung des „Menteur" von Corneille. Er ſchreibt in Alexandrinern „Die Mitſchuldigen", deren frühere (wenn auch nicht allerfrüheſte, noch ungedruckte) Form Hirzel zuerſt mittheilte. Rührte das Stück, für welches Goethe ſeltſamer Weiſe ſein Lebelang eine gewiſſe Zärtlichkeit behalten hat und das er gern vorlas, nicht von ihm her, ſo würde heutzutage ſchwerlich Jemand vermocht werden können, es durchzuleſen.

Als Anfänge ſeiner lyriſchen Dichtung ſchrieb er dagegen eine Reihe kleiner Lieder, die als Unterlage muſikaliſcher Compoſitionen das Erſte geweſen ſind was von Goethe im Buchhandel erſchien und bei denen nicht zu verwundern wäre, wenn für jedes Einzelne ein franzöſiſches Original nachgewieſen würde. Ihrerzeit ſind ſie kaum beachtet worden, fanden auch bei Goethe's näheren Freunden nur bedingt gnädige Aufnahme. Er hat ſie, ſoweit ſie unter ſeine geſammelten Gedichte aufgenommen wurden, ſpäter ſtark überarbeitet. In dieſen kleinen Sachen, meiſt „galanten" Inhaltes, offenbart ſich zuerſt Goethe's entzückendes Talent, mit ein paar ſimplen Worten oder Wortverbindungen ein Gefühl zugleich leiſe anzudeuten, zu erſchöpfen und doch wieder als unerſchöpflich zu geben.

Recht auffallend tritt Goethe's Abhängigkeit vom franzöſiſchen Geſchmacke in der äußeren Form ſeiner damals geſchriebenen Briefe hervor. Einige ſind geradezu franzöſiſch abgefaßt — auch franzöſiſche Verſe von Goethe's Mache laufen dabei unter — alle aber in Dispoſition wie Gedanken im Tone des damals herrſchenden franzöſiſchen Tändelſtyles gehalten, der ſo mächtig war, daß ſelbſt Voltaire und Friedrich wo ſie von den ernſteſten Dingen reden über dieſe

Manier ſich nicht zu erheben vermögen, weil ſie die einzige war die ſie kannten. Goethe leiſtet darin nicht einmal Beſonderes. Ihre Lectüre wirkt ſo niederſchlagend, daß die aus Dichtung und Wahrheit in ſo lieblicher Schilderung herausleuchtenden Figürchen der Leipziger Mädchen und jungen Damen, denen Goethe's Huldigung beſonders zu Theil ward, Angeſichts dieſer Briefe einen nachträglichen Zuſatz von Kleinlichkeit, Gewöhnlichkeit und Langweile erhalten, den ſie freilich auch für Goethe ſelber bald genug empfingen. Sieben Jahre nach ſeiner Studienzeit kam er wieder nach Leipzig und ſah das dortige Weſen mit ungemein ernüchterten Augen an.

Goethe's Leipziger Tage haben in Otto Jahn und Freiherr von Biedermann ihre Hiſtoriographen gefunden. Hirzels Sammlungen wurden von Jahn zum erſten Male recht ausgiebig einem hier ſehr berechtigten Localpatriotismus dienſtbar gemacht. Das Buch, mit hübſchen Lithographien geziert, erregte bei ſeinem Erſcheinen lebhaften Antheil und gab wohl den erſten Anſtoß zu der faſt in eine Art Cultus ausgearteten Werthſchätzung der vorweimariſchen Zeiten Goethe's auch was ihn als Schriftſteller anlangt. Es läßt ſich dieſe Begeiſterung mit der Vergötterung der erſten Zeiten Raphaels in Perugia und Florenz vergleichen. Aber erwägen wir wohl: hätten Goethe und Raphael vor Weimar und Rom abgebrochen, ſo würde wenig von ihren Jugendarbeiten, wie überhaupt von ihnen heute wenig die Rede ſein. Wer in den anfänglichen Werken eines großen Künſtlers zuſehr bereits den großartigen Inhalt der ſpäteren Meiſterwerke nachweiſen will, der nimmt der Kraft der reifen Jahre des Mannes, die allein doch das Vollendete zu ſchaffen vermag, einen Theil ihres Ruhmes. Goethe's Jugendwerke können wir nur im Zuſammenhange mit ſeiner geſammten Thätigkeit richtig abſchätzen; ſie müſſen ſich gefallen laſſen von den Arbeiten ſeines reifen Alters in Schatten geſtellt zu werden.

Bekanntſchaften von entſcheidender Wichtigkeit für ſein ſpäteres Leben hat Goethe in Leipzig nicht gemacht. Drei Jahre brachte er

dort zu, war ganz heimisch geworden und gedachte wohl, als er im Beginn der Herbstferien 1768 zum ersten Male wieder nach Hause ging, nach Leipzig zurückzukehren. Er machte sich zumeist deshalb fort, scheint es, weil ihm sein unregelmäßiges Leben einen Blutsturz zugezogen hatte, dessen Folgen an Ort und Stelle nicht weichen wollten. Krank und in trüber Stimmung kam er bei seinem Vater wieder an. Nicht einmal tüchtig Jura hatte er getrieben. Monatelang mußte er dasitzen, ehe soviel Gesundheit wieder gewonnen war, um die Studien, wie nun gutbefunden wurde, in Straßburg fortzusetzen. Eine Reise nach Paris, auch wohl nach Italien, wo der Vater gewesen war, sollte den Abschluß bilden.

Den 19. October 1765 war Goethe in Leipzig inscribirt worden, den 28. August 1768 reiste er nach Hause wieder ab. Den 2. April 1770 geht er nach Straßburg. Er war schon über zwanzig Jahre alt.

Jetzt erst beginnen die Zeiten, wo jedes Wort aus Goethe's Feder ein Denkmal von historischer Wichtigkeit für uns wird. Jetzt auch, zum ersten Male in seinem Leben, begegnet er einer einem Menschen, von dem er fühlte, daß er mehr sei als er.

Um den Namen dessen gleich zu nennen, der von allen Genossen Goethe's den nachhaltigsten Einfluß auf ihn gehabt hat: Goethe traf mit Herder in Straßburg zusammen.

Dritte Vorlesung.

Leben in Straßburg. — Herder. — Die „Neuen Ideen“ des achtzehnten Jahrhunderts.

Wie Goethe's Leipziger Leben sind auch seine Straßburger Erlebnisse Gegenstand localpatriotischer Schriftstellerei geworden. Er selbst berichtet über die kurze Zeit mit liebevoller Ausführlichkeit.

Wieder wird gleich mit beiden Beinen in den Ueberfluß des Daseins hineingesprungen. Der Gasthof „zum Geist“ steht zwar nicht mehr, in dem Goethe abstieg, den Weg von da zum Münster aber, wohin sein erster Gang war, kann Jeder heute, ziemlich wohl an denselben alten Häusern vorüber, ihm nachgehen. Viele Tausende haben seitdem auf der Plattform des Thurmes oben Goethe's eingemeißelten Namen gelesen und seiner gedacht indem sie das herrliche Land weit hin überschauten gleich ihm, und dann wieder in die Häuser der „verzerrten Stadt“ hinabsahen, welche damals noch so gut Deutsch war, daß man sich in ihr kaum außerhalb seines Vaterlandes fühlte.

Goethe's Bedürfniß, Menschen zu sehen und die Welt in wechselnder Verwirrung um sich brausen zu hören, führte ihn rasch in mannigfachen Verkehr hinein. „Mein Leben“, heißt es in einem seiner Briefe, „ist wie man im Schlitten fährt, flüchtig und klingelnd, aber ebenso wenig fürs Herz als es für Auge und Ohren viel ist.“ Fünf Jahre später, als er zuerst nach Weimar kam, braucht er genau dasselbe Bild. Niemals in seinem langen Leben ist Goethe'n

dieſe Schlittenbahn verſagt geblieben. Immer iſt es mit Sang und Klang vorwärts gegangen bei ihm, ein vollzähliges Gefolge war ſtets um ihn her, das er beherrſchte und von dem er ſich beherrſchen ließ. Goethe iſt darin wie ein Fürſtenkind erzogen worden, um die auch, wenn es mit rechten Dingen zugeht, vom erſten Eintritte in die Welt gleich ein Gedränge von Menſchen zu thun hat, deren Gegenwart niemals ein Ende nimmt.

Dieſes Straßburger Leben, vom Geſichtspunkte der Schlittenfahrt aus betrachtet, hat Goethe ſo ſchön geſchildert, daß ſeine Darſtellung für die Stadt denſelben Werth einer Chronik hat wie dies bei Frankfurt und Leipzig der Fall iſt. Heute beobachten wir bei den beinahe ganz franzöſiſch gewordenen gebildeten Claſſen mit zweifelnden Blicken den Anfang einer Rückkehr zu Deutſcher Art: damals, im Gegentheil, begann erſt der Uebergang aus ächt Deutſchem in franzöſiſches Weſen, den die erſte Revolution dann beſchleunigte. Im alten franzöſiſchen Königreiche waren die Provinzen ſcharf getrennt unter ſich. Niemand wäre es damals überhaupt eingefallen, das Elſaß für franzöſiſches Land zu nehmen: die elſaßiſchen Soldaten hießen les troupes allemandes de Sa Majesté und die Elſaßer les sujets allemands du Roi de France. Goethe hatte durchaus das Gefühl, auf einer Deutſchen Univerſität weiterzuſtudiren, und keine Seele hätte in Frankfurt ſpäter etwa den „Straßburger Doctor“ beanſtandet.

Goethe läßt dem franzöſiſchen und dem Deutſchen Elemente gleiche Vorliebe zu Theil werden. Er beſchreibt auf das Liebenswürdigſte die Familie ſeines franzöſiſchen Tanzlehrers und nicht minder anmuthig die Tracht der Deutſchen Bürgermädchen: das knappe Mieder und die Nadel im Haar. Er ſchildert den feſtlichen Durchzug Marie Antoinettens, der blutjungen Gemahlin des Dauphins. Er ſtellt uns in das wunderliche Univerſitätsweſen mitten hinein, deſſen allerletzte Reſte heute in die neubegründete Univerſität wieder hineingeknetet werden mußten. Er läßt, wie bei Frankfurt und Leipzig, ſozuſagen keinen Winkel Straßburgs undurchkrochen

und unbeschrieben und macht uns vertraut mit dem damaligen Zustande als wäre man dabei gewesen und hätte man die Straßburger Straßenluft von 1770 selber eingeathmet.

Er beschreibt die Tischgesellschaft in welche er eintrat. Ein Paar alte Jungfern, Lauth mit Namen, kochten für eine Anzahl Leute aus verschiedenen Ständen und Lebensaltern. Obenan saß der Actuar Salzmann, so etwa der Gellert Straßburgs, ein trefflicher, untadeliger, älterer Herr (geboren 1722), stadtbekannt und durch seine bürgerliche Vorzüglichkeit der Mann des allgemeinen Vertrauens, auch, obgleich ihm eigentliche literarische Verdienste abgehen, aus der Literaturgeschichte nicht gut auszuweisen. Sein Briefwechsel mit Goethe, welcher auf der Straßburger Bibliothek lag, ist beim Bombardement mit zu Grunde gegangen.

War Salzmann der respectabelste von Allen, so war der genialste Lenz, allerdings erst später hinzutretend, als Mentor zweier junger Livländer vom Adel. Lenz ist unter den Freunden Goethe's der gewesen, den er am freiesten als Dichter und seines Gleichen neben sich anerkannte und der ihm nachher am meisten Noth gemacht hat. Der biederste von Allen aber war Lerse, dem Goethe im Götz ein Denkmal gesetzt hat, wenn schon in der ersten Fassung des Stückes aus dem schlanken, blauäugigen Theologen ein kleiner Kerl von Reitersknecht mit schwarzen Augen geworden ist. Möglich, daß Lerse selbst reclamirte, denn, obgleich die schwarzen Augen geblieben sind, hat Goethe doch in der zweiten Fassung des Stückes aus dem „kleinen" einen „stattlichen" Mann gemacht. Lerse ist nicht alt geworden, er starb 1800 als Lehrer an der Militärschule zu Colmar.

Ferner saß da Leopold Wagner, der Erste, der an Goethe, dessen Meinung nach, einen literarischen Diebstahl vollführte, indem er den Gedanken des Faust in seinem Drama „Die Kindermörderin" ausbeutete, ein Stück, das leidenschaftliche, höchst lebendig geschriebene Scenen und so wenig Aehnlichkeit mit Faust hat, daß wir heute ohne Goethe's ausdrückliche Constatirung des Plagiates kaum darauf

kommen würden. Es iſt geglaubt worden, Goethe habe ſich im Fauſt ſelber an Wagner dadurch rächen wollen, daß er Fauſts Famulus den Repräſentanten beſchränkter pedantiſcher Gelehrtenweisheit, Wagner nannte, allein Fauſts Genoſſen Wagner finden wir ſchon im alten Puppenſpiele. Leopold Wagner iſt Goethe auch ſonſt noch literariſch in die Quere gekommen. Er iſt der einzige, der Goethe ſpäter einmal dazu gebracht hat, in literariſchen Dingen eine öffentliche Berichtigung abzugeben.

Als der geiſtig bedeutendſte der Geſellſchaft war Jung, nach ſeinem Schriftſtellernamen Stilling meiſt Jung-Stilling genannt. Seine Selbſtbiographie wird immer eines der Bücher bleiben, das geleſen zu haben Niemand gereuen kann. 1740 geboren, hatte er ſich vom Bauernjungen zum Schneidergeſellen, Schullehrer und endlich zum Profeſſor und berühmten Augenarzte aufgearbeitet. Jung lebte ganz in der Idee. Er iſt einer der Hauptvertreter des zu Ende des vorigen Jahrhunderts weitverbreiteten Pietismus, deſſen Anhänger in directem Verkehr mit den weltregierenden Mächten zu ſtehen glaubten. Goethe hat dieſem Weſen von Kind an nahe geſtanden und iſt erſt durch die Erfahrungen die er mit Lavater machte gründlich davon geſchieden worden. Dennoch waren es nur die Perſonen und nicht die Sache, von der er ſich abwandte. Fräulein von Klettenberg, die auf ſeine Jugendentwicklung ſo großen Einfluß hatte und deren Andenken ihm ſein Lebelang theuer blieb, iſt die reinſte und edelſte Repräſentantin dieſer Richtung des Chriſtenthums, die durch die franzöſiſche Revolution ſo völlig bei uns vernichtet worden iſt, daß die zurückgebliebenen Reſte keinen Begriff ihrer früheren Bedeutung geben. Eher würde der heutige Geiſterverkehr der Spiritiſten in England und Amerika damit zu vergleichen ſein, waltete nicht der bedeutende Unterſchied ob, daß, dem ganzen geiſtigen Zuſchnitte des vorigen Jahrhunderts entſprechend, ſtatt der proſaiſchen Rohheit, mit der dieſe Dinge jetzt betrieben werden, die Zartheit, welche ein Kennzeichen des europäiſchen Lebens vor der franzöſiſchen Revolution iſt, auch hier ſich geltend machte.

In Jungs Lebensbeſchreibung findet ſich eine der früheſten Aeußerungen eines Gleichzeitigen über Goethe als jungen Mann. Jung beſchreibt die erſte Begegnung mit ihm, Krämergaſſe 13, wo die Damen Lauth reſidirten. Er hatte ſich mit einem Freunde bei guter Zeit dort eingefunden, ſie waren die Erſten an dieſem Tage und ſahen die Eßgeſellſchaft allmälig eintreten. „Beſonders kam Einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und ſchönem Wuchſe, muthig ins Zimmer.“ Dieſer fiel ihnen ſogleich auf. „Das muß ein vortrefflicher Mann ſein“ bemerkte Jungs Begleiter leiſe zu dieſem. Jung gab das zu, meinte aber „ſie würden viel Verdruß mit ihm haben, weil er ihn für einen wilden Cameraden anſah.“ Der Andere fügte dem noch hinzu: „Hier iſt's am beſten, daß man vierzehn Tage ſchweigt.“

Man nahm von den beiden Neuen keine Notiz, nur daß Goethe zuweilen „ſeine Augen zu ihnen hinüberwälzte.“ Bald aber bot ſich die Gelegenheit mehr zu thun. Einer von der Tiſchgeſellſchaft, ein Mediciner aus Wien, führte die Scene herbei. Jung trug eine alte runde Perrücke, die er aus Sparſamkeit aufs letzte Haar ausnutzen wollte, und der Wiener warf mit einem Blick auf dieſes Stück die Frage auf: ob Adam im Paradieſe wohl eine runde Perrücke getragen habe. Jetzt fuhr Goethe in einer Weiſe dazwiſchen, die ihn ſofort zu Jungs Freunde machte, was er immer geblieben iſt. Goethe hat Jungs Selbſtbiographie herausgegeben.

Der Actuar Salzmann war der Stifter der „Deutſchen Geſellſchaft“, in welche Goethe eintrat. Goethe war mit der Idee nach Straßburg gegangen, ſich dort im Franzöſiſchen recht zu befeſtigen und ſich in Paris endlich den letzten Schliff zu geben. Er beſchreibt, wie dieſe Pläne gekreuzt wurden. Die franzöſiſche Literatur erſchien ihm geſchmacklos, es kam über ihn und ſeine Genoſſen als eine neue, unerwartete Erfahrung. Das Gefühl daß die franzöſiſche Literatur alt und abgelebt ſei, erfüllte die jungen Leute ohne daß damit politiſche Gedanken heutiger Art verbunden geweſen wären. Sie wußten ſelbſt nicht, unter welchem Einfluſſe ſie hier ſtanden. Rouſſeau's

berühmter Contrat social, der damals die Welt erregte, war ihnen eine gleichgültige Lectüre, aus der sie nichts zu ziehen verstanden. Dagegen wurde Shakspeare verehrt, dessen Kraft und Ursprünglichkeit Alles zu übertreffen schien was die gesammte Literatur sonst darbot.

Das waren die Anfänge der Straßburger Zeit. Von vielen Seiten strömte Goethe zu was das gewöhnliche Leben an Vortheilen für den mit sich bringt, der mit Geld gut versorgt, mit Empfehlungen versehen und von der Natur reich ausgestattet ist. Wie sehr aber zu all solchem Ueberflusse dennoch besondere Fügungen hinzutreten müssen, wenn die günstigen Bedingungen die es gewährt wirklich nutzbar gemacht werden sollen, das zeigte sich auch hier. Es mußte erst der Mann kommen, der Goethe die Welt als lebendiges Ganzes erkennen ließ, der ihm zeigte wohinaus der Weg ginge für dieses Ganze und wo der Einzelne einzugreifen habe, um an der großen Arbeit sich zu betheiligen, deren Resultat wir den „Fortschritt der Menschheit" nennen.

Das Goethe zu gewähren, war Herder vorbehalten, der im Herbste 1770 in Straßburg erschien.

Wir sind heute daran gewöhnt, Herder als Einen von denen zu betrachten, die nur das Piedestal umgeben, auf dessen Höhe Goethe allein steht. Als Herder und Goethe in Straßburg zusammentrafen, war es bald Goethe's höchster Wunsch, nur als Planet Herder umkreisen zu dürfen. Was Herders Laufbahn gefehlt hat, ist bereits gesagt worden: die zweite Hälfte seines Lebens gewährte ihm nicht, in breitem Besitzthume des Gewinnstes der ersten Hälfte froh zu werden. Und für diese erste Hälfte war er doch so wunderbar ausgerüstet worden. Einmal, die Entbehrungen wurden ihm zu Theil, die in der Jugend überwunden zu haben, energischen Naturen ein fast nicht zu missender Theil der Erziehung ist. Die Einsamkeit und Verlassenheit, die alle Kräfte des Widerstandes im Menschen entwickelt, ohne die das Zurückziehen auf sich selbst und die stoische Tapferkeit und Gleichgültigkeit gegen die Launen des äußeren Lebens

kaum erlangt werden kann, deren leidenschaftliche Naturen bedürfen, um ihren Weg sicher innezuhalten. Als bestes Geschenk des Schicksals aber wurde Herder früh ein Freund gegeben, dessen Lehren ihm zu einer Zeit, wo man sie aus sich selbst noch nicht findet, würdige Probleme lieferte, an denen seine Arbeitskraft sich erproben konnte.

Herder kam 1744 in Mohrungen zur Welt. In einer „nicht dürftigen, aber von trüber Mittelmäßigkeit" befangenen Familie. Mit zwanzig Jahren, wo Goethe noch planlos und unfertig im väterlichen Hause saß, hatte Herder längst die Studentenjahre hinter sich und (1766) auf Grund seiner „Fragmente zur Deutschen Literatur" als berühmter Schriftsteller eine Predigerstelle in Riga erhalten.

Während seiner Studienzeit (1762—1764) hatte er in Königsberg den Mann kennen gelernt, der zuerst seinem Geiste die Richtung auf die höchsten Ziele gab, Hamann. Es ist schwer über Hamann zu reden. Er steht zusehr außerhalb der großen Linien, in denen man die Männer der Vergangenheit aufmarschiren läßt um sie zu überblicken. Hamann muß studirt werden, es läßt sich wenig Vorläufiges, Allgemeines, Andeutendes über ihn sagen. Man hat ihn den „Magus des Nordens" genannt. Goethe sagt, man werde seine Schriften einst wie die sibyllinischen Bücher lesen. Hamann sucht seine Gedanken gleichsam zu philosophischen Zauberformeln zu machen. Das Wesen einer Zauberformel ist, daß sie mit Worten, die unverständlich oder unzusammenhängend erscheinen, eine plötzliche Wirkung ausübt. Hamann hat Seiten geschrieben, die uns sofort ergreifen, mit der höchsten Erwartung erfüllen und uns nicht loslassen, und deren Sinn doch erst allmälig uns aufgeht nachdem wir sie einigemale durchgelesen: ihr letzter Inhalt erschließt sich dann als erhellte eine plötzlich eintretende Illumination die Worte. Wer Hamann einmal so kennen lernte, theilt ihm seinen Rang unter den Höchsten zu, und immer wieder treffen wir bedeutende Gelehrte an, welche Hamann ihre volle Arbeitskraft widmen.

Kaum begreiflich ist seine äußere Existenz. Er war des Brotes wegen Beamter in untergeordneter Stellung, lebte in fortwährenden

Bedrängniſſen und zeigt in ſeinen Handlungen eine Miſchung von Hartnäckigkeit und Nachgiebigkeit, für die heute die Vergleiche fehlen. Er faßt alle Erſcheinungen in ihrer Tiefe. Einem feurigen, jugendlichen Geiſte wie dem Herders konnte nichts Förderndereſ zu Theil werden, als in den entſcheidenden Jahren der Umgang mit einem ſolchen Geiſte.

Der große Kritiker in Deutſchland war damals Leſſing: Herders Kritik ſchlug einen neuen Ton an. Leſſing kannte nur die eine Taktik, mit gefälltem Bajonette dem Gegner auf den Leib zu gehen. Er macht keine Gefangenen: wenn die Arbeit vorüber iſt, iſt auch von ſeinem Gegner nichts mehr übrig. Herder dagegen greift gar nicht an. Er ſucht ſeinen Gegner, indem er von allen Seiten mit Gedanken auf ihn eindringt, zum Rückzuge zu bewegen. Er iſt unerſchöpflich in ſeinen Wendungen. Heute ſteht er weit im Nachtheile gegen Leſſing, deſſen ſcharfe, kurzangebundene, aufs Ziel dringende Sprachweiſe nichts von ihrer anfänglichen Verſtändlichkeit verloren hat, während Herders üppige, in ſich verwickelten Perioden, ſeine eigenthümlichen Verſuche, ſich eine eigne Sprache zu ſchaffen, in der neue, ſeltſame Worte und Wortverbindungen zur Anwendung kommen, fremdartig und veraltet erſcheinen. Herder war ein Dichter und ein Theologe. Er wollte überzeugen und beherrſchen, aber Niemand verwunden. In der Tiefe ſeiner Seele lag ein ruhiger Spiegel, in dem die Geſchichte der Menſchheit ſich als Kunſtwerk abzeichnete. Die Schönheit und die Kraft ſeiner Sprache zeigt ſich da am reinſten, wo ſie in begeiſterter Anſchauung der Dinge den treffendſten Ausdruck der Sprache gleichſam abringt, während ſie trübe wird ſobald er ſich in Streit einläßt, was leider im Fortgange ſeiner Entwicklung mehr und mehr der Fall geweſen iſt.

Herder hatte 1769 eine neue Schrift herausgegeben, die ſeinen Ruhm vermehrte. „Die kritiſchen Wälder“, neue Fragmente eines Glaubensbekenntniſſes, das die ſittliche Welt umfaßte. Auf beinahe abenteuerliche Weiſe war er dann nach Straßburg verſchlagen worden. Er hatte ſein Amt aufgegeben und war zu Schiffe

von Riga nach Frankreich gegangen. Herausgeriſſen aus dem bisherigen Zuſtande und auf der Entdeckungsreiſe nach einer neuen Exiſtenz, ſeinen Gedanken überlaſſen im Anblicke des unendlichen Meeres das ihn umgab, ſchrieb er damals nieder was ihn bewegte, indem er den Horizont ſeines Wiſſens, ſeiner Erfahrungen, ſeiner Erwartungen um ſich durchmeſſend ſich klar zu werden ſucht, wieweit ſeine Blicke reichten. Dieſe Blätter ſind lange nach ſeinem Tode erſt gedruckt worden, ſie geben den beſten Begriff ſeiner grandioſen Weltanſchauung, ſie enthüllen einen ſcharfblickenden, umfaſſenden Geiſt, und eine Macht die Sprache zu gebrauchen die in Erſtaunen ſetzt wenn man bedenkt, wie wenig damals unſere Mutterſprache ſolche Betrachtungen auszuſprechen geeignet war. Man muß das im Auge haben, um die Maſſe franzöſiſcher Fremdwörter richtig zu beurtheilen, welche Herders wie Leſſings Schriften erfüllen, ſelbſt bei Schiller und Goethe noch in ſo großem Maaße anzutreffen ſind und deren Verſtändnis uns unentbehrlich iſt.

Von Paris ging Herder nach Eutin, wo er Hofprediger wurde, und von da auf Reiſen mit einem jungen holſteiniſchen Prinzen. Herder hatte ein Uebel am Auge, das eine langwierige und ſchmerzhafte Operation nöthig machte und ihn an Straßburg, dieſen „elendeſten, wüſten, unangenehmſten Ort“ (wie er Merck ſchreibt) feſſelte. Hülfsbedürftig durch ſeinen Zuſtand, daran gewöhnt perſönlichen Einfluß auszuüben, kam ihm Goethe's Dienſtfertigkeit nun eben recht. Zufällig lernten ſie ſich kennen. Ein Verhältniß gründete ſich, das anfangs nur auf Goethe's ſich andrängender Zuneigung beruhte. Goethe aber empfand zu lebendig, was hier zu gewinnen ſei, und ließ nicht los, und es geſtaltete ſich aus dieſem Beginn, nachdem Goethe die paar Jahre noch älter geworden war, deren es bedurfte um den Altersunterſchied auszugleichen, der in dieſer Lebensperiode zwiſchen Männern bedeutende Unterſchiede mit ſich zu bringen pflegt, die innige Verbindung, von der wir ſagen dürften, nur der Tod habe ſie löſen können, wäre

nicht in den allerletzten Jahren durch Herders Schuld, wie es ſcheint, die Entfremdung eingetreten, die dem Verkehre der beiden Männer äußerlich ein ſichtbares Ende machte. Innerlich ſind ſie ſich niemals fremd geworden.

Sehen wir nun, was Herder Goethe damals gewähren konnte und was kein Andrer in Deutſchland Goethe hätte gewähren können.

Es iſt nöthig, hier wieder von allgemeinen Betrachtungen auszugehen.

Wir hatten, als von den Folgen des dreißigjährigen Krieges die Rede war, bis jetzt nur Deutſchland in Betracht genommen. Der gleiche geiſtige Stillſtand, der bei uns herrſchte, war, ſoweit es ſich um das politiſche Leben handelt, ſeit dem Abſchluſſe des dreißigjährigen Krieges beinahe in ganz Europa eingetreten. Die Unabhängigkeit des freien Bürgerthumes war zerſtört worden, das als Mittelſtand ſich dem Adel unterordnete deſſen einziges Beſtreben dahin ging, das Beſtehende zu erhalten; die regierenden Herren thronten mit abſoluten Befugniſſen über den Völkern und die Fortentwicklung der europäiſchen Geſchichte ſchien für alle Zeiten nur noch darin zu beſtehen, daß, völlig abgeſehen von den ächten nationalen Intereſſen, in unabläſſigen Hin- und Wiederzügen für die Machterhöhung der Familien gekämpft würde, in deren Beſitz die Herrſchaft war. Die Staatseinrichtungen dienten direct oder indirect dieſem einzigen Zwecke. Die katholiſche und proteſtantiſche Geiſtlichkeit erhielt dieſe Anſchauungen dienſtwillig aufrecht. Beim geſammten europäiſchen Adel und dem Beamtenthume kam zuletzt nur das Eine in Frage: ob man bei Hofe in Gnade oder Ungnade ſtehe. Die erſtere zu gewinnen, die letztere vermeiden zu lernen, war das Geheimniß der höheren Erziehung. Ein Umſturz dieſer Verhältniſſe wurde von keiner Seite verſucht und man kann ſagen, daß ſich um 1700 etwa die europäiſche Welt ſoſehr in dieſe Ordnung der Dinge eingelebt hatte, daß ſie unerſchütterlich erſchien wie die Natur der Elemente und des Menſchen ſelber. Man begriff nicht, daß wo Europäer zuſammenlebten, ſie in anderem geſell-

ſchaftlichen Gefüge ſich verhalten könnten als in den vorhandenen. Es ſchien immer ſo geweſen zu ſein und immer ſo dauern zu ſollen. Es giebt eine Anekdote von der Darſtellung der Sündfluth durch einen franzöſiſchen Maler der damaligen Zeit, der einem der ſchwimmenden Menſchen eine Rolle Pergamente in die Hand gab und ihm einen Zettel aus dem Munde gehen ließ mit den Worten: sauvez les papiers de la famille Montmorency, „Rettet die Familienacten der Montmorency"! Natürlich ſind die Montmorency nie ſo weit gegangen, zu behaupten, daß ſie ſchon vor der Sündfluth exiſtirten, allein im Princip wurde für die großen Familien ein unbeſtimmtes Alter angenommen, ebenſo wie die großen römiſchen Familien einſt ihre Anfänge von den Göttern ableiteten. Und es wurde an ewige Dauer geglaubt, ebenſogut wie Horaz um den Begriff der Unendlichkeit auszudrücken die Wendung braucht: ſolange als die Jungfrau das Capitol hinanſteigen wird.

Daher die allgemeine Unbekümmertheit als dieſem Zuſtande gegenüber das Gefühl erwachte, daß er nicht der richtige ſei. Daher auch bei denen, welche, weiter blickend, das geradezu Unmögliche dieſer Verhältniſſe ſahen, die Ueberzeugung, man werde ſich nicht durch allmälige Uebergänge zu etwas relativ Beſſerem durcharbeiten können, ſondern es müſſe ein allgemeiner Einſturz erfolgen, aus dem dann vielleicht, als etwas ganz und gar Neues, einfache, naturgemäße Zuſtände ſich entwickelten.

Das Zuſammentreffen dieſer beiden Stimmungen: der abſoluten Sicherheit im Genuſſe der Gegenwart und der Erwartung eines Chaos mit völlig neuer Weltſchöpfung hinterher, charakteriſirt die erſte Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Man lebte luſtig weiter und ſah dem Laufe der Dinge mit frivoler Ironie zu. Das iſt der Sinn des Ausſpruches: après nous le déluge. Ludwig XV., der großartigſte Repräſentant des ungeheuren Leichtſinnes mit dem damals darauf los gewirthſchaftet wurde, erkennt ein bevorſtehendes Ende dieſes Abwärtsgehens der Dinge, überläßt es der ſpäteren Menſchheit aber durchaus, ihrerſeits dann die Sünden ihrer Vor-

fahren auszubaden. Daß er ſelbſt aber oder ſeine Familie in nächſter Nähe dabei betheiligt ſein könnten, war ein Gedanke der ihm niemals kam. Er dachte an ein Erſaufen in unbeſtimmter Zukunft. Mindeſtens rechnete er auf einen Vorſchuß der Vorſehung von 100 oder 200 Jahren. Dies die Urſache, warum man die Weltverbeſſerer ohne ſie groß zu beunruhigen gewähren ließ, wenn ſie ſich damit zu beſchäftigen begannen, neue Reiche zu conſtruiren, in denen die „Freiheit“ zu Hauſe war und in denen „Philoſophen“ ſich ſelbſt und die Völker regierten.

Die Verſuche dieſer Art wurden in dem Maaße jedoch bedenklicher, als ſich handgreiflich die Zeichen mehrten, es werde nicht bloß einer fernen Zukunft, ſondern der lebenden Generation beſchieden ſein, die Erfahrung zu machen, daß abgewirthſchaftet ſei. Die Geſchichte von Robinſon, der auf einer wüſten Inſel wie Adam ganz von Neuem anfangen mußte, war in der Form eines unſchuldigen Romanes die Ausführung des Gedankens, daß es einmal für jeden Einzelnen dahin kommen könnte, wie Robinſon Schiffbruch zu leiden und ſich mit etwas erbärmlichem Hausrathe ein neues Leben zimmern zu müſſen. Derartige Gedanken fingen an populär zu werden. Und nun geſchah es, daß gerade in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Art plötzlich ſich meldender Pubertät des Publikums eintrat, daß die bis dahin gleichgültig fortlebende frivole Maſſe eines Morgens ſich dieſer Gedanken bemächtigte und die große Frage der Weltverbeſſerung feurig aufgriff.

Die drei Männer, welche dieſen Umſchwung in Frankreich, oder vielmehr in Paris, das damals in anderem Sinne als heute das „Hirn der Menſchheit“ war, vermittelt haben, ſind Voltaire, Rouſſeau und Diderot.

Voltaire war der mächtigſte unter ihnen. Voltaire hat den Boden Frankreichs umgegraben und für die neue Saat empfänglich gemacht, die, neben ihm, Rouſſeau auszuſtreuen begann. Diderot, mit ihnen beiden kaum zu vergleichen, muß trotzdem genannt werden, weil er der fähigſte unter all den Schriftſtellern zweiten Ranges

geweſen iſt, welche in Voltaire's und Rouſſeau's Geiſte für das Emporkommen der jungen Saat Sorge tragen. Diderot gelang es, die äſthetiſch-literariſche Form für die neuen Ideen zu finden und auszufüllen, obgleich er nur ein Schriftſteller und kein Dichter war. Diderot erfand die proſaiſche Tragödie, die ſogenannte comédie larmoyante, die „weinerliche Comödie", deren Vertreter in Deutſchland Leſſing war. Leſſings Hauptdrama in dieſer Richtung iſt Miß Sampſon, während Goethe's Hauptwerk darin Clavigo iſt. Heute figurirt Diderot nur als Kritiker und Erzähler unter den Claſſikern, da ſeine Theaterſtücke abgethan und unerträglich ſind.

Voltaire iſt von Goethe am beſten charakteriſirt worden, indem er ihn als den Inbegriff aller Eigenſchaften hinſtellt, welche die franzöſiſche Nation im Guten und Böſen auszeichnen. Voltaire iſt der glänzendſte „Franzoſe" den die Geſchichte aufweiſt. Auch das Element perſönlicher Bravour fehlte ihm nicht, denn er hat einen hohen Herrn, der ihn blutig beleidigt hatte, dazu zwingen wollen, ſich mit ihm zu ſchlagen, und hat nicht abgelaſſen als bis er auf deſſen Veranlaſſung in die Baſtille geſteckt wurde. Goethe hat kurzweg ausgeſprochen, daß Voltaire der Urheber der franzöſiſchen Revolution ſei, indem er von ihm ſagt, daß er die alten Bande der Menſchheit gelöſt habe. Voltaire ſtarb vor ihrem Ausbruche. Was ihn verhinderte, mit noch gewaltigerer Kraft zu wirken, war nur der Umſtand, daß ihm der Eintritt in die höchſte Pariſer Geſellſchaft zu leicht gemacht worden war. Hätte ſein agitatoriſcher Kopf auf dem Rumpfe eines niedriger geſtellten Mannes geſeſſen, den Armuth und Entbehrung erbittert und gegen die höheren Claſſen mit Antipathie erfüllt hätten, ſo würde Voltaire vielleicht Wirkungen hervorgebracht haben, welche den Männern der Revolution und Revolte, die wenig Jahre nach ſeinem Tode ſich erhoben, viel Arbeit vorweg genommen hätte. Auf der andern Seite braucht kaum geſagt zu werden, in wie ungemeinem Maaße Voltaire's geſellſchaftlich ungehinderte Laufbahn ſeine Gedanken überall hin gelangen ließ. Niemals hat ein Schriftſteller ſo ganz

und gar seine Epoche beherrscht wie Voltaire die seinige. Voltaire ist auch für uns heute noch einer der größten Geschichtsschreiber.

Als junger Schriftsteller war Voltaire gezwungen gewesen, Frankreich zu verlassen, und hatte sich nach England begeben. Dieses und die niederländischen Freistaaten repräsentirten im vorigen Jahrhundert die protestantisch-germanische Freiheit. Die politische Unabhängigkeit des Individuums, die Unantastbarkeit der philosophischen Ueberzeugung jedes Einzelnen waren dort gewährleistet. Konnte irgend woher ein Muster genommen werden für die Neugestaltung des übrigen Europa's, so stand England als natürliches Vorbild da. Dies war es was Voltaire jetzt an Ort und Stelle aufging. Er studirte die englische Philosophie. Es war ihm die wunderbare doppelte Gabe verliehen sich in fremde Gedanken rasch hineinzufinden, sie sodann aber mit unermüdlicher Sorgfalt solange durchzuarbeiten, bis jedes letzte überflüssige Wort aus seinen Sätzen entfernt worden und ihnen die Leichtigkeit verliehen war, welche die literarische Form haben muß wenn sie wirken soll. Voltaire besaß bei unbegrenzter Productionskraft ein ungeheures Maaß von Selbstkritik.

Die Werke, in denen er jetzt die politisch-moralischen Anschauungen der englischen Philosophen vor das Pariser Publicum brachte, schlugen durch. Von da ab erst begann die tiefer gehende Bewegung der Geister in Frankreich. Voltaire hatte das vorbereitende Element damit geschaffen, unter dessen Schutze Rousseau nun eintreten konnte. Rousseau war jünger als Voltaire. Er fand sein Publicum schon halb fertig vor.

Rousseau stand als Künstler lange nicht auf Voltaire's Höhe. Aber er brauchte bei seinen Arbeiten auch nicht so viel zu richten und zu feilen, denn seiner Sprache war ein Element eigen, das einzige vielleicht das der Voltaire's fehlte: die unmittelbar auf den Leser eindringende Lebenswärme, welche, wo es sich um den Erfolg bei nur einer einzigen Generation handelt, die Wirkung der Kunst

übertreffen kann. Rouſſeau hat ſich aus den Tiefen der Geſellſchaft erhoben und, obgleich ihm der Verkehr mit den höchſten Kreiſen von vielen Seiten aufgedrungen wurde, er iſt immer ein Plebejer geblieben.

Rouſſeau trat rückſichtslos auf: rückſichtslos ſowohl aus eigner Natur als weil er es ſein wollte. Er ließ ſich nicht auf Allgemeinheiten ein, ſondern ging praktiſch den Dingen zu Leibe. Frage für Frage, debattirt er in Jedermann verſtändlichen Schriften den gährenden Stoff der die Gemüther beunruhigte, und erweckt offenen Haß und offene Liebe gegen ſich in gewaltigem Umfange. Voltaire war immer Künſtler geblieben; es gelang ihm, das Beſtehende ſo lange hin- und herzuwenden, bis Allewelt eingeſehen hatte, daß es abgethan und unhaltbar ſei; zumeiſt aber hatte er ſich an die herrſchenden oberen Geſellſchaftsſchichten gewandt. Rouſſeau dagegen, aus der Tiefe emporſteigend, wendete ſich an Jedermann. Jeder empfand ihn als ſeines Gleichen. Voltaire hatte die Deutſchen nur intereſſiren können, Rouſſeau erſchütterte ſie. Rouſſeau's Ideen waren in Herders Seele eingedrungen, als dieſer, in ſeinem ganzen Weſen Rouſſeau verwandt, als einſamer armer junger Menſch im äußerſten Oſten Deutſcher Bevölkerung aufzukommen ſuchte. Herder wendet ſich gegen Rouſſeau und kritiſirt ihn: aber er trug ihn in der Seele!

Wir haben geſehen, daß Goethe in Straßburg mit Rouſſeau's Schriften nichts anzufangen wußte. Ein großer Mann iſt nicht immer gleich verſtändlich, er braucht oft erſt Propheten, die der Welt ſagen müſſen, was bei ihm zu finden ſei. Ich ſpreche deshalb bei Rouſſeau's Einfluß auf Herder nicht von Beſtimmtem, was dieſer ihm entnahm, ſondern es hat etwas ſtattgefunden das wir mit einer elektriſchen Berührung vergleichen könnten und das auf Goethe durch Herder weitergegangen iſt, während es Goethe aus ſich allein nicht finden konnte. Rouſſeau ſah nur *einen* Weg des Loskommens von der auf den Völkern laſtenden Tyrannei: der Einzelne mußte empfinden lernen, welche Rechte und Pflichten ihm aus der Thatſache zuwüchſen, daß er

ein Theil ſeines Volkes ſei. Jede Nation war in Rouſſeau's Augen ein Individuum, verantwortlich für ihre eignen Schickſale. Er wandte ſich an die franzöſiſche als komme es auf ſie allein an: jede andere aber konnte ſeine Lehren als für ſich geſchrieben betrachten. Und dies geſchah, indem man außerhalb Frankreichs einfach den Begriff „Menſchheit" ſubſtituirte. Das politiſche Separatgefühl, ohne das heute ein rechter Patriotismus gar nicht möglich ſcheint, war damals unbekannt. Man hatte auch in Frankreich nur die Menſchheit als Ganzes im Auge. Die Entwicklungsgeſchichte der geſammten Menſchheit, die Herder bei all ſeinen Arbeiten als Grundidee vorſchwebte, auf die ſeine einzelnen Leiſtungen einheitlich zurückzuführen ſind, hätte ſich in ſeiner Seele nicht aufbauen können ohne die Hülfe Rouſſeau's.

Rouſſeau's Lehre: Civiliſation ſei die Verſchlechterung eines urſprünglich vollkommenen Zuſtandes, entſprach ſo ſehr dem allgemeinen Gefühle, daß ſie ohne Beweis angenommen wurde. Alles ſei gut aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, Alles ſei vom Menſchen verdorben worden. Der Weg zum uranfänglichen Zuſtande zurück müſſe gefunden werden. Während heute diejenige Lehre der Denkungsart der Meiſten entſpricht, welche ein Emporkommen der Menſchheit aus durchaus thieriſchem Zuſtande für wiſſenſchaftlich bewieſen annimmt, ſo daß hier wiederum der Einzelne nicht erſt den Beweis ſelber zu ſchaffen ſucht ehe er ſich ihr zuwendet, begegnete damals die Lehre urſprünglicher Vollkommenheit derſelben Glaubensgeneigtheit. In gewiſſer Art bot ſie nicht Neues: die Theologie erzählte ja ſeit jeher vom verlorenen Paradieſe; Rouſſeau aber wollte zeigen, wie ohne Chriſtenthum die Philoſophie zu dieſem Paradieſe zurückführe. Herder zog zuerſt die Conſequenzen aus dieſer Lehre die ſich auf die Dichtkunſt bezogen. Die Poeten ſollten zur reinen Natur zurück. Natur war hier gleichbedeutend mit eigner, nur der inneren Stimme gehorchender Schöpfungskraft. Auf die Dichter ſollte als Muſter zurückgegangen werden, welche als Heroen an der Spitze ihrer Völker ſtanden. Winckelmann hatte auf die Griechen

hingewieſen und gezeigt wie ihre bildende Kunſt eine Blüthe des geſammten Volkslebens geweſen war, Herder faßt die Pſalmen, die Geſänge Homers, Pindar, Oſſian, Shakſpeare vor Allem, ins Auge und daneben, als die Wieſenblumen, die ohne menſchliche Ausſaat um dieſe Rieſeneichen aufſproſſen: die Lieder des Volkes. Während man in den Aeſten droben die Stürme rauſchen hörte, zitterte über die Gräſer unten die leiſe ſeufzende Luft, der ſehnſuchtsvolle Athem der Natur. Herder brachte das nicht in kritiſchen, geiſtreichen Darlegungen vor, ſondern er war Prediger! Was Herder geſchrieben hat, wird erſt ganz verſtändlich wenn wir es als Predigt auffaſſen. Die Art und Weiſe des Predigers iſt nicht, bei beſonderer Gelegenheit mit wohl überlegten Dingen vorzukommen die gedruckt werden ſollen, ſondern bei jeder Gelegenheit in freier mündlicher Mittheilung das Herz voll auszuſchütten. Man muß Herders Sätze als geſprochene Sprache nehmen wenn man ſeiner Sprache gerecht werden will.

Goethe war einundzwanzig Jahre alt als er Herder begegnete. Es gährte in ihm, er ſuchte nach einem Meiſter, er fand nirgends Jemand bei dem er empfunden hätte: der kann mehr wie du, der iſt im Beſitze von Geheimniſſen die dir helfen können. Endlich kam einer, bei dem die erſten Worte entſcheidend waren, dem er ſich unterwarf. Und was Herders Herrſchaft um ſo ſicherer befeſtigte, war ſein eignes Benehmen Goethe's hingebender Liebe gegenüber. Herder war an ſolche Unterwerfungen gewöhnt. Er ſah nichts Beſonderes darin bei Goethe und behandelte ihn mit Gleichgültigkeit. Manchmal ſcheint es beinahe ſogar als habe Herder in aller Stille Goethe's Stärke bald gefühlt und, vielleicht unbewußter Weiſe, verſucht, ihn nicht zuſehr neben ſich emporkommen zu laſſen.

Von jetzt ab können wir rechnen, daß Goethe's ächte Productivität ihren Anfang nimmt. Das Vorhergehende waren nur planloſe Verſuche geweſen. Die Richtung hatte Goethe geahnt: nun kam Herder um ihm die Straße zu zeigen. Jetzt erſt tritt Goethe in die Epoche freudiger, jugendlicher Selbſtüberhebung ein, die ihn in den

nächſtfolgenden Jahren ſo liebenswürdig erſcheinen läßt und die er ſo reichlich gerechtfertigt hat.

Nun aber ſetzen wir dem Allen doch etwas entgegen.

Goethe hat in Dichtung und Wahrheit ausgiebig und im Gefühle, von der erfolgnißreichſten Begebenheit ſeines Lebens zu ſprechen, ſein Straßburger Zuſammentreffen mit Herder erzählt. Dennoch iſt es und was er übrigens mit ſeinen Freunden und Bekannten dort erlebte, nur der Rahmen für ein Begegniß, das die wahre Mitte ſeines Straßburger Daſeins war. Wie er Friederike Brion in Seſenheim fand und liebte, wird mit anderer Feder beſchrieben als das Uebrige. Wäre aus Goethe ein großer Philoſoph, ein Staatsmann, ein Gelehrter geworden und nichts als das, ſo würde er, als er im Alter die Ereigniſſe durchzählte und ordnete, aus deren Kette ſein Leben beſtand, Friederike vielleicht kaum erwähnt haben. Aber das Auge des Dichters ſah die Dinge in einer höheren Ordnung. Goethe fühlte, ſich erinnernd an die Tage ſeiner Jugend, daß in dem Aufblühen dieſer Liebe, deren längſt verflogner Duft ihn einmal entzückt hatte, die höchſten Momente ſeines Lebens lagen. Goethe wußte zugut, daß ihm das mehr geweſen ſei als alles Uebrige. Friederiken ſchuldete und verdankte er am meiſten. Zu ihr wendet er ſeine Augen am liebſten zurück, hier ſtellen ſich ihm die Dinge am klarſten wieder dar.

Goethe hat all ſeine Kunſt aufgewandt, um die Geſtalt dieſes Mädchens ſo ſchön und rein darzuſtellen wie er nur immer vermöchte.

Seine Leipziger Verhältniſſe erſcheinen wie Spielereien dagegen. Sie waren im Scherze geſchürzt und es konnte, als ſie zu Ende waren, in graziöſen Wendungen von Trauer und Verzweiflung geſprochen werden. Jetzt begegnet ihm die Erſte, die Fleiſch und Blut hat. Die Erſte auch, der er das Herz brach und die er niemals vergeſſen konnte. Nachdem ein langes Leben vorbeigerauſcht, das ihr Andenken immer mehr hatte verſchwinden laſſen, nöthigte ihn die Beſchreibung dieſes Lebens die Momente jener Zeit wieder durchzuleben. Schreiben iſt

mehr als bloßes Erinnern. Jetzt, um Friederike mit dem höchſten Glanze zu umgeben, hat Goethe gegen ſich ſelbſt eine Härte walten laſſen, in der allein ſchon, wenn es deſſen bedürfte, eine nachträgliche Buße liegt. Etwas unbeſchreiblich Rührendes empfängt Friederike in Goethe's Darſtellung, als ſei ihm und ihr die Jugend noch einmal wiedergeſchenkt worden und noch einmal die Möglichkeit gegeben, daß ſie ſich doch nicht trennten.

Vierte Vorlesung.

Friederike in Sesenheim. — Doctorpromotion. — Rückkehr nach Frankfurt.

Friederikens Gestalt, der wir in Dichtung und Wahrheit begegnen, ist nicht, wie man heute zu sagen pflegt, von der Natur abgeschrieben, sondern Goethe hat ein Wesen, welches in Erinnerung an Friederike in seiner Phantasie aufstieg, soweit wieder mit allerlei kleinen Zügen seiner Freundin ausgestattet, bis es ihr täuschend ähnlich sah. Die höchste Wirkung jeder Kunst ist, daß der Künstler seinen Gebilden diesen Anschein von Wirklichkeit verleihe. Als habe nicht er, sondern die Natur gearbeitet und er sein Vorbild nun auf das Getreueste nachgeahmt. Je mehr ihm das gelingt, um so vollkommener wird seine Schöpfung sein und um so lebendiger wird er wirken; während derjenige der ohne diesen vorausgehenden mühsamen Proceß sich darangiebt, nur nachzuahmen was die Natur darbietet, im besten Falle einen beängstigenden Doppelgänger der Natur hervorbringen wird, der uns stumm und starr ansieht, weil ihm Sprache und Bewegung nicht verliehen werden konnte. Dies der Grund weshalb manche Portraits bei auffallender scharfer Aehnlichkeit so beängstigend wirken und weshalb Photographien, welche das Wirkliche an schärfsten wiedergeben, niemals als Werke der Kunst betrachtet werden können, mag noch soviel Erfahrung und Geschicklichkeit bei ihrer Herstellung aufgewandt sein. Photographische Portraits, denen der Retoucheur nicht nachträglich ein Art von erlogener Allgemeinheit verleiht, wirken, länger betrachtet, als sähe man Jemand im Starrkrampfe vor sich.

Bei Friederiken iſt es Goethe in hohem Maaße geglückt, das Gefühl hervorzubringen, dieſe Geſtalt entſpreche aufs Treueſte der wirklichen Pfarrerstochter von Seſenheim, die er einſt liebte. Man möchte darauf ſchwören, genau ſo müſſe Friederike geweſen ſein, nur daß wir ſie in der Stille für noch viel liebenswürdiger zu halten geneigt wären, als Goethe ſehen und beſchreiben konnte.

Man meint, er habe ihr noch zu wenig gethan.

Auch das iſt eine Wirkung die von wahrhaft gelungenen künſtleriſchen Geſtaltungen ausgeht: daß der der ſie betrachtet ſie beſſer zu kennen glaubt als der Dichter ſelber. Gleichſam als ſei der Dichter nur ein ausgewähltes Werkzeug geweſen, das, im höheren Auftrage der Vorſehung, eine Figur auf die Welt zu ſetzen hatte, die ihr eignes Leben für ſich lebt. Wie Kinder, die ſich zu ihren Eltern ſofort als Individualitäten in Gegenſatz bringen, ſo ſcheinen Figuren wie Julie, Hamlet, Fauſt ihrem Hervorbringer gegenüber für ſich eine gewiſſe Unabhängigkeit beanſpruchen zu dürfen, ſo daß ihnen ſchließlich fremd hinzutretende Perſonen näher ſtehen könnten als der Erzeuger ſelbſt. Mancher Erklärer des Hamlet wird ſich einbilden, den Prinzen mindeſtens ebenſogut zu kennen als Shakſpeare ihn kannte. Bei Darſtellungen dieſes Stückes hat ſich das Publicum ſchon dem traurigen Ausgange des Prinzen widerſetzt, während Alexander Dumas der Aeltere, der die Tragödie in franzöſiſche Alexandriner gebracht hat, ſogar am Ende das Geſpenſt des Vaters noch einmal erſcheinen und Hamlet die Mahnung ertheilen läßt, die Regierung zu übernehmen, wozu er ihm beſtens Glück wünſche. Was dann auch geſchieht. Ich weiß, daß einer meiner Jugendfreunde mit Vorliebe auf die Beweisführung zurückkam, Shakſpeare habe kein Recht gehabt, Romeo und Julie umzubringen.

Shakſpeare, wenn dergleichen bei ſeinen Lebzeiten vor ihm verhandelt worden iſt, würde darin wohl nur den ſchmeichelhafteſten Beweis gefunden haben, daß es ihm geglückt ſei, ächt lebendige Weſen zu erſchaffen, und Goethe, wenn ihm die härteſten Vorwürfe gemacht worden ſind, ein ſo entzückendes Geſchöpf wie Friederike

verlaſſen zu haben, ſah ſicherlich darin nur den Beweis, der Effect ſei erreicht worden, den er hervorbringen wollte.

Es würde vergeblich ſein, feſtſtellen zu wollen, wieweit Goethe's Friederike und die ächte Friederike übereinſtimmten. Uns, die wir unter der Herrſchaft der Goethe'ſchen Dichtung ſtehen, erſcheint das Mädchen wie Goethe ſie geſchildert hat. Ich werde zeigen, wie weit es möglich ſei, den Unterſchied beider Geſtalten, der idealen und der realen zu verfolgen. Dazu bedarf es, daß wir unterſuchen, mit welchen künſtleriſchen Mitteln Goethe's Darſtellung ſeiner Seſenheimer Erlebniſſe vollbracht worden iſt.

Um von vornherein die Ahnung eines tragiſchen Ausganges zu erregen, läßt er als Einleitung ſein Abenteuer mit den Töchtern des alten Franzoſen, bei dem er in Straßburg tanzen lernte, vorhergehen. Eine kleine in ſich abgerundete Erzählung, deren Abſchluß eine ergreifende dramatiſche Scene bildet, das Ganze in ſeiner Art das Muſter einer modernen Novelle. Der Inhalt iſt, daß von den beiden Töchtern des Tanzlehrers die jüngere Goethe's Intereſſe erregt, während die ältere, Lucinde, ohne daß er es ahnt, für ihn in Flammen geräth.

Goethe beſchreibt, wie eines Tages Lucinde ins Zimmer ſtürzt, ihn, der mit der jüngeren Schweſter eben in einem Geſpräche begriffen war, das für ſie Beide vielleicht ernſtlicheren Inhalt hätte annehmen können, leidenſchaftlich unterbricht, offen ausſpricht, was ſie für ihn empfinde, und endlich, nachdem ſie zu Gunſten ihrer jüngeren Schweſter auf ihn verzichtend Abſchied von ihm genommen, ihm mit einem Kuſſe die Lippen ſchließt, der, wie ſie ausruft, derjenigen zum Verderben gereichen ſolle, die zum erſten Male wieder von dieſen Lippen geküßt werde. Goethe verläßt das Haus, in das er niemals wieder zurückkehrt. Mit einer gewiſſen Beängſtigung erwartet der Leſer, wen dieſer Fluch treffen werde.

Um dieſes Gefühl jedoch wieder zu beſchwichtigen ehe Friederike vor uns erſcheint, und zugleich um wie durch ein Spiegelbild auf das Pfarrhaus von Seſenheim und ſeine Bewohner vorzubereiten, giebt

Goethe nun den Bericht über Herders Lectüre des Landpredigers von Wakefield. Dieſer Roman, heute als uraltes Buch bekannt, aus dem man in Familien das erſte Engliſch lernen läßt, wie Franzöſiſch aus Paul und Virginie und Italiäniſch aus den Promessi sposi, beſaß damals den vollen Reiz der Neuheit. Goethe, indem er erzählt wie Herder es ſeinen jüngeren Freunden vortrug und was dabei zur Sprache kam, läßt eine neue Seite des Herderſchen Charakters offenbar werden: daß er die höchſte Wirkung hervorbringt und ſie gleich auch wieder zu zerſtören weiß, und daß er ſo früh ſchon die Miſchung von begeiſternd erhebender Kraft und von dem Vermögen zu verſtimmen und niederzuſchlagen in ſich trägt, welche Herder ſelbſt mit der Zeit immer verderblicher geworden iſt. Der Landprediger von Wakefield iſt das Haupt einer Familie, welche mit ihm durch mannigfache Noth zur höchſten Bedrängniß vorwärtsſchreitet, bis endlich, nachdem alle Charaktere geläutert und gekräftigt aus vielen Prüfungen hervorgegangen ſind, die Schickſalsmächte ſich beſänftigen, bei allmälig eintretendem immer beſſerem Wetter die Widerwärtigkeiten verſchwinden und wir die Familie in dem vollen Sonnenſcheine des Glückes verlaſſen in dem wir zuerſt ihre Bekanntſchaft machten.

Damit ſind wir auf Seſenheim vorbereitet ohne es zu wiſſen. Es ſcheint, als hübe ein ganz neues Capitel an, das mit dem Vorhergehenden nichts zu thun hat. Es war im Frühling 1771. Herder iſt von Straßburg wieder abgereiſt, Goethe hat alle Urſache ſich auf ſein Jus zu concentriren, da er im Herbſte Doctor werden will. Aber das herrliche Land macht ſeine Rechte geltend, während zugleich der angeborene Trieb bei Goethe hervorbricht, von keinem Fleck der Erde, den er einmal bewohnt hat, ſich wieder zu trennen ohne ihn gründlich erforſcht zu haben. Elſaß, zwiſchen Rhein und Vogeſen ein abgeſchloſſenes Land, hat ſchon auf Manchen die Wirkung geäußert, die auch die Schweiz zu haben pflegt: daß man ſich bewogen fühlt, die Provinz von Anfang bis zu Ende zu durchwandern und daß man endlich jeden Weg im Thal und im

Gebirge begangen haben will. Es hat immer Gelehrte und Naturfreunde gegeben, welche, wie man sagt „bibelfest", im Elsaß historisch und topographisch fest und zu Hause waren. Das Land hat seine eigne Geschichte und seinen eignen Charakter.

Zu Goethe's Bekannten zählte auch ein geborener Elsasser, „der sein stilles fleißiges Wesen dadurch erheiterte, daß er bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einsprach". Mit ihm verabredet er eine Partie zu einem Verwandten, dem Pfarrer Brion in Sesenheim, oder, wie wohl geschrieben werden müßte, Sessenheim.

Goethe hat immer die Neigung gehabt, unter Annahme einer Verkleidung oder eines fremden Namens aufzutreten. Seine am liebsten objectiv beobachtende Natur befand sich wohl beim Incognito. Als Leipziger Student machte er so seine berühmte Fahrt nach Dresden, wo er bei dem sokratischen Schuster einkehrte, dessen Hauswesen er so malerisch beschreibt. Auf seiner einsamen Winterreise in den Harz — später, von Weimar aus — läßt er sich bei Plessing in Wernigerode, der ihn in Briefen mehrfach über innere geistige Bedrängnisse um Rath angegangen hatte, unter einem fremden Namen melden und geht ohne sich zu erkennen gegeben zu haben. In Rom lebt er die ersten Wochen unter gleichem Schutze unbehelligt, in Sicilien besucht er so die Familie Balsamo: die Liste seiner Abenteuer dieser Art wäre noch zu vermehren. Auch jetzt bricht sein Hang zu diesem Annehmen einer indifferenten Persönlichkeit durch: er beschließt als Theologe und „lateinischer Reiter" aufzutreten, steckt sich in eine ärmliche Kleidung, bringt sein zierlich gehaltenes Haar in die einfachste Form und reitet mit seinem Freunde eines Morgens ab. Im Mai 1771.

Der Ritt wird mit einer Anschaulichkeit beschrieben, daß der Leser als unsichtbarer Dritter nebenher zu traben glaubt. Vor Allem, damit man festen Boden unter den Füßen habe, wie Goethe's Manier war, die vortreffliche Chaussee. Das herrliche Wetter. Die Nähe des Rheinstromes. Das fruchtbare Land: die Ebene

mit dem duftigen Gebirge in der Ferne. Endlich biegen die beiden Reiter auf einem anmuthigen Fußpfade von der großen Straße nach Seſenheim ab, ſtellen die Pferde im Dorfe ein und begeben ſich in das Pfarrhaus.

Wie genau werden wir was dieſes Haus betrifft wieder unterrichtet. Wo es zu bauen giebt war Goethe ſtets bei der Hand. Auch hier war ein Umbau nothwendig und das Intereſſe dafür einer der Wege, auf denen Goethe ſpäter des alten Pfarrers Gunſt gewann. Er ſelbſt zeichnete Riſſe dafür, deren einen Riemer — Goethe's Amanuenſis in deſſen letzten Lebensjahren — noch unter ſeinen Papieren ſah.

Der Pfarrer empfängt die Beiden allein: die Töchter ſind ausgegangen. Nun bemerken wir, mit welchem Kunſtverſtande Friederikens erſtes Auftreten in Scene geſetzt wird. Hier erkennt man recht den gewiegten Schriftſteller und ſogar den Theaterdirector. Zuerſt läßt er die ältere Schweſter „hereinſtürmen" und nach Friederike fragen. Eine leiſe Ungeduld beſchleicht uns und zugleich die Erwartung, in Friederiken etwas zu begegnen, was einen Gegenſatz zu dieſem „Stürmen" bilden werde. Aber er hält ſie noch zurück. Zum zweiten Male muß die ältere Schweſter — Salomea, Goethe nennt ſie jedoch in Erinnerung an die älteſte Tochter des Landpredigers von Wakefield: Olivie — „haſtig" in die Stube kommen und nach Friederiken fragen.

„Laß ſie immer gehen, ſie kommt ſchon von ſelbſt wieder", beruhigt der Vater. Friederike hatte ſich auf einem Spaziergange über Land verſpätet. Jetzt tritt die Beſorgniß, es möchte ihr etwas zugeſtoßen ſein, zur bloßen Erwartung hinzu. Da endlich erſcheint ſie. Und nun, wonach Jeder begierig iſt, mit einigen meiſterhaften Zügen ein Bild des ſchönen Mädchens. Friederike iſt als Heldin und Hauptperſon eingeführt ohne für ihren Theil noch mehr gethan zu haben als ſich erwarten zu laſſen.

Sie trägt ſich „Deutſch". Ein kurzes weißes Röckchen mit einer Falbel. Die „netteſten Füße ſichtbar". Ein knappes weißes

Mieder und eine Taffetſchürze: der ganze Anzug auf der Gränze zwiſchen Städterin und Bäuerin.

Heitere, blaue Augen. Artiges Stumpfnäschen. Ein Strohhut hängt ihr am Arme. Lieblichkeit über ſie ausgegoſſen. Mit ganz beſcheidenen Farben ward hier ein entzückendes Bild gemalt.

Vater, Mutter und Töchter ſuchen es nun den beiden armen Studenten bequem zu machen. „Ein anmuthiges Geklatſch der Schweſtern“ beginnt ſich über die geſammte Nachbarſchaft zu verbreiten. Friederike ſpielt dann Clavier, „wie man auf dem Lande ſpielt“, auf einem verſtimmten Claviere. „Laſſen Sie uns hinauskommen“, ſagt ſie, „dann ſollen Sie meine Elſaſſer und Schweizerlieder hören.“

Jetzt fällt Goethe die Aehnlichkeit mit der Familie des Vicar of Wakefield auf. Dadurch iſt der Leſer vollends mit den Leuten bekannt gemacht. Zugleich aber empfinden wir nun auch, daß Schickſale bevorſtehen, daß dieſe guten ſtillen Menſchen auf die Probe geſtellt werden könnten. Abends im Wirthshauſe recapitulirt Goethe mit ſeinem Freunde die Erlebniſſe des Tages. Die Aehnlichkeit der Familie mit der des Romanes kommt zur Sprache. Zugleich aber erwachen jene Conſequenzen in Goethe's Seele. Auch in die Familie des Vicar hat ſich Thornhill, der Verführer der einen Tochter, verkleidet eingeſchlichen. Goethe vergleicht ſich mit dieſem. Noch ohne einen Schimmer von Schuld. Aber die Vergleichung allein ſcheint ihm hinreichend Gewiſſensbiſſe in die Seele zu tragen.

Dies Gefühl läßt ſich begreifen. Die Unſchuld und Wahrheit der Leute bildeten einen zu empfindlichen Gegenſatz gegen Goethe's Verſteckſpielen. Er hatte bei einem Spaziergange durch die Felder bemerkt, wie die Bauern mit einer gewiſſen Ehrfurcht das junge Mädchen grüßten wenn ſie ihr begegneten. Er war mit Friederike Abends in Mondſchein gegangen, aber „ihre Reden hatten nichts Mondſcheinhaftes; durch die Klarheit mit der ſie ſprach, machte ſie die Nacht zum Tage.“ All dem hatte er nichts als Schauſpielerei

entgegengeſetzt. Am andern Morgen, von der Unwürdigkeit ſeiner Rolle durchdrungen, wirft er ſich auf ſein Pferd und reitet davon.

Er will nach Straßburg zurück. In dem Maaße aber als die Erinnerung an das Erlebte im Einzelnen ihm wiederkehrt, reitet er langſamer und macht endlich Kehrt. In Druſenheim hält er an. Vor dem Wirthshauſe trifft er, im Sonntagsſtaate und mit bebändertem Hute, den Sohn des Wirthes, der eben der Frau Pfarrerin in Seſenheim einen Kindtaufkuchen bringen will. Mit ihm tauſcht Goethe den Anzug, um eine neue Maske vorzunehmen. Den Kuchen in den Händen tragend tritt er bald in das Seſenheimer Pfarrhaus wieder ein. Niemand merkt den Betrug, bis endlich Friederike ihm entgegenkommt. Auch ſie nimmt Goethe zuerſt für den den die Kleidung vorſtellte und fragt zutraulich: „George, was machſt Du?“ Dann wird ſie den Irrthum gewahr. „Ihre bläßlichen Wangen hatten ſich mit dem ſchönſten Roſenrothe gefärbt.“

So nun erfahren wir langſam weiter was in Seſenheim geſchah. Wie Goethe die Familie durch ſein Weſen bezaubert. Wie er ſich zu jedem einzeln in ein Verhältniß ſetzt. Wie er ſich bis zur Ausgelaſſenheit manchmal dem Gefühle des Glückes hingiebt. Die Gedichte rühren uns heute noch, die er damals an Friederike richtete. Herder hatte ihn zuerſt auf die Lieder des Volkes hingewieſen: jetzt hört er ſie von Friederiken ſingen, ſammelt ſie aus dem Munde der Leute und dichtet im Geiſt und Tone des Volksliedes ſeine eignen herrlichen Verſe hinzu. Wie begreiflich dieſes unbekümmerte Draufloslebe Goethe's. Wie begreiflich auch die Argloſigkeit, mit der Friederike ſeine Zuneigung erwiederte, die ſich bald mit ſchweſterlicher Vertraulichkeit an ihn anſchloß.

Hierbei iſt wohl zu erwägen, daß eine ſolche Intimität damals nichts Auffallendes hatte. Der Verkehr junger Leute untereinander war in jenen Zeiten höchſt unbefangen. Wie es erlaubt iſt, ſobald die Muſik als drittes Element hinzutritt, daß ein junger Mann ein junges Mädchen in den Arm nimmt und ſich im Tacte mit ihr bewegt, ſo trat damals das in ganz Europa allgemeine Gefühl, einem

höheren menſchlichen Daſein entgegenzugehen, als Muſik gleichſam zu allen Verhältniſſen hinzu und geſtattete eine Annäherung, welche heute nicht mehr geduldet wird. Man ging zuſammen, man ſchrieb ſich, man beſprach unbefangen eine Menge Dinge, von denen im Geſpräche junger Leute heute nicht mehr die Rede iſt. Auch die Gränzen zwiſchen Verlobtſein und Nichtverlobtſein wurden damals nicht ſo ſtreng innegehalten. Je freier man jedoch ſich bewegen durfte, um ſo ſorgfältiger mußte im beſonderen Falle unterſchieden werden, wie weit man ginge. Goethe demgemäß, den Friederike und ihre Eltern und deren Verwandtſchaft bald als den erklärten Liebhaber Friederikens anſahen und behandelten, trat in dieſe Stellung ein ohne ſich mit Friederiken, geſchweige denn mit den Eltern ausgeſprochen zu haben. Er war zu nichts verpflichtet und konnte jeden Augenblick wieder gehen wie er gekommen war.

Nun beſchreibt Goethe, wie er mitten im Vollgefühle ſeiner Liebe zu Friederiken zu empfinden begann, daß Alles doch nur in ſeiner Phantaſie liege. Dieſe Entdeckung macht er, noch ehe ein bindendes Wort geſagt war. Bei einem ländlichen Feſte erreicht dieſer Widerſtreit ſeinen Höhepunkt. Goethe, der nicht weiß, ob er fliehen oder bleiben ſoll, bringt Friederike zum Geſtändniſſe, daß ſie ihn liebe, und der erſte Kuß wird von den Lippen gegeben und empfangen über die der Fluch geſprochen war. Sofort kehrt Goethe das ins Gedächtniß zurück. Nachts erſcheint ihm Lucinde im Traume und wiederholt die Verwünſchung, während Friederike ihr gegenüberſtehend zu ſprachloſem Schrecken erſtarrt, nicht begreifend um was es ſich handle. Die Erzählung erhebt ſich zu hoher Lebendigkeit und wir erwarten Gewaltſames.

Statt deſſen wieder ein Kunſtgriff, den Glauben zu erwecken, es werde hier nicht ein Roman, ſondern nur einfach mitgetheilt was ſich ereignete. Es wird im gelaſſenen alten Tone nun forterzählt, wie das Leben mit den Mädchen und ihren Eltern ruhig weiterfloß. Goethe galt wohl als Friederikens Verlobter und genießt das wachſende Zutrauen der Familie. Er kommt öfter nach Seſenheim heraus,

wohnt dort wochenlang oder ſteht mit Friederike im Briefwechſel. Immer ruhiger aber wird es in ſeinem Herzen. Wir beſitzen einige Briefe, welche er bei ſolchen Beſuchen von Seſenheim an Salzmann geſchrieben hat. In einem derſelben wird ſein Zuſtand in ſeltſamer Weiſe ausgedrückt. „In meiner Seele," ſchreibt er, „iſt's nicht ganz heiter; ich bin zuſehr wachend als daß ich nicht fühlen ſollte, daß ich nach Schatten greife." Den letzten Stoß giebt ein Beſuch der Schweſtern in Straßburg, wo Goethe ſie, dem ländlichen Boden entriſſen, in einer Geſellſchaft findet, für die ſie nicht erzogen waren. Er erzählt, wie Friederike ſich trotzdem richtig zu benehmen weiß. Er theilt einen Zug von ihr mit, der mich immer gerührt hat.

Sie nahm, wozu ſie berechtigt war, das in Anſpruch, was Goethe „ſeine Dienerſchaft" nennt. Eines Abends vertraute ſie ihm, die Damen des Hauſes bei denen ſie wohnte wünſchten Goethe leſen zu hören. Goethe nahm den Hamlet, las ihn mit Feuer von Anfang bis zu Ende vor und erwarb ſich großen Beifall. „Friederike", erzählt er, „hatte von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen." Das einzige Zeichen, aus dem er erkennen durfte, wie ſtolz ſie auf den Beifall war, den ihr Goethe davongetragen. Er berichtet dann weiter über der älteren Schweſter leidenſchaftliches Benehmen, die ſich in viel ſtärkerem Maaße als Friederike auf dem unrichtigen Terrain empfand und von Straßburg fortwollte. Es fiel ihm ein Stein vom Herzen als er ſie beide endlich abfahren ſah. Goethe mußte ſich geſtehen, daß dieſer Traum zu Ende ſei.

Aber auch jetzt kein gewaltſames Ende, und das wieder giebt dem Abſchluß etwas beſonders Trauriges. Wie ein leiſe verklingender Ton löſt ſich Alles auf. Langſam wie die Bäume im Herbſte die Blätter verlieren. Feſtgehalten wird die alte Vertraulichkeit bis zu Ende. Kein Wort des Vorwurfes, als Goethe, im Begriffe Straßburg für immer zu verlaſſen, zum letzten Male draußen erſchien und Abſchied nahm, als er Friederiken, der die Thränen in den Augen ſtanden, vom Pferde herab zum letzten

Male die Hand reichte. Erſt ſpäter dann empfängt er auf ſeinen ſchriftlichen Abſchied einen herzzerreißenden Brief von ihr. Goethe läßt uns annehmen, daß er ihn unbeantwortet ließ.

Goethe's Benehmen iſt der Art, daß es faſt unabweisbar erſcheint, daraus Folgerungen auf ſeinen Charakter zu ziehen. Seit dem Erſcheinen von Dichtung und Wahrheit iſt dies geſchehen und Mancher iſt dadurch in ſeinem Enthuſiasmus für Goethe irre geworden. Man wolle ihm Vieles verzeihen, aber das Herz eines ſolchen Mädchens gebrochen zu haben, ſei unmenſchlich. In jenem ſelben Sommer ſchrieb Herder an Goethe, daß er ihn eines wahren Enthuſiasmus gar nicht für fähig halte.

Indeſſen die Zeiten dieſes perſönlichen Eintretens für Goethe ſind vorüber. Wir heute dürfen in ihm den größten Deutſchen Dichter verehren, ohne die Verpflichtung zu übernehmen, Alles was er gethan zu vertheidigen. Wir ſehen die Dinge nicht kälter an, aber kritiſcher. Wir verſtehen deshalb, wenn Goethe in eigner Kritik ſeines Verhaltens in Seſenheim ſagt: „es ſei hier nicht die Rede von Geſinnungen und Handlungen, inwiefern ſie lobenswürdig oder tadelnswürdig ſind, ſondern inwiefern ſie ſich ereignen können.“ Er will ſagen: ergötzt euch an der Geſchichte; was mich ſelbſt anlangt, ſo bedurfte es, damit ich würde was ich geworden bin, meiner Fehler ebenſoſehr als meiner Tugenden.

So zu denken entſpricht unſern heutigen Anſchauungen um ſo mehr, als uns, wo wir Menſchen ſehen, mögen ſie noch ſo hoch ſtehen, nicht eher hiſtoriſch behaglich zu Muthe wird als bis wir ganz ſicher zu wiſſen glauben, daß dieſe Heroen ihre ſchwachen Seiten gehabt wie alle Andern, beſonders wie wir ſelber. Wir fühlen uns nun en famille und erkennen ſie in ihren Tugenden nur um ſo rückhaltsloſer an.

Allein es bedürfte auch dieſer geiſtigen Operationen doch erſt, wenn wir wüßten, daß Alles ſo geſchehen ſei, wie in Dichtung und Wahrheit erzählt wird.

Ich mache auf eine ſtyliſtiſche Wendung aufmerkſam: es iſt,

ſagt Goethe, die Rede von Geſinnungen und Handlungen, inwiefern ſie ſich ereignen *können*. Nicht alſo: inwiefern ſie ſich ereignet *haben*. Das iſt ein Unterſchied. Mit dem Worte „*können*“ wird die ganze Seſenheimer Affaire aus dem Bereiche des Factiſchen in den des Möglichen verſetzt. Und, in der That, Goethe hat nicht bloß Friederikens Charakter idealiſirt, ſondern er hat in ſeinen Seſenheimer Ereigniſſen nichts als einen kleinen Roman geliefert, eine „Idylle“ wie Loeper ſagt, bei der ſich nachweiſen läßt, daß nur das Allgemeine Wahrheit, das Specielle dagegen Dichtung ſei. Eine der Erklärungen, welche Goethe ſelbſt über die Bedeutung von Dichtung und Wahrheit gegeben hat, ſagt, kein Zug in ſeiner Selbſtbiographie ſei mitgetheilt, der nicht erlebt ſei, keiner aber auch *wie* er erlebt ſei. Goethe hatte ſich für das Aeußerliche unbeſchränkte Freiheit vorbehalten.

Um einige Kleinigkeiten hier anzuführen: es ſcheint, daß der ſokratiſche Schuſter, bei dem Goethe auf ſeiner, weil ſie ihm verboten worden war, heimlichen Studententour nach Dresden logirte, nur eine mythiſche Perſon war, und es könnte ſich mit ſeinem jungen Freunde in Frankfurt, den Goethe Pylades nennt, ja ſogar mit den beiden Töchtern des Tanzmeiſters ſo verhalten. Dies aber ſind nur Vermuthungen. Was Seſenheim anlangt, dürfen wir dagegen mit Sicherheit ſagen, daß die Dinge dort nicht ſo verlaufen *konnten*, wie Goethe ſie darſtellt.

Es läßt ſich der Beweis führen, daß er die Pfarrersleute anders kennen gelernt haben muß als er erzählt, daß die Familie anders beſchaffen war als er mittheilt, und daß wahrſcheinlich auch der Abſchied anders verlief als im Buche ſteht.

Ich habe das erſte Auftreten Goethe's in Seſenheim in ziemlich genauem Auszuge mitgetheilt. Wir haben geſehen, welche Rolle Goldſmiths Roman dabei ſpielt, wie Goethe in den Seſenheimer Geſtalten die wiedererkennt, welche im Vicar of Wakefield die Hauptrolle ſpielen, ja wie er die Namen ſogar eintreten läßt. Zwei Schweſtern nur ſind Goethe's Erzählung nach in der Brionſchen

Familie: die ältere Salomea, die er Olivie nennt, die jüngere Riekchen. Es waren ihrer aber vier. Eine noch ältere, bereits verheirathet, und eine von fünfzehn Jahren, noch im Hause. Der von Goethe Moses genannte Bruder hieß Christian.

Dies jedoch will wenig besagen. Dagegen weist Loeper nach, daß Goethe's erster Besuch im Dorfe nicht in das Frühjahr 1771 sondern in den October 1770 falle, wo Goethe den Vicar von Wakefield noch gar nicht kannte! Lucius dagegen zeigt, daß Drusenheim nicht zum Sesenheimer Sprengel gehörte, Georg also auch nicht in der Lage war, dem Pfarrer einen Kindtaufkuchen bringen zu müssen. Damit ist bis in die Fundamente hinein zerstört was wir über diesen ersten Besuch berichtet finden.

Stehen die Dinge aber so, dann sind wir berechtigt, weiter vorzugehen. In Goethe's Erzählung finden wir die Ereignisse vom ersten Tage in Sesenheim bis zum letzten in einem idealen Zusammenhange, daß Eines genau dem Andern entspricht und der Abschluß mit tragischer Nothwendigkeit erfolgt. Goethe gesteht aber was den Abschied anlangt schließlich selbst, er erinnere sich der letzten Tage nicht mehr genau, schafft sich für diese Partie mithin noch einen besonderen Vorbehalt in Betreff der realen Richtigkeit seiner Erzählung. Und so, glaube ich, wollte es Goethe verstanden wissen, wenn er sagt: es sei von Gesinnungen und Handlungen hier nur insoweit die Rede, als sie sich hätten ereignen können. Das heißt: von den einzelnen Zügen der Partie wisse er nichts mehr, allein es könne wohl so gewesen sein wie er erzählt habe.

Loeper hat in seinen mit ungemeiner Sorgfalt zusammengetragenen Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit alle Documente aneinandergereiht, welche als ächtes Material für Sesenheim betrachtet werden dürfen. Auf den ersten Blick scheinen sie ein inhaltreiches Bild zu gewähren, das neben Goethe's Erzählung wohl bestehen könnte. Genauer betrachtet ergiebt sich jedoch, daß sie nur Farben, oft in den zartesten Nüancen bringen, nirgends aber Linien. Was die Umrisse anlangt sind wir auf Goethe's Dichtung allein

angewieſen. Es müßte der Zufall fügen, daß einmal in Memoiren irgend Jemand, der ſich der Bekanntſchaft mit Friederiken oder ihrer Familie rühmen dürfte, uns zu leſen gäbe was ihm von dieſer Seite anvertraut worden ſei. Ganz kürzlich erſt haben wir aus den von Keil herausgegebenen Tagebüchern Goethe's gelernt, daß er noch in Weimar einen Brief von Friederike empfing, ebenſo wie wir aus einem Briefe an Salzmann erſehen, daß er ihr von Frankfurt aus ſeine neueſten gedruckten Sachen ſchickte. Welcher Art aber der Zuſammenhang war der zwiſchen ihnen fortbeſtand, würde doch erſt klar werden, wenn diejenigen darüber berichteten, welche genau wüßten, wie die Dinge verlaufen waren. Bis dahin bleibt von den Seſenheimer Erlebniſſen an greifbarem Inhalte nicht viel mehr übrig, als daß Goethe einer liebenswürdigen, guten Familie begegnete, an die er ſich anſchloß als ſolle es für ewige Zeiten ſein, die er durch ſeine Gegenwart in Verwirrung brachte und die er endlich in einer Weiſe allein ließ, die er ſich lange Zeit ſelbſt nicht vergeben konnte.

Goethe's Erzählung ſelbſt aber verliert wahrhaftig dadurch an Werth nicht, daß wir ſie nun als eine Miſchung von ſchwacher Erinnerung und höchſt lebendiger dichteriſcher Phantaſie anſehen müſſen. Die Zahl der Dichtungen Goethe's erhöht ſich in ihr um eine der ſchönſten Nummern. Die Erwägung, daß das wirkliche Riekchen Brion eine andere war als die Friederike welche uns in „Dichtung und Wahrheit" ſo rührend entgegentritt, thut ihrem Andenken ſelber ſo wenig Schaden als Charlotte Buff die Gewißheit geſchadet hat, das Werthers Erlebniſſe in keiner Weiſe dem entſprechen was in Wahrheit ſich in Wetzlar zwiſchen Goethe und ihr im Hauſe ihres Vaters ereignet hatte. Goethe hat beiden Mädchen trotzdem einen Theil ſeiner Unſterblichkeit abgegeben.

Friederike iſt unvermählt geblieben. Goethe hat ſie 1779 wiedergeſehen. Seine Erzählung in Dichtung und Wahrheit ſchließt damit, wie ihm, nach dem Abſchiede beim Fortreiten von Seſenheim auf dem Wege plötzlich ſeine eigene Geſtalt, im grauen Kleide mit

Gold, zu Pferde entgegengekommen ſei, ein Doppelgeſicht, das darauf zu deuten ſchien, er werde einmal wieder nach Seſenheim zurückkehren. Und ſo geſchah es. Ueber ſeinen Beſuch 1779 beſitzen wir den Brief an Frau von Stein mit einer Beſchreibung der elſaſſiſchen Natur, einer der ſchönſten, die Goethe geſchrieben hat, der als abſchließender Epilog dieſer Idylle gelten kann.

„Ein ungemein ſchöner Tag, eine glückliche Gegend, noch Alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer ſilbernen Schönheit, ein milder willkommener Athem durchs ganze Land, Trauben mit jedem Schritt und Tage beſſer. Jedes Bauernhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich; man wird auch wie die Trauben reif und ſüß in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zuſammen. Mancher würde nicht ſo ſchnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen. Der Rhein und die klaren Gebirge in der Nähe, die abwechſelnden Wälder, Wieſen und gartenmäßigen Felder machen dem Menſchen wohl und geben mir eine Art des Behagens, die ich lange entbehre.“

So ſchreibt er am Mittag des 25. September. Und nun macht er ſich Abends nach Seſenheim auf, worüber drei Tage ſpäter Bericht abgeſtattet wird.

„Den 25. Abends ritt ich etwas ſeitwärts nach Seſenheim, indem die Andern ihre Reiſe grad fortſetzten, und ich fand daſelbſt eine Familie wie ich ſie vor acht Jahren verlaſſen hatte beiſammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt ſo rein und ſtill bin wie die Luft, ſo iſt mir der Athem guter und ſtiller Menſchen ſehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hauſe hatte mich ehemals geliebt, ſchöner als ich's verdiente und mehr als Andere, an die ich viel Leidenſchaft und Treue verwendet habe; ich mußte ſie in einem Augenblick verlaſſen, wo es ihr faſt das Leben koſtete, ſie ging leiſe drüber weg, mir zu ſagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug ſich allerliebſt mit ſoviel herzlicher Freundſchaft vom erſten Augenblick, da ich ihr

unerwartet auf der Schwelle ins Geſicht trat und wir mit den Naſen aneinanderſtießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachſagen muß ich ihr, daß ſie auch nicht durch die leiſeſte Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube und da mußt' ich ſitzen und ſo war's gut. Wir hatten den ſchönſten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns ſonſt hatte künſteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder, die ich geſtiftet hatte, eine Kutſche die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener Zeit und ich fand mein Andenken ſo lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand ich war jünger geworden. Ich blieb bei Nacht und ſchied den andern Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Geſichtern verabſchiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geiſtern dieſer Ausgeſöhnten in mir leben kann."

Dieſer Brief erklärt etwas, was in Dichtung und Wahrheit nicht völlig erklärt wird: Goethe's dauernde Verzweiflung nach dem Abſchiede, die innere Zerſtörung der er anheimfiel. Er irrte, gepeinigt von Gewiſſensbiſſen, einſam umher und konnte keinen Frieden finden.

Friederike hatte ihm doch vergeben. Was war vorgefallen, das ihm noch auf Jahre hinaus ſo peinigende Gedanken erweckte?

Schon aus einem Briefe, welchen Goethe von Seſenheim an Salzmann geſchrieben hat, erſehen wir, was die „bläßlichen Wangen" bedeuten, von denen er ſagt, da wo er von ſeiner Verkleidung als Wirthsſohn von Druſenheim erzählt, es hätte ſie das ſchönſte Roſenroth überflogen. Das junge, nur achtzehnjährige Mädchen war bruſtleidend, ſie kränkelte. Goethe's Fortgehen hatte ſie darauf in eine lebensgefährliche Krankheit geſtürzt. Man hat geglaubt, Fauſt's Gretchen dürfe auf Friederike zurückgeführt werden; näher liegt, Marie Beaumarchais im Clavigo mit ihr in Verbindung zu bringen. Alles was Goethe aus eignen Vorwürfen ſich ſagen mußte, Friederiken

gegenüber, finden wir in Clavigo's Charakter wieder, während die heroiſche Milde Mariens, in einer zerbrechlichen irdiſchen Erſcheinung, ſo ſchön auch dem entſpricht, was Goethe über Friederikens Benehmen im Jahre 1779 an Frau von Stein ſchreibt.

Dadurch daß wir Marie Beaumarchais als eine Schilderung Friederikens aus anderer Perſpektive gleichſam kennen lernen, wird Friederikens Bild wie Dichtung und Wahrheit es geben um ein Bedeutendes erhöht. Die Kataſtrophe der Idylle geſtaltete ſich für die Wirklichkeit faſt zu einem tragiſchen Umſchwunge. Wir ahnen in der ächten Friederike einen herrlichen Charakter. Und ſo auch, wie ſie in Wirklichkeit gelebt und gehandelt hat, iſt ſie keine unebenbürtige Schweſter der idealen Friederike geweſen, welche uns in Dichtung und Wahrheit entgegentritt. —

In dieſe Aufregungen hinein fiel für Goethe die Vorbereitung zur Promotion. Sie ſollte erlangt, und dann in Frankfurt ſofort mit dem Advociren begonnen werden.

Goethe konnte es nicht ſchwer fallen, ſich die nöthigen Kenntniſſe anzueignen. Von früh auf hatte ihn der Vater in das Rechtsſtudium eingeführt. Goethe war ein guter Nachſchlager im Corpus Juris. Daß er in Leipzig das zuerſt hartnäckige Mitſchreiben bald aufgegeben hatte, daran war nur Schuld geweſen, daß er von zu Hauſe her ſo gründliche Vorkenntniſſe mitgebracht. Es langweilte ihn, aufzuſchreiben was er ſchon wußte. Goethe nimmt bereits an dieſer Stelle Gelegenheit, ſich über die böſen Folgen auszuſprechen, welche eintreten wenn junge Leute mit einem zu großen Vorrathe realer Fachkenntniſſe vor der Univerſitätszeit ausgeſtattet werden. Er hatte während ſeines langen Lebens genugſam Gelegenheit gehabt, ſich hierin auf Erfahrung begründete Anſichten zu erwerben.

In Straßburg untergab er ſich mit ſeinen juriſtiſchen Studien Salzmanns Leitung. Er trieb ſie „mit ſoviel Eifer als nöthig war, um die Promotion mit einigen Ehren zu abſolviren“. Nebenbei ſtudirte er alles Mögliche. Die Medicin reizte ihn am meiſten.

Schöll hat die eigenen Aufzeichnungen Goethe's über seine damalige Lectüre und seine Excerpte aus den gelesenen Büchern derselben drucken lassen (Hirzel hat sie im „Jungen Goethe" nicht wiederholt). Hier sehen wir, daß wenn Goethe sich im Alter gegen den Kanzler Müller rühmen durfte, tagtäglich im Durchschnitte etwa einen Octavband zu lesen, er sich auf diese Leistung früh vorbereitet hatte. Er hegte den Wunsch, einfach von „Allem" Kenntniß zu nehmen. Er sammelt an geistigem Gut was nur immer zu haben ist. Goethe hatte auch den ächten Gelehrtentrieb, seine Ansichten weiterzugeben. Wäre ihm einiges Gefühl für Collegialität und die Gabe eigen gewesen, sich in eine Specialität einzuschließen, so würde er dem Schicksale, Professor zu werden, vielleicht kaum entgangen sein. Er war mehr zum „Schriftsteller" angelegt, der sich von seiner einsamen Stelle an das große Publikum wendet und Niemandem, dem er mündlich Rede zu stehen hätte, ins Auge zu sehen braucht.

Den 6. August 1771 wurde Goethe promovirt, und zwar zum Licentiaten, nicht zum Doctor, wie er seitdem jedoch titulirt zu werden pflegte.

Seine Thesen haben wir noch, ex officina Henrici Heitzii; die Dissertation dagegen, obgleich in gutem Latein, das zu sprechen und zu schreiben ihm geläufig war, abgefaßt, blieb ungedruckt. Der Vater hatte „ein Werk" verlangt. Der junge Doctor sollte mit einem respectabeln Bande wiedereinrücken. Der alte Herr hatte auch das Thema und die Behandlung gebilligt, die Facultät jedoch Bedenken gehabt. Goethe's Arbeit handelte darüber, daß der Gesetzgeber verpflichtet sei, einen gewissen Cultus vorzuschreiben, von dem weder die Geistlichen noch die Laien sich losreißen dürften.

Dazu wohl hatten Rousseau und Herder ihren Segen gegeben. Man sieht wie auch in dieser Richtung damals die Ideen verbreitet wurden, welche zwanzig Jahre später in Frankreich so tolle Früchte trugen. Die französische Republik zerstörte nicht bloß, wie die heutige Commune; sie hatte constructive Gedanken. Wenn sie die katholische Religion abschaffte, so geschah das nicht, um das Volk überhaupt der

Mühe zu entheben einen Cultus zu haben. Die französische Gesetzgebung führte den Cultus der Vernunft ein, für den auf öffentlichen Altären Opferfeuer entzündet wurden. Dies und einiges Andere ist bekannt, nimmt heute aber zusehr den Anschein von Besonderheiten an. Wir wissen heute zu wenig von den positiv-romantischen Versuchen der französischen ersten Republik. Von den Anstrengungen, ein eignes Costüm für die neue Zeit zu bilden. Rousseau hatte im Abschlusse seines Emils dieser Religion der Zukunft zum ersten Male äußere Formen gegeben. Auf seligen Inseln findet sich bei ihm die gereinigte, wiedergeborene Menschheit zusammen, wo in griechischen Tempeln das höchste Wesen verehrt wird. Das Griechische galt damals für das Reinmenschliche.

Wieweit Goethe in seiner Abhandlung eigne Ideen vorbrachte, wieweit er auf Rousseau einging, wissen wir nicht. Er selbst berichtet nur daraus, daß er die Herstellung sämmtlicher Religionen als Ausfluß gesetzgeberischer Thätigkeit nachgewiesen und die Entstehung des Protestantismus als letzten Beweis dafür angeführt. Daß der Decan die Arbeit nicht unter den Auspicien der Universität gedruckt zu sehen wünschte, soll besonders deshalb der Fall gewesen sein, weil einige Aeußerungen gegen die Grundlehren des Christenthums darin vorkamen.

Die Promotion lief glücklich ab. Die Tischgesellschaft lieferte die Opponenten. Der übliche Schmaus wurde gegeben und Straßburg war abgethan. —

Den 28. August 1771 wurde in Frankfurt eine Eingabe des Doctor Goethe gemacht, welche um Zulassung zur Advocatur bat. Kriegk theilt in seinen „Deutschen Culturbildern" das Schriftstück mit: „Wohl und hochedelgeborene, vest und hochgelehrte, hoch und wohlfürsichtige insbesonders hochgebietende und hochgeehrteste Herren Gerichtsschultheiß und Schöffen. Ew. Wohl und Edelgeborene Gestreng und Herrlichkeit habe ich die Ehre, ꝛc." Drei Tage nachher erfolgte die Gewährung.

Fünfte Vorlesung.

Nachdem Goethe als Advocat angenommen und in die Frankfurter Bürgerrolle eingetragen war, ließ sich sein Vater den literarischen Verkehr im eigenen Hause gern gefallen, der der gesammten Familie die Freundschaft vieler vorzüglicher Menschen eintrug. Und als der alte Herr sah, mit welcher Leichtigkeit, mitten in dieser Unruhe, der Doctor seine juristischen Kenntnisse anwandte, steigerte sich die Zufriedenheit zur Bewunderung. Er soll gesagt haben, als Jurist würde er seinen Sohn beneiden wenn er nicht sein Vater wäre. Goethe's eigne Mittheilungen über seine gerichtliche Praxis sind in neuester Zeit durch Kriegk ergänzt worden, welcher die noch vorhandenen Acten durchgesehen und eine Reihe juristischer Aeußerungen Goethe's daraus ans Licht gebracht hat. Der Standpunkt, welchen Goethe hier einnimmt, zeigt, wie sehr sein Wesen damals aus einem Gusse war. Er geht als Anwalt frisch und leidenschaftlich auf die Dinge los.

Es traten auch im öffentlichen Rechtsleben die Folgen des Umschwunges damals hervor, der sich auf den andern Gebieten geistiger Arbeit vollzog. Statt der bisherigen pedantischen, gelehrten Auffassung und Behandlung sollten rein menschliche Gesichtspunkte maaßgebend sein. Goethe sagt, er habe sich die Plaidoyers der französischen Advocaten zum Muster genommen. Er scheint seine Vorbilder jedoch um ein gutes Theil überholt zu haben. Der Vertreter der Gegenpartei gerieth beim ersten Processe in solche Aufregung, daß der juristische Streit in einen persönlichen Handel ausartete bei dem

man ſich beinahe Injurien ſagte, und daß zuletzt jeder der beiden Advocaten vom Gericht einen Verweis erhielt. Wenn Procurator Theiß hinterher erklärte, er habe ſich durch Goethe's Erwiderungen zu einer ihm ſonſt fremden Leidenſchaftlichkeit hinreißen laſſen, ſo begreifen wir das Angeſichts der Acten wohl, die von Kriegk im Auszuge mitgetheilt werden. Goethe übrigens gewann den Proceß. In den ſpäteren Sachen identificirt er ſich weniger mit den Parteien die er zu vertreten hat.

Selten wohl hat ein junger Juriſt ſo großartig zu prakticiren begonnen. Der Vater ſtudirte als geheimer Referendar die Acten und legte ſie zur Ausfertigung vor, welche dann mit jener ihn zur Bewunderung hinreißenden Leichtigkeit erfolgte. Goethe aber hat offenbar nur deshalb die Advocatur damals zu betreiben angefangen, weil er den alten Herrn ſolange zufriedenſtellen wollte, bis er mit ſich ſelber einig wäre, wohin er ſich wenden könnte. Die Art und Weiſe wie er in Dichtung und Wahrheit über ſeinen Vater geurtheilt hat, iſt ihm zum Vorwurfe gemacht worden. Goethe aber, indem er ſeine Erlebniſſe recapitulirte, um ſie der Welt als Kunſtwerk mitzutheilen, wog im Hinblick auf ſeine Aufgabe ab, welche Stellung den verſchiedenen Erſcheinungen gebühre, durch die hindurch ſein Weg gelaufen war, und wie man ſie zu faſſen habe um ihnen die darſtellbare Seite abzugewinnen. Er war längſt zu der Erkenntniß gekommen, daß wo es ſich darum handelte, einen Menſchen als hiſtoriſche Thatſache zu geben, nur ſehr weniges bei ihm der Erwähnung würdig ſei. Ein Mann kann die vorzüglichſten Eigenſchaften beſeſſen haben, ohne daß aus ihrer Harmonie ein Ton herausklänge, der ſich als das eigentlich Charakteriſtiſche für die Kenntniß der Nachwelt fixiren ließe. Dagegen kann ein Menſch durch Handlungen, welche weder die ihm gebührende Ehre vermehrten, noch überhaupt um gethan zu werden beſonderer Kräfte bedurften, denen aber ein gewiſſes Leben an ſich innewohnt, Geſtalt gewinnen. Er muß ſich gefallen laſſen, nur auf dieſe eine Seite ſeiner Thätigkeit hin geſchildert zu werden, während der Reſt, vor-

zügliche Bethätigungen einer edlen Denkungsart vielleicht, in Dunkelheit verſinkt. Goethe als er ſeinen Vater ſchilderte, faßte ihn aus den Erfahrungen heraus, die er ſelbſt, alternd und ſich beobachtend, an der eignen Natur gemacht. In jüngeren Jahren einmal hatte er in einem Briefe an die Fahlmer, der er über ſeine Eltern offen reden konnte, im Hinblick auf ſeinen Vater ausgerufen: „Bin ich denn ſelbſt vom Schickſal dazu beſtimmt, ſo kleinlich zu werden?“ Später dann aber mußte er an ſich in der That manches von der pedantiſchen Richtung ſeines Vaters gewahr werden. Das Regiſtriren war ihm von dieſer Seite her überkommen. Das Sammeln, das Aufheben von Kleinigkeiten. Der Vater treibt den Sohn, Angefangenes zu vollenden; weniger aus Intereſſe an der Sache, als aus Ordnungsliebe. Er klebt ſeine unfertigen Zeichnungen auf und umzieht ſie mit Rändern. Wir werden ſehen, wie dieſe Neigung zu äußerlicher Ordnung auf Goethe übergehend ſogar eine eigne literariſche Form auf dem Gewiſſen hat, denn das Einſchachteln, durch das Wilhelm Meiſter zuletzt ein ſo umfangreicher Roman ward, muß auf dieſen Ordnungstrieb zurückgeführt werden und vielleicht ſogar die diſſolute Form des Fauſt ſteht mit ihr im Zuſammenhang.

Goethe's Vater freilich hatte kein geiſtiges Element in ſich, an dem ſeine Schwächen ſo ſich zu Stärkeſeiten umbilden konnten. Er quälte ſich mehr und mehr mit den Aeußerlichkeiten des Daſeins. Er war in Allem was Geldausgeben anlangte, peinlich, zuletzt krittelich. Er zwang ſeinen Sohn endlich ſogar, den freien Verkehr mit ihm aufzugeben und das was mitgetheilt werden ſollte, in bedachter Weiſe erſt zurechtzulegen, um nicht auf hemmenden Widerſpruch zu ſtoßen. Sollte vom Alten etwas erlangt werden, ſo mußten beſonders präparirte Briefe deshalb verfaßt werden. In dem kleinen Verſe, in welchem Goethe ſein eignes Weſen auf Vater und Mutter zurückführt, giebt er als Erbſchaft von Seiten des Vaters „die Statur“, und „des Lebens ernſtes Führen“ an. Ein Portrait des Vaters, das Goethe ſelber als erträglich paſſiren läßt, findet ſich in Lavaters Phyſiognomik.

In demſelben, aller Welt bekannten Verſe wird dann als das was Goethe „Mutterchen“ zu verdanken hatte, von ihm die „Frohnatur“ genannt und „die Luſt zu fabuliren“. Damit iſt in der That erſchöpft, was Goethe's Mutter „die Frau Rath“ auszeichnete.

Frau Rath hatte das Zeug, zu einer hiſtoriſchen Perſon zu werden. Goethe's Vater iſt uns entbehrlich: wir brauchen ihn nicht, um in Gedanken Goethe zu conſtruiren; die Mutter aber iſt unzertrennlich von ihm. Sie bildet einen Theil ſeines Weſens. Sie verſtand ihn von Anfang an. Sie ahnte ihn. Alles was Goethe Herrliches erfüllt hat, entſprach vielleicht nur einem Theile noch größerer Erwartungen, welche dieſe Frau hegte.

Wer aber auch iſt ſoſehr berufen und befähigt, das Schöne und Hoffnungsreiche in einem Andern zu ſehen, als eine Mutter, die ihren Sohn beurtheilt? Der elendeſte, verſtoßenſte Menſch: ein paar Augen haben ihn einmal ſchön gefunden und hatten ein Recht dazu. Welche Scharfſichtigkeit, welche zukünftigen Königreiche nun aber erſt, wo Vorzüge wirklich vorhanden ſind! Und nun müſſen wir ſagen, daß Goethe's Mutter Extragaben für ihre Miſſion empfangen hatte. Sie war eine geniale Natur. Eine unverwüſtliche Lebenskraft ſtand ihr zu Gebote und eine feſtgeſtempelte Eigenthümlichkeit in jeder Gedankenwendung, die mit wachſenden Jahren nur zunahm.

Sie war ihrer Zeit mit Goethe's Vater, wie man ſagt: verheirathet worden. Sie trat ein als treue Genoſſin und Wirthſchafterin eines Mannes, deſſen Beſchäftigungen und Individualität ihr gleichgültig waren. Wir ſehen ſie erſt glücklich werden und gleichſam mehr und mehr aufwachen in dem Maaße als ſie dahinterkommt, was für einen Rieſen ſie in ihrem Sohne zur Welt gebracht hat. Sie verſteht Goethe's Natur völlig; in ihren Inconſequenzen zumeiſt, weil ſie eine Frau war. Sie vertheidigt ihn. Sie vermittelt dem Vater gegenüber. Die Erfolge, die ſie niemals überraſchen, erfüllen ſie mit unbeſchreiblichem Stolze. Als Goethe dann für immer nach Weimar ging, von ſeinem Vater aber noch abhängig blieb, ließ

er seine Mutter gleichsam als Commandant eines Platzes zurück, der besetzt gehalten werden mußte. Dort thront sie, als Generalbevollmächtigte, und zieht für sich ihre Procente von allen Ehren ein die dem großen Goethe zu Theil werden. Sie meldet ihm später nach Rom, seine Frankfurter Freunde hätten gesagt „wir waren ja Alle doch nur seine Laquaien". Aber sie sollten Alle gut bei ihr zu essen bekommen wenn Goethe wiederkomme. Ihm zu Ehren hielt sie bei sich Tafel für seine durchreisenden Freunde, die bei ihr vorsprachen als ginge das nicht anders.

Besonders aber that sie sich auf als der Vater endlich gestorben war. Schon 1779 hatte Goethe auf der Durchreise durch Frankfurt, während die Mutter in alter Kraft und Liebe wirkte, den Vater „stiller" gefunden. 1782, zehn Jahre also nach der Zeit von der jetzt die Rede ist, schreibt Merck an einen Freund „Goethe's Vater ist ja nun abgestrichen und die Mutter kann endlich Luft schöpfen". Daran ließ es Frau Rath dann auch nicht fehlen. Jetzt, Herrin ihres Vermögens und ihrer Zeit, begann eine neue Entwicklung.

Ihre Gesundheit war wie von Eisen. Sie „that Alles gleich frischweg und verschluckte den Teufel ohne ihn erst lange zu begucken". Das alte Haus wird, mit Einwilligung des Sohnes, verkauft und eine neue Wohnung bezogen. Erste Bedingung beim Miethen: es darf ihr kein Geschwätz wiedererzählt werden. Dagegen alles Neue, Große, Weltbewegende, besonders alles literarisch Bedeutende fängt sie begierig auf. Das ist ihr eine „Wulluft". Sie urtheilt dann über die Dinge ungenirt und treffend. Sie war breit und stattlich und trug imponirende Hauben. Sie hatte immer einen Kreis von jungen Mädchen um sich, die ihr mit schwärmerischer Liebe anhingen. Im Theater saß sie in ihrer eignen Loge und applaudirte als geschehe es in Goethe's speciellem Auftrage. Von dort aus präsentirte sie ihre kleinen Enkelkinder dem Publikum. Am schönsten und wahrhaftigsten, im Sinne von Dichtung und Wahrheit, ist sie von Bettina beschrieben worden. Es giebt viele Briefe von ihr, unbefangen und lebendig abgefaßt, rechte Großmutterbriefe, und kein todtes Wort darin.

Wichtiger aber als Vater und Mutter, Frankfurt und juriſtiſche Praxis, wird für Goethe nach der Straßburger Zeit jetzt die Bekanntſchaft mit einem Manne, der einen Einfluß auf ihn gewinnt wie Herder nur ihn gehabt hatte: Merck in Darmſtadt.

Durch Herder war Goethe nach Darmſtadt gewieſen worden. In Darmſtadt lebte Caroline Flachsland, mit der Herder ſich verlobte noch ehe er nach Straßburg ging. Fräulein Flachsland — damals hieß es: die Flachsland, oder Demoiſelle Flachsland — gehörte zu einer Geſellſchaft, welche mit den Darmſtädter Hofkreiſen ſich berührte, im Sinne der damaligen Zeit hochgebildet, eine Geſellſchaft etwa wie ſie Jean Pauls Romane ſchildern, deren Gedächtniß verſchwunden iſt, wie die Leute es ſind welche die Zeiten vor der franzöſiſchen Revolution erlebten. Ein Vorwalten der geiſtigen Exiſtenz, ein Schweben in höheren Anſchauungen, eine auf das Innere gerichtete Energie und mit alledem eine Einfachheit und Zuverſicht verbunden, wie die heutige Welt ſie nicht mehr beſitzen kann. In dieſen Kreiſen wurde Goethe bald heimiſch und hier trat er zuerſt als Dichter und nichts weiter auf. Hier fand er Merck. Einen jüngeren Mann, aber viel älter als Goethe, Beamten, noch nicht lange in Darmſtadt anſäſſig; was ſeine Vergangenheit anlangt: Niemand wußte recht zu ſagen, was er vorher betrieben hatte.

Ich habe für Goethe auch den Titel eines Hiſtorikers beanſprucht. Ich hatte dabei nicht etwa daran erinnern wollen, daß Goethe einmal die Abſicht hegte, die Geſchichte Bernhards von Weimar zu ſchreiben, für die er ſich bis zu einem gewiſſen Grade in die weimariſchen Archive einarbeitete; ich meine damit auch nicht, daß Goethe ſich, wie er gethan hat, mit ſyſtematiſchem Studium eine quellenmäßige Kenntniß der allgemeinen Hiſtorie zu verſchaffen ſuchte; ſondern ich habe Folgendes im Auge. Zwei Dinge machen den Hiſtoriker: daß die Ereigniſſe der Vergangenheit in organiſchem Zuſammenhange ſich ihm vor die Blicke ſtellen, und daß er die Fähigkeit beſitze, künſtleriſch wiederzugeben was er ſo ſieht. Beides war Goethe eigen. Wir brauchen nur die Einleitung zu ſeiner

Farbenlehre durchzuleſen, um zu gewahren, wie die hiſtoriſche Methode als die natürliche in ihm lag. Wir dürfen nur Dichtung und Wahrheit auf Compoſition und Sprache hin unterſuchen, um zu beobachten, wie hier mit bewußt angewandter Kunſt die memoirenhafte Darſtellung durchgeführt worden iſt.

In Dichtung und Wahrheit nun hat Goethe eine Reihe von Charakteriſtiken ſo gänzlich hineingearbeitet, daß man ihnen neben dem übrigen Texte keine beſondere Aufmerkſamkeit widmet. Für ſich betrachtet aber treten ſie als Meiſterſtücke hervor und es zeigt ſich in ihrer Behandlung eine Anlehnung an römiſche Muſter, daß dieſe Partien, von Jemand der die Wendungen des Tacitus im Gedächtniſſe hätte, ins Lateiniſche übertragen, uns wie taciteiſche Fragmente anmuthen würden. Während Johannes v. Müller eine äußerliche Nachahmung verſuchte, derentwegen er ſchließlich Spott ertragen mußte, hat Goethe ſein Studium ſeiner Vorbilder durchaus verſteckt. Hören wir, wie er über Merck ſich ausſpricht.

„Von ſeiner früheren Bildung wüßte ich wenig zu ſagen. Mit Verſtand und Geiſt geboren, hat er ſich ſehr ſchöne Kenntniſſe, beſonders der neueren Literatur erworben und ſich in der Welt- und Menſchengeſchichte nach allen Zeiten und Gegenden umgeſehen. Treffend und ſcharf zu urtheilen, war ihm gegeben. Man ſchätzte ihn als einen wackern und entſchloſſenen Geſchäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein ſehr angenehmer Geſellſchafter für die, denen er ſich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Geſtalt, eine hervordringende ſpitze Naſe zeichnete ſich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen gaben ſeinem Blicke, der aufmerkend hin- und wiederging, etwas Tigerartiges. Lavaters Phyſiognomik hat uns ſein Profil aufbewahrt. In ſeinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverläſſiger Mann, hatte er ſich gegen die Welt verbittert und ließ dieſen grillenhaften Zug dergeſtalt in ſich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorſätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu ſein. Verſtändig, ruhig, gut in

einem Augenblicke, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorſtreckt, irgend etwas zu thun, was einen Andern kränkte, verletzte, ja was ihm ſchädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man ſelbſt davor ſicher zu ſein glaubt, ſo hatte ich eine deſto größere Neigung, mit ihm zu leben und ſeiner guten Eigenſchaften zu genießen, da ein zuverſichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er ſeine ſchlimme Seite nicht gegen mich kehren werde."

Mercks Einfluß auf Goethe, von dem dieſer ſelbſt ſagt, daß er der „größte" geweſen ſei, iſt deshalb ſo auffallend, weil Goethe Merck ausdrücklich das „Poſitive" abſpricht. Goethe kommt im höchſten Alter, als Merck längſt der Erinnerung der Menſchen entrückt war, auf ihn zurück. In den Unterhaltungen mit Eckermann iſt anfangs nicht, ſpäter mehrfach von Merck die Rede. Was konnte Goethe daran liegen, Eckermann, deſſen Fähigkeiten er genau kannte, über einen ſeltſamen Menſchen aufzuklären, den er doch niemals verſtanden hätte? Sicherlich hatte Mercks Charakter etwas, das Goethe bis zuletzt neu zu denken gab und nach einer Auflöſung verlangte. Goethe ſagt einmal zu Eckermann: ein ſolcher Menſch, jetzt, 1830, auf die Welt kommend, würde gar nicht mehr das werden können was er geweſen iſt. Das ſcheint mir jedoch nicht das Wichtigſte bei Merck, ſondern das Problem beunruhigte Goethe offenbar, daß ein Mann wie Merck, bei durchdringendem Verſtändniſſe der Menſchen und der Dinge und bei entſchiedenem perſönlichen Einwirken auf Andere und auf ihn ſelbſt, trotzdem mit dem höchſten Maaß gemeſſen gleich Null war. Goethe ſpricht dies hart aus. Er verneint jetzt ausdrücklich, daß Merck „edel" geweſen ſei. Wir wiſſen, wieviel bei Goethe mit dem Begriffe zuſammenhing den er mit dieſem Worte deckte.

Dem Edlen ſetzt Goethe das Gemeine (Banauſiſche) entgegen, und das iſt das Diaboliſche bei Mephiſtofeles, daß ihm das Poſitive, Schöpferiſche aus eigner Initiative abgeht und er trotzdem Fauſt ſo unentbehrlich iſt; daß er, um wirkſam zu ſein, oder über-

haupt nur zur Erſcheinung zu kommen, ſich zu einem Gedanken erſt in Gegenſatz bringen muß den ein Andrer hegt. Fehlt dieſer Stoff, ſo kommt ſein Geiſt nicht ins Phosphoresciren und iſt ſo gut als wäre er nicht vorhanden.

Goethe notirt einmal in ſeinem Tagebuche, Merck ſei „der Einzige der ganz erkenne was er thue“. Nirgends aber drückt er jemals Sehnſucht nach ihm oder nur Reſpect vor ihm aus. Er überſchaut ihn in ſeiner Hohlheit von Anfang an, kann ihn aber als unbeſtechlichen Spiegel der Erſcheinungen wie ſie ſind, nicht entbehren. Merck iſt wie ein vorzügliches Lexicon, in dem ſich über jedes Wort Auskunft findet, während zugleich das Alles gewährende Buch nicht einen einzigen Gedanken um ſeiner ſelbſt willen enthält.

Es iſt behauptet worden, Merck ſei gegenüber dem was Goethe über ihn ſagt, nicht zu ſeinem Rechte gelangt. Loeper, in den Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit, und Haym, in ſeinem Buche über Herder, haben dieſen Vorwurf mit guten Gründen zurückgewieſen. Es läßt ſich nicht läugnen: Goethe ſpricht mit Härte von Merck, ſoſehr er zugleich die Verpflichtungen eingeſteht die er gegen ihn hat. Hätte Goethe als jüngerer Mann, im augenblicklichen Gefühle deſſen was Merck bei ſeinen Lebzeiten ihm war, ihn darſtellen ſollen, ſo würde er vielleicht in einem Tone geſchrieben haben, der jener Tagebuchnotiz mehr entſprach. Zu der Zeit, wo er Dichtung und Wahrheit ſchrieb, mußten die Geſichtspunkte künſtleriſcher Art, von denen bei der Charakteriſirung des alten Rathes Goethe die Rede geweſen iſt, den Ausſchlag geben. Goethe erkannte, daß Merck, nachdem ſeine wirkende Perſönlichkeit und der Kreis derer die ſie gekannt und verſtanden hatten, hinweggegangen war, nur noch in den Elementen fortexiſtirte, die er für Mephiſtofeles geliefert hatte: in der perſönlichkeitsloſen Kritik, in der energiſchen Verkörperung des Geiſtes deſſen einzige Macht iſt, zu verneinen. Hätte Goethe bei ſeiner Portraitirung Mercks nicht hierauf hin die Farben gewählt, ſo würde aus ſeiner Schilderung eine ſanfter gefärbte Erſcheinung hervorgegangen ſein, die jedoch in verſchwimmenden Umriſſen ſich unter der Maſſe der

übrigen guten und braven Menſchen verloren hätte, welche damals zu Millionen in Deutſchland lebten (wie ſie heute thun), aber die viel zu weich ſind, um auf den Erztafeln der Geſchichte auch nur den leiſeſten Ritz zu hinterlaſſen. Das Erſtaunlichſte bei der von Goethe gegebenen Charakteriſtik Mercks iſt, daß neben dem Bilde einer durchaus eigenartigen Individualität, von der man glauben möchte, es habe nie ein zweites Exemplar dieſer Art gelebt, eine allgemein typiſche Geſtalt aus Merck geworden iſt, mit der mancher Charakter zuſammenfallen möchte, den man im Leben begegnete und dem gegenüber man ſelber vielleicht ſich in ähnlicher Lage fühlte.

Mögen jetzt, wo Mercks Unſterblichkeit durch Goethe auf dieſem Wege geſichert worden iſt, wohlwollende Menſchen ihn in Schutz zu nehmen und ſeine Ecken abzuglätten ſuchen. Wer aber was Goethe über ihn geſagt hat, überhaupt ausgelöſcht zu ſehen wünſchte, würde Mercks Angedenken auf Nimmerwiederſehen unter das Eis ſtoßen.

Merck alſo war das Centrum der Darmſtädter Societät. Solche Geſellſchaften fühlen ſich erſt recht vereinigt, wenn Einer unter ihnen, auf deſſen Urtheil man abſolutes Vertrauen ſetzen darf, ſich als unbarmherziger Kritiker aufthut. Dies war die Rolle Mercks in Darmſtadt, bald auch in Frankfurt, wo er mit Goethe's Eltern bekannt wurde. In Mercks Druckerei, bei Darmſtadt in Langen gelegen, wurde ſpäter der Götz gedruckt, und das Haus, das noch ſteht, hat kürzlich ſeine Denktafel erhalten, ebenſo wie jetzt eine Felſeninſchrift am Herrgottsberge im Beſſunger Walde die Stelle bezeichnet, wo Goethe im Kreiſe ſeiner Darmſtädter Freunde und Freundinnen 1772 den „Felsweihgeſang an Pſyche“ dichtete. Dieſe Erlebniſſe ſind in Dichtung und Wahrheit behaglich geſchildert, während die Briefe der Flachsland noch feinere und momentanere Schilderungen einzelner Tage hinzufügen.

Sie beſchreibt, wie man zuſammen las, ſpazieren ging, ſchwärmte, Punſch trank — ein Getränk, das als eine Art Nektar zweiter Claſſe ſich überall von ſelbſt verſtand, wo die Götter dieſer Erde damals bei einander waren — wie man zuſammen tanzte, ſchließlich auch ſich

küßte. Caroline Flachsland iſt nicht nur was jene Darmſtädter Tage anlangt eine wichtige Perſönlichkeit für Goethe geweſen, als Herders Frau iſt ſie ein langes Leben hindurch neben Goethe hergegangen und gehört zu den Frauen die ihm am meiſten zu ſchaffen gemacht haben. Die Miſchung erhabener Leidenſchaftlichkeit und platter, wohlberechnender Realität, die ihren Charakter bildete, ergab, Alles in Allem betrachtet, ein unerfreuliches Facit. 1772 jedoch, jung, energiſch und gehoben durch das Bewußtſein, von einem der erſten Männer Deutſchlands geliebt zu werden, gereichte ihr ſtürmiſches Weſen ihr eher zum Vortheile. Sie iſt Goethe's beſondere Freundin, nimmt ihn gegen Herder in Schutz und machte ihm die Honneurs in Darmſtadt, wo man ihn auf Merck und die Flachsland hin als einen Menſchen anſah, der anders und beſſer als die Uebrigen, ein Recht hatte als etwas Beſonderes aufzutreten. In Darmſtadt auch durfte er ſeinen Kummer über Friederike ausſprechen. Er ſchreibt, wie er auf dem Wege nach Darmſtadt, den er zu Fuß zurücklegte, durch Sturm und Wetter fortſchreitend, ſich die Gedichte vorſagte die ihm als unmittelbare Erzeugniſſe des Augenblickes auf die Lippen kamen.

Wanderers Sturmlied iſt ſo entſtanden: „Wen du nicht verläſſeſt, Genius“, und viele ſeiner ſchönſten Verſe ſind damals gedichtet worden. Aus wenig Epochen dagegen mangelt uns ſoſehr die Correſpondenz: vom November 1771 bis Juli 1772 ſind nur drei Briefe erhalten. Alle ſeine an Merck gerichteten Briefe dieſer Zeit ſind vernichtet. Es ging eine Veränderung mit Goethe vor: ſeine alten Brieffreunde waren abgethan, neue noch nicht gewonnen. Für Herder war er immer noch zu jung. Herder hatte andere Leute denen er ſein Herz ausſchütten konnte. Ihm lag daran, Verbindungen zu pflegen, durch die er eine Profeſſur erhalten könnte, da es ihm in Bückeburg nicht gefiel. Hätte die Flachsland nicht zwiſchen Goethe und Herder geſtanden, ſo hätten ſie ſich damals vielleicht für immer gegenſeitig abgeſchüttelt. Herder ſcheint ein Vorgefühl deſſen gehabt zu haben, was das Schickſal ſpäter fügte; als könne die Wucht des Goethe'ſchen Geiſtes ihn einmal zu Boden drücken. Im Spotte nennt er Goethe

in seinem Briefe damals bald „zu spatzenmäßig", bald doch wieder den „großen Goethe". Solche Witze macht man nicht aus freier Luft.

Herder aber konnte auch aus der Ferne Goethe nicht mehr beurtheilen. Als sie sich trennten, hatte Goethe noch viel von dem gefehlt, was jetzt, nach dem Abschlusse der Straßburger Zeit, als ein Geschenk des Himmels über ihn gekommen war. Faust und Götz wurden in Straßburg noch als Contrebande betrachtet; das Studiren ging vor. Auch in Frankfurt mußte Angesichts des Vaters die erste Zeit der Schein bewahrt bleiben, als sollten Processe geführt werden. Aber mit seinen literarischen Plänen im Kopfe stand er auf und ging er zu Bette. Es breitet sich nach der Rückkehr ins väterliche Haus seine Existenz bald in solchem Umfange aus, daß ihm selber, als er in Dichtung und Wahrheit zur Darstellung dieser Epoche kam, der chronologische Faden riß an dem sich bis dahin die Ereignisse leicht aufreihen ließen. Goethe, in dessen Geiste jetzt eine unermeßliche Gedankenproduction sich entfaltet, der auf Schritt und Tritt mit neuen Menschen in Berührung kommt und zwar mit den bedeutendsten die in Deutschland zu finden waren, der zugleich alles Neuerscheinende liest und sich assimilirt, verläßt die gewöhnlichen Wege und entweicht vor unserer Betrachtung wie in die Lüfte. Wer auch wollte unternehmen, einen Menschen von solcher Kraft in der Zeit seiner blühendsten Entwicklung ausreichend zu schildern, in der selbst die mit gewöhnlichen Gaben Ausgerüsteten den Anschein außerordentlicher Begabung anzunehmen pflegen? Würden alle jungen Mädchen das was die meisten zwischen 16 und 18 Jahren zu werden scheinen, hielten alle jungen Männer was viele zwischen 20 und 25 versprechen, so ständen Schönheit und Geist und Genialität und unerschöpfliche Lebenskraft in späteren Jahren nicht in so großem Ansehen. Ein Glück, daß Jeder im Genusse dieser Lebensblüthe an ihre Unendlichkeit glaubt. Diesen Glauben an die eigne unerschöpfliche Jugendkraft müssen wir in entsprechender Stärke hinzunehmen, um uns ein Bild zu machen von Goethe's außer-

ordentlicher Erſcheinung in den Jahren welche nun beginnen und deren ſteigender Reichthum in der That niemals ein Ende nahm. Herder wußte wohl, daß es Menſchen geben könne, die auf ſo wunderbare Weiſe über den Reſt der Menſchheit erhoben werden, allein als eine kritiſche Natur konnte er ſich nicht entſchließen, ohne die entſcheidendſten Proben und aus der Ferne Goethe zuzugeſtehen, daß er das Recht beſitze, als ein ſolcher Liebling der Vorſehung einherzuſchreiten. Dieſe Probe nun aber ſollte geliefert werden. Goethe ſchrieb den Götz von Berlichingen. An der Art und Weiſe wie Herder das Stück aufnahm, läßt ſich das verfolgen was in Bezug auf Goethe damals Herders Bekehrung genannt werden könnte.

Von Götz muß jetzt die Rede ſein.

Götz von Berlichingen war Goethe's erſte Frankfurter Arbeit. Es iſt Goethe's erſte große Dichtung die ihn innerhalb Deutſchland „mit einem Schlage" zum erſten Dichter erhoben hat. Mit Götz traf er mitten ins Schwarze und es konnte von Rangſtreitigkeit nicht mehr die Rede ſein. Es wurde ihm als demjenigen gehuldigt, der die erſte Stelle einnehme, und zwar ehe noch ſein Name bekannt geworden war, denn das Drama war anonym herausgekommen. Gegner hatte Goethe jetzt nur noch in denen, welche ihn beneideten, ſich die Augen zuhielten oder zu alt waren um zu empfinden welche Luft in dem Stücke wehte. So iſt Friedrich des Großen Urtheil aufzufaſſen, von dem nicht zu verlangen war daß er Shakſpeare und Goethe in ſeinen älteſten Tagen noch ſchätzen lernte.

Um uns klar zu werden, was von Goethe hier geleiſtet worden ſei, müſſen wir ein paar Jahrhunderte europäiſcher Bühnenentwicklung raſch durchſchreiten. Goethe's Götz iſt der erſte gelungene Verſuch, dem Deutſchen Volke, dem das Schickſal eine eigne Bühnenentwicklung verſagen zu wollen ſchien, dennoch ein hiſtoriſches Drama zu ſchaffen, kein Bühnenſtück, ſondern nur ein geleſenes Drama. Wir werden ſehen, inwieweit die heute im tadelnden Sinne gebrauchte Bezeichnung „Buchdrama" ihre Berechtigung und, für uns Deutſche, ihre Geſchichte hat.

Das moderne europäiſche Theater iſt keine autochthone Schöpfung der modernen Zeit, ſondern nichts Anderes als das durch die Jahrhunderte hindurch in immer neu umgewandelter Geſtalt bis auf uns fortgeführte antike Theater. Dieſelbe Continuität und legitime Erbfolge, die wir bei Dichtkunſt, Malerei, Bildhauerei, Rechts- und Staatseinrichtungen beobachten, waltet auch hier. Die griechiſche Bühne wird von den Römern aufgenommen, im eigenen Idiom ſowohl beibehalten als im lateiniſchen nachgeahmt, und macht die Schickſale des römiſchen Reiches, erſt blühend, dann ſtagnirend, dann herunterkommend und endlich nur fortvegetirend, mit durch. Nie aber wird überhaupt aufgehört Tragödie und Comödie zu leſen und zu ſpielen, ebenſogut wie immer lateiniſch und griechiſch geſprochen wird. Im 5. Jahrhundert, als die Gothen Gallien eroberten, delectirt ſich der galliſch-römiſche Apollinaris Sidonius, der ein chriſtlicher Geiſtlicher war, mit ſeinen Freunden am Menander, und unter Gothen, Franken und Vandalen werden immer fort nach dem Muſter des Virgil Hexameter gebaut, nach dem des Sueton Hiſtorien geſchrieben und aus dem Terenz Geſpräche gelernt. Einhardts Geſchichte Carl der Großen iſt meiſt aus Suetoniſchen Phraſen zuſammengeſetzt. Terenz' und Plautus' Comödien, die die ächt griechiſche Bühne in ſich tragen, ſind ſicherlich in allen Jahrhunderten in Italien geſpielt worden. Das römiſche Theater iſt durch die trübſten Jahre Italiens — in denen aber doch wohl jeden Frühling die Roſen blühten und jeden Herbſt Wein gekeltert wurde — armſelig aber lebendig durchgerettet worden, um in der Zeit dann, wo die claſſiſche Bildung in jungen Trieben, erſt ganz beſcheiden, dann immer üppiger neu auszuſchlagen begann, an der allgemeinen Renaiſſance Theil zu nehmen. Im 15. Jahrhundert gehören Aufführungen claſſiſcher Stücke, bei oft koſtbarem ſceniſchen Luxus, zu dem Hergebrachten und im 16., dem Raphaels und Arioſts, erheben ſich die italiäniſche Comödie, Tragödie und Oper. Um die Mitte dieſes Jahrhunderts etwa hatte ſich ſchließlich ein beſonderer italiäniſcher Schauſpielerſtand mit dazu gehöriger Literatur gebildet und es begannen organiſirte Banden von

Comödianten die Länder des übrigen Europa's, wo glänzende Höfe waren, zu bereisen.

Das aber konnten nur drei Länder sein: Spanien, Frankreich und England. Deutschland hatte keine Hauptstadt und keinen im Sinne der anderen Nationen gebildeten Adel. Dies die erste Ursache, warum sich die Bühne bei uns nicht entfaltete wie anderswo.

In jedem jener drei Länder entstanden aus dem Zusammenstoße italiänisch-classischer Bühnenpraxis und den bereits vorhandenen Anfängen inländischer dramatischer Kunst, über die hier zu sprechen unnöthig ist, eigne nationale Bühnen mit bedeutenden Dichtern. Dies ist der Boden auf dem in Spanien Lope de Vega und Calderon, in England Shakspeare aufkamen, während Italien und Frankreich Namen von Bedeutung anfangs nicht aufzuweisen haben. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts jedoch übernahm Frankreich die Führung. Corneille's Jugendarbeiten gehören noch der eben charakterisirten Richtung an, dann erhob er sich zu seiner eignen glänzenden Manier und zog Molière und Racine nach sich, und damit war, wie in Dingen der Politik und des Geschmackes und der Gelehrsamkeit überhaupt, die Suprematie des französischen Dramas entschieden. Ueberall wird es nachgeahmt und um 1700 etwa ist seine Oberherrschaft eine dermaaßen vollendete Thatsache, daß in ganz Europa, von Gelehrten wie vom Publikum als ausgemacht angenommen wird, es sei selbst die griechische Tragödie von der französischen in Schatten gestellt worden. Als dann gar die erste Tragödie Voltaire's erschien, der dem Urtheile seiner competentesten Zeitgenossen zufolge Corneille und Racine sammt den Griechen übertroffen hatte, schien eine derartige Höhe erreicht, daß weitere Sprossen dieser Leiter überhaupt undenkbar wurden. Die maaßgebende Ueberzeugung vom höchsten Werthe des hier nun endlich Erreichten stimmt zu den übrigen Symptomen äußerster Zufriedenheit mit sich selber, die wir bei anderer Gelegenheit bereits als das Charakteristische der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erkannten.

Nun aber auch hier der Umschwung.

Derſelbe Voltaire, der das Beſtreben hätte haben ſollen, die Ueberzeugungen ſeiner Mitmenſchen, die ihm einen ſo hohen Rang zuertheilten, unerſchüttert zu laſſen, war auch der große Zerſtörer des geiſtigen Zuſtandes auf dem ſeine Herrſchaft beruhte. Voltaire iſt kein Menſch zweiten Ranges geweſen, der mühſam berechnete was ſeiner Berühmtheit zuträglich ſein dürfte. Er ſtand zu hoch, um ſo kleinlich zu ſein. Er wollte vor allen Dingen vorwärts und rüttelte die alte Maſchine zuſammen ohne an ſich zu denken. Er bereitete die Umänderung der Geſinnungen Europa's vor, die in allen Richtungen menſchlich geiſtiger Thätigkeit nun ſich geltend machte. Die Bühne war ein zu wichtiger Factor des öffentlichen Lebens damals, um nicht auch in erſter Linie berührt zu werden. Auch hier wollte man Rückkehr zur Natur, war man der allgemeinen über den Zeiten und Naturen ſtehenden Helden müde und verlangte beſtimmte nationale, hiſtoriſche Charaktere. Voltaire, den man mit Unrecht den Verkleinerer Shakſpeare's genannt hat (den er natürlich nur ſo weit verſtand als er ihn in ſeiner Zeit verſtehen konnte und über den er freilich mit derſelben hochmüthigen Sicherheit urtheilte wie er es über Corneille that), hat zuerſt Shakſpeariſche Geſtalten in den Rahmen der bisherigen, muſtergültigen franzöſiſchen Tragödie hineinzupaſſen geſucht und den Umſchwung herbeigeführt, welcher in Frankreich durch die Bekanntſchaft mit der engliſchen Bühne, wie dieſe vor der Alleinherrſchaft der franzöſiſchen beſtanden hatte, Platz griff.

Denn war auch in England die ſogenannte claſſiſche Tragödie der Franzoſen ſiegreich geweſen, ſo konnte doch nur ein succès d'estime errungen werden und das alte engliſche Theater mit Shakſpeare hatte ſich nicht verdrängen laſſen. Der dem engliſchen Volke eingeborene Realismus ließ das volksmäßig entſtandene Drama nicht wieder untergehen. Man bewunderte die franzöſiſche Form, genoß Shakſpeare aber nach wie vor. Voltaire entdeckte mit Erſtaunen, wie Shakſpeare in Julius Caeſar eine politiſch faſt modern handelnde Figur hingeſtellt hatte, welche Seiten herauskehrte, die mittelſt der franzöſiſchen Tragödienpraxis gar nicht zu faſſen waren.

In dem Maaße als die engliſche Staatsphiloſophie in Frankreich größeres Verſtändniß fand, wandte man ſich in Paris der Nachahmung des engliſchen Dramas zu. Diderot ſchuf nach ſeinem Vorbilde die comédie larmoyante: die Vorführung tragiſcher Stoffe im Coſtüme der Gegenwart und in proſaiſcher Form.

Von Diderot jetzt empfingen wir in Deutſchland den erſten Anſtoß zur Bildung eines nationalen Theaters. Die „weinerliche Comödie“ ſagte uns zu. Eine Handlung, bei der zu Anfang Angſt ausgeſtanden und zuletzt gelacht wird. In Frankreich ſpielte man nach den Tragödien eine Farce zum Lachen: das Deutſche Publikum wünſcht dies abſchließende, beruhigende Wohlgefühl gleich aus dem Drama ſelber zu ſchöpfen. Wir wiſſen was Leſſing Diderot zu verdanken hatte.

Die Geſchichte des Deutſchen Theaters iſt zuerſt von Gervinus in ſeiner Deutſchen Literaturgeſchichte gegeben worden. Ich habe noch die Zeiten erlebt, in denen Gervinus die unfehlbare äſthetiſche Autorität bei uns war. Jetzt muß man auf ihn ſchimpfen hören und es ſoll dem großen Manne ſein wohlverdienter Ruhm Feder auf Feder ausgezupft werden, als wenn es nicht ſeine eignen geweſen wären. Wohin ich aber blicke ſehe ich Gervinus' Federn vielmehr in fremden Flügeln. Was Gervinus' Literaturgeſchichte über unſer Theater enthält, iſt, dem factiſchen Inhalte nach, von vielen Zeiten ergänzt worden, was die leitenden Geſichtspunkte jedoch anlangt, hat bis jetzt jeder Nachfolgende in Gervinus' Schuld geſtanden. Gervinus iſt der Schöpfer unſerer Literaturgeſchichte. Weder dieſes, noch ſeine andern gewaltigen Verdienſte um Deutſchland können weder durch ſein eignes politiſches Verhalten in der letzten Lebenszeit, noch durch die Antaſtungen ſeiner Gegner, die ihm heute ſo ziemlich Alles abgeſprochen haben was ſich einem Schriftſteller abſprechen läßt, in Schatten geſtellt werden. Wir verdanken Gervinus die erſte wiſſenſchaftliche Conſtruction Leſſings! Darin ſchon liegt die Geſchichte der bei uns in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erwachenden nationalen Bühne einbegriffen.

Der Grund warum sich bei uns kein nationales Theater bilden konnte, ist bereits ausgesprochen worden. Mehr als jede andere Kunststätte bedarf die Bühne, wenn sie sich zu höherer Existenz erheben soll, eines getreuen, die wirkliche Kritik des Volkes repräsentirenden Publikums. Nur wo das Theater von der unausgesetzten, feinsten Beobachtung der höher Gebildeten und zugleich von dem mehr oder weniger gereizten Beifallsgeschrei der Ungebildeten, welchen ihr wichtiger Antheil an der allgemeinen Kritik hier zuerkannt bleiben muß, controlirt wird und von ihr abhängt, kann es sich fruchtbringend entwickeln. Dies soweit wir den Schauspieler in erster Linie in Betracht ziehen. Was den Dichter dagegen anlangt, so muß noch ein anderes Element hinzutreten, das ebenfalls nur große nationale Centren zu liefern im Stande sind: vor seinen Augen muß sich wirkliches politisches Leben in handelnden Charakteren entfalten, deren Thätigkeit nicht weniger offenbar ist und der Begutachtung dieses selben ausgebreiteten Publikums unterliegt. Woher anders sonst soll er Vorbilder für seine Gestalten nehmen? Die Helden Corneille's sind die der Frondekriege, die Racine's die siegreichen Prinzen des königlichen Hauses in den ersten berauschenden Feldzügen Ludwigs XIV., die Figuren Molières lieferte der Adel von Paris und Versailles, dessen glänzende und schwache Seiten vor aller Leute Augen sich breit machten und über die Spott und Bewunderung in Aller Munde waren. In Madrid wiederum trat die ungeheure Betriebsamkeit der Habsburgischen Dynastie zu Tage, aus der trotz ihrer geheimen Wege kein Geheimniß zu machen war. Da wurden Günstlinge und Feldherren erhoben und gestürzt und jede Art menschlichen Schicksales auf den Markt gebracht. In London vor Shakspeare's Augen ging es nicht anders zu. Ueberall handelte es sich um Leben und Tod der Höchsten wie der Geringsten. Und überall wußte man, daß die Interessen des Landes damit in Verbindung standen. Das Volk draußen war nicht bloß blinder Zuschauer. Es empfand mit. Es flüsterte sich zu, was nicht laut gesagt werden durfte, es konnte die Gewaltthätigkeiten nicht verhindern, aber es war Zeuge von

ihnen. In Frankreich ließ man die Leute verſchwinden, in Spanien verbrannte man, in England enthauptete man. Der ganze furchtbare Männer- und Frauenapparat der engliſchen Geſchichte bewegte ſich vor Shakſpeare durcheinander. Wenn Shakſpeare den Tower auf die Bühne brachte, ſo wußte jeder Zuſchauer, welchem großen Herrn zuletzt der Kopf darin abgehackt worden war. Der Dichter der damaligen Zeit hatte nur die Augen aufzumachen: wie in einem Aquarium mit gläſernen Wänden ſchwammen die großen und kleinen Thiere durcheinander, fraßen einander und ließen ſich beobachten. Um jede Straßenecke herum kam ihm Adel und Volk entgegen wie er es für ſeine Stücke brauchte.

Was aber ſtand einem Deutſchen Dichter zu Gebote?

Bei uns tritt das politiſche Leben überhaupt nicht auf die Haut. Unſere großen Entwicklungen gehen innerhalb der Herzen und der Stirnen vor. Wir agiren wenig. Unſeren Händen iſt, wenn wir erregt ſind, an einem feſten Platze in der Taſche am wohlſten, während einem Italiäner dann ein ganzes Dutzend Arme oder Hände noch zu wenig wären. Unſere tiefſten Stürme ſpielen ſich oft ab ohne daß das Waſſer ſichtbare Wellen ſchlägt: in der Tiefe arbeitet es. Unſerer Natur und unſerem Leben fehlt alles Theatraliſche. Unſere Centralſtellen geiſtiger und politiſcher Bewegung, ſoweit ſie damals noch exiſtirten, ſetzten niemals alle Claſſen des Volkes in Bewegung. Es gab keine agirenden Maſſen. Das war kein ächter nationaler Geiſt, keine wirkliche Politik, die im vorigen Jahrhundert bei den Wiener oder Dresdener Intriguen an den dortigen Höfen zu Tage traten, auch wenn ganz Dresden oder Wien auf der Straße daran Theil zu nehmen ſchien. Die wirklichen Entſcheidungen verhüllten ſich. Unſere Dichter konnten nirgends das Volk in einer folgenreichen Bewegung ſehen, wo vor ihren Augen hiſtoriſches Korn aufgeſchüttet und gemahlen und das Brot geknetet und gebacken worden wäre, von dem Hoch und Niedrig leben mußte. Sie hatten, wenn ſie Helden ſchaffen wollten, ihrer Phantaſie nichts als geleſene papierene Helden zum Muſter zu geben und es kamen papierene Helden wieder zum Vorſchein.

Nur Leſſing war es vergönnt geweſen, in ſeiner Weiſe ein Stück Welt zu ſehen. Er hatte das Lagerleben des ſiebenjährigen Krieges vor ſich und arbeitete als Schriftſteller in dem Berlin Friedrich des Großen um das tägliche Brot. Er mußte ſich mit ſaurer Mühe durchſchlagen, aber er ging nicht zu Grunde, ſondern er kam empor. Es lag etwas Vornehmes in Leſſings Natur und in ſeinem Auftreten, das er durchgeführt hat. Leſſing war der erſte, der ausgerüſtet mit der Kenntniß der franzöſiſchen, ſpaniſchen und engliſchen Bühne, ſoweit ein Gelehrter zu Hauſe ſie erwerben kann, zugleich die Erfahrungen erworben hatte, die das damalige elende Deutſche Theaterleben gewähren konnte. Er ſchrieb Minna von Barnhelm, ein Stück dem all das zu Gute kam. Die erſte volle Deutſche Bühnenſchöpfung nach dem Chaos.

Hier wurden dem Schauſpieler Charaktere geboten, die ſein Herz herausforderten.

Trotzdem ſcheiterte Leſſing in ſeinen Bemühungen. Wir brauchen nur ſeine Hamburgiſche Dramaturgie anzuſehen. Ein hoffnungsreiches Programm. Ein liebevoll mühſames Recenſiren der vorkommenden Aufführungen, dann allmäliges Abſehen davon, endlich nur literarhiſtoriſche Unterſuchungen. Dieſe mit einem plötzlichen Schluſſe endend. Was konnte Hamburg einem Geiſt wie dem ſeinigen gewähren? Leſſing hatte Schauſpieler und Publikum ſatt. Emilia Galotti, obgleich noch für die Bühne zubereitet, wirkte nur als Leſedrama und Nathan wurde als ſolches erſonnen. Leſſing ſah eine mögliche Aufführung dieſes Werkes in weiter Zukunft voraus: mehr aber hatte es mit der Bühne in ſeinen Augen nicht zu thun. Damit war die Probe gegeben: Leſſing, der am meiſten Beruf zu ihr gehabt hatte, trennte ſich am offenbarſten von der Deutſchen Bühne und ſchrieb, als er zum letzten Male die dramatiſche Form wählte, nur ein Gedicht, für das er weder Schauſpieler noch Parterre bedurfte.

Sechste Vorlesung.

Götz von Berlichingen.

Goethe's Laufbahn als Bühnenenthusiast, Bühnendichter, Schauspieler in den eignen Stücken, Recensent und Theaterdirector läßt sich so genau verfolgen, daß darüber, wie über Alles was in klaren Daten vorliegt, mit wenig Worten berichtet werden kann.

In Frankfurt verdankte er französischen Schauspielern die ersten theatralischen Eindrücke. In Dichtung und Wahrheit bildet der Bericht darüber ein anmuthiges Capitel. In Leipzig fand er Gottsched als den Vertreter der französischen Bühne, deren Producte von ihm in Gemeinschaft mit seiner Frau übersetzt wurden. Die Mitschuldigen zeigen am besten, wie Goethe selber sich zu dem Allen stellte. Seine Uebersetzung des Menteur von Corneille in Alexandrinern war damals eine ebenso natürliche Unternehmung, als es heute bei einem angehenden Philologen natürlich ist, wenn er griechische Hexameter, Chöre oder Horazische Maaße nachzubilden unternimmt. In Straßburg fiel Goethe abermals dem französischen Theater anheim und lernte nun vorzüglichere Schauspieler kennen. Dann aber geht ihm jetzt Shakspeare auf und zugleich macht die naive Sprache des älteren Deutschen Theaters Eindruck auf ihn. Alles das jedoch rief keine Gedanken an die Bühne selbst in ihm hervor. Er, der bei den Mitschuldigen das Bühnenhafte mit Sorgfalt herauszuarbeiten gesucht hatte, unternimmt den Götz, indem er ihn ohne Plan und ohne Rücksicht auf die Scene wie einen dialogisirten Roman schreibt. Goethe wollte nicht für die Bühne schreiben, die er vor Augen ge-

habt hatte. Goethe hatte nicht einmal Hamburg oder Berlin kennen gelernt: ohne Leſſings Erfahrungen ſtellte ihn ſein bloßes Gefühl auf Leſſings Standpunkt. Er empfand ſich in bewußter Oppoſition zum Vorhandenen. „Wir ſtecken noch völlig im Gottſchedianismus drin“ heißt es in einem ſeiner Briefe während am Götz gedruckt wurde. Wir würden heute ſagen: „wir laſſen uns von der gemeinen Bühnenroutine irre führen, richten uns nach dem was den Schauſpielern erwünſcht iſt, ſuchen ihnen Actſchlüſſe, Gelegenheit zu Coſtümwechſel und dergleichen zu verſchaffen.“ Sich bei einem Werke der Begeiſterung ſolchen Anforderungen zu fügen, konnte ihm nie beikommen. Bei Goethe bedurfte es keines beſonderen Entſchluſſes: er konnte nur für die einzige Bühne ſchreiben, die Jedermann ſich ſtill in ſeiner Phantaſie aufſchlug. In dieſem Sinne auch iſt ſein Götz aufgenommen worden. Goethe hatte ſoſehr ein Gefühl davon, ſich nur im Allgemeinen der dramatiſchen Form zu bedienen, daß er ſeiner Dichtung in der erſten Niederſchrift nicht wie ſpäter den Titel „Schauſpiel“ gab, ſondern die Wendung wählte: „Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eiſernen Hand, dramatiſirt.“

Bei Goethens Götz von Berlichingen ſind vier Lebensalter der Arbeit in Betracht zu ziehen. Die anfängliche Conception in Straßburg, von der nichts Schriftliches erhalten blieb. Die erſte Niederſchrift in Frankfurt, im Manuſcripte unbekannt liegend, bis ſie nach Goethe's Tode erſt gedruckt wurde. Die definitive Faſſung des Stückes ſodann, wie es 1773 herauskam. Und, als letzter Zuſtand, der ſpäte Verſuch, das Stück für das Theater in Weimar zuzurichten. Auch dieſe Umarbeitung iſt gedruckt vorhanden aber kaum bekannt geworden.

In Straßburg bildeten ſich nur die allgemeinen Grundlagen der Dichtung.

Goethe war Gottfried von Berlichingens ſelbſtgeſchriebenes Leben, welches 1731 zu Nürnberg im Druck erſchien, zu Geſichte gekommen. Er begegnete darin einem Naturproducte, wie es ihm für

seine damalige Stimmung gelegener nicht kommen konnte. Hier fiel ihm die reine literarische Unschuld so handgreiflich vom Baume herab, daß Rousseau die Schriftstellerei aus der Natur der Dinge einfacher nicht hätte herleiten können. Götz von Berlichingen, der bis in sein Mannesalter nichts gekannt hatte als das rauheste männliche Handwerk, sich in unendlichen Fehden herumzuschlagen, der nur in Pferden und Waffen Sachverständiger war, wird durch bindendes Urtheil zu unfreiwilliger Muße verurtheilt und setzt sich hin, um zu schreiben was er von Kind auf erlebt habe. Seine einzige Absicht ist, dem Herzen Luft zu machen.

Das verstand Goethe. Seine Dichtungen kamen ja auf dieselbe Weise zur Entstehung. Er setzte sich an den Schreibtisch ohne zu wissen was werden sollte und ließ die Feder laufen.

Götz also schreibt drauf los, wildes gesprochenes Deutsch, keine Syntax, keine Interpunktion, nur manchmal Pausen, wie man beim Erzählen innehält um Athem zu schöpfen. Kein Druckenlassen in Aussicht, nicht einmal Mittheilen oder Vorlesen. Nur die dunkle Idee, seine Nachkommen sollen wahr und wahrhaftig erfahren, wie gut er es gemeint, wie ungerecht man ihn behandelt habe. Und so nun läßt er ein Abenteuer aufs andere folgen. Kein Zweifel, daß er nicht für jedes Wort mit seiner eisernen Faust auf den Tisch zu schlagen bereit gewesen; Alles habe sich wahr und richtig so begeben wie er es jetzt darstelle und er wolle Jedem Rede stehen wer auch immer etwas dagegen vorzubringen habe.

Geboren wurde Götz 1480 in Würtemberg „zu Jaxthausen an der Jaxt". Das Geschlecht blüht heute noch. Graf Friedrich Wolfgang von Berlichingen (ich weiß nicht ob der zweite Vorname mit der Erinnerung an Goethe zu thun hat) hat 1861 die Geschichte Götzens mit Documenten neu herausgegeben.

Fünfzehnjährig ging Götz mit seinem Onkel auf den Reichstag zu Worms. Er lernte früh wie es auf diesen Reichstagen zuging, wo der Zank und Streit, der Deutschland erfüllte, die Träger dieser Unruhe nur noch in persönlichem Zusammentreffen aufeinander platzen

ließ. Bald tritt er dann in Kriegsdienste, verschiedenen Fürsten schließt er sich an, mancherlei Feldzüge macht er mit, immer als unabhängiger Mann, der sich für seine Person die Kritik der Sache vorbehält für die er eintritt. Bei der Belagerung von Landshut, im landshutischen Erbfolgekriege, verliert er die eine Hand und ersetzt sie durch eine kunstreich gearbeitete eiserne.

Nun gebietet der Kaiser Landfrieden im Reiche. Diese Gebote aber waren von jeher illusorisch, weil die Händelsucht der Fürsten und Ritter Frieden nicht aufkommen ließ. Und so sehen wir Götz von Kampf zu Kampf ziehen, er wird gefangen und wieder losgelassen, geht wieder und wieder drauf los und erwirbt sich den Namen eines der rechtlichsten und tapfersten Männer im Vaterlande. 1525 läßt er sich bereit finden die uns heute unbegreifliche Stellung eines Oberanführers der aufrührerischen Bauern zu übernehmen. Beim Ausgange des Krieges wird er gefangen, wieder losgelassen jedoch wenn er sich stellen wolle. Er stellt sich in Augsburg, bleibt zwei Jahre dort und beweist klärlich, den Oberbefehl der Bauern nur übernommen zu haben, weil größeres Unheil so verhütet werden konnte. 1530 wird er deshalb losgesprochen, aber unter Bedingungen! Er soll sich still auf seinem Schlosse Hornberg halten, soll Mainz und Würzburg Genugthuung geben, wenn nicht, 25,000 Gulden bezahlen. Hierfür bringt er viele Bürgen auf und lebt fortan wie er gelobt hatte. Noch einmal erhebt er sich um 1541 Kaiser Karl Heerfolge gegen die Türken und hinterher gegen Frankreich zu leisten. Nach geschlossenem Frieden kehrt er nach Hornberg zurück, wo er, den 23. Juli 1562, als Zweiundachtziger seine Tage beschließt.

Dieser Lebenslauf bietet nichts Tragisches. Die Fahrten eines Reichsritters, der, nachdem er es sich und Andern weidlich sauer im Leben gemacht, eines friedlichen Todes stirbt. Nicht anders vielleicht wäre Hutten gestorben, hätte ihn nicht seine allerdings tragische Krankheit vor der Zeit fortgerafft, und nicht anders ist Luther gestorben, der als der eigentliche Typus des thätigen, streitbaren unverwüstlichen Deutschen des 16. Jahrhunderts voran steht. Die

Deviſe war damals: Gott helfe mir, ich kann nicht anders! und dann in der allgemeinen Verwirrung drauflos ſolange die Kräfte reichten.

Man hat unſerem Reformationszeitalter den Vorwurf gemacht, daß nichts Rechtes im Ganzen geſchehen, bei ewigen Compromiſſen nichts Einheitliches zu Stande gekommen ſei. Aber man ſehe ſich das Einzelne und die Einzelnen an: welche harten Köpfe und welche harten Fäuſte! Und man betrachte und erwäge gerecht das Ganze: bei unabläſſigem Nichtweiterkönnen dennoch der ſchönſte Fortſchritt.

Was nun focht Goethe an, dieſem langen, friedlich dem natürlichſten Tode entgegenſchreitenden Lebenslauf durch einen tragiſchen Abbruch zu verwirren von dem die Geſchichte nichts weiß? Goethe's Drama giebt mit beliebigen Zuthaten und Fortlaſſungen Götzens Leben bis zum 30. Jahre vor ſeinem Tode: er läßt Götz bis nach Augsburg gelangen und dort, oder wie es im Stücke heißt, in Heilbronn im Gefängniſſe ſterben. Im Momente des Todes empfängt er die Nachricht des freiſprechenden Urtheils, allein zu ſpät. Im flagranten Verſtoße gegen das Thatſächliche wälzt Goethe durch dieſen Abſchluß dem Deutſchen Volke ſcheinbar den Vorwurf auf, einen ſeiner beſten Leute ſo untergehen gelaſſen zu haben. War das erlaubt?

Hier kommen wir auf ein wichtiges Capitel: den Gegenſatz zwiſchen hiſtoriſcher Treue und poetiſcher Wahrheit.

Warum iſt gegen Goethe, obgleich man genau weiß und wußte, daß ſein Drama dem geſchichtlichen Verlaufe nicht entſpreche, dennoch nie der Vorwurf erhoben worden, daß er die Geſchichte verfälſcht habe?

Deshalb iſt dies niemals geſchehen, weil Goethe im Götz ein ſo wahrhaftes Bild Deutſcher Männlichkeit und Deutſchen Lebens im Zeitalter der Reformation gegeben hat, daß Niemandem in den Sinn kam die Wirklichkeit mit Goethe's Dichtung zu vergleichen. Für uns ſind der Götz, der die eigne Biographie verfaßte, aus welcher Goethe ſchöpfte, und der Götz, welcher der Held des Dramas iſt, zwei Perſonen, deren Identität uns gleichgültig iſt.

Wenn wir die Werke eines großen Dichters betrachten, der hiſtoriſche Namen verwendet, ſo müſſen wir davortreten wie vor die Gemälde eines großen Malers, deſſen Geſtalten hiſtoriſche Namen tragen. Ich gebrauche beide Male das Adjectiv „groß“ weil wir bei derartigen Unterſuchungen immer nur Meiſterwerke erſten Ranges als Material benutzen können.

Wir bewundern an einem Gemälde die Compoſition, die Farbe, die Linien, an einer Statue die Behandlung des Marmors, die verſchiedenen Anſichten, das Feſtaufgebaute. Wo wir eine lebensvolle Figur ſehen, loben wir nicht an ihr, daß ſie dem ähnlich ſei, den ſie darſtelle, ſondern daß ſie lebendig, charakteriſtiſch, gut gemalt und von Wirkung ſei. Es ſind Tauſende von Marienbildern gemalt worden, oft mit den individuellſten Zügen: Niemandem iſt eingefallen zu ſagen, ſie müßten ja alle falſch ſein, weil keines dem andern ähnlich ſei. Wir haben blonde, ſchwarzhaarige, brünette Marien: Niemand hat an dieſen Unterſchieden jemals Anſtoß genommen: wir fragen ob ein Marienbild ſchön ſei, und verlangen nicht mehr von ihm und von ſeinem Künſtler. Als Michelangelo die Statuen Giuliano's und Lorenzo's dei Medici auf ihre Grabmäler in Stein gehauen hatte und man ihm vorwarf, daß ſie keine Aehnlichkeit mit den beiden Herzögen ſelber hätten, antwortete er mit der Frage, wer in zukünftigen Zeiten denn wiſſen werde, wie Giuliano oder Lorenzo in Wirklichkeit ausgeſehen. Heute in der That erkennen wir jeden von dieſen beiden nur daran, daß man ihre höchſt verſchieden gearteten Charaktere mit dem vergleicht, was die Statuen zum Ausdrucke bringen. Wir machen dieſe Erfahrung öfter als wir wiſſen. Wir glauben in einem Werke hiſtoriſche Facta genau und wahrhaftig dargeſtellt zu ſehen und haben doch nur empfangen, was in der Seele deſſen ſich bildete, der ſie erzählt hat. Dichtungen ſogar dienen oft als baare hiſtoriſche Münze. Wir wiſſen zwar genau, daß Schillers Maria Stuart der wirklichen Maria nicht entſpreche, denn hierüber iſt zu oft verhandelt worden; allein wir ſind nicht ſo klar darüber, welcher Unterſchied zwiſchen Shakſpeare's

hiſtoriſchen Stücken und den Ereigniſſen der engliſchen Geſchichte ſelbſt walte, die Shakſpeare dramatiſirte.

Sobald wir empfinden, es mit einem wirklichen Kunſtwerke zu thun zu haben, wird die Frage nach der urkundlichen Begründung der Thatſachen gleichgültig. So gleichgültig als bei Götz die Frage, ob Goethe, als er deſſen Burg und den Wald und die Landſchaft ringsum darſtellte, in Jaxthauſen vorher geweſen und die Oertlichkeit ſtudirt habe. Das Jaxthauſen, das aus Goethe's Drama vor unſern Blicken ſich aufbaut, und die Bäume, aus deren Wipfeln es aufragt, ſind uns lieb und bekannt wie eine zweite Heimath, während uns die Oertlichkeit ſelber, wenn wir daran vorbeifahren, gerade ſo gleichgültig iſt, wie Romeo's und Juliens Sarkophag in Verona oder Taſſo's Gefängniß das in Ferrara heute gezeigt wird. Wir möchten von Goethe's Jaxthauſen auch nicht einen Stein miſſen auch wenn uns noch ſo überzeugend nachgewieſen würde, die Burg habe anders ausgeſehen als das Drama ſie erſcheinen läßt. Die Wahrheit eines hiſtoriſchen Kunſtwerkes liegt nicht in der exacten Darſtellung deſſen was der Zeit in die es verlegt worden iſt eigenthümlich war, ſondern in dem was in allen Zeiten verſtändlich iſt. Das Coſtüm iſt nur die ſcheinbare Hülle, in der etwas ſich darſtellt, dem in Wahrheit aller chronologiſch und geographiſch zu beſtimmende Grund und Boden mangelt. Es hat nie ein England in dem und dem Jahrhundert gegeben, in dem Shakſpeare's Lear oder Richard hätten leben können: England an ſich, erhaben über Zeit und Zufälligkeiten, iſt ihrer Beider Vaterland. Und ſo iſt Götz von Berlichingens Vaterland nicht das Deutſchland in der Zeit von 1480 bis 1562, ſondern unſer unveränderliches Deutſchland, deſſen Wälder heute wie vor tauſend Jahren daſtehen.

Wir haben geſehen, was Goethe und die mit ihm lebende jüngere Generation bedrängte: wie ſie ſich innerhalb einer die Welt mit allmächtigen Formen feſſelnden allgemeinen Daſeinsordnung feſtliegen ſahen, von deren Unwerth man innig überzeugt war, in der aber und nach deren Geſetzen ſich fortzubewegen geboten war. Denn nichts

Anderes konnte an deren Stelle gesetzt werden. In der Folge freilich hat dann die französische Revolution als eine That der Verzweiflung den Versuch gemacht, ein neues besseres Dasein künstlich hervorzubringen und, wo sich Widerstand zeigte, es mit den äußersten Mitteln der Menschheit aufzudrängen; an dergleichen aber dachte Niemand in den Tagen wo Goethe in Straßburg oder Frankfurt Götzens Biographie fand.

Mit Staunen mußte er über dem Buche jetzt gewahren, daß diese Bedrängniß nicht zum ersten Male von der Deutschen Nation empfunden worden war, in Götz stand ihm eines der Schlachtopfer vor Augen, das längst verflossene, der Gegenwart aber ähnliche Zeiten in Deutschland gefordert hatten.

Goethe sah Deutschland zu Anfang des Reformationsjahrhunderts in einem unübersehbaren Gewebe politischer Verhältnisse stecken, von dem man gleichwohl jedes Fädchen sorgfältig und gewissenhaft vor gewaltsamem Risse zu hüten bestrebt war. Goethe brauchte nur in der eignen Zeit die Augen umhergehen zu lassen, um die Verhältnisse noch als lebendig zu erkennen, welche um Götz von Berlichingen herum mächtig und gewaltig und zugleich ohnmächtig und kraftlos waren. Nicht Götzens Welt bewegte ihn, als er das Buch las, sondern die eigne Welt, deren Spiegelbild er zu erblicken vermeinte.

Obenan erblickte er den Kaiser, die denkbar höchste Herrschaft im Lande, der allmächtig ist, dessen Befugnisse keine Urkunde umfaßt, und der doch bei der geringsten Bethätigung seiner Autorität überall auf berechtigten Widerstand stößt. So war es 1771 noch in Deutschland.

Neben dem Kaiser die Geistlichkeit. Der Idee nach dem Kaiser und dem Pabste unterthan: factisch unabhängig von einem wie vom andern; arm und besitzlos der Theorie nach: factisch im Besitz der fettesten Theile Deutschlands. Der Idee nach die Träger der geistigen Bewegung: factisch die heftigsten Widersacher des Fortschrittes. Goethe brauchte am Rheine nur um sich zu sehen, oder in Straßburg, wo jener Rohan Erzbischof war, den Cagliostro so zu täuschen

wußte, und wo die Bevölkerung in der alten Unwiſſenheit hinbrütete.

Neben Kaiſer und Geiſtlichkeit die Städte, der Kern Deutſchlands, nach außen hin die einzigen Mächte welche das Vaterland zu repräſentiren und ihre Angehörigen zu vertheidigen im Stande ſind. Die Plätze, wo das Geld lag, das die Kaiſer und Fürſten borgen müſſen, um irgendwie ſich bewegen zu können. Und dieſe Städte, weil ſie längſt aufgehört haben, gemeinſam zu handeln, zu politiſcher Stagnation und unfruchtbarem conſervativen Daſein verurtheilt. Auch davon ein letztes Schattenbild ſichtbar. Wie es zu Goethe's Zeiten um die Deutſchen Städte beſchaffen war, iſt geſagt worden.

Neben denen wieder die weltlichen Fürſten, erfüllt vom Beſtreben ſelbſtändige Landesherren zu werden, aber ohne Gelegenheit Ereigniſſe herbeizuführen, welche ihnen möglich machten ihre Macht auszudehnen. Und neben denen die Ritterſchaft. Die Enfants terribles des damaligen Jahrhunderts, das gefährlichſte, ſtolzeſte und unentbehrlichſte Element. Dem Gedanken nach dem Kaiſer und ihren Lehensherren zur Heeresfolge verpflichtet: factiſch unabhängige wilde Leute, von denen man mit jedem einzeln unterhandeln mußte wenn man ihn haben wollte, Leute, die ſich ſelbſtverſtändlich vorbehielten, ſich auf die Seite zu ſchlagen, die ihrem Intereſſe am meiſten zuſagte. Untereinander in fortwährenden Fehden begriffen. Stets geneigt, ſich gegen jede Obergewalt aufzulehnen. Unter ſich trotzdem von einem gewaltigen Esprit de corps erfüllt, der in einem complicirten Comment zum Ausdrucke kam, auf den der Kaiſer die höchſte Rückſicht nehmen mußte, wenn er überhaupt Krieg führen wollte.

Die Fürſten hatten in Friedrich dem Großen ihren letzten großen Nachfolger gefunden. Die Ritterſchaft freilich war 1771 längſt nicht mehr die alte. Mit dieſen Leuten aber identificirte Goethe ſich und die Seinigen ſelber: die unabhängige, thatkräftige, patriotiſche junge Generation, die nirgends ſah wo ihre Hände angreifen und zugreifen könnten.

So fluthete es noch immer bei uns durcheinander. Keiner iſt übermüthig: Jeder verlangt nur ſein Recht. Keiner will wiſſentlich den Andern beeinträchtigen: Niemand aber auch will ſich beeinträchtigen laſſen. Jeder will ſich den Geſetzen willig unterwerfen, und den Gerichten, denen über ihn zu richten zukommt: Keiner aber will ſich Geſetze und Gerichte aufdrängen laſſen die er nicht ſelber als die gehörigen anerkennt. Und ſchließlich behält ſich Jeder eine Reviſion der Sache vor ſeinem eignen Gewiſſen vor, und beſteht da das von Andern gefällte Urtheil nicht die Probe, ſo caſſirt er es aus eigner Machtfülle.

Wir fragen, worin bei ſolchen Zuſtänden das eigentlich Conſiſtente in Deutſchland lag? Was hielt das große Meer zuſammen und verhinderte es, verheerend überzufließen? Was trat dazwiſchen, damit nicht blindlings Jeder den Andern gefaßt hielt und ſich mit ihm herumſchlug?

Die Elemente, die alle die Verwirrung herbeigerufen hatten, beſaßen auch die Kraft, ihr die Gefahr zu nehmen: die uns angeborene Ehrlichkeit, die Abſicht wiſſentlich Niemandem Unrecht thun zu wollen, die Verläßlichkeit auf die Perſon ſobald ſie einmal ihr Wort gegeben, und die Macht einer den allgemeinen Zuſtand controlirenden öffentlichen Meinung, die immer auf ideale Geſichtspunkte losging und der gegenüber der gemeine Eigennutz ſtets verlorenes Spiel ſpielte. Mit dieſen Elementen war es möglich einen Durchweg zu finden durch dieſes Wirrſal: eine Reformation, die mit langſam vorſchreitender Gewalt die Dinge zu gedeihlicher neuer Ordnung umgeſtaltete und deren letzte wohlthätige Blüthe eben Frucht anſetzen wollte als ſie durch den dreißigjährigen Krieg geknickt worden iſt. Die Reformation ſteht als politiſcher Theil unſerer Geſchichte in keiner beſonderen Achtung. Wir ſehen ſoviel geiſtige Kraft, ſoviel Anſtrengungen, ſoviel Erfolge und doch im Ganzen nichts was feſte Geſtalt annimmt. Es erfüllt uns mit Ungeduld, durch die Geſchichte dieſer Compromiſſe hindurchzuwaten: wir meinen, es hätte ſich aus dieſem Chaos ein Deutſchland mit glänzenden Seiten und ſcharfen Kanten und Spitzen

cryſtalliſiren müſſen. Jedoch gerade dieſes leiſe, abere ſichere Sichfortwälzen des allgemeinen Zuſtandes brachte uns mehr und mehr, empor ohne daß einem der Factoren ein Leides geſchah. Der dreißigjährige Krieg aber der unſrer ſtillen Entwicklung ein Ende machte iſt ſowenig eine innere Folge dieſer gedeihlichen Zuſtände geweſen, als eine plötzlich hereinbrechende Peſt, die die Bewohner eines Landes hinrafft, ſo angeſehen werden kann.

Alle dieſe Elemente des Deutſchen Lebens im 16. Jahrhundert keines ausgenommen, haben ihre erkennbare Mitwirkung bei Götz von Berlichingens Leben gehabt, der in ſolchem Maaße das Produkt ſeiner Zeit geweſen iſt, daß er, obgleich mit ſeinem Andenken nichts in Verbindung zu bringen wäre, was irgend „eine That“ genannt werden könnte, dennoch als Muſterſtück gleichſam für die Zuſtände ſeines Jahrhunderts bedeutend daſteht.

Goethe ſah hier zum erſten Male, worin das eigentliche Deutſche Weſen liege. Er erkannte, wie Götzens Zeiten auch darin ſeiner eignen Zeit glichen, daß Jeder nur auf ſein eigenſtes perſönliches Gefühl angewieſen ſei, um innerhalb unbrauchbarer, in Auflöſung begriffener Zuſtände den rechten Weg innezuhalten. Nur der Unterſchied waltete, daß die Lage um 1771 noch bei weitem ſchwieriger war als zwei Jahrhunderte früher.

Goethe, indem er die eigne Zeit als die letzte Fortſetzung deſſen anſah, was im Reformationszeitalter unternommen war, mußte ſich fragen, warum ſeit jenen herrlichen Anfängen bei uns die Dinge immer elender geworden wären. Darauf konnte Niemand beſſere Auskunft geben als Götz von Berlichingen. In dieſe Zeit nationaler Verwirrung und trotzdem Blüthe ſieht Goethe fremde Anſchauungen hineinbrechen und Zwieſpälte im Herzen des Deutſchen Volkes hervortreten, an denen, Goethe's Anſicht nach, die beſten Männer zu Grunde gehen. Sein Held, ein Deutſcher vom reinſten Gehalt und reinſten Gepräge, aus eigner edler Natur daran gewöhnt, ſich ſchuldlos auf Deutſchem Boden zu bewegen ſo lange rein vaterländiſche Quellen ihn tränken, ſieht plötzlich die verrätheriſchen

wälſchen Gewäſſer zu uns herüberfließen und, von ihnen herausgelockt und genährt, eine giftige Saat rings um ſich her aufſprießen.

Es wächſt ihm über den Kopf. Seine Begriffe verwirren ſich, er wird zum Rebellen ohne zu wollen und zum Verbrecher ohne zu wiſſen. Was kümmerte ſich das neue Römiſche Recht um jene alte Deutſche Geſetzgebung, in der jedes Dorf, womöglich jedes Haus ſeine eignen natürlichen Geſetze hatte, jedes vom andern doch ebenſo verſchieden, als der Horizont ſelber immer als ein andrer Jedem der vor die Thüre trat vor Augen ſtand. Es geht einem durch Mark und Bein, wenn Götz vor den Augsburger Bürgern im Gerichtsſaal vor allen Dingen wiſſen will, was aus ſeinen Knechten geworden ſei. Götz weiß nicht mehr aus und ein dieſem Rechte gegenüber, das keinen Unterſchied der Verhältniſſe kennt. Weislingen wiederum geht zu Grunde an einem Hofe, in den wälſche Feinheit und Verlogenheit eindringt. Alles ſchließlich unterliegt den Ränken und den Reizen Adelheids, der das Deutſche Blut verderbt worden iſt, und die Goethe ſo verführeriſch ſchilderte, daß er, wie in Dichtung und Wahrheit erzählt wird, ſich am Ende ſelber in ſie verliebt hatte. Ueberall ſcheint Redlichkeit verloren Spiel zu haben gegen Machiavelliſtiſche Klugheit, und die romaniſche unperſönliche Formel wird Herr über die individuellen Gedanken des Deutſchen Rechtes. Aus der Einſamkeit des Lebens mit der Natur drängt ſich der Deutſche Ritter, der eigentliche Repräſentant des Volkes in Goethe's Sinne, in die Städte und an die Höfe. Daher Goethe's Motto für ſein Drama: Das Herz des Volkes iſt in den Koth getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig.

Wie ſtellen wir uns zu dieſen Anſchauungen?

Wir ſehen Goethe befangen in unvollkommener Kenntniß unſerer Geſchichte. Wir wiſſen heute den Werth deſſen was wir fremden Nationen ſchulden anders zu ſchätzen. Wir haben die Gedanken autochthoner Kunſt, Dichtung und Sprache im Sinne früherer Generationen aufgegeben. Wir ſehen die große allgemeine Bewegung der Völker um uns her und empfinden daß die Deutſch-

lands mit ihr aufs Innigſte verbunden ſei. Unſere Reformation verdanken wir dem Studium der Griechen und Römer, unſern heutigen Deutſchen Styl dem Einfluſſe der claſſiſchen Syntax. Wir beten nicht mehr in den Hainen zu Freia und Wuotan und machen unſere Entſchlüſſe nicht mehr vom Gange heiliger Pferde abhängig. Wir würden ohne das Hineindringen fremder Gedanken keine eigne Entwicklung gehabt haben und ſehen unſere nationale Aufgabe nicht darin, im Hergebrachten zu verharren weil es Deutſch iſt, ſondern es nur dann beizubehalten wenn es gut iſt.

Zugleich aber: wir erkennen aus unſerer Geſchichte, daß der Deutſche Charakter in feſten Formen wiederkehre, daß er für den Gang ſeiner Bewegung ſeine eigne Linie gleichſam beſitze, und wir ſind patriotiſch genug, dieſe Formen zu bewundern und in ihnen den Grund unſerer Größe zu erblicken. Und deshalb verehren und lieben wir das was Deutſch iſt. Während dieſes Deutſche Weſen zu Goethe's Zeiten aber als das reine Beſitzthum früherer, faſt mythiſcher Generationen erſchien, deren Stärke keine nachfolgende wieder erreichen könnte, verlegen wir heute unſer Ideal als ein erſt zu gewinnendes in die Zukunft und hoffen das Unſrige zu thun, um das erreichen zu helfen was uns als die welthiſtoriſche Sendung der germaniſchen Völker vor Augen ſteht.

Davon wußte Goethe nichts als ſein Drama ihm zuerſt in den Sinn kam. Befangen von der Natürlichkeitslehre Rouſſeau's glaubte er, indem er ſeine Augen auf die Zeiten alter Deutſcher Glorie zurückwandte und die eigne Zeit politiſch und äſthetiſch in ſo jämmerlich kahler Abhängigkeit von fremden Nationen erblickte, die Grundurſache der Wendung zum Schlechten in der Annahme fremder Inſtitutionen ſehen zu müſſen, welche im Zeitalter der Reformation ſtattfand.

Wir wiſſen nicht, wie weit Goethe mit dem Götz in Straßburg vorrückte. Es ſcheint, daß er nur in der Phantaſie daran arbeitete. Das Politiſche nahm den erſten Rang ein: es ſollte ein Bild des öffentlichen und Familienlebens der guten alten Zeit gegeben werden, etwas woran die Deutſchen ſich wieder emporrichten

könnten, wie Rousseau wollte daß es an seinem „Emil“ geschähe. Das aber genügte noch nicht, die Dichtung und Goethe's Phantasie herauszulocken und wirklich zur Erscheinung zu bringen. Es mußten zu dieser ersten allgemeinen Substanz des Dramas neue durchaus persönliche Elemente erst hinzutreten, ehe das sich bilden konnte was nun in Frankfurt als erste Niederschrift zu Stande kam.

Wenn wir Goethe's Dichtung und Wahrheit und seine Correspondenz betrachten, so tritt uns als innerstes Zeichen seiner Natur, als die Feder gleichsam, von der das gesammte Uhrwerk getrieben wird, das Bestreben entgegen, sich zu befreien von dem was nur conventionelle äußere Schranke des Lebens war. Offenbar war sich Goethe als er in Frankfurt wieder heimisch wurde, über seine Stellung zu Vaterstadt, väterlichem Hause und väterlicher Gewalt klar geworden: er sagte sich, der Mensch habe das Recht sich loszureißen, wenn er Grundrechte seiner geistigen Existenz beeinträchtigt sehe. Aber die Umstände boten keine Gelegenheit, dieses Resultat seiner Philosophie auszuführen.

Im Gegentheil, der entscheidende erste Schritt für Frankfurt hatte schon gethan werden müssen: er sah sich als Advocat zur Ausübung eines Metiers verpflichtet, dessen Betreibung er nimmermehr zur Lebensaufgabe machen wollte, er war als eingeschriebener Frankfurter Bürger einem städtischen Körper einverleibt, dessen bloßer Athem genügte ihn zu vertreiben. Die Nöthigung in Frankfurt zu leben war Goethe ebenso unerträglich wie Götzen die vom Kaiser ihm auferlegte Ruhe in Hornberg.

Bei ruhiger Ueberlegung mußte auch er jedoch sich immer wieder sagen, daß auszuhalten sei. Er fügt sich. Immer aber auch rebellirt sein Freiheitsgefühl wieder.

„Ich, lieber Mann“, heißt es in einem seiner Briefe, „lasse meinen Vater jetzt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadt- und Civilverhältnisse einzuspinnen sucht, und ich lasse es geschehen. So lange meine Kraft noch in mir ist: ein Riß! und alle die siebenfachen Bastseile sind entzwei!“

Zwei Mittel boten ſich dar, die erſehnte Freiheit zu erlangen: ein reales und ein ideales.

Das reale: er ging eines Tages auf und davon. Was dieſen äußerſten Entſchluß jedoch anlangt, ſo ſagte ich eben ſchon: dazu konnte die Gelegenheit nicht vom Baume gebrochen werden, ſie mußte ſich als etwas bieten, das als deutlicher Fingerzeig des Schickſales ihn vor ſich und den Seinigen rechtfertigte, wenn er fortging.

Das ideale: er ſucht eine dichteriſche Geſtalt, der ſich als Schmerzensträger all ſeine Bedrängniß aufbürden ließe. Dieſe läßt er ſagen, was ihm ſelber zu ſagen verboten war. Ihre Worte empfangen den geheimen Sinn eines Manifeſtes. Jemehr er ſelbſt ſich fügen muß, um ſo freier läßt er dieſen poetiſchen Stellvertreter ſeinem innerſten Herzen Luft machen. Das iſt der Geſichtspunkt, unter dem Goethe immer ſich ſeine poetiſchen Stoffe ausgeſucht und ſie zurechtgelegt hat.

Goethe vergleicht das Leben das er führte, mit dem das er hätte führen ſollen. Indem er ſeinen Lebenslauf unter dem bisherigen Drucke weiter dachte, ſah er ſeinen Untergang vor Augen, wie den Götzens im Gefängniſſe zu Augsburg. Fremde Formeln, die nichts zu thun hatten mit Deutſcher Natur, mußten langſam in ihm das erwürgen, was er als das Beſte und Heiligſte anerkannte. In ganz anderem Sinne als früher ſteht ihm Götz nun vor den Augen. Goethe fühlt, wie die hiſtoriſche Geſtalt ihm näher rückt und Züge annimmt, die ſeinen eigenen gleichen. Unter einem neuen Geſichtspunkte waren Götzens innere Kämpfe jetzt ein Ebenbild derer geworden, die er ſelber durchzumachen hatte.

Allein es trat etwas hinzu, das in noch viel mächtigerem Antriebe bewirkte, daß in der erſten Frankfurter Zeit unſer Drama in Goethe's Phantaſie die erſte Stelle einnahm. Wieder von ganz neuer Seite her kam das. Goethe ſelbſt erzählt es. Nicht mehr das Vaterland, nicht die Lage Götz von Berlichingens ſelber, ſondern eine andere Figur drängte in ſeiner Seele nach einer Darſtellung.

Erfüllt von dem Friederike zugefügten Unrecht ſucht Goethe Rettung wo ſie ſich nur immer bieten wollte und unternimmt in einer Geſtalt das zu verkörpern was er ſich dem verlaſſenen Mädchen gegenüber zum Vorwurf machen mußte: treuloſes Hinwegſchleichen von ihrem Herzen, das ſo arglos iſt, daß es den Begriff der Treuloſigkeit nicht einmal faſſen konnte. So verläßt Weislingen Götzens Schweſter und Weislingens Geſtalt nimmt Goethe's vornehmſtes Intereſſe jetzt in Anſpruch. Erſt von dieſem Augenblicke ab wird das Stück lebensfähig bei ihm und lebendig.

Seltſam, wie er dazu kam die Scenen endlich zu Papier zu bringen, die ihn erfüllten. Er kann ſich nicht entſchließen die Feder in die Hand zu nehmen, aber ſeiner Schweſter Cornelia, die ſein Vertrauen beſaß, erzählte er ſolange davon, bis dieſe ihn zwingt, an die Arbeit zu gehen. Ruckweiſe und in großen Schritten vorwärtskommend ſchreibt er jetzt das ganze Drama nieder und lieſt es Cornelia vor wie es zu Stande kommt. Ihr Lob treibt ihn zur Fortſetzung der Arbeit an, die im Herbſt 1771 zum Abſchluſſe kam. „Ich dramatiſire die Geſchichte eines der edelſten Deutſchen," ſchreibt er im November 1771 an Salzmann, „rette das Andenken eines braven Mannes und die viele Arbeit die mich's koſtet macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier ſo nöthig habe, denn es iſt traurig an einem Ort zu leben ꝛc." In ſechs Wochen iſt die Arbeit gethan. Immer darauf losgeſchrieben. Der Flachsland lieſt er einzelne Scenen. Abſchriften ſendet er aus: an Salzmann, Merck und an Herder. Salzmann läßt das Manuſcript bald zurückgehen, das er ſorgſam und wohlwollend recenſirt hat. Ebenſo äußert ſich Merck. Anders aber erging es mit Herder.

Jetzt zeigt ſich wieder Herders Natur. Das Stück hat ihm gefallen — das ſehen wir aus Herders Aeußerungen gegen die Flachsland —, aber zugleich: Goethe ſoll nicht aufkommen! Er verſpottet Goethe, er macht Witze auf ihn und ſeine Arbeit, Alles aber indirect! Weder ſchreibt er ihm, noch ſendet er das Stück wieder. Und endlich, dann als er ſchreibt, ſchreibt er hart und

unfreundlich, zugleich aber mit ſo ſuperiörem Urtheil, daß Goethe wiederum fühlte, wie er in Straßburg immer gethan: er ſtehe Einem gegenüber, der ſtärker ſei als er und von dem er lernen könne. Wo Goethe aber wirkliche Kritik geboten wurde, mochte ſie in der ſchärfſten Form an ihm kommen, da ſehen wir ihn ſtets dankbar und demüthig, und ſo auch diesmal. Er antwortet Herder mit rührender Unterwürfigkeit. Der Brief iſt vom Juni 1772. Er giebt Herder Alles zu. Es ſei richtig, daß Shakſpeare ihn verdorben habe. Daß ſein Drama nur „kalt und nur gedacht" ſei. „Genug," ſchließt er, „es muß eingeſchmolzen, von Schlacken gereinigt, mit edlerem Stoff verſetzt und umgegoſſen werden, dann ſoll's wieder vor Euch erſcheinen."

Dieſer Brief enthält zugleich etwas das recht zeigt, wie ſchwierig oder vielmehr unmöglich es iſt, den tieferen, ſymboliſchen Sinn einer Dichtung zu erfaſſen, wenn der Dichter nicht ſelbſt ſagt, was gemeint war.

Wir erinnern uns der ſchönen Stelle, wo Georg vor Götz in einem Panzer erſcheint, der für ſeinen Wuchs viel zu groß iſt, und gar zu gern mitreiten und ſich mit ſchlagen will: auf dieſe Stelle weiſt Goethe jetzt hin indem er mit ihr ſein Verhältniß zu Herder charakteriſirt. Er, Goethe, mit ſeinem Götz, fühlt ſich noch als Anfänger, der noch nicht das Recht hat mitzuthun wie Herder, deſſen ausgewachſene Schultern den Panzer längſt ausfüllen. Wie ſchön die Beſcheidenheit dieſes Vergleiches. Nun aber? Hat dies innerſte Gefühl der noch unzureichenden Kraft, die Goethe dem gegenüber empfand, der als geübter Kämpfer die Stellung längſt einnahm, die er erſt noch erreichen wollte im Leben, ihm überhaupt die Idee des Georg eingegeben? Iſt die lebensvolle Geſtalt des Reiterjungen nur als der poetiſche Niederſchlag dieſer Empfindung zu faſſen? Oder kam die Scene ihm nur zufällig in den Sinn als er an Herder ſchrieb und er benutzte ſie weil ſie ihm als Ausdruck deſſen was er ſagen wollte gerade bequem lag? Welche kritiſche Methode könnte darüber Auskunft verſchaffen?

Ohne am alten Stücke etwas zu ändern ſchreibt Goethe in wenigen Wochen das Ganze um. Das muß im Herbſt 1772 geweſen ſein, ein Jahr nach der Entſtehung der erſten Niederſchrift. Die Arbeit beſtand beſonders darin, daß die Dichtung, wie eine Hecke, der zu üppige Triebe nach allen Seiten ausgewachſen ſind, unbarmherzig beſchnitten ward. Im Winter 1772 auf 1773 wurde dann der Druck ausgeführt, mit Merck auf gemeinſchaftliche Koſten, und im Juni 1773 erſcheint das Buch. Jetzt iſt Herder ehrlich genug, den Eindruck zu bekennen, den es ihm gemacht hatte. Von jetzt ab läßt er Goethe neben ſich, vielleicht über ſich walten.

Der Beifall welchen das Drama in weiteren Kreiſen fand, kam Goethe nur allmälig zu Ohren. Ein geſchickter Nachdrucker nahm ihm ſogar den beſten Gewinnſt vorweg und die Geſchäfte gingen zum Theil ſo ſchlecht, daß er ſeine Freunde bitten mußte, den Abſatz etwas zu fördern weil ihm Geld fehlte nur um das Papier zu bezahlen. Eine neue Auflage durfte er ſelber noch veranſtalten, alle andern machte der berüchtigte Berliner Buchhändler Himburg im Nachdrucke.

Soviel aber mußte Goethe doch bald klar ſein, daß er eine Bewegung hervorgerufen hatte, welche außerordentlicher Art war.

Im Auguſt 1773 heißt es in einem ſeiner Briefe: „Und nun meinen lieben Götz! Auf ſeine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er iſt ein Menſchenkind mit viel Gebrechen und doch immer der beſten einer. Viele werden ſich am Kleid ſtoßen und einigen rauhen Ecken. Doch hab ich ſchon ſoviel Beifall daß ich erſtaune. Ich glaube nicht, daß ich ſo bald was machen werde, das wieder das Publikum findet.“

Indeß, während ich ſo die Entſtehung des Götz in großen Zügen dargelegt habe, ſind Ereigniſſe von mir unberührt gelaſſen worden, welche die Jahre 1772 und 1773 abgeſehen von dieſer Arbeit zu den wichtigſten für Goethe's weitere Entwicklung geſtalten. Als er Götz in Angriff nahm, bildete ſeine Schweſter, die Flachsland, Merck, Herder und wenige Andere ſein geſammtes Publikum: als das Stück

herauskam hatte ſich dieſer Kreis nach neuen Seiten hin weit ausgedehnt. Die perſönlichen Gefühle, die zu beſchwichtigen Goethe die Arbeit aufgenommen hatte, waren längſt in den Hintergrund gedrängt worden und ſein Herz hatte neue Verbindungen eingegangen, aus denen hervorblühend eine neue Dichtung in ſeiner Seele ſich zu entfalten begann, deren Erfolg den des Götz bei weitem übertreffen ſollte.

Siebente Vorlesung.

Die Leiden des jungen Werther.

Götz war in der ersten Frankfurter Bearbeitung eben niedergeschrieben und den vornehmsten Vertrauten mitgetheilt worden, als im Frühjahre 1772 in Frankfurt für gut befunden wurde, daß der junge Doctor die eben begonnene Praxis wieder unterbräche, um in Wetzlar als Practikant am Reichskammergerichte einzutreten. Das Reichskammergericht war die höchste Centralstelle für die Processe, welche in den unzähligen staatlichen Bestandtheilen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation geführt wurden. Von verwickelten Rechtsverhältnissen waren diese Herrschaften voll und es konnte an immer neuen Streitigkeiten kein Mangel sein. Der Fülle der Acten aber entsprach die Zahl der in Wetzlar arbeitenden Juristen nicht. Dadurch entstanden Bevorzugungen und Vernachlässigungen. Es kam dahin daß die Hauptsache bei den Processen war, überhaupt nur zu bewirken, daß sie an die Reihe kämen. Hundertundsechszig Jahre hatte dieser Zustand sich hingezogen als Kaiser Joseph jetzt eine Visitation anordnete, die schmähliche Mißbräuche zur Entdeckung brachte. Keine bessere Gelegenheit für einen jungen Mann, der in Frankfurt seinem Range gemäß die große städtische Carrière machen sollte, als in Wetzlar bei diesen Arbeiten einige Zeit mit einzutreten, das überdies von Frankfurt in einer Tagereise zu erreichen war. Dahin also ging Goethe ab. Er stak so tief in seinen Frankfurter und Darmstädter Freundschaften drin, daß Platz für neuen Zuwachs in seinem Herzen kaum möglich schien, und geräth

dennoch in einen Kreis hinein, der ihn bald ebenso gänzlich umgiebt und einschließt wie der des Pfarrhauses in Sesenheim: es beginnt sein Verhältniß zu Lotte, das Jeder zu kennen glaubt, der sich einmal mit Goethe's Leben beschäftigt hat. Dem Triebe nachgebend, sich in einem behaglichen Hause als Familienmitglied festzusetzen, wird Goethe in dem des Amtmannes Buff heimisch, in dem berühmten „Deutschen Hause" das noch in Wetzlar steht. Lotte, die älteste Tochter, hat ihr Herz und auch ihre Hand bereits so gut wie vergeben und der junge Kestner, der Glückliche welcher halb und halb als ihr Bräutigam aus- und eingeht — eins jener Freundschaftsverhältnisse der damaligen Zeit — wird auch Goethe's genauer Freund. Jetzt entsteht ein Kampf in Goethe, ob er, was ihm vielleicht gelungen wäre, Kestner in Lottens Herzen ausstechen solle. Er bleibt fest. Ein paar Monate dauert das, bis es endlich nöthig wird, Wetzlar wieder zu verlassen. Goethe reist eines Tages Knall und Fall ab, aber es bleibt als Resultat dieser Kämpfe die innige Freundschaft zwischen ihm und der gesammten Familie Buff bestehen, von der wir durch einen Briefwechsel wissen, dessen Existenz lange Zeit nur bekannt war, weil er von der Familie Kestner eifersüchtig bewacht wurde, der nun jedoch über zwanzig Jahre bereits gedruckt worden ist. Dies der Thatbestand. —

Wie war es Goethe möglich, aus diesem einfachen Erlebnisse, bei dem Leidenschaft und gewaltsame Scenen fehlen, den ergreifendsten Deutschen Roman zu bilden, der je geschrieben worden ist? Das zu untersuchen, wird uns beschäftigen. Die Genesis des Kunstwerkes liegt klar vor. Wie wir verfolgen durften, aus welchen Erlebnissen die Sesenheimer Idylle erwachsen ist, welche Goethe vierzig Jahre erst nachdem er sie erlebt hatte, zu dichterischer Form verklärte, so verfolgen wir jetzt, wie Goethe's Neigung zu Lotte im Laufe eines einzigen Jahres schon in seiner Phantasie sich zu dem gestaltete was in den „Leiden des jungen Werther" enthalten ist. Ein wunderbarer Anblick, Goethe in jenen Jahren alle Wirklichkeit seines Daseins in unwillkürlicher Arbeit zu Dichtung um-

ſchaffen zu ſehen. Wir beobachten ihn wie auf einer Jagd durch die Menſchen hindurch. Eine verzehrende Sehnſucht treibt ihn, Neues zu erleben, ſich hinzugeben, ſich mit Schmerzen loszureißen und raſtlos neue Netze aufzuſuchen, in denen er ſich willig wieder fangen läßt. Dieſe Erwartungen, Täuſchungen, Erregungen laſſen Bilder in ſeiner Seele zurück, die ein eignes Leben beginnen, ſich verbinden, ſich trennen, ſich ändern, um endlich als herrliche neue Gebilde feſt dazuſtehn, und um ſelbſt dann oft noch keine Ruhe zu finden, weil ſie auch jetzt immer wieder vom Dichter umgeſchmiedet werden.

Nicht immer aber verfährt er hier auf dieſelbe Weiſe. Um Friederiken dichteriſch darzuſtellen, hatte Goethe ſich gleichſam getheilt. Noch ehe er ſie zu verlaſſen gedachte, war Gretchen der erſte doppelgängeriſche Schatten, der ſich von ihr ablöſte. Dann Marie im Clavigo. Dann vielleicht noch Marie im Götz und endlich die Geſtalt die Friederikens Namen ſelbſt trägt, in Dichtung und Wahrheit. Damit Lotte dagegen dichteriſch zur Erſcheinung käme, ſehen wir Goethe's Phantaſie einen anderen Weg einſchlagen. Die Lotte die im Deutſchen Hauſe zu Wetzlar gewaltet hat und die Keſtner heirathete, genügte in ihrem einfachen Weſen und Schickſale nicht, um die Heldin des Romanes zu werden. Es mußte der Selbſtmord eines Goethe wie Lotten beinahe fremden Menſchen ſich ereignen, um den äußeren Umſchwung des Romanes zu liefern. Und dieſer Selbſtmord trat länger erſt als einen Monat nach Goethe's Fortgang von Wetzlar ein. Aber auch dies genügte nicht, dem Romane den nöthigen Inhalt zu ſchaffen: Goethe hat noch eine andere, ganz fern von Lotte ſich bewegende Geſtalt zu ihr hinzunehmen müſſen, aus denen beiden dann erſt die ideale Figur ſich bildete, deren poetiſcher Glanz in der Folge freilich der einzigen Lotte Buff in Wetzlar zu Gute kam.

Sehen wir nun im Einzelnen näher an, was in Wetzlar geſchehen iſt.

Vom 9. Juni bis 10. September 1772, ein Vierteljahr ge-

rade, hat Goethe mit Lotte und Keſtner in Wetzlar zuſammengelebt. Keſtner gehört ſo innig dazu, daß er von Lotte und Goethe nicht zu trennen iſt. Vergleichen wir das was der Roman über dieſes Verhältniß erzählt, mit dem Bericht in Dichtung und Wahrheit, und halten dazu was Goethe's gleichzeitige Correſpondenz enthält, und ſchließlich was Goethe ſowohl als Keſtner ſonſt gelegentlich über die Dinge äußern, ſo ergiebt ſich, daß nicht nur der Roman nur eine Dichtung iſt, ſondern daß auch in „Dichtung und Wahrheit" — wie bei Friederike, aber aus anderen Urſachen — ein Mythus erzählt worden iſt. Der wirkliche Verlauf der Dinge ergiebt ſich nicht ſo ohne Weiteres.

Schon die Rückſicht auf Lotte, deren langjährigen Ruhm, ihm in ſeiner Jugend eine ungeheure Leidenſchaft eingeflößt zu haben, Goethe nachträglich nicht antaſten wollte, machte unmöglich in Dichtung und Wahrheit einfach zu berichten was ſich ereignet hatte. Zwar geſteht Goethe ein, er habe, wie Zeuxis zu ſeiner Helena eine ganze Reihe Vorbilder benutzen durfte, mehrere Lotten zu der Lotte des Romanes vereinigt: allein es wird das ſo geſagt, daß Lotte Buff durch ihre Nebenſonnen kaum an Leuchtkraft einbüßt. Goethe nennt außer dem ihren keinen Namen. Doch in ſeiner Darlegung der Gründe ſchon, warum er von Wetzlar fortgegangen ſei, liegt ein Widerſpruch. Einmal ſtellt er die Dinge ſo dar, als habe ihn die Rückſicht auf Keſtner in dem Momente zurücktreten laſſen, wo er gefühlt, daß er den Kopf verliere; und dann wieder erzählt er, Merck ſei in Wetzlar erſchienen und habe ihn durch ſeine Kritik abgekühlt und von Lotte zurückgebracht. Entweder das Eine oder aber das Andere: beides zu gleicher Zeit ſcheint nicht gut möglich. Man vergleiche mit beiden Auffaſſungen nun aber die im Momente des Fortgehens geſchriebenen authentiſchen Briefe Goethe's! Dieſen zufolge, die wir vor uns haben, bricht Goethe im äußerſten Momente ab, als handle es ſich um Leben und Tod, reiſt fort als ſei jede Stunde mehr in Lottens Nähe verderblich und ſchreibt auch hinterher wie ein Verzweifelter. Nicht aber an Lotte,

ſondern an Keſtner ſchreibt er, an Lottens Bräutigam, der ihm hätte zuwider ſein müſſen! Und dieſen verzweifelten Ton über Lottens Verluſt, die eigentlich ihm gehöre, ſehen wir in ſeinen Briefen von jetzt an als ſtereotype Stimmung feſtgehalten. Goethe unterhält ſich mit Lotten in Gedanken, träumt von ihr, hat ihre Silhouette über dem Bette, beſorgt ihr die Trauringe, erlebt in Gedanken ihre Hochzeit mit, immer der gleiche Ton. Vergleichen wir damit aber was in Goethe's erlebtem Leben während dieſer nicht kurzen Zeit ſich ereignete, ſo enthält die Buff-Keſtner'ſche Correſpondenz davon ſehr wenig. Lotte und ihre Umgebung bilden eine arkadiſche Schäferprovinz für Goethe's Gedanken, ein weites einſames Gefilde, wo an der einen Stelle Lotte und ihre Familie in ihrer Hütte, und an einer andern Stelle in der Einſamkeit, getrennt von ihr, Goethe ſitzt.

Und nun vergleichen wir ferner damit wieder, was Keſtner, der von pedantiſcher Wahrheitsliebe war, in Briefen und Tagebüchern aufgezeichnet hat: Keſtner behauptet einmal, Goethe habe ſich „viel größer benommen" als Werther im Romane, und dann wieder, Lotte und Goethe hätten einander nicht einmal ſehr nahe geſtanden. In der That, Goethe ſcheint Keſtnern näher geſtanden zu haben als Lotte ſelbſt.

Hier muß irgend etwas alſo nicht erzählt worden ſein was eine Auflöſung dieſer Widerſprüche giebt.

Erinnern wir uns nun an Goethe's Erzählung, wie ihn bei Friederike bereits das Gefühl, daß er „nach Schatten greife", überkommen habe, noch ehe er und ſie das entſcheidende Wort nur ausgeſprochen hatten, daß ſie ſich liebten. Sollte bei Lotte, bei anderem Ausgange freilich, etwas Aehnliches der Fall geweſen ſein? So daß Merck als Mephiſtofeles ein Werk nur vollendete, das bereits von Goethe aus eigner Naturnothwendigkeit halb gethan worden war? Goethe ſcheint ſich in ſeinem Verhältniß zu Lotte wirklich ſelbſt bereits kritiſirt und abgekühlt zu haben ehe Merck in Wetzlar ankam. Es iſt darüber ein Document erhalten.

Goethe war ſeit Anfang 1772 eifriger Recenſent für die

Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Der schönste aller Artikel die er für dieses Journal schrieb, wurde in Wetzlar verfaßt und kam den 1. September 1772 heraus. Mußte also doch wenigstens einige Tage früher geschrieben und noch einige weitere Tage früher bedacht worden sein. Es ist die Recension der 1772 in Mitau und Leipzig erschienenen „Gedichte eines polnischen Juden". Was Goethe über die Gedichte selbst schreibt, lassen wir bei Seite; der Schluß seiner Besprechung ist es, auf den es hier ankommt. Er lautet:

„Laß, o Genius unseres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten, mannigfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellte, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete! Des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genug thun.

„Aber dann, o Genius, laß offenbar werden, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld; laß ihn ein Mädchen finden seiner werth!

„Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein

Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher, thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwürkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgebornen Wolstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach ferneren, verhülleteren Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte!

„Laß die beiden sich finden, beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall er ahnend und hoffend und genießend, was doch Keiner mit Worten ausspricht, Keiner mit Thränen, und Keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin'. Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasen-Ideale, wie sie in hundert Deutschen Gesängen herum wallen.

„Doch obs solche Mädchen giebt? Obs solche Jünglinge geben kann? —"

Das ist die Sprache schon, in der Werther später geschrieben wurde. Das quillt aus dem Herzen. Unzweifelhaft ist hier Lottens Bildniß gegeben und der Schluß zeigt, daß Goethe sogar für nöthig hielt den Gedanken abzuwenden, als könne er nach dem Leben gezeichnet haben. Zugleich aber spricht Goethe hier schon wieder von einem „Erwachen aus dem dichtenden Traume", und es wäre die Frage, ob dies Erwachen nicht bei ihm selbst bereits auch im gegenwärtigen Falle sich ereignet hatte, so daß das ideale Bildniß

das er uns zuletzt darstellt, nicht Lotte ist wie sie war, sondern wie sie hätte sein müssen wenn sie ihn wirklich hätte fesseln sollen.

Indessen, mag ich hier nun recht gerathen haben oder nicht: Merck kommt eines Tages in Wetzlar an und beginnt Goethe's ausschließliche Bewunderung für Lotte auf Proben zu stellen, die sie nicht besteht. Er weiß Goethe soweit abzukühlen, daß dieser in gemüthsruhiger Stimmung den Abschied ins Auge faßt und Wetzlar nach ihm verläßt. Hatte der ehrliche Kestner anfangs Kämpfe in sich durchzumachen gehabt, ob er nicht vor Goethe als dem vorzüglicheren zurücktreten müsse, so konnte davon jetzt längst keine Rede mehr sein. Das Verhältniß hatte seine natürliche Krisis gehabt, die ohne Nachtheil für eines der drei Herzen, um die es sich handelte, verlaufen war.

War Goethe aber als er Lotten und Wetzlar am 10. September 1772 verließ längst in solchem Maaße beruhigt, wie sind damit die letzten Briefe zu vereinigen mit denen er von Lotte und Kestner Abschied nahm? Hatte Goethe den Willen, sich Kestner zu Liebe Lotte gegenüber fest zurückzuhalten, warum diese glühende Sprache, die im letzten Momente Lottens Herz ja noch hätte mit Gewalt zu ihm herüberreißen können? Und, wie verträgt es sich mit der verzweiflungsvollen Stimmung dieser letzten Stunden, wenn Goethe nachdem er diese Briefe eben geschrieben, nun in ruhiger Stimmung die Lahn entlang wandelt, neue Freunde findet und sich auf das Innigste an sie anschließt?

Dieser Widerspruch erklärt sich nur wenn wir den Abschied Goethe's von Lotten nicht wie Dichtung und Wahrheit, oder der Roman ihn darbietet fassen (was vom Herausgeber der Kestnerschen Briefe immer noch gethan wird), sondern indem wir uns absehend von allem Andern nur an Goethe's Briefe und gleichzeitige Aeußerungen halten.

Die Briefe lauten:

Goethe an Keſtner.

(Den 10. Sept. 1772.)

Er iſt fort Keſtner wenn Sie dieſen Zettel kriegen, er iſt fort. Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war ſehr gefaßt, aber euer Geſpräch hat mich auseinander geriſſen. Ich kann ihnen in dem Augenblicke nichts ſagen, als leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bei euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen geh ich. O mein armer Kopf.

Goethe an Lotte.

(Einſchluß des Vorigen.)

Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weis wann. Lotte wie war mirs bei deinen*) reden ums Herz, da ich wußte es iſt das letztemal daß ich Sie ſehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort iſt er. Welcher Geiſt brachte euch auf den Diskurs. Da ich alles ſagen durfte was ich fühlte, ach mir wars um hienieden zu thun, um ihre Hand die ich zum letztenmale küßte. Das Zimmer in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater der mich zum letztenmale begleitete. Ich bin nun allein, und darf weinen, ich laſſe euch glücklich, und gehe nicht aus eueren Herzen. Und ſehe euch wieder, aber nicht morgen iſt nimmer. Sagen Sie meinen Buben er iſt fort. Ich mag nicht weiter.

Goethe an Lotte.

(Zu dem Vorigen, Einſchluß.

Den 11. Sept. 1772.)

Gepackt iſts Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelſtunde ſo bin ich weg. Die Bilder die ich vergeſſen habe und die Sie den Kindern austeilen werden, mögen Entſchuldigung ſein, daß ich ſchreibe, Lotte, da ich nichts zu ſchreiben habe. Denn Sie wiſſen alles, wiſſen wie glücklich ich dieſe Tage war. Und ich gehe

*) ſo im Facſimile. Die Ausg. deinem.

zu den liebſten, beſten Menſchen, aber warum von Ihnen. Das iſt nun ſo, und mein Schickſal, daß ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinzuſetzen kann — was ich wohl oft im Scherz dazuſetzte. Immer fröhlichen Muthes liebe Lotte, ſie ſind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig, und ich liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen leſe, ſie glauben ich werde mich nie verändern. Adieu tauſendmal adieu! Goethe.

Dies zu erklären, entnehmen wir einem ein halbes Jahr ſpäter fallenden Briefe an Keſtner, vom April 1773 folgende Stelle: „Und ich habe heut einen ſchönen Tag gehabt, ſo ſchön daß mir Arbeit und Freude und Streben und Genießen zuſammenfloſſen. Daß auch am ſchönen hohen Sternen Abend ganz mein Herz voll war vom wunderbaren Augenblick da ich zu'n Füßen eurer an Lottens Garnirung ſpielte, und ach mit einem Herzen, das auch das nicht mehr genießen ſollte, von drüben ſprach, und nicht die Wolken, nur die Berge meinte."

Was alſo war vorgefallen? Goethe völlig reſignirt, ſitzt eines Abends zu Lottens Füßen und eine Unterredung, die zu dreien da geführt wird, nimmt plötzlich eine Wendung die ihn ſo gewaltig aufregt, daß er fühlt, es müſſe ein Ende gemacht werden. Was ihn aufregt, iſt das Mißverſtändniß Lottens, die in einer erhöhten idealen Stimmung ſich bereit zeigt, auf Goethen für dieſes Leben gänzlich Verzicht zu leiſten, während er ſelber nur von einem kurzen Abſchiede geſprochen hat.

Das käme aber beinahe wie beleidigte Eitelkeit heraus?

Goethe macht ſich in ſpäteren Jahren, wenn er zu Zeiten ſeine Vergangenheit die Revue paſſiren läßt, wiederholt den Vorwurf deſſen was er ſeine „Dumpfheit", auch ſeine Vorliebe zu „unklaren Verhältniſſen" nennt: er hat ſich und Andere durch ſeine Leidenſchaftlichkeit in eine Lage gebracht bei der eine prompte und klare Auseinanderſetzung nöthig iſt, und plötzlich wird er wie lahm, ſieht die Dinge vor Augen ohne ſich entſchließen zu können und lebt

weiter indem er auf irgend eine momentane zufällige Lösung nicht gerade hofft, aber sie doch als einziges Lösungsmittel im Voraus anerkennt. Goethe spricht hierüber so klar und klagt sich bei entscheidenden Fragen so offen an, dieser Neigung nachgegeben zu haben, daß mit voller Sicherheit davon gesprochen werden kann.

So hatte es auch hier gestanden. Goethe, der zugleich die wunderbare Gabe besaß, lange Entwicklungen in der Ahnung durch alle Consequenzen zu verfolgen und abzuschließen, hatte ein doppeltes Unheil herannahen gesehen: eine Neigung Lottens zu ihm, ein edelmüthiges Zurückweichen Kestners zu seinen Gunsten und bei sich selber dann vielleicht nicht einmal die Fähigkeit, eines und das Andere anzunehmen. Goethe traute dem eignen Herzen nicht. Unnützer Weise wäre zweier Menschen Schicksal durch ihn vernichtet worden. Und so: er sah wie die Dinge lagen und wußte was er zu thun und zu lassen hatte.

So war es ja auch in Sesenheim gewesen. Dort aber hatte er die „süße Gewohnheit" nicht aufgeben können, fortzuleben wie zu leben einmal begonnen war, in der Nähe der Geliebten.

Bei Lotten jedoch fühlte er sich nun ganz sicher, als ihn an jenem Abend eine Erfahrung überraschte, auf die er nicht vorbereitet war. Man hatte bei einander gesessen und von Goethe's bevorstehendem Abschiede gesprochen und Goethe dabei nur an sein Fortgehen nach Frankfurt gedacht. Die Gleichgültigkeit aber, mit der Lotte ihn jetzt mißversteht, indem sie ruhig den Begriff des Wiedersehens in jenem Leben acceptirt, während sie ihm für dieses Leben auf Nimmerwiedersehen ruhig die Hand reicht, läßt in Goethe plötzlich etwas auflodern, wovon er selbst keine Ahnung gehabt. Er war stark gewesen solange es in seiner Macht und Wahl gelegen hatte von Lotte fortzugehen, nun aber ist sie es plötzlich die ihn so voller Gleichmuth für dieses Leben aufgiebt, und jetzt regt sich eine dämonische Ahnung in ihm, diesem Mädchen zu zeigen, daß man ein Herz wie das seine nicht so ohne Weiteres von sich schiebe. Jetzt empfindet er, er habe sich größere Stärke zugetraut als er sie besitze.

Und jetzt wird ihm klar, daß ſofort ein Ende gemacht werden müſſe.

Dieſe plötzlich erwachende gleichſam neue Leidenſchaft iſt es, die jene beiden, gleich am erſten Abend des 10. Septembers geſchriebenen Billets erfüllt. Am nächſten Morgen ſieht er die Dinge ſchon ruhiger an und ſetzt in dieſer Stimmung einige Worte hinzu, und ein halbes Jahr ſpäter ſpricht er mit leichtem Spotte über ſich ſelbſt davon.

Von alledem ſteht allerdings nichts in Dichtung und Wahrheit.

Wenn ich Goethe's Darſtellung ſeiner Liebe zu Lotte in Dichtung und Wahrheit für einen Mythus erkläre, ſo meine ich damit nicht daß ſie Unrichtiges gebe, ſondern daß Goethe dem Ganzen eine gewiſſe bildliche Allgemeinheit der Linien verliehen habe, die das Factiſche ausſprach und dennoch verhüllte. Goethe wollte verſchweigen was ihn fortgetrieben hatte. Wer auch brauchte davon zu wiſſen? Daher die erſte myſtiſche Formel: „Ich trennte mich von ihr nicht ohne Schmerz und doch ohne Reue.“

Merck alſo war bemüht geweſen, Goethe von Wetzlar loszumachen, vielleicht indem er ſehr wohl wußte was er that. Merck nun auch war es, der, um die Heilung zu vollenden ehe Goethe wieder in Frankfurt ſich feſtſetzte, die Reiſe vorſchlug, deren letzter Erfolg gerade Schuld daran war, daß Werthers Leiden geſchrieben werden konnten: er lud Goethe ein, mit ihm bei Frau von Laroche am Rheine zuſammenzutreffen. Man verabredete, ſich in Coblenz zu finden, Goethe ſendet das Gepäck voraus und geht zu Fuße hinterher die Lahn hinab.

Er beſchreibt den Weg dahin, den kaum Jemand heute, wo die Eiſenbahn ſo unvermeidlich bequem nebenherläuft, Goethe in dem Sinne nachwandern könnte, in dem er ihn damals zurücklegte. Er verfolgt ihn mit ſolchem Schlenderſchritt daß er erſt nach einigen Tagen Ems erreicht. Von da fährt er mit einem Kahne weiter. „Da eröffnete ſich mir der alte Rhein.“

Es giebt eine ältere und eine jüngere Rheinpoesie. Zur älteren gehören noch die Zeiten, wo Clemens Brentano die Lorelei erfand, wo die Günderode und Bettina am Rheine schwärmten und wo Goethe selber, 1815, die herrlichen Ufer wieder besuchte und beschrieb. Darauf folgte die jüngere Romantik, deren Tonangeber Simrock gewesen ist und die mehr in Cöln und Düsseldorf ihren Sitz hatte, während die frühere im Rheingaue ihr Hauptquartier aufschlug. Die frühere war mehr lyrisch, die neuere mehr historisch politisch. Heute, wo kaum noch die Dampfschiffe benutzt werden, weil auch hier die Eisenbahn rascher den Strom entlang fährt, den man meistens aus den Waggonfenstern nicht einmal sieht und dessen rasche Wogen und Schiffe träge zurückzubleiben scheinen, hat auch das ein Ende und der einsame Reisende bringt sich kaum mehr durch das in erlogene Begeistrung, was in den Reisehandbüchern enthalten ist als existirte es noch. In den Zeiten aber, wo Goethe, 1772, jung war, bedurfte es keines aufgetragenen romantischen Glanzes: der Rhein war völlig aus eigner Majestät noch der „alte Rhein". All die Schlösser und Stifter die sich in seinen Fluthen spiegelten saßen noch voll von fettem, weltlichen und geistlichen Adel, und all die bunte unvordenkliche Wirthschaft war noch lebendig, von der heute längst Niemand mehr zu erzählen wüßte. Wie vieler Herren Länder stießen damals an den Fluß und wurden von ihm durchschnitten. Ueber dem Rheine schwebte der volle warme Athem Süddeutschlands damals noch, während er heute norddeutsch und kühler geworden ist. Goethe erzählt von seiner Fahrt langsam, wie er selber langsam vorwärts kam. „Herrlich und majestätisch erschien endlich dann das Schloß Ehrenbreitstein."

An seinem Fuße, in Thal, lag das Landhaus des Geheimrath von Laroche. Seine Lage, die Aussicht von da, der innere Schmuck wird uns nun behaglich breit und wie für ewige Zeiten feststehend vor Augen gebracht. Goethe, als er das niederschrieb, hatte selbst hinterher schon am Rheine andere Zeiten gesehn und die Stürme aus Frankreich miterlebt die dem früheren Ueberflusse ein Ende machten:

er ſchreibt mit dem Bewußtſein, als alter Mann zu berichten, wie es in den times of old, als er noch jung war, am Rheine zugegangen ſei.

Dieſe Zeiten und mit ihnen Frau von Laroche und die vielen Bände die ſie hat drucken laſſen, ſind heute in Deutſchland vergeſſen. Ihre Romane machen kein Auge mehr feucht. Es ſind neuerdings Bücher und Journalartikel über ſie geſchrieben worden, aber im großen Publikum weiß man nichts von Sophie von Laroche. Ihre Erlebniſſe ſind veraltet. Es wohnt ihnen keine Kraft inne. Das Schickſal hat die Frau freilich hin- und hergeblaſen, zu einem rechten Sturme aber iſt es nie um ſie gekommen, der ſie ganz zur Entfaltung ihrer Natur gebracht hätte. Sie war in ihrer Jugend mit einem ſchönen Italiäner verlobt, von dem ſie ſich, ihres Vaters Willen nach, der Religion wegen wieder trennen mußte. Sie hatte dann eine verunglückte Heirathsgeſchichte mit Wieland gehabt, deſſen Mutter dazwiſchen getreten war während er ſein Lebelang ihr Freund blieb. Endlich heirathete ſie aus äußeren Gründen Herrn von Laroche und nun waren die Kinder faſt erwachſen als ihr erſtes Werk erſchien, das Wieland herausgab: die Geſchichte des Fräulein von Sternheim, ein Senſationsroman, der ſie bekannt, oder wie man heute zu ſagen pflegt, berühmt machte. Und an dieſem Romane hatte ſich Goethe als Recenſent die beinahe erſten literariſchen Sporen verdient.

Ich erwähnte die von Merck und Schloſſer gegründeten „Gelehrten Frankfurter Anzeigen". Goethe's Recenſionen (in die Geſammelten Werke längſt aufgenommen, auch bei Hirzel zu finden) bilden eine ſtattliche Reihe. Den 14. Februar 1772 bereits war dieſe Beſprechung erſchienen, welche den zweiten, nachträglich folgenden Theil des Romanes in einer Weiſe behandelt, über die Frau von Laroche ſich nicht zu beklagen hatte.

Dieſe Recenſionen Goethe's bekunden als Arbeiten eines Anfängers vollendete Gewandtheit im Gebrauche der Sprache und eine Fülle richtiger Gedanken, die er mit herausforderndem Selbſtgefühl

vorträgt. Man hat ein Gefühl, wie dieſer Ton den älteren, im Beſitze der Macht befindlichen Schriftſtellern in die Glieder fahren mußte und daß ſie ſich in Güte mit dem auftauchenden jungen Genie abzufinden ſuchten. Obgleich heute über hundert Jahre alt würden ſie bei geringer Veränderung der Schlagwörter als moderne Erzeugniſſe ihren Rang behaupten. In der Recenſion des Fräulein von Sternheim wird die bisherige öffentliche Kritik des erſten Theiles des Romans vorgenommen und zurückgewieſen. Goethe's Urtheil war ſo ſchmeichelhaft, daß hierauf vielleicht ſein erſtes Zuſammentreffen mit Frau von Laroche, das im Frühlinge 1772, vor der Reiſe nach Wetzlar alſo, ſtattgefunden hat, zurückzuführen iſt. Sie ging damals bis Darmſtadt, wo man enttäuſcht geweſen war, ſtatt einer einfachen Seele, wie Fräulein von Sternheim, eine Dame erſcheinen zu ſehen, die mit Weltkenntniß und nicht ohne Anſprüche noch auf Schönheit, die erſte Stelle im Salon behauptete. Caroline Flachsland ſchrieb darüber erboſt an Herder. Goethe habe dieſes Weſen bereits iu Frankfurt ſo ſatt gehabt, daß er gar nicht mit nach Darmſtadt kommen wollte. Die Flachsland, die den Pinſel immer ſtark voll Farbe nimmt, drückt das mit der Wendung aus, Goethe ſei „ergrimmt wie ein Löwe“ auf Frau von Laroche.

In Dichtung und Wahrheit wird von dieſer Reiſe nichts verrathen. Goethe, als er ſeine Erinnerungen aufzeichnete, fühlte, daß wenn Frau von Laroche würdig eingeführt werden ſollte, ſie als Hausfrau im Landhauſe zu Thal am Rhein auftreten müſſe. Er läßt deshalb das vorher Geſchehene ganz auf ſich beruhen. Wir empfangen den Eindruck, als ſei er bei ſeiner Rheinfahrt im September 1772 zum erſten Male von der Liebenswürdigkeit der Frau und von der Schönheit und Anmuth ihrer Tochter Maximiliane betroffen geweſen, welche ebenfalls doch im Frühlinge ſchon ihrer Mutter zur Seite geweſen war. Er beſchreibt das Auftreten der Frau, ihre „Mittelſtellung zwiſchen Edeldame und Bürgerfrau“. Ihre ſich immer gleichbleibende beſcheidene aber vornehme Kleidung, entſprechend dem ſich gleichbleibenden Benehmen. Dazu die welt-

männiſch freundliche Haltung ihres Mannes, und die Liebenswürdigkeit der Kinder. Maximiliane eben ſich entfaltend. Eher klein als groß von Geſtalt. Niedlich gebaut. „Die ſchwärzeſten Augen und eine Geſichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden kann.“ Halb noch ein Kind aber durch den Umgang mit dem Vater, an dem ſie mit beſonderer Zärtlichkeit hing, über ihre Jahre erhaben. Maximiliane Laroche iſt die Mutter von Bettina und Clemens Brentano geweſen. Es wird ſpäter davon die Rede ſein: nur erinnere ich hier ſchon daran, warum Bettina ihre Correſpondenz mit Goethe, als ſie ſie drucken ließ, den Briefwechſel Goethe's „mit einem Kinde“ nannte. Wie die Kinder Lotte Keſtners glaubten ſpäter auch die Maximilianens zu Goethe in beſonderer Verwandſchaft zu ſtehen.

Im Hauſe von Frau von Laroche, wo die Freunde immer aus- und eingingen, kam Goethe zum erſten Male mit dem in Berührung, was wir herrſchende Literatur nennen können.

In Leipzig hat er Gellert und Gottſched als Häupter mächtiger Richtungen wirken ſehen, war natürlich aber viel zu jung, um an dergleichen, ſei es mitarbeitend oder dagegen wirkend, ſich zu betheiligen. Was er ſelber damals ſchrieb, ſind Verſuche eines Schülers, der noch nicht weiß wohin er will. In Straßburg hatte man ſich ſchon reifer gefühlt, war aber auch dort über den Umkreis der Mittheilung unter Freunden nicht hinausgegangen. In Frankfurt war endlich Fühlung mit dem großen Publikum gewonnen worden. Aber die „Anzeigen“ und ihre Mitarbeiter empfanden ſich als jüngere Generation. Ihre Loſung war Kampf. Man wollte ſich erſt eine Straße bahnen. Es war eine neue Firma, von neuen Leuten repräſentirt. Frau von Laroche dagegen, unter dem Schutze Wielands, war Theilnehmerin eines alten geprüften Hauſes von Macht und Erfahrung. Wieland war ein Mann der etwas bedeutete in Deutſchland, deſſen Einfluß nicht von geſtern datirte. Und wie er ſelbſt ſich durchaus feſt und ſicher fühlte, empfanden auch die, die an ſeiner Firma theilnehmen durften, ſich als Schutz-

verwandte. Goethe's und Wielands Verhältniß beruhte für die nächsten drei Jahre auf dem Geltendmachen des verschiedenen Standpunktes den man einnahm: Wieland versuchte mit der Gewandtheit eines Mannes vom Metier dem Anfänger gegenüber seine Autorität zu behaupten, bis ihm endlich aufging daß er sich zu fügen habe, wie das seiner Zeit zur Sprache kommen wird.

Goethe's behagliche Darstellung seines Aufenthaltes im Hause zu Thal läßt nicht erkennen, daß er, wie Loeper feststellt, nur fünf Tage dort blieb. Man meint es müßten mindestens vierzehn Tage gewesen sein. Die verschiedenen Phasen des Zusammenseins werden in ihrer gleichsam organischen Folge beschrieben, die verschiedengearteten Gestalten der neuhinzutretenden Freunde geschildert und endlich erzählt, wie Alles zuletzt beinahe ein böses Ende genommen hätte: Merck traf mit seiner Familie ein! Sofort beginnt es zu gähren in der Gesellschaft. Innerer Stoff zur Unverträglichkeit stellt sich heraus. Merck spottet, seine Kälte und Unruhe lassen in sämmtlichen Anwesenden ein Gefühl der Unbehaglichkeit erwachen, so daß eben zu rechter Zeit noch zum Aufbruche geblasen wird. Bemerken wir wohl, daß Goethe Merck hier, wie bereits in Wetzlar, in mephistofelischer Weise wirken läßt. Goethe fährt „mit der zurückkehrenden Yacht", der Repräsentantin des officiellen Verkehres auf dem Rheine, langsam den Strom entlang nach Mainz und trifft in der besten Stimmung zu Hause wieder ein. In begeisterten Worten dankt er Frau von Laroche für die empfangenen Freundlichkeiten.

Noch war nichts von den Stimmungen zu ahnen, aus denen, durch das spätere Erscheinen Maximilianens in Frankfurt, der zweite Theil des Werther seine Entstehung schöpfen sollte. Goethe hatte eine herzliche Zuneigung zu dem reizenden und klugen Mädchen gefaßt, die aber, wie schon die Jugend Maximilianens mit sich brachte, rein geschwisterlicher Natur war. Dieses Gefühl ist bei Goethe auch niemals ein anderes geworden. Die Verhältnisse jedoch, in welche Maximiliane bald nach Frankfurt versetzt werden

sollte, waren so absonderlicher Art, daß daraus in Goethe's Phantasie die Anschauungen entstanden, welche mit den in Wetzlar empfangenen Eindrücken in Verbindung gerathend, Werthers Leiden sich bilden ließen.

Nichts aber ereignet sich auch hier in unerwarteten Erschütterungen, sondern langsam treten die Dinge ein und ganz allmälig äußert sich ihre Wirkung auf Goethe.

Zwischen ihm und den Wetzlarer Freunden war kein Schatten von Mißverständniß eingetreten. Kestner kam im September gleich nach Goethe's Rückkehr von dem Besuche bei Frau von Laroche, nach Frankfurt und war dort meist mit Goethe zusammen. Er reist wieder ab. Goethe's Briefe berichten ausgiebig über das jetzt beginnende zerstreuende Leben in Frankfurt. Es handelte sich darum, Schlossers und seiner Schwester Verlobung zu Stande zu bringen, und es gelingt. Es drängt sich ein Gewirre von Menschen um Goethe herum, denen er sich seiner Natur nach völlig hingiebt. Dabei haben sich seine Gedanken daran gewöhnt nach Wetzlar sich zu richten als den Ort wo Stille und Frieden herrschte. Er schreibt von Zeit zu Zeit dahin, tagebuchartige Blätter, fast gleichgültig an welche Adresse sie gehen, meist an die Kestners. Sich und sein Verhältniß zu Lotte behandelt er darin wie einen sich fortspinnenden Roman, der aber mit Werthers Leiden keine Aehnlichkeit hat. Zu diesem äußeren Auftreten stand ein innerer Zustand im stärksten Gegensatze, von dem Niemand erfuhr, als wer etwa gelegentlich hingeworfene Worte Goethe's sorgsam zusammengesetzt und gedeutet hätte. Ein Zustand seltsamer Art, über den Goethe uns nachträglich Auskunft giebt.

Er hatte als er von Wetzlar nach Frankfurt zurückging, einen Schauder vor der Existenz in die er wieder hinein mußte. Damals war der Götz ja noch nicht einmal zum Drucke umgearbeitet, und keine Ahnung der späteren Rechtfertigung seiner dichterischen Bestrebungen durch die Stimme der öffentlichen Anerkennung belebte und erfrischte Goethe. Er sah sich in den alten Sumpf aufs Neue

hineingestoßen, in dem herumzuwaten ihm unerträglich war. Er übersah die Frankfurter Verhältnisse. Er haßte das väterliche Haus und konnte es zugleich doch nicht entbehren. Er sah seine einzige Vertraute, seine Schwester Cornelia durch ihr Verhältniß zu Schlosser in gewissem Sinne bereits auch von ihm getrennt, und so mitten im lebendigen, anscheinend frohen Lebensgenusse hegte er verzweifelnde Gedanken. Jemand sagte ihm damals: der Fluch Cains liege auf ihm. Goethe erzählt es selber. Sein unstätes Wesen fängt an ihn in dem Maaße mehr zu beängstigen als er es kritisch selbst zu beobachten beginnt und zur Ueberzeugung gelangt es gebe kein Mittel dagegen. Und so kommt er dahin, Selbstmordsgedanken, die in ihm aufsteigen, immer ernstlicher bekämpfen zu müssen. Bis zur wirklichen Absicht, seinem Leben ein Ende zu machen, kam es bei ihm. Und in diese Stimmung hinein die Nachricht, daß Jerusalem, ein junger Mann in seinem Alter, der in Wetzlar gleich ihm am Kammergerichte gearbeitet hatte, aus Lebensüberdruß sich erschossen habe. Kestner meldet es. Kestner hat Jerusalem die Pistolen dazu geliehen: das Billet in dem dieser sie von ihm fordert und das anfangs zerrissen und in den Papierkorb geworfen, später wieder gesucht und wiedergefunden wurde, ist in „Goethe und Werther" im Facsimile gegeben. Goethe beschreibt was in seiner Phantasie vorging als er Kestners Brief empfangen.

Jerusalem, der Sohn eines angesehenen, berühmten Theologen, hatte mit Goethe zusammen in Leipzig studirt, sich dort aber wenig aus ihm gemacht. Goethe fand ihn am Kammergerichte in Wetzlar wieder vor, sah ihn dort aber meist am dritten Orte. Es ist allerart Schriftliches von Jerusalem gedruckt worden, darunter ein Brief aus dem hervorgeht, daß auch er damals Goethe nicht mochte.

Jerusalem war in die Frau eines Wetzlarer Beamten verliebt. Ihretwegen erschoß er sich im October 1772, einen Monat also nachdem Goethe Wetzlar verlassen hatte, unter Nebenum-

ständen die genau dem entsprechen was wir in Werther erzählt finden.

Dieses Ereigniß traf Goethe wie ein Donnerschlag. Aber aus Gründen, die mit Lotte Buff wenig zu thun hatten. Weder die Erinnerung an sie, noch sogar die an Jerusalem persönlich wurde in seiner Seele jetzt wieder wachgerufen, sondern aus tieferen, ihn selbst berührenden Gründen beginnt seine Phantasie sich der That zu bemächtigen. Aus ihm selber und Jerusalem ist plötzlich ein und dieselbe Person geworden. Er sieht sich wie im Spiegel. Und zu gleicher Zeit hat Jerusalems Geliebte Lotte Buffs Züge und Gestalt angenommen und er und sie, Werther und Lotte, die beiden Träger des Romanes stehn Goethe vor der Seele, jede der beiden Persönlichkeiten als von ihm selber abgetrenntes, fertiges Kunstwerk. Jetzt beginnt die innere Arbeit an seiner Dichtung. Im November führt ihn eine Geschäftsreise nach Wetzlar. Er sieht Lotte dort wieder, sammelt genauere Nachrichten über Jerusalems Tod und Charakter und läßt sich was er selbst in der kurzen Zeit an Ort und Stelle nicht erfahren konnte von Kestner nachträglich berichten. Der Gedanke, etwas zu schreiben, wodurch das Andenken Jerusalems gerettet würde, scheint sich nun zu einem festen Plane gebildet zu haben.

Damit aber auch ist vor der Hand die Sache erledigt. Das Project versinkt wieder langsam und ganz Anderes nimmt Goethe's Gedanken in Anspruch.

Jetzt nämlich erst wird die kleine Schrift über den Straßburger Dom gedruckt und herausgegeben, dann, Anfang 1773, Götz völlig für den Druck zurecht gemacht und zu drucken angefangen. Im Frühjahre heirathen sich darauf Lotte Buff und Kestner, unter Goethe's freundschaftlicher Theilnahme. Er besorgt die Ringe und übernimmt andere Besorgungen. Darauf dann, als das junge Paar nach Hannover abgegangen, treten natürliche, längere Pausen in Goethe's Verkehre mit ihnen ein. Andere Menschen erscheinen und er hat nicht mehr das Bedürfniß, sich mit seinen Gedanken

in die Stille des Deutſchen Hauſes nach Wetzlar zu flüchten. Nun kommt Götz heraus. Der Ruhm, der Goethe plötzlich umgiebt, bringt ihn völlig auf andere Wege. Es regt ſich in ihm ein neues Gefühl: er möchte, da Götz ihm ſoviel Bewunderung eingetragen, etwas arbeiten, das Götz noch überträfe. Schon jener Brief vom Auguſt an Keſtner, wo es in Betreff des Götz heißt, er werde ſchwerlich wieder etwas ſchreiben das ihm ſoviel Beifall einträge, kann als Andeutung genommen werden, daß dieſer Gedanke in ihm aufgetaucht war. Am 15. September — faſt ein Jahr nach Jeruſalems Tode — leſen wir in einem Briefe an Keſtner: „Jetzt ſchreibe ich an einem Roman, es geht aber langſam.“ Das muß wohl Werther geweſen ſein, denn wie käme Goethe dazu, dem fernen Keſtner über etwas ſo in den Anfängen Begriffenes zu ſchreiben, dem er von dergleichen übrigens gar nicht ſprach? Aehnliche Andeutungen fallen dann gelegentlich weiter und im Winter 1774 bekommt Merck die Arbeit zu ſehen.

Der Erfolg des Götz hatte auf Goethe einen entſcheidenden Einfluß gehabt. Man fühlt es ſofort dem Tone ſeiner Correſpondenz an. Goethe beſaß endlich was ihm bis dahin gefehlt und ihn ſo unruhig gemacht hatte: die äußere Berechtigung zu leben wie er lebte, zu ſein wie er war. Er hatte ſich bis dahin ſagen müſſen, daß er die Anerkennung noch zu erwartenden Beifalles bereits vorweggenommen, daß er auf Borg zukünftigen Ruhmes ſich ziemlich hohe Ausgaben erlaubt habe: nun eröffnete ihm das Schickſal endlich unbegränzten Credit.

Nun war er Herr im eigenen Hauſe und die literariſche Carrière verſtand ſich von ſelbſt für alle Zukunft.

Trotz alledem will es auch jetzt mit dem Romane noch nicht vorwärts. Die Elemente, die ſich in Goethe's Erfahrung angeſammelt hatten, boten in einer Beziehung eine Lücke dar, die ſich, ſeiner eigenthümlichen Anlage nach: nur aus der Fülle wirklichen Lebens ſeine Phantaſie zu nähren, einſtweilen unausfüllbar zeigte: es fehlte der rechte Abſchluß der Charaktere für den zweiten Theil

des Romanes. Es bedurfte noch einer gewissen äußeren Tragik. Es mangelte für Albert als Lottens Mann das Vorbild. Goethe kannte Kestner nur als Bräutigam und hatte ihn niemals eifersüchtigen Ehemann gesehen. Er wollte nur schreiben was er erlebt hatte. Das Erlebte nahm andere Gestalt in ihm an, aber es mußte vorhanden sein. Es fehlte ihm an Erfahrung, um Werther als Liebhaber einer verheiratheten Frau erscheinen zu lassen. Erfinden konnte Goethe auch das nicht.

Nun aber zeigt sich die Fügung der Dinge so günstig, daß auch für diesen Mangel Abhülfe eintritt. Unerwarteter Weise kommt die Heirath zu Stande, welche Goethe als denjenigen der der Laroche in Frankfurt am nächsten stand nahe betraf: Maximiliane, siebzehnjährig wie sie war, wird durch Vermittlung guter Freunde, in deren Augen die günstigen äußeren Verhältnisse maaßgebend waren, mit dem Frankfurter Brentano, einem noch jungen Manne, aber Wittwer mit fünf Kindern, rasch verlobt und verheirathet. Im Januar 1774 wird die Hochzeit gefeiert und das junge Paar trifft sammt der Mama in Frankfurt ein, wo Goethe die Last aufgebürdet wurde, der jungen Frau die immer noch halb wie ein Kind auftrat die fremde Stadt und überhaupt die neue Existenz behaglich zu machen. Maximiliane war an den Umgang bedeutender Menschen gewöhnt wie an etwas Selbstverständliches: ihr Mann war Geschäftsmann in der strengsten Bedeutung des Wortes und war obendrein Italiäner. Goethe sah auf der Stelle voraus, was entstehen würde und was in der That geschah: Brentano wurde eifersüchtig und es kam dahin, daß Goethe, den kein anderes Gefühl als das des reinsten Wohlwollens immer wieder in das Haus zurücktrieb, das ihn die Mutter Laroche flehentlich nicht aufzugeben bat, schließlich doch einen Strich unter die Rechnung machte.

Allein noch ehe das eingetroffen war, in den ersten Tagen des Zusammenseins bereits, als die Eifersucht des Mannes noch gar nicht zum Vorschein gekommen war, während Goethe freilich sicher voraus wußte daß sie nicht ausbleiben werde, stand ihm

der zweite Theil des Werther fertig vor der Seele. Die Entwicklung war gefunden. Auf Keſtners duldende zutrauensvolle Geſtalt wurde die des mißtrauiſchen italiäniſchen Gatten Maximilianens gepfropft und es kam aus beiden Geſtalten jener unerträgliche „Albert“ des Romanes heraus, der Keſtner hernach ſo vielen Kummer bereitet hat und deſſen unliebenswürdige Härte Goethe dann vergebens zu mildern ſuchte.

Goethe beſchreibt dieſe Zuſtände auf das Zarteſte. Er ſah ſich in Maximilianens Hauſe in Familienverhältniſſe verflochten, an denen ſein Herz im Grunde gar keinen Antheil hatte. Während ihn das natürliche Wohlwollen, das ihn in ſo hohem Grade beſeelte, nicht abbrechen ließ, und er zugleich nach einem Auswege für das ſuchte was er empfand, wurde der Roman vollendet und konnte im April 1774 bereits als fertiges Werk, deſſen Lectüre den Freunden verſprochen wurde, in Goethe's Briefen eine Rolle ſpielen.

Achte Vorleſung.

Werther. (Schluß.)

In einem Briefe Goethe's vom 26. April 1774 an Lavater leſen wir: „Ich will verſchaffen, daß ein Manuſcript dir zugeſchickt werde. Denn bis zum Druck währts eine Weile. Du wirſt großen Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen den ich darſtelle. Wir gingen nebeneinander, an die ſechs Jahre ohne uns zu nähern. Und nun habe ich Seiner Geſchichte meine Empfindungen geliehen und ſo machts ein wunderbares Ganze.“ So alſo wollte Goethe den Roman aufgefaßt haben: Jeruſalems, des armen Jungen, deſſen Schickſal er ſo gut verſtand, Gedächtniß ſollte gerettet werden. Und die Freunde werden darauf vorbereitet, daß die erzählten Schickſale nicht die Goethe's ſeien.

In wieweit aber waren Lotte und ihr Mann ſelber im Geheimniſſe? Hatten ſie eine Ahnung deſſen was ihnen bevorſtand? Hier bietet ſich ein ſonderbares Schauſpiel. Goethe kann es nicht übers Herz bringen, ihnen, mit denen er in fortwährendem aufrichtigen Verkehre ſteht, von ſeiner Arbeit zu ſchweigen, wendet ſeine Mittheilungen aber ſo, daß ſie ihnen unverſtändlich bleiben mußten.

Goethe, wenn er überhaupt Lottens wegen jemals des Troſtes bedurft hatte: Anfang 1774, als er den Roman zu verfaſſen begann, hatte er ihren Verluſt ſicherlich überwunden. Sie und Keſtner waren durch ihren Fortgang nach Hannover ſchon zu halb mythiſchen Weſen für ihn geworden. Goethe wird öfter zum Vorwurf ge-

macht, daß das Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn, bei ihm so scharf zutreffe. Er gesteht es offen ein: Wer nicht in seiner nächsten Nähe lebte, existirte oft genug nicht für ihn. Galt dies auch nicht von denen die seinem Herzen besonders theuer waren (wofür seine Briefwechsel genugsam Zeugniß ablegen), so bedurfte er jedoch, damit seine Phantasie seine Freunde in voller Kraft begleiten könnte, der sinnlichen Anschauung ihrer Umgebungen. Fehlte der landschaftliche Hintergrund, so fingen die Umrisse der Personen an zu verschwimmen. Lotte Buff in Wetzlar, im Deutschen Hause, in den Straßen des Städtchens, auf ihren Spaziergängen stets vom wohlbekannten Horizonte umgeben, war eine andere Gestalt für Goethe, als Lotte Kestner in Hannover, einer norddeutschen Stadt die er nicht kannte. Getrennt von ihrer Heimath, ihrem Vater und ihren Geschwistern verlor Lotte mehr und mehr die Fähigkeit, Goethe's Gedanken auf sich zu lenken. Immer weniger fand er ihr und Kestner brieflich zu vertrauen, sie hatten ihr Glück gefunden und bedurften seiner nicht. Was ihn bewegte, wurde andern Adressen mitgetheilt, neuen Freunden, denen er neue Erfahrungen verdankte. Lotte war historisch für ihn geworden.

Nun aber, Anfang 1774, führt die Arbeit am Roman Goethe wieder in die alten Gefühle zurück; wunderbar, wie das schon hart und trocken gewordene Laub der Blätter und Blüthen des Sommers 1772 in seiner Phantasie wieder neu aufgrünt. In einem Briefe, der in den März 1774 gehört, schreibt er Kestners, freilich seien ihre Briefe lange unbeantwortet geblieben, doch habe er sich diese Zeit mehr mit Lotte beschäftigt als jemals. „Ich lasse es dir nächstens drucken", sagt er, „es wird gut meine Beste." Und in dem Maaße nun, in dem die fortschreitende Arbeit ihn nöthigt, Lotte als junges Mädchen noch einmal wie von Frischem kennen zu lernen und die ganze Stufenleiter seiner Gefühle gegen sie noch einmal mit langsamen Schritten emporzuklimmen, erhebt ihre Gestalt sich schöner und reizender vor ihm als er sie in Wirklichkeit vielleicht jemals vor Augen gehabt, und es wird natürlich, daß er

dieſe Anſchauungen auf Lotte Keſtner überträgt, die er ja nicht anders zu ſehen vermochte, als wie er ſie zum letzten Male, als junges Mädchen in Wetzlar verlaſſen hatte.

Die wirkliche Lotte aber ſtellt Goethe's Phantaſie jetzt freilich eine ſtarke Zumuthung: ſie erwartet ein Kind. Indeß die Lotte des Romanes war bereits ſo feſt gezeichnet, daß die Wirklichkeit an ihren idealen Umriſſen nichts mehr ändern konnte. Bei weitem ſchwerer war etwas Anderes zu überwinden.

Lottens Bildniß war im Romane zu deutlich gerathen. Goethe hatte die Ereigniſſe und die Perſonen zu realiſtiſch ſichtbar dargeſtellt. Nun ſahen wir: es gab für die Oeffentlichkeit damals kaum ein anderes Intereſſe, als die Beſchäftigung mit neuen Büchern und neuem Familienklatſch: hier wäre beides diesmal zuſammengetroffen. Goethe wußte im Voraus, was entſtehen müſſe. Er war entſchloſſen, ſich von dieſen Befürchtungen nicht beirren zu laſſen, aber die Freundespflicht ſchien zu gebieten, nicht ganz ohne Keſtners Mitwiſſen vorzugehen, ihn und ſeine Frau andeutungsweiſe wenigſtens von dem unterrichtet zu haben was ihnen bevorſtände. Dies geſchieht nun auf die ſonderbarſte Weiſe.

Im Mai 1774 kommt Lotte mit einem Jungen nieder, der, wie erwähnt worden iſt, aus allzu großer Bedenklichkeit nicht einmal Wolfgang genannt werden ſollte. Goethe war gerade dabei, einen Verleger für den Werther zu ſuchen (der, wenn die Tradition Recht hat, von einem Leipziger Buchhändler zurückgewieſen worden war). „Küßt mir den Buben," ſchreibt Goethe an Keſtner, „und die ewige Lotte. Sagt ihr, ich kann mir ſie nicht als Wöchnerin vorſtellen. Das iſt nun unmöglich. Ich ſehe ſie immer noch wie ich ſie verlaſſen habe (daher ich auch weder dich als Ehemann kenne, noch irgend ein ander Verhältniß als das alte, — und ſodann bei einer gewiſſen Gelegenheit, fremde Leidenſchaft aufgeflickt und ausgeführt habe, daran ich euch warne, euch nicht zu ſtoßen). Ich bitte dich laß das eingeſchloſſene Radotage bis auf weiteres liegen, die Zeit wirds erklären."

Sich myſtiſcher auszudrücken war kaum möglich, ſodaß Keſtner allerdings nur abwarten konnte, was die Zeit klären würde.

Im nächſten Briefe, vom 11. Mai, eine neue Anſpielung: „Adieu ihr Menſchen, die ich ſo liebe (daß ich auch der träumenden Darſtellung des Unglücks unſeres Freundes, die Fülle meiner Liebe borgen und anpaſſen mußte). Die Parentheſe bleibt verſiegelt bis auf weiteres.“ Dieſe Parentheſe war noch unverſtändlicher als die frühere. Nun lange Zeit gar nichts und endlich, am 16. Juni, ein Brief der mit den Worten ſchließt: „Adieu, liebe Lotte, ich ſchick euch eheſtens einen Freund, der viel ähnliches mit mir hat, und hoffe, ihr ſollt ihn gut aufnehmen, er heißt Werther, und iſt und war — — das mag er euch ſelbſt erklären.“ Hiermit glaubt Goethe genug gethan und ſein Gewiſſen entlaſtet zu haben. Die folgenden Briefe enthalten nichts mehr über ſeine Arbeiten. Ein Vierteljahr ſpäter, den 23. September, ſendet er Lotte das fertige Buch. Sie ſolle es noch Niemand zeigen. Es komme die Leipziger Meſſe ins Publikum. „Ich wünſchte“, ſchreibt er, „jedes läſ' es allein vor ſich, du allein, Keſtner allein, und jedes ſchriebe mir ein Wörtchen.“ Goethe ſcheint ſo überzeugt davon, Beide würden ihr himmliſches Vergnügen an dem Werke haben, daß er die Möglichkeit ganz aus den Augen verlor, es könne anders kommen.

Wir haben Keſtners Brief an Goethe nicht, worin er ſein und ſeiner Frau Gefühle nach der erſten Lectüre des Romanes ausſpricht, ſondern nur das Fragment eines Briefconceptes, in ſehr ungeſchminkter Sprache abgefaßt. Der Erwiederung Goethe's darauf fehlt das Datum, ſo daß wir nicht wiſſen können, ob er gleich ſchrieb oder Zeit verſtreichen ließ. Der Sturm kam für ihn nicht unerwartet. Er bittet um Verzeihung, aber mäßig. Noch war kein Ton des ungeheuren europäiſchen Beifalls damals zu ihm gedrungen; aber es ſcheint ein Gefühl von der Größe ſeiner Leiſtung ihn zu erfüllen, neben dem Keſtners Empfindlichkeit kaum mehr in Rechnung kam. Und merkwürdig, wie dies Gefühl auch bei Keſtners ſofort maaßgebend wird. Sofehr ſie ſich getroffen und gekränkt fühlen,

noch mehr empfinden ſie, daß ihnen eine Ehre erwieſen ſei welche über Verdienſt hinausgehe. Keſtner zumal mußte ſich durch die unerträgliche Rolle verletzt fühlen welche Albert in dem Romane ſpielt, aber es ließ ſich ja ſo nachrechnen, daß zu der Zeit wo Jeruſalem ſich erſchoß und auch wo Goethe Lotte zum letzten Male geſehen hatte, dieſe noch unverheirathet war. Alberts Rolle ergab ſich daraus mit aller nur wünſchenswerthen Sicherheit als eine erfundene, mochte noch ſo factiſch ſein, daß Keſtner Jeruſalem die Piſtolen geliehen mit denen der Unglückliche ſich erſchoß. Und vor allen Dingen: die im Roman auftretende, über alle idealen Geſtalten erhobene Lotte war jetzt doch ſeine Frau! An Lotte hatte Goethe gut gemacht, was er an Keſtner geſündigt; was dieſem von der einen Seite genommen war, wurde ihm von der andern reichlich erſetzt. Denn obgleich Lotte Keſtner blondes Haar und blaue Augen, die Lotte des Romanes aber ſchwarze Augen hatte, ſo konnte doch darüber kein Zweifel ſein daß Keſtners Frau und Werthers Lotte ein und dieſelbe Perſönlichkeit ſeien.

Keſtner hatte einen Freund, dem er von Zeit zu Zeit Generalbeichte ablegte. Dieſem ſchüttet er ſein Herz aus. Wir ſehen, das hannöverſche Stadtgeſchwätz war über das junge Ehepaar hereingebrochen. Eine ſchöne junge Frau, eine Fremde, eine Süddeutſche, um die ein Braunſchweiger ſich todtgeſchoſſen hat, und der berühmteſte junge Dichter Deutſchlands der die Geſchichte haarklein mittheilt! Dabei eine ſo unentwirrbare Vermiſchung von Wirklichkeit und Erfindung, daß eine Darlegung, wie die Dinge eigentlich ſich verhielten, kaum möglich war. Man mußte den Sturm über ſich ergehen laſſen, genug, wenn die genaueſten Freunde wenigſtens über den Zuſammenhang im Klaren waren. Als immer wirkſameres Gegengift jedoch gegen dieſen Kummer ſcheint Lotte bald eine ſolche Glorie umgeben zu haben, daß Keſtner, der ſich in der glücklichen Lage befand, einmal, der geweſen zu ſein welcher Lotte davon getragen hatte, und zweitens, der zu ſein, der ſie nun beſaß, eine gute Handvoll dieſes Ruhmes für ſich ſelber abnehmen durfte.

Er ſchreibt an ſeinen Freund über Goethe ſelbſt mit der höchſten Schonung. Ja, es ſcheint ihm ſehr daran gelegen, daß dieſem nichts zu Ohren komme, was einer Klage von ihrer Seite ähnlich ſah.

Wie denken wir heute über Goethe's Handlungsweiſe?

Ein Schriftſteller, der ſich in das Vertrauen einer Familie einſchleicht um literariſch zu verwerthenden Stoff zu gewinnen, betreibt ein ſehr niedrig ſtehendes Gewerbe. Ein Dichter dagegen, der in unbewußt drängender Geiſtesarbeit ſein Werk ſchafft, kann nicht aus äußeren Rückſichten Anſchauungen, die ſeiner Phantaſie entquellen, zurückdrängen, weil ſie mit wirklichen Erlebniſſen zuſammenfallen. Dagegen ließe ſich zweierlei freilich einwenden. Erſtens, welches ſind die zuverläſſigen Kennzeichen eines ſolchen Dichters? Hier kann allerdings nur an unſer Gefühl appellirt werden. Und zweitens: es beherrſcht uns heute ſo ſehr das Gefühl, es müſſe mit demſelben Maaße Hoch und Niedrig gemeſſen werden, daß es uns ſchwer fiele Ausnahmen zu geſtatten. Hier aber bilden wir die Ausnahme und nicht der Dichter, der gegen das Geſetz zu verſtoßen ſcheint! Wären wir Alle wie wir ſein ſollten, ſo würden alle menſchlichen Verhältniſſe rein dargelegt werden können. Jedes Mißverſtändniß, jeder Verdacht würde unmöglich ſein, das Reine rein, das Unächte verwerflich erſcheinen. Mit wie reinen Händen entfaltet Shakſpeare die furchtbarſten Verbrechen vor uns. Ein wahrer Dichter geht durch die Welt wie ein Kind, daß von keinen Geheimniſſen weiß und ſelbſt das Abſcheuliche mit ſeinen unſchuldigen Lippen wiederholt ohne zu ahnen um was es ſich handelt. Was unſere Frage entſcheidet, iſt die Ueberzeugung deſſen was im Willen des Dichters gelegen habe. Goethe hat in der Lotte ſeines Romanes eine ideale Geſtalt geſchaffen, deren Schönheit allein ſchon ſein Werk über jeden Vorwurf erhebt. Er hat in Albert einen Charakter geſchildert, deſſen böſe Seiten nur der äſthetiſchen Forderung des künſtleriſchen Gegenſatzes ihren Urſprung verdanken: auch nicht ein Schimmer daß er Keſtner habe treffen wollen. Wie wahr dies ſei, ergiebt ſich ſchon

daraus, daß Goethe hernach, als er aus Rückſicht auf Keſtner, Alberts Charakter zu mildern ſuchte, mit allen ſeinen Abſchwächungen einzelner Züge nichts erreichte. Was mit Werthers Geſtalt beabſichtigt war, wiſſen wir. Dieſe drei Figuren wurden durch ſeltſam ſich verbindende Ereigniſſe in Goethe's Seele gleichſam zum Keimen gebracht, ausgebildet, gezeitigt und endlich wie mit Gewalt ans Licht geſtoßen. Ich hätte den Verlauf der Dinge, aus deren äußerem Anſtoße der Roman hervorging, nicht ſo genau zu verfolgen brauchen, wäre uns die Kenntniß dieſer Details für unſer abſchließendes moraliſches Gefühl nicht ſo nöthig geweſen. Hätte Goethe nicht mit ſo reinem Gewiſſen die Arbeit angegriffen, ſo würden einfache unſchuldige Leute wie Keſtners hinter ſeinem Rücken nicht mit ſo großer Achtung von ihm geſprochen haben. In Keſtners Briefe nämlich, worin er ſeinem Freunde zum erſten Male über den Roman und die ihm zu Grunde liegenden realen Verhältniſſe Auskunft giebt, findet ſich die ſchon früher citirte Aeußerung: Goethe habe ſich in Wahrheit viel größer benommen, als der Roman ihn erſcheinen laſſe. Die äußerliche Eitelkeitsbefriedigung, von der ich bei Keſtner ſprach, hätte einem ehrlichen graden Menſchen wie ihm den giftigen Stachel nimmermehr aus der Wunde ziehen können, wäre wirklich ein giftiger Stachel hineingeſtoßen worden.

In der That fiel dies Geſchwätz auch bald zu Boden. Dem Publikum war wenig an Albert gelegen, es hatte Werther im Auge. Es ſah den Unglücklichen in überzeugender Leibhaftigkeit vor ſich, der den Jammer der irdiſchen Welt durchſchaut, deren Theil er doch bildet. Der wie Hamlet zu viel Sonne hat. Dem keine Gelegenheit ſich bietet, eine große That zu vollbringen bis er ſich ſelbſt zu deren Objecte macht. Der in eine hoffnungsloſe Leidenſchaft verwirrt eine noch raſendere Fähigkeit, ſich ſelber bis in die feinſte Faſer zu kritiſiren, in ſich wachſen fühlt; daß er es endlich nicht mehr ertragen kann. Wohin hätte Werther ſich flüchten ſollen?

Jeder junge Menſch in der damaligen Welt, der ſich ſelbſt betrachtete, mußte ein Stück Werther in ſich erkennen. Er ſah die

geheime Geſchichte ſeiner Empfindungen von einem Fremden geſchrieben der ihn beſſer kannte als er ſich ſelbſt. Und ſo wurde nicht bloß in Deutſchland empfunden, ſondern wohin der Roman in fremden Sprachen drang erweckte er das gleiche Gefühl. Wie ging es zu, daß Werther und Lotte, zwei wurzelächt Deutſche Geſtalten, von Franzoſen, Italiänern, Engländern verſtanden wurden als ſeien ſie celtiſchem, romaniſchem oder normanniſch-ſächſiſchem Boden entſproſſen? Es iſt bekannt daß Napoleon als junger Mann Werther geleſen hatte und wahrſcheinlich kein anderes Werk von Goethe kannte, auf das hin ſich für ihn von ſelbſt verſtand daß er, als er im Triumphſchritt Deutſchland durcheilte, Goethe als den größten Deutſchen Dichter kennen lernen müſſe.

Ich habe dieſe Fragen aufgeworfen weil ihre Beantwortung unſere Blicke auf ein in Goethe's Roman und in den darin handelnden Figuren enthaltenes Element lenken muß, das bis jetzt außer Acht gelaſſen wurde. Es ſind bisher nur die perſönlichen Verhältniſſe als etwanige Quellen des Romanes in Betracht gezogen worden. Ich ſuchte zu zeigen, welche Perſonen Goethe begegnen mußten damit Werther, Lotte und Albert in ſeiner Phantaſie Geſtalt gewönnen. Ohne Zweifel waren dieſe Perſonen unentbehrlich für das Zuſtandekommen des Werkes. Allein damit ſie für Goethe benutzbar würden, dazu bedurfte es einer Mitwirkung von anderer Seite her, ohne welche ſie innerhalb ſeiner Phantaſie niemals Keimkraft beſeſſen haben würden. Oder vielmehr, dieſe Perſonen bilden nur den Zuſatz zu etwas anfänglich in Goethe Lebendigem, mit dem ſie ſich vereinigten, das jedoch auch ohne ſie vorher ſchon vorhanden war. Mag Werther noch ſo deutlich die Gedanken Goethe's und die Schickſale Jeruſalems aufweiſen: das Zuſammenfließen dieſer beiden Elemente genügte nicht um Werthers Geſtalt zur Erſcheinung zu bringen: noch ehe Goethe nach Wetzlar ging, ehe er Lotte und Keſtner und Maximiliane und Brentano und Jeruſalem kennen lernte, lag die poetiſche Möglichkeit Werthers als eine in den Umriſſen bereits vorhandene Ge-

ſtalt, ſehnſuchtsvoll nach Leben gleichſam, in ſeiner Seele, exiſtirte: Werthers Schickſal fertig bereits in der Idee. Nicht als Schöpfung Goethe's, ſondern als die eines anderen Dichters, aus deſſen Taubenſchlage Goethe ein Neſt voll Brut entwandte, das er als ſeine eigene dann ausfliegen ließ. Und damit verlaſſen wir den Boden der perſönlichen Erlebniſſe und gehen, um einen neuen Anblick dieſer Dinge zu gewinnen, auf den der allgemeinen literariſchen Schickſale der modernen Völker über.

Zum vollen Verſtändniſſe Götz von Berlichingens war es nöthig geweſen, die Geſchichte des Dramas im Fluge zu überblicken. In gleicher Weiſe muß dies jetzt beim Roman geſchehen. Hier waltet der Unterſchied, daß wir uns um das Alterthum nicht zu kümmern haben: der Roman iſt eine moderne Erſcheinung, denn er beruht auf der Erfindung der Buchdruckerkunſt. Zum Begriffe des Romanes gehört, daß er gedruckt ſei, in vielen Exemplaren gleichzeitig verbreitet und von vielen Perſonen gleichzeitig und zwar von Jedem ganz in der Stille geleſen werden könne.

Um zu dem Begriffe eines Kunſtwerkes zu gelangen, müſſen wir immer zwei Parteien ins Auge faſſen: hier den Künſtler, der ſeine Arbeit hervorbringt und ſie darbietet, und dort die Nation, die ſie in Empfang nimmt und genießt. Das Drama wäre undenkbar, wollten wir nur vom Dichter und den Schauſpielern, nicht auch vom Publikum reden, das an beſtimmter Stelle ſich zuſammenfindet, gemeinſam genießt und gemeinſam Lob oder Tadel ſpendet. Wir haben beim Götz geſehen, von wie entſcheidender Wichtigkeit die Beſchaffenheit des Deutſchen Theaterpublikums für die Deutſche Bühne war und wie ſie uns zum Buchdrama drängte, während dieſes in Frankreich und den andern Ländern, wo das Publikum anders beſchaffen war, kaum zu bemerken iſt. Nun, wie das Buchdrama zum Bühnendrama, ſo verhält ſich der Roman zum Volksepos. Der Roman entſtand in Europa, als eine Reihe äußerer Bedingungen von Seiten der empfangenden und genießenden Völker das Volksepos zur Unmöglichkeit werden

ließen, während doch das Grundbedürfniß des gemeinſamen Genuſſes erzählender Gedichte beſtehen blieb.

Alle Nationen bedürfen Speiſe für ihre Phantaſie. Die Völker verlangen wie die Kinder ihre Märchen. Es ſollen überraſchende Dinge berichtet werden, an denen Jeder Theil nimmt. Nicht nur hören will ſie der Einzelne, ſondern zugleich empfinden daß alle Uebrigen ſie hören. Nicht nur das war eine Bedingung der Wirkung welche Homer auf die Griechen gehabt hat, daß er ein großer Dichter war und daß das Volk ſeine Geſänge gern hörte, ſondern ebenſoſehr muß in Betracht gezogen werden daß Homer in allen Theilen ſeines Vaterlandes gleichmäßig zu Hauſe war und daß das Volk ſich zu großen Maſſen vereinigte um ſeine Gedichte beſſer und voller zu genießen.

Das Volksepos, das die antike Welt und die des ſogenannten Mittelalters beherrſchte, verſchwand als die Buchdruckerkunſt eine leichtere und ſicherere Weiſe des gleichzeitigen Genuſſes einer Dichtung von Seiten des geſammten Volkes möglich machte. Der fundamentale Unterſchied zwiſchen Volksepos und Roman liegt in der verſchiedenen Art der Aneignung eines im Uebrigen ſich gleichgebliebenen dichteriſchen Erzeugniſſes von Seiten des Publikums allein. Beim Volksepos mußten an feſten Stellen, zu feſter Zeit und Stunde die Gemeinſchaften körperlich vereinigt ſich zuſammenfinden, um des poetiſchen Genuſſes theilhaftig zu werden, beim Roman bedarf es deſſen nicht. Weder Dichter noch Publikum ſind hier ſichtbar oder kennen ſich. An irgend einer Stelle, die Niemand zu wiſſen braucht, ſitzt der Dichter, den Niemand zu ſehen und zu hören braucht, und ſchafft in der Stille ſein Werk; und zerſtreut, im ausgedehnteſten Kreiſe um ihn her, Jeder einſam, Keiner weder dem Dichter noch dem Mitgenießenden ſichtbar, ſitzt ſein Publikum und ſchlürft, mit den Augen auf den gedruckten Blättern, die Gedanken und Bilder ein, die das Buch ihm auftiſcht. Der Dichter muß *ſchreiben* können, es muß ein *Buchhandel* exiſtiren, es müſſen Menſchen da ſein welche *leſen* können, damit ein Roman

denkbar sei. Das Volksepos existirt, sobald diese Bedingungen eingetreten sind, dann nur noch für diejenigen, welche nicht lesen können, sinkt zur Unterhaltung der Bettler und Bauern und zum Märchen der Mägde- und Kinderstuben herab.

Diese Periode des abgeschlossenen geistigen Genusses in der Stille (wobei jedoch das Gefühl, daß von vielen Andern das gleiche Buch zur gleichen Zeit gelesen werde, nie fehlen durfte) trat bei den modernen Nationen zuerst ein in Italien, dann in Spanien und Frankreich, dann in England und Deutschland. Dieser Ordnung entspricht die Aufeinanderfolge der Blüthe der modernen Romanliteratur in den verschiedenen Ländern. Was Italien anlangt so entwickelte sich hier jedoch der Roman nicht so wie sich hätte erwarten lassen. Wir haben dasselbe beim italiänischen Drama beobachtet. In den Zeiten, wo der Buchhandel die Romanliteratur zu einem Elemente von Bedeutung in Europa anwachsen ließ, dämpfte das daniederliegende öffentliche Leben in Italien die Literatur zu nichtiger Spielerei herab. Alles ernste Gefühl kam dort als Musik zur Erscheinung, während der Roman nicht die Kraft besaß die Form des Volksepos niederzuwerfen: Ariost und Tasso waren Romanschreiber deren Romane jedoch im Volksepos 'gleichsam stecken geblieben sind. Spanien war ein ganz anderer Boden. Hier wurde nicht recitirt, sondern gelesen. Man saß still und einsam über den Romanen, wie Cervantes selber den Donquichote als über seinen Büchern brütend darstellt. Eine unglaubliche Lesewuth und eine ebenso große Ueberzeugtheit, alles Gelesene sei wahr, beherrschte im 16. Jahrhundert das spanische Publikum. Ich entnehme diese Beobachtung dem Werke des Amerikaners Ticknor, der die beste Geschichte der spanischen Literatur geschrieben hat. Zumal dieses guten Glaubens aber bedarf es, wenn die erzählende Literatur in Blüthe kommen soll. Nach der spanischen Romanliteratur kam die französische. Zu der Zeit Goethe's endlich war in Spanien das literarische Leben längst erschöpft, und das Frankreichs sogar schon im Herabsinken, in England dagegen stand es nun in voller

Blüthe. Was für das Drama galt, gilt in Betreff Englands auch für den Roman: in der Behandlung des Stoffes gehen beide literarische Formen dort jetzt in der gleichen Richtung weiter. Ich brauche deshalb das über die Entwicklung dieser Dinge bereits Gesagte wiederholend nur zu berühren.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war dem englischen bürgerlichen Familienroman die leitende Stellung in Europa zugefallen. Wir sahen welches Aufsehen Goldsmiths Vicar of Wakefield gemacht hatte, der von Herder den Straßburger Studenten vorgelesen wurde nachdem er ihn selber dreimal für sich gelesen. Doch nicht nur auf directem Wege, sondern auch über Frankreich gelangte der englische Roman nach Deutschland. Im Drama hatte Diderot uns die englische Form und den englischen Gehalt vermittelt, im Roman kam jetzt ein viel mächtigerer als er: Rousseau.

Die Engländer hatten einfachere Ziele als die französischen Schriftsteller. Sie suchten mit edlen Charakteren zur Nacheiferung anzureizen, mit bösen zu warnen, mit lächerlichen zu unterhalten. Der bedeutendste der englischen Romanschreiber war jener Zeit Richardson. „Der Britte Richardson" den Gellert den größten Wohlthäter der Menschheit nennt. In Goethe's Leipziger Versen an die Unschuld heißt es: „Mehr als Byron und Pamela Ideal und Seltenheit", diese Beiden sind die Hauptheldeu seines Romanes Pamela, welcher bereits 1740 erschienen war. Es gab keine höhere Vorstellung eines tugendhaften Paares damals. In seiner Epistel, vom Jahre 1768, an Friederike Oeser wirft Goethe den Leipziger Mädchen vor:

Denn will sich Einer nicht bequemen
Des Grandisons ergebner Knecht
Zu sein und Alles blindlings anzunehmen
Was der Dictator spricht,
Den lacht man aus, den hört man nicht.

Grandison (1753) war Richardsons berühmtester Roman. Der Held der Dichtung ist ein Compendium edler Eigenschaften,

an deſſen Möglichkeit feſt geglaubt wurde. Im Grandiſon, erzählte mir mein ſeliger Onkel Jacob, habe er als Kind ſeine Mutter eifrig leſen ſehen. Eine ſolche Lectüre war nichts Geringes. Sie erforderte lange Zeit und nahm die Gedanken in Anſpruch. In unſer von Politik kaum berührtes Leben wurden dieſe Romane wie große Ereigniſſe eingepflanzt. Sie drangen in Ueberſetzungen überall bei uns ein. Die außerordentlich breite und deutliche Durchführung gemeinverſtändlicher wie gemeinnütziger moraliſcher Probleme machte das Hineinleben in ſie neben dem Genuſſe faſt zur Pflicht. Es ſchien keine naturgemäßere Art zu geben, praktiſch, auf unſchädlichem Wege und dabei höchſt angenehm Lebenserfahrung der edelſten Art ſich anzueignen. Romane dieſer Art erſchienen bald als die beſte Form, dasjenige zuſammenzufaſſen was der inneren Erziehung dienlich ſein könnte. Sie traten ergänzend da ein wo die Predigt von der Kanzel nicht mehr ausreichte. Daher denn eine große Zahl der Romanſchriftſteller dem geiſtlichen Stande angehörte.

Weiter gingen Engländer und Deutſche nicht: erſt die Franzoſen mußten ſich, wie beim Drama, des Romanes bemächtigen, um die letzten Conſequenzen für das öffentliche Leben daraus zu ziehen. 1760 erſchien Rouſſeau's Neue Héloiſe, 1762 ſein Emile, zwei Romane didactiſchen Inhaltes, von denen eine ungemeine Bewegung in Europa ausging. Die Engländer hatten unterhalten und intereſſirt: Rouſſeau erſchütterte und ergriff. Die Wirkung dieſer beiden Werke iſt das größte, umfangreichſte Ereigniß der modernen Literaturgeſchichte. Mitten in die verderbte franzöſiſche Welt hinein werden entzückende Debatten über Tugend und Unſchuld hineingebracht. Weder iſt Paris der Hauptſchauplatz der dargeſtellten Ereigniſſe, noch iſt es ſogar ein Pariſer der ſie beſchreibt. Ein provinziales Franzöſiſch, von ungewohnter farbiger Kraft und von ſinnlicher Stärke erfüllt: man war außer ſich. Rouſſeau erhob ſich als moraliſcher Prophet und Reformator. Der „Roman“ war zu neuen, ungeahnten Ehren durch ihn gebracht worden. Richardſon hatte Unterhaltungslectüre für Frauen

geſchaffen, die Tendenz der Predigt, der breiten Explication auch für einfacheres Verſtändniß tritt hervor; Rouſſeau bringt unumgängliche Probleme auf, behandelt Fragen, welche von Männern und Philoſophen als die wichtigſten des Jahrhunderts anerkannt werden und löſt ſie durch gründliche Discuſſion und doch wie im Spiele. Nicht der richtende Verſtand, welcher irren kann, ſondern das empfindende Herz, das ſeiner Sache ſicher iſt, wird zum Richter über die Fragen der ſittlichen Weltordnung eingeſetzt und Niemand rebellirt dagegen.

Wunderbar in welcher Schärfe ſich heute dies Verhältniß der Dinge darſtellt. Als Dichtung ſind Rouſſeau's beide Werke kaum noch genießbar. Sie bieten ſich als die faſt mechaniſche Aneinanderreihung von Briefen und Debatten dar, in denen Zeitfragen leidenſchaftlich erörtert werden. Die Perſonen bilden keine dichteriſch abgerundeten Erſcheinungen, ſondern dienen überall dem Zwecke. Seiner Zeit aber bemerkte das Niemand. Die Welt bewunderte St. Preux und Julie als großartige Repräſentanten deſſen was das Jahrhundert erfüllte. Man glaubte an ſie wie an die Ideale Richardſons. Der höchſte Wunſch war, zu fühlen wie dieſe Seelen fühlten, die Welt zu ſehen wie ſie. Die Luft welche Goethe athmete war erfüllt vom Geiſte Rouſſeau's. Und wir brauchen nur Werther und Lotte mit St. Preux und Julie zu vergleichen, um zu gewahren wie ohne dieſe letzteren Beide Jene niemals zur Entſtehung gekommen wären.

Der entſcheidende Charakterzug bei Werther, der ihn, noch bevor er die unglückliche Leidenſchaft zu Lotten gefaßt hat, als eine Beute des Schickſals zeichnet, iſt die Stellung die er ſich ſelbſt außerhalb der Menſchheit giebt. Werther iſt ein Verſtoßener, nicht der Menſchheit, ſondern der verderbten menſchlichen Verhältniſſe. Ueberall weiß er die feinſte Handſchrift jedes Herzens zu leſen, überall aber lieſt er ſie nur und geht kopfſchüttelnd weiter. Der Begriff der Arbeit im heutigen Sinne iſt ihm unbekannt. Er ißt und trinkt und kleidet ſich als Gentleman und er kritiſirt. Die

Welt ist zu elend, um einen Geist wie den seinigen zu anderer Thätigkeit zu veranlassen. Ueber Kirchthürmen und Palästen hoch in den Lüften schwebend, betrachtet er mit wehmüthigen Adlerblicken was sich unten ereignet. Die denkbar edelste Beschäftigung des Höchstgebildeten schien damals: sich unzufrieden zu fühlen mit Allem und dafür ausreichende Beweise zu suchen; sich beleidigt zu fühlen durch alle menschlichen Einrichtungen, ohne den leisesten Versuch aber, sich gegen sie zu stemmen. St. Preux liebt die Tochter eines Mannes, dessen Adelstolz diese Verbindung überhaupt gar nicht als eine mögliche fassen kann. Aus dieser Unmöglichkeit fließt dann das tragische Schicksal aller Personen. Ich erinnere daran, wie auch Werther dies Gebiet berührt. Werther geräth, zu Anfange des Romanes, in einen geselligen Cirkel von Adligen, die ihn, ohne daß böser Wille dabei war, nicht als ebenbürtig gelten lassen, so daß er die Gesellschaft verlassen muß. Dieser Gegensatz aber machte sich einige Jahrhunderte früher bei weitem schärfer noch in Europa fühlbar, Keiner jedoch dachte damals daran ihn von der sentimentalen Seite zu nehmen. Der niedrigste Diener im Schlosse liebt die Prinzessin. Was, ruft der alte König, ein Stallknecht will meine Tochter heirathen? Prügelt ihn heraus! Was, ruft der Stallknecht, nachdem er sich mit blauen Flecken draußen wieder gefunden, ihr denkt damit sei die Sache zu Ende? Geht hin, erobert ein Königreich, präsentirt sich damit wieder und es wird die Hochzeit gefeiert. So ging es in den alten Märchen und so in der Poesie zu bis zu Rousseau's Zeiten. Die Unmöglichkeit wird anerkannt, aber man kämpft sich wacker durch und es fällt endlich ein Auskunftsmittel vom Himmel. In den englischen Romanen heirathet der Lord schließlich das arme Mädchen aus dem Volke, wie er heute die Gouvernante heirathen muß. Der englische Romanheld der arm oder niederer Stellung ist, thut heute noch, wenn es gut gehen soll, eine unerwartete Erbschaft die ihm ebenbürtigen Rang verleiht. Das hört man dort am liebsten. Große geistige Verdienste und zuletzt tüchtig Geld und

Vornehmheit dazu. Die Engländer haben ſich auf dieſem Felde auch ſpäter niemals auf Sentimentalität eingelaſſen. Rouſſeau dagegen, deſſen eigne Schickſale bekannt ſind, ſchuf den neuen Romanhelden nach ſeinem Bilde, der um glücklich zu werden, einer andern, neueingerichteten Welt bedurft hätte. Der in ſeiner Verzweiflung herumwühlend ſich immer tiefer in unlöslichen Problemen verirrt, und doch zu gleicher Zeit das richtigſte, klarſte, treffendſte Urtheil über die Dinge äußert, mit größter Scharfſichtigkeit den Kern überall von der Schale ſondert ohne ihn jedoch genießen zu wollen, und ſchließlich für den Ausdruck all dieſer geiſtigen Mühſale eine Sprache beſitzt, die ihn bewunderungswürdig erſcheinen läßt.

Das war, lange ehe an Werther gedacht wurde, Rouſſeau's St. Preux. Der Held der Neuen Héloiſe und der des Goethe'ſchen Romanes würden, wollte man ihre Silhouetten aufeinanderlegen, ſo genau in den Linien paſſen daß ſie zuſammenfielen. Wären St. Preux und Werther einander im Leben nahe gekommen, ſo würden ſich ſich mit einem Schrecken betrachtet haben, mit dem der Menſch ſeinem Doppelgänger begegnet. St. Preux in Werthers Verhältniſſe gebracht, würde ſie in derſelben Weiſe aufgenommen haben und in der gleichen Rathloſigkeit geweſen ſein, in irgend welcher Lage, ſei es die unbedeutendſte, aus eigner Initiative poſitiv zu handeln. Beider Energie iſt durchaus von dem abhängig was die Welt thut, was Andere thun; allein gelaſſen ſind ſie nicht im Stande, aus eigenem inneren Antriebe einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu machen.

Sobald wir uns klar machen, mit welcher Conſequenz aus dieſer Haupteigenſchaft Alles bei Werther fließt, bis zuletzt der Selbſtmord den natürlichen künſtleriſchen Abſchluß bildet, ſo müſſen wir uns ſagen, daß die Zuthaten, welche Goethe ſeinem eignen Charakter und Jeruſalems Figur entnahm, faſt nur als Coſtüm- und Situationszufälligkeiten erſcheinen. Der älteſte Repräſentant des Charakters iſt Hamlet; in anderer Weiſe ſuchte Molière im Miſanthropen ſie zu faſſen; dann erſchien Rouſſeau's St. Preux

und endlich Goethe's Werther. Im Werther ſtecken ſeine drei Vorgänger. Wir werden ſehen wie im Fauſt endlich dieſe Richtung ihren Abſchluß und ihre Verſöhnung findet.

Was Goethe's Roman über Rouſſeau's Neue Héloiſe ſtellt, was ihm auch den Rang über den gleichzeitigen engliſchen Romanen anweiſt, warum der Geſtalt Werthers ſelbſt das Vergängliche fehlt was Rouſſeau's St. Preux anklebt, ſo daß dieſe Geſtalt längſt verblaßt und unlebendig geworden iſt, liegt in Goethe's höherer Kraft als Dichter. Goethe war weder Philoſoph noch Sittenprediger. Werthers Leiden haben keine Zwecke. Die engliſchen Dichter wollten die Moral verbeſſern; Rouſſeau wollte die geſammte Menſchheit umgeſtalten: für beide Theile war der Roman nur ein Mittel. Goethe aber beabſichtigte überhaupt nichts. Er wollte weder den Selbſtmord empfehlen, wie anfangs geglaubt wurde, noch von ihm abſchrecken, wie er ſelber ſpäter auszuſprechen ſcheint. Goethe wollte nur aus ſeiner Phantaſie herausbringen was ſich in ihr gebildet hatte, ihn quälte, ſich zur Darſtellung aus ſeiner Seele fortdrängte. Er wollte ſich ausſprechen weil es ihm ſonſt die Bruſt zerſprengt hätte. Sein Werk iſt nichts als ein Gedicht. Daher die Gewalt mit der es gewirkt hat, und dies der Grund, weshalb es heute noch lebendig iſt. Götz und Werther haben dem Deutſchen Volke zum erſten Male ein Drama und einen Roman geliefert, die rein aus eigner Gewalt wirkten.

Wir haben in der modernen Literaturgeſchichte wenig Beiſpiele ähnlicher Erſcheinungen. Corneille's Cid hatte ſo in Frankreich gewirkt, hundertfünfzig Jahre früher, und Cervantes' Donquichote vielleicht ſo in Spanien. Sowohl Dante als Shakſpeare ſind nur langſam eingedrungen. Von Homers Gedichten wiſſen wir was die erſten Jahrhunderte ihrer Exiſtenz anlangt überhaupt nichts. Nicht einmal ob Aeſchylos und Sophokles mit plötzlich wirkenden Meiſterwerken in Athen aufglänzten. Nur Rouſſeau ſelbſt hatte mit der Neuen Héloiſe in Paris einen Erfolg gehabt, welcher an Umfang den Goethe's noch übertraf. Seltſamer Weiſe, ſein Roman

war, was die Liebesbriefe anlangt, ebenſo nach der Natur geſchrieben wie Goethe was Lotten betraf nach der Natur geſchrieben hatte. Rouſſeau liebte als er ſeine Dichtung ſchrieb eine Frau, die auch ihn liebte, und von der ihn die Rückſicht auf einen Freund trennte, den er und ſie nicht täuſchen und verrathen wollten. Auch darin war der Roman Rouſſeau's Goethe wie von der Vorſehung in die Hände geſpielt worden und es lag ein Zwang vor für Goethe, ſich an ihn als Muſter zu halten. Sofehr iſt dies auch gleich empfunden worden, daß eine Goethe unbekannte Hand in ein verliehenes, in ſeinen Beſitz zurückkehrendes Exemplar des Werther damals die Worte geſchrieben hatte: Tais-toi, pauvre Jean-Jacques, ils ne te comprendront pas. Und ſo ſehen wir, nicht nur Goethe ſelber, ſondern auch ſeine Leſer ſtanden unter dem allmächtigen Einfluſſe Rouſſeau's. Als Goethe und Keſtner in Wetzlar zum erſten Male zuſammengetroffen waren und einander examinirt hatten über ihre Grundſätze und was man ſich ſonſt abzufragen pflegt wenn man mit zwanzig Jahren und Etwas zuſammentrifft, war ſofort von Rouſſeau die Rede geweſen.

Wie tief Goethe in Rouſſeau drinſteckte, zeigt eine der ſchönſten Scenen im Fauſt, deren Situation aus der Neuen Héloiſe geſchöpft worden iſt: die, wo Fauſt allein in Gretchens Schlafzimmer mit Entzücken den Hausrath da muſtert, weil Alles was ſie berührt hat wie vollgeſogen erſcheint von ihrer Gegenwart. Dieſe Scene iſt die der Neuen Héloiſe wie St. Preux die geliebte Julie in ihrem eignen Mädchenzimmer erwartend, in Extaſe geräth bei der Betrachtung all der Einzelheiten die ihr angehören. (Wie weit Fauſts Naturphiloſophie überhaupt mit Rouſſeau's Leben im Zuſammenhange ſteht, ſoll hier jetzt nicht erörtert werden.)

Nicht aber allein was die Bildung der Geſtalten anlangt iſt Goethe beim Werther Rouſſeau verſchuldet. In eben ſo hohem Maaße iſt er in der coloriſtiſchen Behandlung von ihm abhängig. Im Werther zuerſt offenbart ſich der Cultus der Landſchaft und des Wetters, der ſo recht aus Goethe's eigenſter Naturanlage zu

ſtammen ſcheint und der doch erſt von den Entſtehungszeiten des Werther an bei ihm durchbricht.

Es hat keinen größeren literariſchen Landſchaftsmaler gegeben als Goethe. Sehen wir aber ſeine Dichtungen daraufhin durch, ſo gewahren wir mit Staunen, daß es ſich nicht um eine reine Naturanlage bei ihm handelt, um etwas das ſich von Anfang an Bahn bricht ohne daß Andere erſt den Weg zeigen müſſen, ſondern von der Zeit erſt an, wo Berlichingen und Werther entſtehen, überraſchen uns dieſe leidenſchaftlichen Beſchreibungen der Landſchaft bei Goethe. Goethe iſt dann dabei geblieben, er hat bis in ſeine letzten Tage das Wetter, die Wolken, die Stimmung der Erde und des Himmels beobachtet und ſich von ihr abhängig gefühlt. Auf Rouſſeau iſt das zurückzuführen. Rouſſeau zuerſt ſtellte den Menſchen im fortwährenden Zuſammenhange mit den elementaren Mächten dar. Dem Einfluſſe der Sonne, der Nacht, der landſchaftlichen Schönheit ſind wir bei ihm unterworfen. Rouſſeau's Romane ſind voll von Schilderungen der liegenden Natur, die er mit Geiſt zu erfüllen weiß als lebte ſie, und hier hat er in Goethe einen Lehrling gefunden, der weit über ſeinen Meiſter hinausging. Werthers Leiden enthalten eine ſolche Fülle von Naturſchilderungen, daß wenn einmal der ethiſche Stoff des Romanes verloren gehen, d. h. unverſtändlich werden ſollte, dieſe Seite allein genügen könnte, das Gefühl von der Schönheit dieſer Dichtung wach zu erhalten. Rouſſeau iſt hier allerdings nicht allein zu nennen: Herders Schriften und die Bekanntſchaft mit Oſſian und Homer leiteten Goethe ebenſoſehr auf die Natur hin und lieferten ihm die Sprache, auszudrücken was er beſchreiben wollte. Allein Herder hatte ſelbſt ja aus Rouſſeau erſt ſchöpfen müſſen und ohne Rouſſeau würden Herder und Goethe in Oſſians und Homers Geheimniſſe nicht ſo tief eingedrungen ſein. Homer und Oſſian waren Goethe's Lieblingslectüre in jenen Zeiten, als er am Werther arbeitete. Dante war ihm damals fremd, aber auch die italiäniſche Natur welche Dante ſchildert. Noch fremder Wolfram von Eſchenbach, der unter

den Deutſchen für mich der größte Darſteller der Natur iſt, der am meiſten mit den geringſten Mitteln hervorbringt, aber von dem Goethe wohl überhaupt niemals gewußt hat.

Goethe's Erwachen was die Schönheit der Natur anlangt könnte faſt als ein plötzliches bezeichnet werden. Es iſt merkwürdig welch ein Abſtich in Sprache und Anſchauungen ſich bietet wenn wir in ſeinen Briefen zu der Zeit kommen wo Herders perſönlicher Einfluß beginnt. Die zartverſchlungene Wielandiſche Satzbildung, der man die franzöſiſche Syntax anmerkt geht über zu abgeriſſenen, die geſprochenen Redewendungen nachahmenden Sätzen; die Adjectiva werden inhaltsvoll und erweitern das Hauptwort in oft abſichtlich überraſchender Weiſe; den Verben wird durch neue Propoſitionsverbindungen oder durch Abſtoßen aller Präpoſitionen ein friſcher Geiſt eingeflößt und das Streben offenbar, die Sätze in architektoniſcher Weiſe aufzuthürmen. Im Wohlklange ihrer Wendungen ſollen ſie den Rhythmus der Gedanken verſtärken. Ein Beſtreben, das endlich zur directen Nachahmung der Pindariſchen Oden führt. Goethe's Recenſionen und ſeine Schrift auf Erwin von Steinbach ſind die erſten Proben dieſes neuen Styles. In auffallender Weiſe bringt, beſſer als dieſe Beiſpiele, ein Brief die wie mit einem Schlage in Goethe erwachende Fähigkeit, die Natur zu ſehen und zu beſchreiben, zur Anſchauung: die am 27. Juni 1771 aus Saarbrück an eine Freundin gerichteten Zeilen, in denen ſich ein Stück Landſchaft im neuen Style findet, das zu den ſchönſten gehört die von Goethe's Feder gezeichnet worden ſind. Nichts Früheres reicht irgend hier heran und nichts Späteres iſt darüber hinausgegangen.

Laſſen wir nun aber Rouſſeau und gehen zu dem über was Goethe in ſeinem Romane allein gehört.

Ich hatte auch Lotte, als poetiſche Schöpfung, auf St. Preux Geliebte Julie zurückgeführt; hier aber geht die Priorität Rouſſeau's doch nur ſoweit, daß er ein unglückliches Paar zum Hauptträger ſeiner Dichtung gemacht hat und daß Goethe ihm darin gefolgt iſt, gerade wie Bernardin de Saint-Pierre Paul und Virginie

danach geschaffen hat. Weiter kann von Nachahmung nicht die Rede sein. Lotte hat nichts mit Julie gemeinsam, das Einzige ausgenommen, daß sie wie diese ganz natürlich ist, d. h. nicht nach angelernten Principien handelt sondern nur den Regungen ihres Herzens folgt.

Werthers Lotte ist Goethe's berühmteste Schöpfung und sein gänzliches Eigenthum. Die Gestalt war so glücklich allgemein gehalten, daß jedes Mädchen sich in sie hineindenken konnte, und doch wieder so besonders, daß jedes Mädchen auch sich sagen mußte, dieses Ideal nie erreichen zu können. Soviel Natur, Güte und Gesundheit besaß keine andere. Ganz Europa war begeistert und suchte mit neugierigen Blicken das Urbild dieser entzückenden Erscheinung, neben der weder Pamela noch Rousseau's Julie Stand hielten. Lotte auch ist die Fürstin geblieben unter Goethe's Freundinnen, und unter seinen poetischen Gestalten zu gleicher Zeit. Auch Lottens Familie faßte es so und ihre Enkel noch sind umhergegangen als stünden sie zu Goethe in einer geistigen Verwandtschaft, welche leiblicher wohl ebenbürtig sei.

Bis zu Lottens Regierungsantritt im Publikum war Klopstocks Fanny die ideale höchste Erscheinung in Deutschland gewesen. Frau Professor Heyne in Göttingen schreibt an Herder „grüßen Sie Ihre Fanny", d. h. grüßen Sie Ihre Braut, der ich durch den Namen Fanny den höchsten ästhetischen Adel verleihe. Von nun an geht nichts über Lotte. Nach dem Erscheinen von Werthers Leiden wollen junge Mädchen die Lotte heißen künftig nicht mehr so genannt werden, weil sie sich für unwürdig halten diesen Namen zu tragen. Lotte war von ganz anderer Herkunft als Fanny. Es fehlt ihr auch die geringste Beimischung von Sentimentalität und sie hat nicht den kleinsten Ansatz der Engelsflügel, die bei Klopstocks weiblichen Gestalten stets sichtbar werden. Lotte hat keine Spur von der über das Bürgerliche hinausgehenden Vornehmheit, die Jean Pauls idealen Hofdamen eigen ist und auch bei Goethe in späteren Zeiten Vertreterinnen findet. Lotte ist das ein-

fachſte und liebenswürdigſte Deutſche Mädchen, von dem ſich etwas Beſonderes gar nicht ſagen läßt. Sie tanzt gern, ſie lieſt gern Gedichte, ſie kann ſchwärmen: aber es braucht ſich nur das leiſeſte häusliche Geräuſch hören zu laſſen, ſo iſt ſie mit einem Sprunge mitten aus ihren Himmeln in der gewohnten Sphäre und nichts als Hausfrau. Hausfrau auch als junges Mädchen, denn ſie hat einer Schaar jüngerer Geſchwiſter die Mutter zu erſetzen. Dies iſt das was am meiſten entzückte: auch das hausbackenſte junge Mädchen konnte Lotte zu ihrem Ideale erheben ohne ſich ihr allzu entfernt zu fühlen.

Dies Element des Romanes auch entwaffnete die welche in Werthers Geſtalt das Verderbliche hervorhoben. Lotte machte Alles wieder gut. Was Goethe in Götzens Hausweſen in vergangene Jahrhunderte verlegt hatte, das führte er jetzt aus der eigenen Zeit vor; eine Häuslichkeit die reiner und wahrhaftiger und gemüthlicher nicht zu erſinnen war. Das iſt auch das Entzückende bei Dürer, daß ſein Marienleben und die übrigen unzähligen Marienbilder fortlaufende Illuſtrationen des Deutſchen Familienlebens im eignen Hauſe bilden. Das auch hat Luther's Lehre ſolchen Nachdruck gegeben: gerade was die Römiſchen ihm am ſchärfſten vorwarfen: daß er ein Hausweſen gründete und daß Frau und Kinder um ihn her ſtanden als er die Augen ſchloß. Goldſmiths Vicar of Wakefield kommt dagegen nicht auf. Das Familienelement iſt hier nur das Verſuchsfeld, auf dem Experimente gemacht werden. Ebenſo wie bei Rouſſeau Julie's ſpätere glückliche Ehe mit Herrn von Wolmar nicht den eigentlichen Inhalt des Romanes bildet. Beide Male ſchadet der didaktiſche Zweck. Goethe läßt ſich darauf gar nicht ein. Wie Dürer begnügt er ſich darzuſtellen was ihm vor Augen ſteht und überläßt dem, in deſſen Hände das Werk geräth, das Gute daraus zu ziehen, das darin enthalten ſein könnte. Wie tiefſymboliſch bei Götz von Berlichingen der Zug daß Götzens und Eliſabeths Kind, zweier Eltern wie aus altem Rieſengeſchlechte, der weichliche Bengel wird, der ſich am

liebſten von ſeiner Tante Legenden erzählen läßt und ſo in Allem das complette Gegentheil von Vater und Mutter iſt. Man könnte in der Uebertreibung ſagen, die ganze Zukunft Deutſchlands liege darin. Goethe aber läßt es vor unſerer Phantaſie nur ſo vorbeiziehen ohne mit dem Finger daraufzudeuten. Dies Abſichtsloſe macht die Werke großer Künſtler den Schöpfungen der Natur ähnlich, die auch an ihren Roſen und Lilien nicht beſondre Anweiſungen auf die Blätter druckt, wie ſie zu bewundern und zu genießen ſeien, ſondern ſich begnügt, ſie wachſen und blühen zu laſſen.

Die Jahre in denen Werther geſchrieben wurde, ſind die der höchſten producirenden Kraft bei Goethe geweſen. Wir glauben ihm gern wenn er ſagt er hätte nach dem Götz wenn ſie verlangt worden wären eine ganze Reihe Dramen aus dem Aermel ſchütteln können. In jener Zeit ſind noch Clavigo und Stella und Claudine von Villa Bella in der erſten Geſtalt und eine Fülle ſeiner ſchönſten Lieder und Balladen geſchrieben worden. Ich verfolge dieſe Sachen hier nicht, da ſie mich nur nöthigen würden bereits Geſagtes in anderer Anwendung zu wiederholen. Clavigo entſprang nicht bloß was den Inhalt anlangt der Nachahmung Beaumarchais', der als Dramatiker bei Diderot in die Schule gegangen war. Auch die Anfänge des Egmont ſind in dieſer Zeit entſtanden. Des Fauſt nicht zu gedenken, der damals ſchon bis zum Vorleſen fertig war. Alles in den Jahren 1774 und 1775. Menſchen und Arbeiten drängen ſich bei Goethe in dieſer Epoche ſoſehr durcheinander, daß genaueres Verfolgen dieſer Dinge unmöglich iſt. Diejenigen welche das Material am ſorgfältigſten geordnet hier beiſammen haben, werden am offenſten bekennen müſſen, daß doppelter und dreifacher Reichthum an Notizen hier nicht ausreichen würde. Am eheſten dürfte noch gelingen, über die Menſchen um Goethe her in einer gewiſſen Vollſtändigkeit zu berichten.

Goethe war zu jener Zeit gewiß die erſtaunlichſte Erſcheinung die Deutſchland auf dem Gebiete der Literatur aufzuweiſen hatte. Klopſtock, Wieland, Leſſing und Herder waren ſchon ältere Leute,

deren Weg ſich im Allgemeinen vorausſehen ließ: Goethe eine friſche Kraft. Seine Tiefe ſchien unergründlich, ſeine Phantaſie unerſchöpflich. Und zwiſchen ſeiner Perſon und ſeinen Werken herrſchte eine Harmonie, daß Eins ohne das Andere nicht verſtändlich ſchien. Man mußte mit ihm zuſammengeweſen ſein um ihn zu verſtehen. Mußte Tage und Nächte mit ihm geſeſſen und geſprochen haben. Wer von Bedeutung nach Frankfurt kam, ſuchte ſeine Bekanntſchaft zu machen. Wir haben viele Berichte über ſolches Zuſammentreffen: ſtets wird Goethe wie ein ſeltnes Phänomen beſchrieben, ein aus der Maſſe der übrigen Menſchheit hervortretender Genius von dem Alles zu erwarten ſei. Der Ruhm welcher Goethe nach Werthers Erſcheinen umgab, iſt das Höchſte geweſen das die Welt ihm geleiſtet hat. Das übermüthige Glück dieſer Tage hat er niemals wieder genoſſen. Sein Name war in Jedermanns Munde. Druck auf Druck ſeines Werkes erfolgt. Gegenſchriften. Fortſetzungen. Dramatiſirung. Ueberſetzungen. Werthers Tracht: blauer Frack und gelbe Hoſen, wie Jeruſalem ſie trug (und wie man ſich gewöhnlich in Niederdeutſchland trug), wurde die Uniform der jungen Leute. In ihr tritt Goethe in Weimar auf und wer ſich bei Hofe dort aus eignen Mitteln keine ähnliche anſchaffen kann, dem ſchenkt ſie der Herzog. In Wetzlar dagegen wurden Schritt auf Schritt die Wege des Selbſtmörders verfolgt, der nicht geahnt hatte, daß man ihm nach ſeinem Tode ſo nachgehen werde. Hinzutraten Goethe's eigne Wege und Ruheplätze. Der Brunnen vor dem Wilsbacher Thor wo er dem Dienſtmädchen den Zuber auf den Kopf ſetzte, heißt der Wertherbrunnen. In Garbenheim werden die hiſtoriſchen Stätten gezeigt. Eine dort aufgeſtellte ſteinerne Urne wurde von den Offizieren eines im Jahre 1814 durchziehenden ruſſiſchen Regimentes als Reliquie mit fortgeführt. Eine Pyramide von weißem Marmor an Goethe's Ruheplatz aufgerichtet und dieſer noch 1849 friſch bepflanzt. In Appells kleinem Buche über Werther iſt Vieles dieſen Cultus Betreffende zuſammengeſtellt. Wetzlar wird heute noch mit Ehrfurcht aufgeſucht.

Goethe's Roman ist heute selber zum Denkmale vergangener Zeiten geworden, deren wir ohne ihn kaum gedenken würden. Die Menschen die am Werther Theil hatten, sind vergessen, sogar die Sprache, in der er geschrieben worden ist, unterscheidet sich bereits wesentlich von der unsrigen heute. Die Wirkung des Buches beruht auf der geistigen Kraft die es ausströmt. Diese aber ist groß genug, um der Dichtung eine lebendige Existenz für alle Zeiten zu sichern. Es werden Jahrhunderte kommen, für deren Blicke unsere heutigen Tage nicht viel jünger dastehen als die vor hundert, zweihundert Jahren, etwa wie wir heute, wenn von Dante und Petrarcha oder von Corneille und Voltaire die Rede ist, wenig an die Zeiten denken, die zwischen ihnen liegen.

Dante's Gedicht hat durch Generationen passiren müssen, denen seine Sprache zu roh erschien, ist dann von Menschenalter zu Menschenalter immer von neuen Gesichtspunkten aus bewundert und erklärt worden und hat an Verbreitung gewonnen. Heute steht Dante außerhalb der Jahrhunderte gleichsam. Nicht er wird verglichen, sondern Andere mit ihm. Uns heute hat die Sprache des Werther in Manchem etwas Altmodisches. Wir glauben besser zu schreiben. Aber es werden Zeiten kommen, deren rückwärtsgewandtem Blicke unsere heutigen Tage ebenso fremd in der Vergangenheit liegen wie die Jugendzeiten Goethe's uns. Dann erst, wenn wir von heute verschwunden sind, wird voll wieder hervortreten wie in den Tagen selber in denen Werther zum ersten Male herauskam, welch eine jugendliche Stärke das Deutsch durchströmt, mit dem Goethe als er jung war die Welt überraschte, während die todten Formeln, mit denen wir heute unsere besten Gedanken auszudrücken gezwungen sind, oder die Provinzialismen, mit denen wir etwas Leben in unsere Schriften hineinzubringen versuchen, in Lehrbüchern der Zukunft ihrem richtigen Werthe gemäß längst abgeschätzt worden sind. Nichts wird heute geschrieben, das gegen die Prosa aufkäme, die im Werther einst sich uns offenbart hat.

Neunte Vorlesung.

Lavater.

Die Menschen, mit denen wir Goethe jetzt im Verkehre sehen, bilden, wenn wir sie aus seiner Beschreibung und aus vielfachen um seinetwillen aufgestöberten Correspondenzen und anderen Actenstücken kennen lernen, eine lichte, bunte, belebte Gesellschaft mit feinen Rangunterschieden. Man vergißt ganz, daß diese Leute, wäre Goethe nicht heute noch so lebendig, jeder nur einen Theil der dunklen Menge bilden würde, welcher im Gedächtnisse der Menschheit kein Fünkchen irdischer Unsterblichkeit mehr innewohnt. Suchen wir nach solchen unter Goethe's damaligen Bekannten, die auch ohne ihn heute noch genannt würden, Leuten mit eigner historischer Souveränetät, so heben sich nur wenige heraus. In erster Linie ist hier Lavater zu nennen, nach ihm Jacobi.

Beide gleichen darin Herder, daß sie Goethe zu überwältigen suchen. Der Unterschied liegt darin, daß sie, statt Goethe mitzuziehen, ihm bald einen Einfluß auf sich gestatten, welcher Störungen für ihre eigne Bahn zur Folge hat. Sie klammern sich an Goethe an. Jacobi gelang es, Goethe's Versuchen, sich frei zu machen, Widerstand entgegenzusetzen: es kam zum Bruche, aber es blieb ein dünnes Fädchen zurück, an dem Jacobi sich allmälig wieder fest an ihn zurückzog. Lavater dagegen wurde völlig abgestoßen, und zwar deshalb weil er die bedeutendere Natur war.

Diese Kämpfe gehören zu den wichtigsten Ereignissen der Goethe'schen Fortentwicklung. Sie bilden den Abschluß der in Dichtung und

Wahrheit beſchriebenen Jugendzeiten. Sie ſind die Blüthe dieſes Werkes als hiſtoriſchen Kunſtwerkes. Lavater und Jacobi werden hier als Erſcheinungen vorgeführt, wie ſie mit ähnlicher Meiſterſchaft, ſoweit meine literariſche Umſicht reicht, überhaupt niemals dargeſtellt worden ſind. Sie leben, ſie enthüllen ſich vor unſern Augen organiſch, ruckweiſe gleichſam, wie Leben und Erfahrung uns Menſchen kennen lehren. Goethe weiß immer wieder zu ihnen zurückzukehren, wir durchſchauen ſie nicht indem ſie ſich uns mit einem Schlage vor die Seele ſtellen, nicht wie Bücher die man in einem Tage gleich zu Ende lieſt, ſondern ſie bieten ſich uns gleichſam in Feuilletonfragmenten einer Zeitung, wo man Nummern überſchlägt, und oft Anfang oder Ende zufällig und unerwartet irgendwo findet. Die Kunſt, Menſchen in dieſer Weiſe aus ſcheinbaren Fragmenten zuſammenzufügen, ſo aber, daß am Abſchluß auch nicht die kleinſte Lücke unausgefüllt übrig bleibt, hat Goethe im höchſten Maaße beſeſſen. Hier gewahren wir recht, wie Dichtung und Geſchichtsſchreibung zuſammenfallen.

Goethe rühmt Shakſpeare nach, man ſehe in die Seele ſeiner Geſtalten hinein wie in gläſerne Uhren. Darin liegt ein hohes Lob, aber ein begränztes. Goethe ſpricht damit etwas aus, das mit dem Vergleiche vielleicht nicht gemeint war, für mich aber darinliegt: Shakſpeare's Geſtalten haben etwas Uhrenartiges. Man ſieht oft nur allzu genau die ſich bewegenden Räder ſtatt menſchlichen Blutumlaufes. Zwar iſt heute die Tendenz vorhanden, Shakſpeare herabzuziehen: es wäre traurig, wenn dieſe Verſuche auch nur vorübergehenden Erfolg haben ſollten: allein der Vergleich zwiſchen Shakſpeare und Goethe iſt ein gegebenes Thema, bei deſſen Behandlung Goethe, zumeiſt ſeinen eignen überbeſcheidnen Bekenntniſſen nach, neben Shakſpeare auf ein zu niedriges Piedeſtal geſtellt zu werden pflegt. Goethe's Geſtalten ſind aus einer andern Welt als die Shakſpeare's, Goethe läßt uns in ihre Seele blicken als wären es nicht Uhren, ſondern Pflanzen von Glas, deren Gefäße wir durchſichtig vor Augen haben und in denen wir die Säfte ſteigen und

niedergehen ſehen. So durchſchauen wir hier auch Goethe's Lavater und Goethe's Jacobi. Wie wir im Frühjahre Bäume von Knospe zu Knospe und Blatt zu Blatt verfolgen, im Frühjahre, wo die Natur uns am wenigſten fremd iſt, ſondern im Einverſtändniſſe mit uns uns in ihre Pläne einzuweihen ſcheint und die Erwartungen beſcheiden aber ſichtbar erfüllt die ſie ſelber erregte, ſo beobachten wir jetzt in Dichtung und Wahrheit Goethe's und ſeiner Freunde Entwicklung.

Lavaters damaliger Briefwechſel mit Goethe findet ſich in unverkürzter Geſtalt im Jungen Goethe. Briefe von Goethe's Eltern an Lavater hat Hirzel zum 4. Januar 1866, Jacob Grimms Geburtstag, als Manuſcript für Freunde drucken laſſen.

Lavater war nach Goethe's Ausſpruch „ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht geſehen hat und nicht wieder ſehen wird". So formulirt ſich das Urtheil aus ſpäteren Jahren. Nehmen wir eine Briefſtelle hinzu, welche aus unmittelbarer Anſchauung entſprang: „Es iſt mit Lavater," ſchreibt Goethe den 7. Dezbr. 1779, „wie mit dem Rheinfall, man glaubt, man habe ihn nie ſo geſehen wenn man ihn wiederſieht, er iſt die Blüthe der Menſchheit, das Beſte vom Beſten." Und nehmen wir nun dazu noch, daß Goethe, nach kurzer Bekanntſchaft mit Lavater, deſſen Charakter dahin poetiſch zu concentriren ſuchte, daß er ihn als Mohamet zum Helden einer Tragödie machte. In dem Sinne, daß Mohamet, anfangs in gutem Glauben auftretend, um ſeiner Anhänger willen zu Lüge und Täuſchung gezwungen ward. Dies iſt das merkwürdigſte bei Goethe's Begeiſterung für Lavater: Goethe war von der erſten Bekanntſchaft ab über die Haupttriebfedern ſeines Weſens nicht im Unklaren, aber er ließ ſich von der übermächtigen Perſönlichkeit des Mannes im Banne halten.

Goethe begegnete auch in ihm wieder Jemand der älter war als er. Lavater, geboren 1741, war ein Zürcher. Der Sohn eines Arztes. Als Kind träumeriſch: man wußte nichts mit ihm anzufangen, er neigte zu Bibelleſen, Meditationen und Gebet. Die

Religion, als eine in allen bürgerlichen Verhältniſſen ſichtbar voranſtehende Inſtitution, lag den Leuten damals näher als jetzt, und es ſtörte noch Niemanden die Kritik mit der man heute den hiſtoriſchen Werth der Evangelien feſt ermittelt zu haben glaubt. Lavater war zum Geiſtlichen angelegt. Schon früh trat der Grundzug ſeines Weſens hervor, entſchieden, aber mit genauer Berechnung der Umſtände öffentlich einzugreifen. Er war erſt neunzehn Jahre alt als er über die verwerfliche Amtsführung des Landvogtes Grebel einen denunciatoriſchen und zwar anonymen Brief an die Regierung richtete und deshalb zur Unterſuchung gezogen wurde. Lavater hatte bald heraus, daß wenn er zu wirklichem Einfluſſe gelangen wolle, die Anerkennung vom Auslande her unentbehrlich ſei. 1763 trat er ſeine erſte große theologiſche Tour durch Deutſchland an, verſchaffte ſich Verbindungen und kam als beinahe berühmter Mann wieder nach Hauſe. Jetzt beginnt er ſein Hauptwerk: Die Ausſichten in die Ewigkeit, welche 1768—1773 erſchienen: das maaßgebende große Buch, das Lavater nun eine feſte Stellung verlieh.

Wieder ſehen wir Rouſſeau's Geiſt, oder, was daſſelbe ſagt, die allgemeine Stimmung des Jahrhunderts aus einem energiſchen Menſchen neu hier hervorbrechen. Es handelt ſich um Umarbeitung der menſchlichen Natur. Lavater unterſcheidet ſich für unſere Augen nur wenig von Rouſſeau, obgleich dieſer als Philoſoph und Atheiſt auftrat, Lavater Alles auf dem Wege des Gebetes zu erreichen hoffte.

Lavater wurde in Zürich jetzt zum einfachen Diaconus gemacht. Immer mächtiger wird er durch die Gabe, den Menſchen auszuhören und aus deſſen Ausſehn und Benehmen Schlüſſe auf die innere Verfaſſung zu machen. Es iſt bekannt daß Aerzte, Polizeileute und überhaupt Beamte die mit dem Publikum unmittelbar verkehren wobei ihnen der Glanz einer gewiſſen Autorität zu Hülfe kommt, mit der Zeit die Leichtigkeit erlangen, zu wiſſen wes Geiſtes Kind Jemand ſei noch ehe man ihnen gegenüber den Mund auf-

gemacht hat. Der geübte Zollbeamte sieht nicht den Koffer sondern den Besitzer daneben an wenn er urtheilt ob Steuerbares mitgeführt werde. Lavater als Sohn eines Arztes war vielleicht schon von Haus aus mit physiognomischen Studien vertraut. Zu weiterem Emporbringen seiner Stellung in Zürich erwuchs ihm die Verpflichtung zu einer abermaligen literarischen Leistung, es mußte etwas Großes, dem Zeitgeiste Entsprechendes sein, etwas absolut Neues: so entstand die ausgedehnte Unternehmung seiner „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe". Der Titel schon sagt Alles. Nur Fragmente also und nicht die Absicht, ein rundes, stichhältiges System zu geben. Und nicht bloß die Wissenschaft sollte gefördert werden, sondern ebenso sehr die „Liebe". Philantropie war damals das große Wort. Der „Menschenfreund" stand überall am höchsten, der „Menschenfreund auf dem Throne" war das Ideal der Zeit. Jeder, Hoch und Niedrig, Mann und Frau sollte zur Lectüre des Lavaterschen Werkes berufen sein, Jeder auch mitarbeiten. Ueberall hin dringen Lavaters Aufforderungen um Portraits, die er zu deuten erbötig sei. Wir heute, die wir die Unternehmung kalt beurtheilen, müssen gestehen daß Lavater seiner Zeit hundert Jahre voraus war, denn selbst jetzt könnte dergleichen, vom Standpunkte der gemeinen Reclame aus betrachtet, nicht glänzender in Scene gesetzt werden. Für dieses Werk hat Goethe sich zum Mitarbeiter heranholen lassen, bis er zuletzt den Druck selbst zu besorgen unternahm und gleichsam für das Buch mit einstand. Wieweit seine schriftstellerische Thätigkeit dabei gegangen ist, muß bis in die feineren Details erst noch untersucht werden, wir wissen einstweilen nur bei diesem und jenem, Poesie sowohl als Prosa, daß es seiner Feder entfloß.

Die „Physiognomischen Fragmente" sind ein Buch von vier starken Theilen in Quart. Die stattlichen Lederbände schon, in deren Gestalt es sich in älteren Bibliotheken zu finden pflegt, zeugen von der Ehrfurcht mit der es aufgenommen wurde. Es erschien von 1775 bis 1778, mit ungemeiner Erwartung kam man ihm

entgegen, ungemeine Befriedigung erregte es. Die kühlen Recensionen einiger Gelehrten, welche den Schwindel durchschauten, wurden als neidische Verkleinerungsversuche zurückgewiesen. Neben den Dedicationen der einzelnen Bände an die menschenfreundlichsten Deutschen Fürsten zierten das Werk eine Fülle zum Theil guter Stiche und Radirungen. Das Portrait von Goethe's Vater ist auf diesem Wege am besten auf die Nachwelt gelangt.

Der Grundgedanke des Buches ist, die äußere Erscheinung des Menschen müsse als harmonisches Kunstwerk der schaffenden Meisterkünstlerin Natur erklärt werden, da die Beschaffenheit der Seele in der des gesammten Körpers, besonders aber der des Antlitzes sich abspiegele. Die Lehre dieser Harmonie war damals Jedermann geläufig, auf ihr beruhten auch Diderots naturalistische Kunstverbesserungsversuche: aus einem einzigen Finger wollte Diderot demonstriren, ob der ganze Mensch gerade oder verwachsen sei. Statt jedoch Gesetze zu suchen oder gar zu finden, statt als Ausgangspunkt zu nehmen, wieviel sich hier überhaupt beobachten lasse, stellte man unter dem Anscheine exacter Untersuchungen abenteuerliche Probleme auf und glaubte daß Einfälle genialer Menschen als Beweise zu erachten seien. Aus dem Portrait eines Knaben, bei dem nicht einmal feststand ob der Zeichner ihn annähernd ähnlich gegeben habe, wollte man die moralischen Fähigkeiten und die zukünftige Carrière des Kindes erkennen. Lavater täuscht sich immer. Entweder entwickelt er aus seinen Vorlagen den Charakter ihm ohnedies bekannter Persönlichkeiten: da geht er kühn bis in die kleinsten individuellen Details; oder er kennt die Leute nicht und macht allgemeine Redensarten. Daß ein geistreicher, vielerfahrener Mann, wie er, viel scharfsinnige und zumal amüsante Dinge vorbringen konnte, läßt sich nicht in Abrede stellen, ebensowenig daß seine Beobachtungen oft fein und zutreffend sind. Denn wie sehr das äußere Ansehen eines Menschen oft unentbehrlich sei, um dessen geistige Existenz erkennen zu lassen, dafür will ich was Lavater selbst anlangt hier etwas anführen.

Goethe deutet an — wie er auch bei Merck gethan —, man müſſe Lavater eben gekannt haben um ihn zu begreifen. Etwas wie einen Erſatz ſeiner Perſönlichkeit aber verſchaffte mir Lavaters Büſte, die Dannecker gearbeitet hat und die ich in Stuttgart, Danneckers Heimath, zuerſt ſah, wo den Werken dieſes großen Bildhauers, deſſen Werth und Würde in ſeiner Vaterſtadt nicht recht gekannt zu werden ſcheint, im Muſeum eine kleine Nebenſtube als Ehrenwinkel zugewieſen worden iſt. Von Dannecker ſtammt bekanntlich die Büſte Schillers auf der Bibliothek in Weimar, eine der beſten Büſten welche überhaupt in Deutſchland je gearbeitet worden iſt.

Damit eine Büſte brauchbares hiſtoriſches Material werde, iſt nicht etwa vonnöthen, daß ſie genau zeige, wie der Mann in den Stunden ausſah wo der Künſtler ihn portraitirte, ſondern der Bildhauer muß fähig ſein, die Geſtalt, unabhängig vom Ausſehen das ſie in beſtimmten Tagen bot, als eine eigne Schöpfung hinzuſtellen. Dannecker vermochte das. Seine Büſte Lavaters gewährte mir den Abſchluß deſſen, was ich vergebens auf anderm Wege erreichen wollte: ich erlangte den Eindruck ſeiner perſönlichen Gegenwart als lebe er. Offenbar ging bei Lavater mit der träumeriſchen, weichen Zerfahrenheit etwas ſehr reell feſt Menſchliches Hand in Hand, das in ſeinem angreifend drauflosgehendem Weſen, ſeiner diplomatiſchen Klugheit, ſeiner körperlichen Unermüdlichkeit und in der Macht ſeiner überwältigenden Gegenwart hervortrat. Der Mann muß wie aus lauter Uhrfedern conſtruirt geweſen ſein: zarte, dünne Streifen, aber vom härteſten Stahl. Dannecker hat in Lavaters Kopf die Vereinigung eines kräftigen, feſten Schädel- und Knochenbaues mit dem feinſten Muskelſpiel darüber in Meiſterſchaft zum Anblick gebracht. Man fühlt, welche Beredtſamkeit dieſen feinen Lippen eigen geweſen ſein konnte, wie frei und friedlich dieſe Stirn ſcheinen konnte und doch wie hartnäckig ſie ihre innerſten Gedanken ſcharfhielt und verbarg. Dieſe Büſte leiſtet uns Dienſte wie ſie kein anderes

plaſtiſches oder gezeichnetes, nichts als die ſogenannte Aehnlichkeit treu wiedergebendes Portrait gewähren würde. Denn bei einem Antlitze müſſen wir, wenn ſeine Züge reden ſollen, gleichſam ihre Bewegung ſehen.

Ich möchte hier ganz deutlich ſein.

Auf dem hieſigen Muſeum befindet ſich ein Gemälde von Jan van de Meer, ein Bauernhaus mit einem Baum davor, deſſen Schatten die Sonne auf die weiße Wand ſpielen läßt. Der Künſtler hat empfunden, daß der eigentliche Reiz dieſes Anblickes im leiſen Hin- und Herrücken von Schatten und Lichtflecken beſtehe. Wer aber kann den Wind malen und das ſanfte Wanken belaubter Aeſte. Trotzdem iſt es ihm gelungen, und man möchte darauf ſchwören daß man Schatten und Sonnenſchein hier in unmerklicher Bewegung erblicke. Wir glauben zu ſehen was der Künſtler wünſchte daß wir ſehen ſollten. Und ſo auch kann ein Bildhauer im Marmor die Bewegung einer Geſtalt ausdrücken.

Lavaters Erklärungen ſeiner Portraits dagegen miſchen ſich in die Privatverhältniſſe der Menſchen, deren Charakter und Schickſale er aus den Zügen zu leſen glaubt. Seine Freunde kommen dabei als Ausbünde von Vortrefflichkeit fort, zumal wo er einfache Naturen aus mittlerem oder niederem Stande beſchreibt. Ein Meiſterſtück in anderer Richtung iſt die Charakteriſtik Goethe's, die gegen deſſen Willen und hinter ſeinem Rücken, nebſt mehreren Portraits von ihm, in das Buch hineingebracht wurde. Mit vollendeter Schlauheit werden ihm hier Lobſprüche geſpendet, die in verhüllenden Wendungen ahnen laſſen daß man den außerordentlichſten Mann des Jahrhunderts, in, wie ausdrücklich verſichert wird, unvollkommnen und unzureichenden Verſuchen vor Augen habe.

Goethe's Portrait, das Lavater für die Phyſiognomiſchen Fragmente zu haben wünſchte, ſcheint der erſte Anlaß zu perſönlicher Berührung geweſen zu ſein. Goethe hatte die Ausſichten in die Ewigkeit für die Frankfurter Anzeigen recenſirt, ohne daß daraus

ein Briefwechsel entstanden wäre. Nun aber sollte das Profil des Verfassers des Götz von Berlichingen in Frankfurt beschafft werden, Goethe hörte davon und erbot sich überhaupt für Lavaters Werk zu zeichnen. Die erste Sendung erfolgte im April 1774, die zweite mit dem Profil des Fräuleins von Klettenberg im Mai. Goethe schreibt hier schon ganz in Lavaters orakelndem Tone, der zwischen ihnen seitdem innegehalten wurde und der das erste Zeichen von Lavaters Einfluß auf Goethe war.

Lavater hatte sich aus der Verbindung seines einfachen Zürcher Dialektes mit höchst natürlich und nachlässig scheinendem Satzbau eine Sprache für sich gebildet, deren Vortheile Goethe sofort einleuchteten. Es ließen sich da auf das Treuherzigste die Dinge herausſagen oder nur andeuten oder auch verschweigen. Mit einem Sprunge war man mitten in einer Gedankenreihe drinnen und auch wieder draußen. Der Reiz des Dialektes als literärischer Form liegt in dieser Verbindung von fein nüancirten Gedanken und einer scheinbar ungefügen Form. Klaus Groth verleiht den grobklingenden unbeholfenen Wendungen des Plattdeutschen, das in Wahrheit keinen modernen Gedanken exact wiedergeben kann, die Fähigkeit die zartesten lyrischen Empfindungen auszudrücken, als ständen in Schleswig-Holstein kostbare Gartenblumen wie Unkraut am Wege und Bauernkinder flöchten sich Kränze daraus.

Lavaters scheinbar natürliche Sätze, die wie lauter hingeworfene Interjektionen klingen, schienen damals die Sprache der wahrhaft rechtschaffenen Naturmenschen zu sein. Die biederen republikanischen Schweizer mit ihrer schmucklosen Rechtlichkeit waren zu Lavaters Zeit als historische Musterbilder frisch aufgebracht. Jede Schweizer Kuh melkte gleich die reinste Sahne, die nach Freiheit und Alpenluft schmeckte. Die Freiheit fing damals eben an auf den Bergen zu wohnen. Lavater wußte im weichen Accente seiner Mitbürger (die sich als Tyrannen untereinander in eiserner Knechtschaft hielten) erhabene Gedanken dem Zuhörer gleichsam in die Seele zu hexen. Im Juni 1774 hielt Lavaters Reisewagen

auf dem Hirſchgraben vor dem Goethe'ſchen Hauſe. Man begegnete ſich zum erſten Male: „Biſcht's"? ruft Lavater. „Bin's"! antwortet Goethe. Sie umarmen ſich. Und ſofort beginnt das Geſpräch, kommen die tiefſten Fragen zu leidenſchaftlicher Erörterung. Ganz Frankfurt hatte den Mann mit erwartet, von deſſen Gegenwart man ſich Heil und Segen verſprach. Lavater kannte die Mechanik ſolcher Reiſen ſchon: er hatte ſich vorher angekündigt und das Publikum wußte überall daß er und wann er eintreffen würde.

Goethe giebt, indem er über dieſen Beſuch berichtet, die erſte umfaſſendere Schilderung Lavaters. „Wir Andern, ſagt er, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geiſtes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Geſellſchaft zu entfernen, weil es, bei der vielfachen Denkweiſe und den verſchiedenen Bildungsſtufen, ſchon ſchwer fällt, ſich auch nur mit Wenigen zu verſtändigen."

„Allein Lavater war ganz anders geſinnt; er liebte ſeine Wirkungen ins Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein beſonderes Talent beſaß, welches auf jener großen phyſiognomiſchen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige Unterſcheidung der Perſonen und Geiſter verliehen, ſo daß er einem Jeden geſchwind anſah, wie ihm allenfalls zu Muthe ſein möchte. Fügte ſich hiezu noch ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, ſo wußte er aus der größten Fülle innerer und äußerer Erfahrung, zu Jedermanns Befriedigung, das Gehörige zu erwidern. Die tiefe Sanftmuth ſeines Blicks, die beſtimmte Lieblichkeit ſeiner Lippen, ſelbſt der durch ſein Hochdeutſch durchtönende treuherzige Schweizer-Dialekt und wie manches Andre was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er ſprach, die angenehmſte Sinnesberuhigung; ja ſeine, bei flacher Bruſt, etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt ſeiner Gegenwart mit der übrigen Geſellſchaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er ſich ſehr ruhig und geſchickt zu benehmen: denn indem er auszuweichen ſchien,

wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor, und wußte dann doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlten."

Was ich hier gebe sind nur einige Sätze aus Goethe's Darlegung. Während seine Charakteristik Mercks an Tacitus' Styl erinnerte, fällt er bei Lavater in eine breitere, sanftere Redeweise die an Cicero's volltönende Perioden mahnt.

Dies war der erste überwältigende Eindruck von dem persönlichen Wesen eines Mannes, über den er vierzehn Jahre später an Herder schreibt: „Ich habe meinen Genius verehrt (d. h. meinem mich schützenden guten Dämon gedankt), daß er mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ. Die Welt ist groß: laß ihn liegen drin! — Wo sich dies Gezücht hinwendet, kann man immer vorauswissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent ist ihre Nase wie Wünschelruthe gerichtet." Und endlich, im hohen Alter, im Gespräche mit Eckermann thut Goethe Lavater mit dem kurzen Satze ab: „Er belog sich und Andre."

Daß Goethe über Lavaters schwache Stelle von Anfang an nicht im Unklaren gewesen sei, sehen wir, wie ich schon bemerkt habe, daraus daß er ihn als Mohamet zum Helden einer Tragödie machte. Loeper meint die Idee des Stückes sei bereits früher gefaßt worden und Lavater nur als willkommner Repräsentant eingetreten. Dies entspräche dem Gange der Goethe'schen Phantasiearbeit. Goethe also, mitten im Taumel, in den Lavaters Erscheinung ihn versetzte, hat eine unbewußte Kritik des Mannes producirt, die zugleich eine Entschuldigung seines Wesens enthielt und die sein innerstes Wesen im Voraus erklärte.

Mochte Goethe persönlich aber dieses richtige Erkennen Lavaters sofort gegönnt sein, wobei ihm Merck, der wie überall, auch hier seinen mephistofelischen Standpunkt innezuhalten wußte, vielleicht wieder zu Hülfe kam: im Uebrigen war ganz Frankfurt vom Pro-

pheten hingeriſſen. Goethe's Mutter ſtand an der Spitze ſeiner Verehrerinnen. Wir haben einen rührenden Brief von ihr an Lavater als er ſie wieder verlaſſen hatte. Nur die Thränen blieben ihr noch, ſchreibt ſie, die ſie ihm nachweine.

Goethe aber ſehen wir, als Lavater die Reiſe fortſetzt, mit ihm gehen. „Es war ſoviel unter uns zur Sprache gekommen, berichtet Goethe, daß in mir die größte Sehnſucht entſtand, dieſe Unterhaltung fortzuſetzen. Daher entſchloß ich mich, ihn, wenn er nach Ems gehen würde, zu begleiten, um unterwegs, im Wagen eingeſchloſſen und von der Welt abgeſondert, diejenigen Gegenſtände, die uns wechſelſeitig am Herzen lagen, frei abzuhandeln."

„Ein ſchönes Sommerwetter, fährt er fort, begleitete uns, Lavater war heiter und allerliebſt. Denn bei einer religiöſen und ſittlichen, keineswegs ängſtlichen Richtung ſeines Geiſtes, blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geiſtreich und witzig, und mochte das Gleiche gern an Andern, nur daß es innerhalb der Gränze bliebe, die ſeine zarten Geſinnungen ihm vorſchrieben. Wagte man ſich allenfalls darüber hinaus, ſo pflegte er Einem auf die Achſel zu klopfen und den Verwegenen durch ein treuherziges Biſch guet! zur Sitte zurückzuführen. In Ems ſah ich ihn gleich wieder von Geſellſchaft aller Art umringt und kehrte nach Frankfurt zurück, da meine kleinen Geſchäfte gerade auf der Bahn waren und ich ſie kaum verlaſſen durfte."

Nun läßt Goethe in einem ſeltſamen Collegen Lavaters zugleich deſſen vollſtändigen Gegenſatz eintreten, durch den er zum zweiten Male nach Ems geführt, worauf dann die eigentliche Reiſe erſt beginnt: Baſedow, abermals ein anderer Erziehungsapoſtel der Menſchheit, trifft in Frankfurt ein. „Einen entſchiedeneren Contraſt konnte man nicht ſehen, als dieſe beiden Männer. Wenn Lavaters Geſichtszüge ſich dem Beſchauenden frei hergaben, ſo waren die Baſedowſchen zuſammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavaters Auge klar und fromm, unter ſehr breiten Augenlidern, Ba-

sedows aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblickend, dahingegen Lavaters Stirnknochen von den sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt erschien. Basedows heftige, rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs, und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, Alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte."

Bemerken Sie, mit welcher Kunst Goethe, nachdem er zuerst Lavaters allgemeines Bild entworfen, nun seine Darstellung ein Stück weiterführt. Ganz gelegentlich, scheinbar als ob es sich nur um Basedow handele, giebt er ein zweites, anderes Portrait Lavaters, bei dem sich seine wunderbare Gewalt bekundet, die Sprache zur völligen Wiedergabe des Bildes zu zwingen, das ihm vorschwebt. Niemand hat so schildern können wie Goethe, kein vor ihm lebender und kein ihm nachfolgender Schriftsteller.

Was Basedows Erziehungslehre anlangt, so verweise ich auf Dichtung und Wahrheit. Diese Dinge sind heute wichtig, weil sie einen Beitrag zu der unendlichen Mühe der Völker in Europa bilden, sich auf menschenwürdigerer Basis neu zu constituiren, eine Arbeit die im Begriffe des Gelingens zu stehen schien als die französische Revolution wie ein furchtbares Fieber dazwischenkam und uns in ganz andere Bahnen warf.

Von Basedew also wird Goethe bewogen, die Reise nach Ems zu Lavater zurück von Neuem zu machen. „Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigen Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterschied aber empfand ich, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavater ausging. Reinlich, wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren, Basedow, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Aeußeres merken. Schon daß er ununterbrochen schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst

läſtig, um ſo mehr als er einen unreinlich bereiteten, ſchnell Feuer fangenden, aber häßlich dunſtenden Schwamm, nach ausgerauchter Pfeife ſogleich wieder aufſchlug und jedesmal mit den erſten Zügen die Luft unerträglich verpeſtete. Ich nannte dies Präparat Baſedowſchen Stinkſchwamm und wollte es unter dieſem Namen in die Naturgeſchichte eingeführt wiſſen, woran er großen Spaß hatte."

Goethe beſchreibt nun weiter mit welchem Entzücken er Lavater von Neuem begegnete und wie es ihm einige Wochen in Ems und Umgegend mit ſeinen beiden Freunden erging. Man empfindet, wie gedankenfriſch und zukunftsſicher das geiſtige Leben damals in Deutſchland war. Mitte Juli zogen ſie weiter. Jetzt beginnt die bekannte Reiſe, über die wir neben Goethe's Berichte, Lavaters von Hirzel zuerſt gedrucktes eignes Tagebuch beſitzen.

Zu Schiff diesmal ging es von Ems die Lahn hinab dem Rheine zu. Lavater ſchreibt ununterbrochen nieder was geſchah, kurz, als ſeien es Telegramme die Tags mehrmal abgeſchickt würden. Das Leben auf dem Waſſer ſcheint die Reiſenden in einen erhöhten Zuſtand verſetzt zu haben. Gegenüber Lahneck dictirt Goethe:

Hoch auf dem alten Thurme ſteht
Des Helden edler Geiſt
Der, wie das Schiff vorübergeht
Es wohl zu fahren heißt.

Wie lebendig wird uns dies Gedicht, wenn wir denken daß Goethe's Schiff es ſelber war, das da vorüberging und daß die Verſe ihm gleichſam aus der Seele ſprangen.

„Jetzt," leſen wir in Lavaters Aufzeichnungen weiter, „fahren wir Lahnſtein vorbei. Zur Rechten liegt der Flecken . . . (?). Ich ſtieg aus. Baſedow vor uns in ein Haus, wo man zu Mittag aß, überfiel, und aß mit, Speck und Bohnen, Alle ihm nach. Gewirr und Leben und Freude."

„Wieder in's Schiff. Capelle. Ein zerſtörtes Schloß vorbei. Goethe über die Kerls in Schlöſſern. Nun von der Lahne in den Rhein. Goethe las. Wir fuhren Horchheim vorbei. Die Feſtung

und Thal Ehrenbreitſtein. Fliegende Brücke zwiſchen Thal und Coblenz, ſtiegen da aus, aßen zu Mittag.“ Und ſo weiter.

In Dichtung und Wahrheit dagegen finden wir das Aufſehen beſchrieben, das ihr Erſcheinen in Coblenz macht. Das neugierige Gedränge, das ſie umgiebt. Die Diskurſe an der Wirthstafel. Goethe's übermüthiges Benehmen, Lavaters vermittelnde Klugheit. Lieſt man das in Goethe's ruhiger Erzählung, welche in ſpäten Jahren zu Stande kam, ſo klingt es bei weitem nicht ſo friſch als in Lavaters im Momente des Erlebens niedergeſchriebenen Sätzen. Ich kenne wenig andere Aufzeichnungen die in ſo hohem Grade die Kraft beſäßen, unſere Phantaſie mit dem Gefühl des Erlebten zu erfüllen, als dieſes Lavaterſche Tagebuch. Seltſam, nicht ihn, ſondern Goethe ſelber würde man für den Verfaſſer halten. Wir müſſen uns erinnern, daß Goethe es war, welcher Lavaters Schreibweiſe annahm; heute ſcheint eher das Entgegengeſetzte der Fall geweſen zu ſein.

„Mittwoch, den 20. Juli 1774, heißt es weiter im Tagebuche, Morgens nach 6 Uhr im Schiff, unterm naſſen Decktuch, vor Schmoll (Schmoll einer der Reiſegeſellſchaft) und neben Goethe, der in romantiſcher Geſtalt, grauem Hut mit halbverwelktem lieben Blumenbuſch, ſein Butterbrod hinter dem braunſeidenen Halstuche und grauen Kapotkragen wie ein Wolf verzehrt und ſich nach dem übrigen eingepackten Eſſen ſchon weiter umſieht.“

Goethe bildet immer die Mitte. Wie in Straßburg, wie überall. Seine Geſtalt erſcheint als die beſchreibungswürdigſte: wir ſehen wie er Lavater und den Andern imponirt. Er ſtrömt die meiſte Lebenskraft aus. Und nun läßt ihn ſeine Beſcheidenheit das ſo wenig merken, daß er ſich neben Lavater und Baſedow unterdrückt und unbehaglich fühlt und an der Gemeinſchaft bald genug hat. Er wollte nicht „im Dunſtſchweife der großen Wandelſterne“ weiter mitziehen. Es war ihm ganz recht, daß in Cöln Lavater für einige Zeit ſich von ihm trennte.

Das Zuſammentreffen mit Fritz Jacobi ſtand Goethe bevor.

Soviel Verſuche hatte er gemacht, einen wirklichen Herzensfreund zu finden: jetzt endlich ſollte es den Anſchein gewinnen, als ob er einen gefunden habe. Bei Lavater, ſo nahe er ihm gekommen war, blieb immer ein Reſt Fremdheit zurück, den kein Gefühl der Bewundrung aufheben konnte. Goethe traf auf der Rückreiſe wieder mit ihm zuſammen und die gemeinſame Arbeit an den Phyſiognomiſchen Fragmenten wurde jetzt erſt verabredet; dennoch hält Goethe ſich immer auf ſeiner Hut vor dem berühmten Manne, während er ſich Jacobi, vielleicht zum erſten und letzten Male in ſeinem Leben völlig hingab.

Zehnte Vorlesung.

Fritz Jacobi. — Spinoza.

Fritz und Georg Jacobi waren als Goethe sie kennen lernte geachtete Schriftsteller. Georg, der ältere, ein, wie man zu sagen pflegt, geschätzter Dichter, französirender Anakreontiker und beliebter Mitarbeiter an den Journalen welche die dichterische Mittelproduction vermittelten. Jedes gebildete Volk wirft sein Quantum literarischer Arbeiter zweiter Ordnung ab, die sich zu einander zu finden pflegen und, von einem heiteren Selbstbewußtsein getragen, ein oft sehr glückliches Dasein verleben. Der hervorragendste unter den Deutschen Dichtern dieses Schlages war damals Gleim. Um ihn schaarten sich die übrigen, sprachen bei ihm ein und borgten auch wohl mäßige Beträge. Viel bedeutender und für uns heute allein von Wichtigkeit ist der jüngere Bruder, Friedrich Heinrich, kurzweg Fritz Jacobi genannt. Geboren 1743, war er 31 Jahre alt als er dem 25jährigen Goethe begegnete.

Fritz Jacobi war sehr jung nach Frankfurt a/M. gekommen und hatte dort, und in der Folge weiter herum, die Handlung erlernt. Seine religiösen Neigungen und das Bedürfniß sich wissenschaftlich auszubilden, trugen ihm anfangs Spott ein ohne ihn irre zu machen. Nachdem er einen weiten Kreis von Bekannten gewonnen, kehrte er nach Düsseldorf zurück, um das väterliche Geschäft zu übernehmen. Allmälig wurde ihm das jedoch unerträglich. Er knüpfte Verbindungen mit der kurfürstlichen Hofkammer an — Düsseldorf war damals kurpfälzisch — und als

Goethe kam, fand er Jacobi als kurfürſtlichen Rath in ſehr angeſehener Stellung. Durch Wieland war er mit Sophie Laroche in Verbindung gekommen, durch dieſe wieder waren ſeine Frau und ſeine Schweſter, zwei vorzügliche Charaktere, mit Goethe's Schweſter Cornelia bekannt geworden, welche ſie in Frankfurt beſucht hatten. Goethe ſtand mit dieſen Frauen längſt in Briefwechſel; natürlich war, daß die Bekanntſchaft mit dem Bruder folgte.

Die Schweſter, Helene Jacobi, wurde ſpäter, nachdem die Frau geſtorben war, der Secretär der Freundſchaften ihres Bruders und hat öfter zwiſchen ihm und Goethe geſtanden. Goethe charakteriſirt ſie für jene Zeiten mit „treuherzig". Jacobi's Frau dagegen, die ein früher Tod über die getrübten Stimmungen der ſpäteren Jahre hinaushob, muß eben ſo ſchön als liebenswürdig geweſen ſein. Goethe ſagt von ihr: „Ohne eine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, ſich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Weſen an die Rubens'ſchen Frauen erinnert." Goethe macht indem er nur dieſe Frau zu beſchreiben ſcheint, hier das Geheimniß aller Rubens'ſchen Frauen offenbar. So laſſen ſie ſich ſämmtlich erklären ſoviel ihrer ſind. Auch Jacobi hat ſeine Frau in ſeinem Romane „Allwill" dargeſtellt. Ihr Charakter iſt das Beſte im Buche. Die Briefe die er ſie darin ſchreiben läßt ſind entzückend, offenbar lagen ihm ihre eigenen Briefe dabei vor. Dennoch tritt uns dieſe Geſtalt erſt dann leibhaftig vor die Seele wenn wir Goethe's Worte dazunehmen.

Damals alſo lebte die Frau noch, in der Blüthe ihrer Jahre, von ihren Kindern umringt. Jacobi verließ im Sommer ſein Haus in der Stadt um nach Pempelfort hinaus zu ziehen. Heute ſind Haus und Garten in Beſitz der Künſtlerverbindung Malkaſten und ihnen ſo ihr alter idealer Ruhm erhalten worden.

Um uns einen Vorgeſchmack zu geben, was das bedeuten wolle: eine bürgerliche Familie, wohlgeſtellt und auf eignem Grund und Boden, beſchreibt Goethe ehe er von dem Pempelforter Auf-

enthalt berichtet die in Cöln empfangenen Eindrücke. Der Dom mit dem weltbekannten großen Krahne ſtand noch als hoffnungsloſe Ruine da, denn länger als dreißig Jahre ſpäter erſt begannen die Verſuche der Gebrüder Boiſſerée, die als ſeine zweiten Gründer genannt werden müſſen, um die Wiederaufnahme des Baues. Die Stadt aber ſtand noch erfüllt von ehrwürdigen Kirchen und Hallen und Häuſern, deren Zerſtörung in den franzöſiſchen Zeiten begann. Unter ihnen, unberührt, mit dem Garten der dazu gehörte, das Haus des über ein Jahrhundert ſchon verſtorbenen berühmten Banquier Jabach, und in ihm, an Ort und Stelle, das beſte Bild ſeines Freundes Lebrun, der ihn im Kreiſe ſeiner Familie dargeſtellt hatte. Goethe wünſchte dem Bilde einen Platz in einer öffentlichen Sammlung; heute befindet es ſich auf dem Berliner Muſeum. Still und verlaſſen wie die alten Räume thronte es damals über dem unberührten wohlerhaltenen Hausrathe des früheren Jahrhunderts, ein Denkmal der vergangenen Zeit und der Pietät der damals gegenwärtigen. Dieſes Haus wird für Goethe zu einem Symbol, das zu begeiſterter Anſchauung von Tagen ehemaliger Größe mahnt. Indem er ſich auch in ſeiner Darſtellung dieſem Eindrucke wieder hingiebt, gewinnt er die richtigen Accorde, mit denen er die Beſchreibung deſſen einleitet was ihn in Düſſeldorf erwartete.

Für Goethe's und Jacobi's Verkehr bemerken wir: ihr Briefwechſel iſt von Max Jacobi herausgegeben worden. Zwei Bände „aus Jacobi's Nachlaſſe" hat Zöppritz edirt. Das Beſte über Jacobi und Goethe iſt von Schöll in den „Briefen und Aufſätzen" geſagt worden.

Goethe fühlte ſich glücklich in Pempelfort. Er hatte endlich einmal losgelöſt von Freunden, Familie und Vaterſtadt, nur als das erſcheinen wollen, wozu er allein ſich gemacht hatte: als ſelbſtändiger und ſelbſtbewußter Autor. So trat er bei Jacobi ein und ſo wurde er von ihm empfangen. Jacobi läßt den Altersunterſchied bei Seite, er behandelt Goethe aber auch nicht als das exotiſche junge Genie, dem Niemand gleichkomme. Er fühlte ſich

ſelber. Sie hatten Beide eine überſtrömende Sehnſucht, endlich einmal ſich ganz verſtanden zu ſehen. Sie gaben ſich Einer dem Andern hin, wie zwei Meere zwiſchen denen ein Damm durchſtochen wird und deren Wellen durcheinander fluthen. Goethe berichtet, wie ſie eines Abends bis ſpät zuſammen geredet und ſich dann getrennt hatten um zu ſchlafen. Wie ſie einander dann doch noch einmal aufſuchten und tief in der Nacht am Fenſter ſtehend, während der Mondſchein über dem Rheine zitterte, ſich zu beſprechen fortfuhren. Das war auf der Rückreiſe, auf der Jacobi ſeinem Freunde das Geleite gab. Als Goethe Dichtung und Wahrheit ſchreiben wollte und auch Jacobi um Material anging, erinnerte ihn dieſer an jene Nacht und bat ihn ſich ihre damaligen Geſpräche zurückzurufen. „Als wir ſchieden“ — ich wiederhole das Citat aus Dichtung und Wahrheit — „ſchieden wir in dem Gefühle einer ewigen Vereinigung.“

Goethe beſaß bereits Erfahrung genug, um zu wiſſen daß es immer ein gefährliches Experiment ſei, ſich dem Einfluſſe einer Perſönlichkeit hinzugeben. Auf der Rheinreiſe hatte er geſehen, wie Lavater „geiſtige, ja geiſtliche Mittel zu irdiſchen Zwecken gebrauchte“. Er durchſchaute, daß, was er zuerſt für reine Natur gehalten, doch nur in einer Schauſpielerei edelſter Art beſtand, in welche die natürliche eigne Anregung des Herzens bei Lavater zuletzt ſich mit aufgelöſt hatte. Goethe mußte das umſomehr erkennen, als er ſelber ſchon ſich gezwungen ſah, den Menſchen gegenüber eine gewiſſe Manier anzunehmen. Goethe aber nahm dieſe Manier nicht an, um etwas zu erreichen, ſondern um ſich zu ſchützen und frei zu halten. In Jacobi nun begegnete er einer Natur, deren völlige Reinheit und Abſichtsloſigkeit er erkannte und deren geiſtiger Reichthum ſeinen Anſprüchen genügte. Hier ſein erſter Brief nach der Abreiſe:

„Ich träume lieber Fritz den Augenblick, habe deinen Brief und ſchwebe um dich. Du haſt gefühlt daß es mir Wonne war, Gegenſtand deiner Liebe zu ſein. — O das iſt herrlich daß Jeder

glaubt mehr von dem Andern zu empfangen als er giebt! O, Liebe, Liebe! Die Armuth des Reichsthums — und welche Kraft würkts in mich (d. h. läßt es in mich einſtrömen) da ich im andern alles umarme was mir fehlt und ihm noch dazu ſchenke was ich habe. — — Glaub mir, wir könnten von nun an ſtumm gegen einander ſein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wärs als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir ſein über das was wir nicht durchgeredt haben." So hat Goethe niemals wieder geſchrieben. Wie konnte auch dieſe Freundſchaft ſich auflöſen?

Nur in Einem hatte Goethe ſeinen neuen Freund nicht ſogleich zu ermeſſen vermocht: er konnte nicht wiſſen, wie weit Jacobi's Weſen auf eignen oder nur auf angeeigneten Ideen beruhte.

Jacobi hat auf ſein Jahrhundert bedeutenden Einfluß gehabt, iſt von den Beſten geehrt worden bis in ein hohes Alter hinein und hat einen Namen hinterlaſſen, deſſen Ruhm heute noch dauert. Bei ſolchen Männern, zumal wenn ſie fruchtbare Schriftſteller geweſen ſind, iſt es dem ihre geſammte Entwicklung überfliegenden Blicke nicht ſchwer die entſcheidenden Accente des Charakters herauszufinden. Es lag etwas Anſchmiegendes in Jacobi's Natur, er bedurfte in zu hohem Maaße der Gefühle die ſeine Freunde und Bücher ihm gewährten, und er verwechſelte begeiſterte Reproduction mit Production. Goethe hatte ſeinen noch unerſchienenen Werther mitgenommen und daraus erzählt oder vorgeleſen. Jacobi, entflammt von dieſen Gefühlen, ahmt Goethe's Dichtung in zwei eignen Werken nach, von denen das eine „Allwills Briefſammlung" noch vor dem Werther ſelber erſchien. Allwill ſoll Goethe ſein. Schon im Herbſte 1774 kamen die erſten Briefe, denn auch dieſer Roman iſt in Briefen geſchrieben, im „Deutſchen Merkur" heraus. Jacobi ſchildert eine einfache Familie (ſeine eigene), in die plötzlich ein junger Feuergeiſt hineingreift Später, als Allwill bis zu Ende herauskam, lautet die Charakteriſtik der Hauptperſon ganz anders als in dieſen Anfängen. Julian Schmidt hat zuerſt darauf hingewieſen, daß dieſe Wendung den ſpäteren Gefühlen Jacobi's ent-

sprach, die durch Goethe's eigene Schuld allerdings in grausamer Weise abgekühlt worden waren. Sosehr sind Allwills Briefe in Goethes Styl gehalten, daß Lavater Goethe für ihren Verfasser hielt. Denn wie Goethe sich Lavaters Schreibweise angeeignet hatte, nahm Jacobi Goethe's neuumgestaltete Sprache an. Hier unterscheiden wir recht Natur und Uebertreibung: Goethe nimmt unbefangen in Gebrauch was ihm zu Passe kam, Jacobi stürzt sich bewußt nachahmend in Goethe's Manier und sucht ihn zu überbieten. Jacobi's in diesem ersten Taumel abgefaßte Briefe haben heute etwas Leeres, Fatales, Haltloses, während Goethe's begeisterte Ausbrüche zwar überschwänglich, aber inhaltreich und natürlich klingen.

Noch auffallender tritt die Nachahmung in Jacobi's zweitem Werke, dem Roman „Woldemar" hervor, der fünf Jahre später erschien, als Goethe bereits in Weimar war. Ein so wunderliches, abgeschmacktes Product, daß ein heutiger Leser schwer über die ersten Seiten hinauskäme. Goethe's Werther sieht daß er zu der Frau seines Freundes, die er liebt, niemals in ein natürliches Verhältniß kommen könne und bringt sich um: sein Schicksal hat etwas Begreifliches, Folgerichtiges. Er hätte früher fliehen sollen, allein wir fühlen, daß es außer seiner Macht lag. Jacobi dagegen läßt sein Liebespaar das Schicksal kaltblütig herausfordern. Jacobi stellt einen ausgezeichneten, auf der Höhe der Bildung stehenden jungen Mann als Liebhaber eines ebenso vorzüglichen Mädchens hin: Woldemar und Henriette. Es ist kein zwingender Grund vorhanden, sich nicht zu heirathen, denn daß Henriette nicht schön ist und daß Woldemars alter Vater gegen die Heirath war, kommt als Nebensache gar nicht in Betracht. Aber sie heirathen nicht, weil sie einander sosehr lieben, daß sie fühlen irdische Verhältnisse könnten einen Mißklang in dies rein geistige Verhältniß bringen. Um diese Anschauung zu einer Thatsache zu machen, heirathet Woldemar Henriettens Freundin Alwine, die ihm auch alsbald Hoffnungen zu einem Kinde giebt. Jacobi hat dieses zweite Ver-

hältniß in den reinſten und reizendſten Farben geſchildert. Zugleich dauert die geiſtige Ehe mit Henriette fort, immer mehr tritt hervor daß in dieſem Verhältniſſe etwas Unmögliches liege, deſſen Natur ſie gleichwohl Beide nicht klar zu machen wiſſen, bis der Roman mit einem höchſt leidenſchaftlichen Geſpräche Henriettens und Woldemars abbricht, worin ſie ſich nicht verſtehen und das die Perſpective eröffnet, daß aller drei Perſonen Schickſal für immer zerſtört ſei. Zwar hat es, wie Wilhelm Scherer zuerſt entdeckte, nicht an eignen Erlebniſſen Jacobi's gefehlt, welche hier in verhüllter Darſtellung gegeben worden ſind und welche begreifen laſſen, wie Jacobi zu dieſer Fabel ſeines Werkes kam, allein dieſe Erklärung lindert den unerträglichen Eindruck nicht, den das Buch macht.

Woldemar wurde ſeiner Zeit jedoch mit Begeiſterung aufgenommen und Jacobi rechnete ſicher auf Goethe's beiſtimmendes Urtheil, als ihm aus Weimar ſchreckliche Dinge zu Ohren kamen. In Ettersburg ſollte das Buch in dem ſchönen Einbande in dem es Goethe zugeſandt worden war, von dieſem ſelber an einen Baum genagelt, wie Raubzeug an einen Scheunengiebel, und verhöhnt worden ſein; durch ganz Deutſchland wurde darüber geklatſcht. An dem Buche war außerdem etwas ausgeübt worden, das man nur Voltaire hätte zutrauen können: Goethe hatte mit leichter ſtyliſtiſcher Aenderung die letzten Seiten ſo verändert, daß der Teufel kommt und Woldemar holt. Nun ſchreibt Jacobi in einem beweglichen Briefe: das und das haſt Du jetzt an mir gethan und dann citirt er Stellen aus Goethe's Briefen, worin dieſer ihn als ſeinen einzigen Herzensfreund vor Gott und Vorſehung anerkennt. Und Goethe war durch dieſen Brief ſo zuſammengehauen, daß er nichts antworten konnte. Er ließ Jacobi durch dritte Perſonen ſagen, die Sache ſei nicht ſo böſe gemeint geweſen. Er hat ſelber ſchreiben wollen, aber es iſt kein Brief zu Stande gekommen.

Goethe führt einmal als den Grundſatz Bernhards von Weimar an, daß man ſich niemals entſchuldigen ſolle. Es entſprach das

seiner Natur. Goethe hat sich in der Stille manches vorgeworfen, das er gethan oder zu thun unterlassen hatte, unter all seinen Briefen aber kenne ich nur zwei, oder drei, worin er es offen eingesteht. Vier Jahre nach jener Scene schrieb er an Jacobi, bekannte sein Unrecht und bat um Entschuldigung. Es heißt in dem Briefe: „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man dann freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden die man schlägt nicht fühlen kann, noch sie zu heilen bemüht ist.“ Jacobi antwortet sogleich, Goethe sendet ihm dann die Iphigenie und beide sind nie wieder ernstlich auseinandergekommen.

Bei Jacobi steigern sich mit den Jahren die überirdischen Tendenzen. Er ist in seinem Fache leidenschaftlich und kampfbereit. Er sendet Goethe seine Streitschriften zu und dieser giebt sein Mißfallen oft sehr scharf zu erkennen. Schon in der allererſten Zeit ihrer Freundschaft fand Goethe Gelegenheit den Druck solcher Dinge offen zu bedauern. Aber trotz dieses harten, abweisenden Widerspruches bleiben sie Freunde. Jacobi hat eine wunderbare Art, sich das nicht anfechten zu lassen. Sie waren sich stets bewußt, Einer vom Andern die beste Meinung zu hegen. Wir sehen dann später, wie Jacobi's Sohn, als er zu Goethe kommt, wie ein Familienglied von ihm aufgenommen wird. Ihm theilte Goethe zuerst „Hermann und Dorothea“ mit im Jahre 1796. Und so hat diese Freundschaft sich fortgesetzt und die Herausgabe der Briefe ist noch jetzt vom Sohne wie eine heilige Opferhandlung vollbracht worden. Eigentlich sollte sie der Enkel, der Sohn von Max Jacobi, herausgeben, aber der junge Mann starb während der Arbeit die so an den Vater zurückfiel. Es hat etwas Schönes, die Familien derer die mit Goethe in Verbindung gestanden haben, so ihre Creditive allmälig ans Licht bringen zu sehen. Und überall erschließen sich uns reine und auch da wo das letzte harmonische Ausklingen fehlt, erhebende Verhältnisse. Denn überall bricht die auf das Geistige gerichtete Bewegung als der Inhalt des Verkehres heraus.

hältniß in den reinſten und reizendſten Farben geſchildert. Zugleich dauert die geiſtige Ehe mit Henriette fort, immer mehr tritt hervor daß in dieſem Verhältniſſe etwas Unmögliches liege, deſſen Natur ſie gleichwohl Beide nicht klar zu machen wiſſen, bis der Roman mit einem höchſt leidenſchaftlichen Geſpräche Henriettens und Woldemars abbricht, worin ſie ſich nicht verſtehen und das die Perſpective eröffnet, daß aller drei Perſonen Schickſal für immer zerſtört ſei. Zwar hat es, wie Wilhelm Scherer zuerſt entdeckte, nicht an eignen Erlebniſſen Jacobi's gefehlt, welche hier in verhüllter Darſtellung gegeben worden ſind und welche begreifen laſſen, wie Jacobi zu dieſer Fabel ſeines Werkes kam, allein dieſe Erklärung lindert den unerträglichen Eindruck nicht, den das Buch macht.

Woldemar wurde ſeiner Zeit jedoch mit Begeiſterung aufgenommen und Jacobi rechnete ſicher auf Goethe's beiſtimmendes Urtheil, als ihm aus Weimar ſchreckliche Dinge zu Ohren kamen. In Ettersburg ſollte das Buch in dem ſchönen Einbande in dem es Goethe zugeſandt worden war, von dieſem ſelber an einen Baum genagelt, wie Raubzeug an einen Scheunengiebel, und verhöhnt worden ſein; durch ganz Deutſchland wurde darüber geklatſcht. An dem Buche war außerdem etwas ausgeübt worden, das man nur Voltaire hätte zutrauen können: Goethe hatte mit leichter ſtyliſtiſcher Aenderung die letzten Seiten ſo verändert, daß der Teufel kommt und Woldemar holt. Nun ſchreibt Jacobi in einem beweglichen Briefe: das und das haſt Du jetzt an mir gethan und dann citirt er Stellen aus Goethe's Briefen, worin dieſer ihn als ſeinen einzigen Herzensfreund vor Gott und Vorſehung anerkennt. Und Goethe war durch dieſen Brief ſo zuſammengehauen, daß er nichts antworten konnte. Er ließ Jacobi durch dritte Perſonen ſagen, die Sache ſei nicht ſo böſe gemeint geweſen. Er hat ſelber ſchreiben wollen, aber es iſt kein Brief zu Stande gekommen.

Goethe führt einmal als den Grundſatz Bernhards von Weimar an, daß man ſich niemals entſchuldigen ſolle. Es entſprach das

ſeiner Natur. Goethe hat ſich in der Stille manches vorgeworfen, das er gethan oder zu thun unterlaſſen hatte, unter all ſeinen Briefen aber kenne ich nur zwei, oder drei, worin er es offen eingeſteht. Vier Jahre nach jener Scene ſchrieb er an Jacobi, bekannte ſein Unrecht und bat um Entſchuldigung. Es heißt in dem Briefe: „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man dann freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten wo man ſich zum Zeitvertreibe Freunde verſcherzt und in leichtſinnigem Uebermuthe die Wunden die man ſchlägt nicht fühlen kann, noch ſie zu heilen bemüht iſt.“ Jacobi antwortet ſogleich, Goethe ſendet ihm dann die Iphigenie und beide ſind nie wieder ernſtlich auseinandergekommen.

Bei Jacobi ſteigern ſich mit den Jahren die überirdiſchen Tendenzen. Er iſt in ſeinem Fache leidenſchaftlich und kampfbereit. Er ſendet Goethe ſeine Streitſchriften zu und dieſer giebt ſein Mißfallen oft ſehr ſcharf zu erkennen. Schon in der allererſten Zeit ihrer Freundſchaft fand Goethe Gelegenheit den Druck ſolcher Dinge offen zu bedauern. Aber trotz dieſes harten, abweiſenden Widerſpruches bleiben ſie Freunde. Jacobi hat eine wunderbare Art, ſich das nicht anfechten zu laſſen. Sie waren ſich ſtets bewußt, Einer vom Andern die beſte Meinung zu hegen. Wir ſehen dann ſpäter, wie Jacobi's Sohn, als er zu Goethe kommt, wie ein Familienglied von ihm aufgenommen wird. Ihm theilte Goethe zuerſt „Hermann und Dorothea“ mit im Jahre 1796. Und ſo hat dieſe Freundſchaft ſich fortgeſetzt und die Herausgabe der Briefe iſt noch jetzt vom Sohne wie eine heilige Opferhandlung vollbracht worden. Eigentlich ſollte ſie der Enkel, der Sohn von Max Jacobi, herausgeben, aber der junge Mann ſtarb während der Arbeit die ſo an den Vater zurückfiel. Es hat etwas Schönes, die Familien derer die mit Goethe in Verbindung geſtanden haben, ſo ihre Creditive allmälig ans Licht bringen zu ſehen. Und überall erſchließen ſich uns reine und auch da wo das letzte harmoniſche Ausklingen fehlt, erhebende Verhältniſſe. Denn überall bricht die auf das Geiſtige gerichtete Bewegung als der Inhalt des Verkehres heraus.

Bei Gelegenheit seines Zusammentreffens mit Jacobi erwähnt Goethe nun den Mann, dessen Schriften für ihn wichtiger gewesen sind als alle Philosophie, die Herder, Lavater und Jacobi ihm vermitteln konnten: Spinoza. Es scheint, daß der heftige Gegensatz in welchem Jacobi sein Lebelang zu Spinoza stand, den natürlichen Anlaß bot, gerade hier auf ihn zu kommen, denn schon in früheren Zeiten hatte Goethe Spinoza kennen gelernt. Jacobi's Ruhm aber beruht zum Theil auf der Stellung die er gegen Spinoza einnahm. Eine Unterredung die er mit Lessing in dessen letzten Zeiten über Spinoza gehabt hat, macht ihn heute für Viele, die anders kaum von ihm wissen würden, wichtig. Jacobi hat sich aufs Aeußerste bemüht gegen das anzukämpfen, was er für Spinozismus hielt. Und um einen weiteren Grund dafür zu nennen weshalb Goethe jetzt auf Spinoza kommt: dieser besaß als Philosoph Alles was Goethe bei Jacobi, als Philosoph, in der Folge vermissen mußte.

Das Capitel Spinoza ist bei Goethe von Wichtigkeit.

In der Betrachtung des gesammten Goethe'schen Lebens sehen wir zwei große Thatsachen walten, die ich Grundlebensfacta nennen will.

Das erste:

Soviel wir wissen hat Goethe niemals etwas erlebt, das ihn vollständig hingenommen hätte. Und wenn er aufs Leidenschaftlichste erregt scheint, es bleibt ihm stets die Kraft übrig sich im Momente selbst zu kritisiren. Erlebniß und nachfolgende Reflexion muß bei ihm stets unterschieden werden. Wenn Goethe an Frau von Stein schreibt, getrennt von ihr, einsam, die Feder in der Hand, empfindet er heftiger als neben ihr. Erst indem er reflectirt, kommt die volle Leidenschaft zum Ausbruche. Wir haben gesehen, wie sein Verhältniß zu Lotte erst dann verständlich wird, wenn wir all seine Leidenschaft in die Stunden verlegen, wo er nicht bei ihr ist.

Das zweite:

Goethe nennt keinen lebenden Mann und kein gleichzeitiges Buch, welches vollständig seiner Natur entsprochen hätte: keinen

Mann, bei dem er gefühlt hätte: ſo möchteſt du ſein; kein Buch, bei dem er gedacht: das iſt als hätteſt du es ſelbſt geſchrieben und noch beſſer als du es hätteſt ſchreiben können! Für Herder begeiſterte er ſich nur als Lernender, nach dem erſten Rauſche ſtellte ſich das Bewußtſein der eignen Stellung wieder ein. Und ſo ſind Lavater und Jacobi nach kurzer Zeit überſtanden, und nach ihnen kam Niemand weiter, von dem Goethe ſich bethören ließ wie von dieſen dreien. Sobald er einigermaaßen Lebenserfahrung geſammelt hatte, wußte er immer gleich im Voraus, daß nach einiger Zeit allen Erſcheinungen gegenüber Klarheit über ihn kommen würde, welche ihn wieder auf ſich ſelber ſtellte.

Ueberſchlagen wir nun aber die Erſcheinungen ſammt und ſonders, welche auf Goethe dauernden Einfluß gehabt und in ſeiner Seele gleichſam feſte Plätze behalten haben von denen ſie nie wieder vertrieben worden ſind, ſo kenne ich deren nur vier, in der Geſtalt von vier Männern: Homer, Shakſpeare, Raphael, Spinoza. Sie ſind für ihn die Repräſentanten der vier gewaltigen Elemente geworden, aus deren untrennbar zuſammenwirkender Arbeit unſere europäiſche Cultur, der geiſtige Zuſtand innerhalb deſſen wir leben und arbeiten, hervorgegangen iſt und immer noch hervorgeht.

Die allgemein menſchliche Cultur iſt unüberſehbar. Wir wiſſen nicht wie unſre Sprache entſtanden iſt. Wir wiſſen nicht wie unſere Kunſt entſtanden iſt. Wir wiſſen nicht wie unſer Staatsleben entſtand. Aber auch wenn wir uns auf Europa beſchränken: wir wiſſen nicht wie der europäiſche Menſch als Beherrſcher unſeres Erdtheiles entſtand, d. h. wann und wie der Einwanderer oder der urſprüngliche Eingeborene ſich zum ſpecifiſchen Träger der Cultur erhob, die wir als eine altüberkommene heute weiterzubilden bemüht ſind. Es ſind nur Conjecturen neueren Urſprungs, welche eine dieſer Fragen in eine beſtimmte Richtung leiten, innerhalb deren eine Antwort vielleicht liegen könnte: wir haben über unſere Anfangszeiten nur Vermuthungen. Die großen Einwanderungen aus Aſien, welche gleichſam die edeln Pfropfreiſer auf die vorhandenen

heute als prähiſtoriſche Völker figurirenden Wildlinge lieferten, beruhen nur auf einer Hypotheſe der Sprachforſcher. Die Griechen glaubten, ſie ſeien aus dem Felſenboden ihres Vaterlandes gewachſen. Tacitus folgert unbefangen, auch bei den Deutſchen müſſe das der Fall ſein, denn es ſei undenkbar daß fremde Anſiedler ſich einen ſo unwirthlichen Boden ausgeſucht hätten. Laſſen wir heute dagegen dieſe Einwandrungen auch gelten und Celten, Germanen und Slaven ſich von Oſten her ein-, zwei-, dreitauſend Jahre lang allmälig in Europa hineindrängen; laſſen wir von den Juden gelten, wie ja unzweifelhaft ſcheint, daß ſie einmal als feſtes Volk in Paläſtina concentrirt und nicht in der vaterlandsloſen Zerſtreuung lebten, ohne die ſie heute nicht denkbar ſind: ſobald wir praktiſch Geſchichte ſtudiren, fallen dieſe Hypotheſen fort. Hier rechnen wir nur mit dem was wir genau kennen. Es laſſen ſich die Völker Europa's da weder von den Landſtrichen die ſie heute bewohnen, noch im Zuſammenhange ihrer Intereſſen trennen und einzeln behandeln: Griechen, Romanen, Germanen und Semiten, Celten und Slaven bilden unablösbar an die Scholle ihrer Landſtriche gebunden und in unabänderlichen, der Natur ihres Vaterlandes entwachſenen Nationaleigenthümlichkeiten ſich äußernd eine Geſellſchaft, welche von jeher ſo beſchaffen geweſen zu ſein ſcheint wie heute, und die als Ganzes dasjenige vollbringt, was heute unſere geiſtige Bewegung ausmacht, und ſie immer ausgemacht hat, ſo weit wir feſte Nachrichten haben. Und die Fortſetzung dieſer Bewegung wird unſern Kindern als ein heiliges Vermächtniß mitgegeben und die Zeiten darüber hinaus laſſen wir auf ſich beruhen, wenn auch freilich unſere Phantaſie Zeiten ſich denken kann, wo alles Heutige bis auf den letzten Ausklang ſagenhafter Erinnerung verſchwunden wäre.

Von dieſen Völkerelementen kommen Griechen, Germanen, Romanen und Semiten vornehmlich in Betracht. Wir gewahren in den verſchiedenen Epochen der Geſchichte, wie ſie ſich haſſen und ſich lieben, ſich verläugnen und ſich wieder aufſuchen, ſich vermiſchen

und wieder abſondern. Wir ſehen zu Zeiten heroiſche Verſuche einzelne dieſer Elemente, für ſich ſein zu wollen, aber es gelingt ihnen nicht, und das Gefühl, daß man ſich nicht entbehren könne, wird ſtets wieder das herrſchende.

Ich will nicht ſagen, daß die vier Männer die ich genannt habe an ſich ihre bedeutendſten Repräſentanten ſeien, als hätten dieſe vier Völkerelemente keine höheren hervorgebracht, denn neben Homer wären Phidias oder Plato, neben Raphael Michelangelo, Dante, neben Shakſpeare Luther, neben Spinoza Männer des Alten und Neuen Teſtamentes zu nennen: für Goethe aber nahmen Homer, Shakſpeare, Raphael und Spinoza dieſe erſten Plätze ein. In dem Maaße als er ſie kennen lernte, ging ihm das Gefühl des allgemein Menſchlichen neben dem bloß Nationalen auf, ihnen verdankt er die Einführung in die geſchichtliche Anſchauung, auf der ſein geiſtiges Wachsthum beruhte.

Homer und Shakſpeare wurden ihm zuerſt bekannt. In Straßburg und Frankfurt offenbarte ſich ihm die Macht dieſer Menſchheitsfürſten: nun auch trat Spinoza hinzu. Goethe's Stellung zu Homer und Shakſpeare iſt leichter zu begreifen als die zu Spinoza. Jene Beiden haben auch heute über uns noch die alte Macht, denn alle die Verſuche, Homer um ſeine eigne Perſönlichkeit zu bringen, oder Shakſpeare zu verkleinern, haben keinen Einfluß darauf. Spinoza dagegen iſt weniger bekannt und ſteht uns aus verſchiedener Urſache heute ferner; hier bedarf es um Goethe's Standpunkt klar zu legen, einiger Umſchweife.

Goethe war aufgewachſen in einer bürgerlich religiöſen Familie, in voller Kenntniß deſſen worauf der chriſtliche Glaube beruht. Wer heute das Vaterunſer, die zehn Gebote, das Bekenntniß und einige Lieder anſtandslos aufſagen, auch über die Bücher des Alten und Neuen Teſtamentes und über etwas Kirchengeſchichte Auskunft zu geben vermag, glaubt wohlunterrichtet zu ſein. Das war anders im vorigen Jahrhundert. Das Verſtändniß dieſes Chriſtenthums des vorigen Jahrhunderts als hiſtoriſchen Factums wird in dem

Maaße wieder wichtiger als unſere geſammte geiſtliche Entwicklung heute dem religiöſen Gebiete zuſtrebt. Man mag ſich dem gegenüber dann mit dem perſönlichen Glauben ſtellen wie man will: jedenfalls muß man unterrichtet ſein über den Lauf den die religiöſe Entwicklung in Deutſchland genommen hat.

Man war bei uns in der Bibel in einer Weiſe beleſen und über das Unterſcheidende der Confeſſionen und Secten bis in Feinheiten hinein geſchult, die jetzt nur dem ſtudirten Theologen geläufig ſind. Wie man heute über Alles was die Armee betrifft: Organiſation, Dienſt, Avancement und dergleichen faſt in jeder Familie das Nöthige weiß, auch über die Heimath und Thätigkeit der Regimenter und die Inhaber der bedeutendſten Stellen unterrichtet zu ſein pflegt, weil jede Familie eben ſo oder ſo mit der Armee in Verbindung ſteht, ſo wußte man damals in den kirchlichen Dingen Beſcheid und kannte die Namen und Machtverhältniſſe der kommandirenden Paſtoren. Wiſſenſchaft, Poeſie und Theologie geſtatteten damals allein freie Bewegung und öffentliche Leidenſchaft, wie ſchon erwähnt worden iſt. Wer ſo recht den Geruch und Geſchmack dieſer Zuſtände gewinnen will, der leſe den Roman des während ſeines Lebens berühmten Berliner Buchhändlers Nicolai: „Sebaldus Nothanker“. Seine vier Theile enthalten eine ununterbrochene Prügelei mit dem Schickſale in Geſtalt zelotiſcher Paſtoren, in die der Held, ein philoſophiſch denkender offenherziger Landpaſtor, hineingeräth. Ohne dieſe Zuſtände zu kennen, iſt es unmöglich einen Begriff der Kämpfe zu haben in welche Leſſing ſtets verwickelt war, oder auch die Macht Herders zu begreifen, der als freiſinniger Theologe ſich des in Bewegung gerathenden Stoffes bemächtigte. Goethe war durch ſein Verhältniß zu der Herrenhuterin Fräulein von Klettenberg ſchon als Kind in dieſe Dinge eingeweiht worden. Noch nach Straßburg nahm er ihre Empfehlungen an eine herrenhuteriſch geſinnte Familie mit und benutzte ſie.

Goethe hatte deshalb die Bibel inne. Sein eignes literariſches Eingreifen in die chriſtliche Bewegung, das in mehreren

kleinen Aufsätzen stattfand, sein intimes Verhältniß zu dem Propheten Lavater war ein natürliches. Er brauchte keine Umwege zu machen, um dahin zu gelangen. Goethe's ältestes Gedicht ist ein bombastischer Gesang auf die Höllenfahrt Christi, im Style der donnernden Pastorensprache des vorigen Jahrhunderts abgefaßt. Nun aber gewahren wir, wie das Zuhausesein in diesen Materien ihn trotzdem niemals ganz und gar ergreift und ihn in keiner Weise von andern Gedanken abwendig macht die aus andern Quellen ihm zufloſſen.

Herder und Lavater waren für ihn die Repräsentanten der beiden großen Strömungen, auf denen das kirchliche Leben der Zeit vorwärtsschwankte. Herder ging aus von historischen Betrachtungen. Er suchte in seinem universellen Streben die hebräische und griechische Literatur sich anzueignen, unter deren Zusammenwirken die älteste Kirche sich gebildet hatte. Er erkannte in der christlichen Idee den mächtigsten Hebel, welcher jemals angesetzt worden war um das niedersinkende geistige Leben der europäischen Völker wieder emporzurichten. Wir haben von Herder die historische Begründung der allgemeinen Literaturgeschichte, welche in prachtvollen, heute noch ergreifenden Sätzen den Umschwung darlegt wie das Heidenthum zusammenstürzt, wie das Christenthum ein Neues in die Welt bringt und wie dieses Neue um sich greift und mächtig wird. Daher bei Herder der ungemeine Respect vor dem Christenthume. Aber auch nicht mehr. Herder war ein Gelehrter; später, wo die seelsorgerische Wirksamkeit größeren Einfluß auf ihn gewann, wechselten seine Ueberzeugungen, immer aber hat er sie als Gelehrter zu begründen gewußt.

Lavater ging von der praktischen Thätigkeit aus. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß der ethische Inhalt der Bibel für alle menschlichen Fälle ausreiche, daß Heilmittel für jedes Gebrechen darin zu finden seien, und daß Glauben weiter bringe als Erkenntniß. Er führte das in seiner Weise durch, er trat auf als Prophet, aber er bekehrte nicht eigentlich, sondern suchte gleich-

gestimmte Anhänger dadurch zu gewinnen und zu halten daß er sanft diplomatische Mittel anwandte.

Beide Männer konnten Goethe nichts bieten. Er brauchte die Religion nicht, die Herder oder Lavater für die beste hielten, sondern er wollte wissen wie der einsame, nur auf sich beschränkte Mensch zu den überirdischen Dingen sich zu verhalten habe. Er hätte das eher von Jung-Stilling lernen können. Aber dieser, der ganz und gar im Christenthume lebte und webte und der der einzige Pietist ist den Goethe gelten ließ, war wieder so besonders beschaffen, daß sich auch von ihm nichts lernen ließ. Man hätte ganz so sein müssen wie er.

Uns alle berührt ja die große Frage des religiösen Bedürfnisses, auch diejenigen unter uns, die durch den heute so natürlichen Skepticismus oder durch eine von der Kirche kaum Notiz nehmende Erziehung so weit gebracht zu sein scheinen, daß sie diese Dinge als ihnen beinahe fremde betrachten. Dies ist nur scheinbar. Auch ein negatives Verhältniß ist ein Verhältniß. Um was handelt es sich? Nicht darum, herauszubekommen, welche Form und welcher Inhalt des religiösen Bekenntnisses, welche Behandlung und Stellung der Geistlichen für das Volk etwa die beste sei, wie der Staat sich zu verhalten habe, wie die Kirchengeschichte aufzufassen und die Kritik der Evangelien zu beurtheilen sei; sondern es kommt darauf an, sich darüber klar zu sein, wie wir, ohne alle Verheimlichung des innersten geistigen Bedürfnisses vor uns selber, zu den Dingen uns verhalten die über das irdische Leben und die menschliche Erfahrung hinausliegen. Diese Fragen steigen in jedem Menschen auf, beunruhigen uns und lassen sich nicht abweisen und Jeder nimmt die Antwort darauf woher er immer kann. Ob man denen die gestorben sind wieder begegne, und wie und wo, und ob dabei von der Vergangenheit die Rede sein könne, und wie, und ob diese neue Existenz noch weitere Folgen haben müsse, darüber will Jeder etwas wissen und sei es auch nur, um „Nein" zu antworten: er will Gründe für dieses „Nein"

gewinnen. Nun, die kirchliche Erziehung welche Goethe zu Hause empfing und das Christenthum Herders und Lavaters gaben ihm nichts was er für den eigensten Gebrauch benutzen konnte. Auch haben ihn die Ereignisse seines ganzen Lebens, soweit wir wissen, nie mit kirchlichen Formeln bekannt gemacht die ihn hier beruhigt hätten. Nur zwei Ueberzeugungen hat er stets gehabt und ausgesprochen. Die eine: daß ein persönlicher Gott sei, welcher was die Geschichte der Menschheit anlangt, einen Willen und ein Ziel habe, und die zweite: daß es eine individuelle Unsterblichkeit gebe. Diese beiden Glaubensartikel bekennt Goethe ohne Beweise zu verlangen oder zu geben, er hat sie, sie sind in die Fundamente seines Daseins eingemauert. Ueber sie hinaus aber auch nichts weiter. Er weist jedes Detail ab. Alles Ueberirdische, dem diese beiden Gedanken nicht genügten, ließ ihn ruhig. Dagegen verlangte er, was jeder Mensch verlangt, eine Theorie der sittlichen Organisation der Menschheit, und zwar diese auf die sichersten Beweise gegründet.

Wir gewahren, mögen wir hoch oder niedrig stehen, daß wir Alle eine Gemeinschaft bilden. Wir fühlen, daß diese Gemeinschaft keine bloß zufällige und mechanische sei, sondern daß innerhalb ihrer, als zusammenhaltende und treibende Kraft, eine große geistige Arbeit walte, welche nach einem Ziele vorwärtsstrebt. Dieses Ziel nennen wir das „Gerechte", das „Gute", das „Schöne", „die höchsten Ideen", „Gott". Die Geschichte erscheint als das Bemühen der Völker, dieses abschließende höchste Gut zu erlangen und zu verwirklichen. Wie wird es erkannt? Und ehe wir diese Frage beantworten, fragen wir vorher: wie erkennt man überhaupt? Wer als Mensch niemals im Stande war, diese beiden Fragen aufzuwerfen, und wer niemals den Versuch gemacht hat, ihnen zu genügen, der steht auf einer niederen Stufe. Hier eine Antwort zu finden aber, ist ohne Uebung des Geistes nicht möglich, und deshalb studiren wir Philosophie. Und deshalb ist das Studium der Philosophie etwas das alle Jahrhunderte als das höchste Interesse der Menschheit anerkannt haben.

Goethe mußte von dieſem Intereſſe in dem Maaße mehr als Andere ergriffen werden, als er geiſtig die Andern überragte, und nun, indem er ſich einen Lehrer ſuchte: keine Philoſophie hat Goethe genügt als die Spinoza's. Wir ſehen Goethe innerhalb ſeines langen Lebens viele philoſophiſchen Syſteme prüfen und mit vielen Philoſophen in perſönliche Berührung kommen: Spinoza's Syſtem iſt das einzige, an dem er feſthält und das er überhaupt gar nicht kritiſirt. Er ſagt beſcheiden von ſich: er wiſſe ſelbſt nicht was er aus Spinoza's „Ethik" ſich herausgeleſen habe, allein das Buch habe ihn angezogen, habe für ihn Geheimniſſe enthalten die ihm nützlich waren.

Sehen wir nun, wie Spinoza's Buch zu Stande gekommen iſt.

Baruch, oder, den Namen ins Lateiniſche übertragen, Benedictus Spinoza wurde 1632 in Amſterdam geboren. Er ſtammte aus einer jüdiſch-portugieſiſchen Familie. Aus Portugal, wo die Juden unmenſchlich behandelt wurden, hatte eine Auswandrung in großem Maaßſtabe ſtattgefunden, ſie waren zu Schiffe in Holland angekommen und bildeten dort eine Colonie, welche, ganz in ſich conſtituirt, eine ausgezeichnete Stellung innerhalb des holländiſchen Staatslebens einnahm. Wenn wir Rembrandts Darſtellungen der bibliſchen Ereigniſſe anſehen, Gemälde und Radirungen, ſo erblicken wir ein eigenthümliches Coſtüm ſeiner alt- und neuteſtamentariſchen Perſönlichkeit: die Männer in langen Kaftanen und pelzbeſetzten Gewändern, die Frauen ſeltſam geſchmückt: das iſt die Tracht der in Holland lebenden portugieſiſchen Juden, welche Rembrandt künſtleriſch verwandte und die in ſo auffallendem Contraſte gegen die Gewandungen ſteht, worin die italiäniſchen Künſtler der claſſiſchen Zeit dieſelben Geſtalten erſcheinen laſſen.

Spinoza brachte es durch abweichende religiöſe Meinungen dahin, daß er zuerſt aus der Synagoge, dann aus der Judengemeinde überhaupt ausgeſtoßen wurde. Gutzkows „Uriel Acoſta" hat eine ſolche Ausſtoßung zum Thema und giebt eine Idee welche Leidenſchaften hier ins Spiel kamen. Spinoza ging zu einem hol-

ländiſchen Arzte, von dem er Griechiſch und Lateiniſch lernte. Er knüpfte mit der Tochter ein Liebesverhältniß an, das jedoch zu keiner Heirath führte. Ich erwähne das hier um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß Spinoza ſich auch in der Folge nicht verheirathete. Er war völlig verlaſſen und verſtoßen. Es wurde von Seiten der jüdiſchen Gemeinde in Amſterdam ein Meuchelmord gegen ihn verſucht, dem er jedoch entging. Er warf ſich ganz in die philoſophiſchen Studien und erlernte, durch ſeinen Lehrer Descartes darauf gebracht, das Schleifen optiſcher Gläſer, um unabhängig ſeinen Unterhalt gewinnen zu können. Durch dieſe Beſchäftigung kam er mit den bedeutendſten Naturforſchern ſeiner Zeit in Berührung.

Die Juden in Amſterdam bewirkten endlich ſeine Verbannung und er lebte von da an in Leyden oder im Haag, wo er ſich ſo zurückgezogen hielt, daß er wochenlang das Haus nicht verließ. Einer ſeiner Freunde, und er hatte deren viele die leidenſchaftlich an ihm hingen, wollte ihm eine bedeutende Summe ſchenken: er machte ihn darauf aufmerkſam, daß ein Bruder da ſei, dem das Geld gebühre. Ein anderer ſetzte ihm jährlich 500 Gulden aus, doch nahm er nur 300 an, ſoviel als zum Leben nothwendig war. Die väterliche Erbſchaft hatte er der Schweſter überlaſſen. Einen Ruf nach Heidelberg, wo er als Profeſſor der Philoſophie frei lehren ſollte was er wolle lehnte er ab um in ſeiner unabhängigen Stellung im Haag weiterzuarbeiten. Dort iſt er als ein Mann von etwa 45 Jahren an der Schwindſucht geſtorben.

Was Spinoza bei Lebzeiten herausgab: eine Darſtellung der Philoſophie des Descartes, iſt nicht von der Bedeutung wie die nach ſeinem Tode erſchienenen Hauptwerke „Die Ethik“ und „Der politiſche Tractat“. Zu ihnen kommen als wichtige Documente ſeine Briefe.

Nun ermeſſen wir die günſtige Stellung, in die, was die wiſſenſchaftliche Arbeit anlangt, Spinoza gerathen war. Er ſtand ohne Familie, vollſtändig einſam da. Er hatte ſich ſogar von ſeiner Nation losgeſagt. Es gab kein Staatsweſen, dem er angehörte

oder auf das er hätte Rücksicht nehmen müssen, denn in Holland durfte man damals Alles denken, sagen und drucken lassen.

Und ferner: er besitzt die ausgezeichnete Gabe des jüdischen Geistes, die Dinge rein objectiv zu betrachten. Er läßt sich durch keine Erwägungen beirren, die irgend außerhalb der Dinge liegen. Ein so ausgerüsteter Mann, wendet alle seine Arbeitskraft und seine Gedanken dazu an, still, wunschlos, leidenschaftslos die menschliche Gesellschaft zu betrachten, welche ihn im lebendigsten Verkehre dicht umgiebt. Und das Buch in dem er seine Resultate darlegt, wird mit der Absicht unternommen, daß es erst nach seinem Tode gedruckt werden solle. Unter dem Namen „Ethik" hat er Folgendes zu Stande gebracht: eine Theorie des Verkehres der Menschen untereinander, die Menschen als Theile eines Ganzen betrachtet. Spinoza hat das ungeheure Gewirre sowohl der Gefühle welche der menschliche Verkehr erzeugt, als der Motive von denen er hervorgebracht wird, auf eine Anzahl einfacher Formeln reducirt. Es findet sich nichts Persönliches in dem Buche. Nicht im Entferntesten etwas, das einer Anekdote ähnlich sähe, nicht die leiseste Absicht, Jemanden durch andere Mittel als die mathematischer Beweisführung gleichsam zu bekehren, ihm zu sagen: thue das! glaube das! es ist gut, oder thue das nicht! es ist schlecht. Ja, es ist das Buch in einer Sprache geschrieben, die man nicht einmal eine Sprache nennen könnte. Spinoza, um ganz exact zu sein, hat das todte Gelehrtenlatein seiner Zeit so mechanisch als möglich angewandt. Er gebraucht mit der Schärfe eines Geschäftsmannes diejenigen Worte und Wendungen, welche am meisten Garantie bieten, daß ein Mißverständniß ausgeschlossen sei, da giebt es keine Provinzialismen, keine angenehme Satzbildung, keine Vergleiche, keine leiseste Erinnerung an die Lectüre der guten lateinischen Autoren, sondern die kahlsten Ausdrücke werden im kahlsten Satzbau aneinandergereiht. Deshalb wählte Spinoza den Titel: „Ethica ordine mathematico demonstrata" — „Die Lehre vom sittlichen Verkehre der Menschen mathematisch folgerichtig dargelegt".

Und dieſes Buch ſollte nicht nur erſt nach ſeinem Tode, ſondern dann ſogar noch ohne ſeinen Namen erſcheinen. Spinoza ſagt: der Name des Autors auf dem Titel beeinflußt den Leſer. Das ſoll nicht ſein. Niemand darf wiſſen, daß das Buch von mir ſei. Es möge daliegen als hätte es die Menſchheit aus ſich hervorgebracht.

Wir haben ein Buch von Deſor (von Carl Vogt überſetzt), das die Geſchichte der Bemühungen einer Geſellſchaft von Gelehrten enthält, die Fortbewegung der Gletſcher zu ergründen. Eine Anzahl Leute begeben ſich an Ort und Stelle; man weiß nur zwei Thatſachen: erſtens die Gletſcher bewegen ſich, und zweitens, auf welche Weiſe ſie das thun, iſt unbekannt. Man beginnt zu ſtudiren als wolle man ein Manuſcript leſen das in einer unbekannten Sprache verfaßt iſt. Man findet mühſam und langſam die Methode, wie zu beobachten ſei, und entdeckt endlich, wie die gebirgsfeſte Eismaſſe ſich fortſchiebe. So nahm Spinoza die moraliſche Fortbewegung der Menſchheit als Objekt ſeiner Unterſuchungen. Ohne ſich auf hiſtoriſches Material zu ſtützen, ſieht und hört er nur was er vor Augen und Ohren hat. Unendliche Symptome bringt er in beſtimmte Maſſen, giebt jeder Maſſe ihren Namen und ſtellt das Verhältniß der einzelnen Maſſen untereinander feſt. Endlich hat er herausgebracht, wie der geſammte Menſchenſtrom fließe und wohin er fließe. Nur das aber will er ergründen, nichts ſonſt. Keine perſönlichen Lieblingsideen, keine nationalen Vorurtheile, keine Abſichten irgend welcher Art ſondern die Sache wie ſie iſt. Und deshalb ſchließlich nur das eine Reſultat, daß das Gute etwas Wirkliches, Poſitives ſei und daß das Böſe nichts Wirkliches, ſondern nur die Negation des Guten ſei. Dieſes Buch, das von ſeinem Erſcheinen bis auf unſere Zeit die größten Wirkungen gehabt hat, that in ſeiner Art die Dinge zurecht zu legen einer Forderung in Goethe's Natur genug die nirgends ſonſt Befriedigung finden konnte. — Welcher?

Goethe läßt Fauſt von den „beiden Seelen" reden die in ſeiner Bruſt lebten. Dieſe Doppeltheit der geiſtigen Exiſtenz hatte er an ſich ſelbſt zumeiſt beobachten können.

Es lag in Goethe's Weſen eine Miſchung von Blindheit und Scharfſichtigkeit, die ſeltſam unvermittelt in ihm nebeneinanderherlaufen. Er ſagt von ſich, wenn er ſchreibe, wiſſe er nicht was er ſchreibe; er „wühle es nur ſo auf das Papier hin" und ſehe erſt hinterher was er gethan. Dazu kam die Nöthigung ſich in Gleichniſſen auszuſprechen. Er hat ſich einmal von Doctor Gall, der die Phrenologie aufbrachte und perſönlich ſeine Lehre in Deutſchland verbreitete, unterſuchen laſſen und Gall erklärte, der hervorragendſte Zug bei Goethe ſei, ſich in Tropen auszuſprechen. Goethe vermag ſeine Gedanken nicht exact in Worte zu übertragen, ſondern kann nur mit andeutenden Bildern umſchreiben was er ſagen möchte. Und um das Stärkſte in dieſer Richtung zu ſagen: Goethe hatte es aufgegeben ſich ſelbſt zu kennen! Er ſpricht im hohen Alter darüber mit dem Kanzler Müller. Wie man eigentlich ſei, ſagt er, das müſſe man von Andern erfahren. Und ſo: Goethe zeigt ſich nach dieſer einen Seite als Dichter, als einen „Nachtwandler" der nicht weiß, was, indem er ſchreibt, ihm aus der Feder fließt, als einen Träumer der ſich ſelbſt nicht kennt und in ſeinen eignen Augen eine halbe Romanfigur iſt. Er iſt ſchwankend, unklar, leidenſchaftlich. Er will ſich dem dunkeln Triebe ſeiner Natur hingeben und räumt aus dem Wege was ihm darin hinderlich iſt.

Dieſer einen Seite ſteht jedoch eine andere gegenüber. Da gewahren wir unbarmherzige Objectivität und Klarheit. Ein Dämon raunt ihm ſofort zu, wo die ſchwache Stelle der Menſchen und der Dinge liege. Nun übt er eine aufs Aeußerſte gehende Kritik, anatomiſirt den Menſchen — Andere wie ſich ſelber — und erlaubt ſich keine Ausſchmückung an ſeinen Reſultaten. So ſehen wir ihn als Naturforſcher, als Hiſtoriker, als Staatsmann. Er iſt feſt, ſcharf, kühl. Hier will er nicht genießen, ſondern ſtellt auf daß Entſagung geboten ſei. Das iſt nun ſein großes Wort. Mit unnachſichtlicher Rückſichtsloſigkeit gegen ſich ſelbſt in erſter Linie ſucht er ſeine Pflichten zu erfüllen.

Und nun das Entſcheidende: wir ſehen Goethe im Leben immer

das Eine oder das Andere sein, niemals beides zusammen. Nie laufen die Kreise dieser zwei Systeme ineinander. Entweder er dichtet, oder er sieht beinahe theilnahmlos was er geschrieben hat und weiß dann nichts mehr damit anzufangen; entweder er giebt sich wie ein bethörtes Kind vertrauensvoll dem Menschen hin oder er tritt ihm wie ein Mann, der alle Erfahrungen des Lebens hinter sich hat, hart entgegen. Niemals aber endet diese Abwechslung bei ihm. Immer begegnet er neuen Menschen, liebt sie von Neuem und stößt sie, wenn die Stunde der Kritik kommt, unbarmherzig von sich, denn das Gefühl der eignen überwundnen Thorheit macht ihn gereizt und sobald er erst einmal kritisirt genügt ihm überhaupt nichts mehr.

In dieser seiner doppelten Weltanschauung fand Goethe bei Spinoza die ihm genügende Philosophie. Gemeinhin pflegen diejenigen welche einem Philosophen sich hingeben, nicht nur von ihm zu verlangen, daß ihnen das erklärt werde, was dem kalten Verstande sich darlegen läßt, sondern wollen auch die Dinge in sein System aufgenommen sehen, welche über die gemeine Erklärung hinaus nur der ahnenden Seele eines höher begabten Menschen sich offenbaren. Für das, was sich hier nicht beweisen läßt, soll die Person des Philosophen dann eintreten. Das Eine beweist er, das Andere glaubt man ihm. Gerade das wollte Goethe nicht. Und Spinoza nicht. Die Dinge, die über Erkennen und Beweisen hinausliegen, brauchten Goethe von fremden Händen nicht erst geordnet dargereicht zu werden. Die Scheidung, welche Spinoza festhielt, der wenn er von Gott sprach, Gott nur insoweit meinte als menschliche Vernunft Gott zu erkennen vermöge und was darüber hinauslag blindlings der Theologie überantwortete, entsprach Goethes innerstem Bedürfnisse. Der Gott, den er empfand, hatte nichts zu thun mit dem Gotte, den er zu deuten suchte. Gleich Spinoza betrachtete er Theologie und Philosophie als verschiedene Elemente, unähnlich einander wie Meer und Festland. Auf dem einen steht und geht man mit sichern Füßen, auf dem andern wird man von Wind und Wellen fortgeführt. Ebenso hatte Lessing empfunden,

der aus innerſter Seele Spinoza's Lehre anhing. Jacobi dagegen, für den der Philoſoph eigentlich da erſt anfing, wo er für Goethe bereits nichts mehr zu ſagen hatte, taſtete an den überirdiſchen Geheimniſſen herum und ſuchte Spinoza's heilige Scheu vor dem was der Verſtand nicht berühren ſollte, als Atheismus zu verdächtigen. Das iſt der Punkt wo Goethe und Jacobi ſich ſcheiden mußten. Goethe's Glaube an Gott und Unſterblichkeit hatte mit ſeiner Philoſophie nichts zu thun. Das war in ihm gewachſen und gehörte ihm: er brauchte keine Beweiſe dafür und wollte überhaupt nicht daran gerührt wiſſen. Nur in ſeltenen Momenten ſprach er davon, wenn er ſich von ſeinen Freunden völlig verſtanden glaubte; Jacobi wollte mit Gegnern darüber disputiren. Dieſer Grundunterſchied ihrer Natur iſt immer wieder, bis in die letzten Zeiten, zwiſchen ihnen zur Sprache gekommen. Jacobi hat den ſeltſamen Irrthum gehegt, Goethe ließe ſich wenn nur der rechte Hebel angeſetzt würde doch noch zu dieſer theologiſirenden Philoſophie hinüberziehen, während Goethe ihn immer mit der gleichen Feſtigkeit zurückweiſt. Goethe hat viele Gegner gehabt die das nicht verſtehen konnten und ihn den „großen Heiden“ nannten. Er hat ſich gelegentlich ſelbſt einen „Heiden“ genannt, nie aber einen Atheiſten oder einen Ungläubigen.

Nach Jacobi hat Goethe keinen Herzensfreund mehr gefunden, dem er ſich ſo ganz hingab, und nach Spinoza hatte er nur noch Raphael neu kennen zu lernen, um auch im Reiche der Todten dann weiter keinen mehr zu haben, dem er ſich hingegeben hätte. Unter dieſem verſtehe ich nicht nur Raphael allein, ſondern Raphael, ſeine Epoche und Rom mit den weltlichen und geiſtigen Schätzen die es in ſich ſchloß. Ehe Goethe dieſe letzte Bekanntſchaft gewährt wurde, bedurfte es einer Reihe von Jahren voll harter Arbeit.

Noch dies, Spinoza anlangend.

Goethe's Darſtellung in Dichtung und Wahrheit welche ſein beginnendes Eindringen in Spinoza's Werke ſchildert, iſt ein Kunſtwerk. Es wird uns auch hier gezeigt, wie Spinoza ſich allmälig

ihm enthüllt. Wie ein dunkles Gefühl der Verwandtſchaft Goethe immer wieder zu dem Buche hinzieht, das er anfangs lieſt ohne ſelber zu wiſſen was er daraus lerne. Es hat dieſe Erzählung etwas für alle Menſchen Gültiges. Wie Mancher der auf die Fährte eines großen Geiſtes gerieth, hat ſo mit dunkler Anhänglichkeit begonnen und iſt ſich erſt indem er ihm näher und näher kam, klar geworden über das was er in ihm ſuche.

Wie Vielen iſt Goethe ſelbſt auf dieſem Wege erſt bekannt geworden, die ſeine Werke anfangs nur in die Hand genommen hatten, weil ein Gefühl von Verwandtſchaft ſie zu ihnen hinlenkte.

Elfte Vorleſung.

Lilli Schoenemann.

Es liegt in unſerm Plane, nur dasjenige zu beſprechen was auf Goethe's Entwicklung von unmittelbarem Einfluſſe geweſen iſt. So genommen iſt es faſt eine Abſchweifung, wenn ich, honoris causa, noch einen der Beſuche beſonders erwähne, die er im Herbſte 1774 empfing. Klopſtock kam in Frankfurt durch. Er ging auf Einladung zum Markgrafen von Baden, um an deſſen Hofe, da er auf immer zu bleiben abgelehnt hatte, ein Jahr wenigſtens zuzubringen. In jenen Zeiten „menſchenfreundlicher Aufklärung“ gab es eine Reihe kleiner Fürſten in Deutſchland, denen der Verkehr mit ſolchen Männern Herzensangelegenheit war.

Es iſt ſeltſam daß Klopſtock, zu dem Goethe von Kindesbeinen an mit einer Verehrung aufſah die wir ſonſt nicht bei ihm beobachten, was Goethe's Schriftſtellerei und Dichtung anlangt keine Einwirkung auf ihn geübt hat. Bei Goethe iſt nichts auf Klopſtock zurückzuführen. Selbſt die Oden, in denen er nach der Straßburger Zeit gern ſein Gefühl ergießt, deuten mehr auf Pindar als auf Klopſtock. Die eine aus der Tragödie Mahomet, welche in der That Klopſtockiſch genannt werden kann, bildet ſo ſehr eine Ausnahme, daß ſie das Geſagte nur beſtätigt. Man würde ſie ohne ihren Urſprung zu kennen kaum Goethe zuſchreiben. Die Eindrücke der Kinderjahre ſcheinen eine Art hiſtoriſcher Ehrfurcht bei Goethe begründet zu haben, die Klopſtock gegenüber ausnahms-

weise ein Herausgehen aus der, man könnte fast sagen frechen Unbekümmertheit um derartige Venerabilitäten zur Folge hatte, die ihm sonst eigenthümlich war. Goethe sagt einmal im hohen Alter von sich „wir andern dummen Jungen von 1772", er wollte damit die respectlose Gleichgültigkeit bezeichnen, mit der er und seine Genossen sich den Vorurtheilen ihrer Zeit in jeder Richtung damals entgegen setzten. Was ihnen nicht paßte erkannten sie nicht an und sprachen das trocken aus. Bei Klopstock aber ließ Goethe eine Ausnahme zu.

Als Lotte und Werther auf jenem verhängnißvollen Balle am Fenster nebeneinanderstehend in die Nacht hinaussahen, wurde nur das eine Wort zwischen ihnen gewechselt: Klopstock! Damit war erschöpft was in jenem Momente sich Erhabenes sagen ließ.

Klopstock repräsentirte die Deutsche Dichtung als oberste geheiligte Behörde. Sein Messias stellte ihn den Augen seiner Zeitgenossen sogut über Homer, als Voltaire mit seiner Henriade von sich selbst und den Franzosen über Homer gestellt wurde. Die letzten fünf Gesänge des Messias, an dessen Lectüre Goethe und seine Schwester als Kinder sich verbotenerweise begeistert hatten, waren eben erst zu Stande gekommen, die Oden erschienen als Goethe in Straßburg studirte, Klopstock zählte erst 51 Jahre, seinem Ruhme hatte er bereits die letzte höchste Weihe gegeben. Sein Deutsch war das edelste, freieste, reichhaltigste; große Gedanken ließen sich bei uns nur in der Sprache ausdrücken die er geschaffen hatte.

Klopstock war eine Erscheinung im großen Style, Freund und Vertrauter von Prinzen und Prinzessinnen, und hatte in seinem persönlichen Auftreten etwas Fürstliches. Wir sehen im 16. Jahrhundert den Cardinal Bembo so zu theologisch-litarischem Fürstenstande sich erheben. Goethe, als er Eckermann von Klopstock erzählte, sagt er habe ihn wie seinen Oheim betrachtet. Dasselbe wohl hatte er im Sinne, als er ihn dem Kanzler Müller als vornehmthuerisch, steif und ungelenk charakterisirte. Man sah zu

Klopſtock empor und dieſe ſcheue Verehrung der zu ihm aufblickenden jüngeren Generation war ihm eine gewohnte Umgebung geworden. Auch Klopſtock hatte als Theologe angefangen und das freiwillig Eingreifende, Seelſorgeriſche war ſeiner Natur gemäß. Wo unter den jungen Dichtern etwas nicht war wie es ſein ſollte, ſchrieb Klopſtock aufgefordert oder unaufgefordert einen Brief und man fügte ſich. Mit Goethe freilich iſt er gerade dadurch ſehr unſanft auseinandergekommen.

Klopſtock hatte dieſe hohe Stellung ſich nicht erkämpft, ſondern der Lorbeer war friedlich und üppig um ſein Haus emporgewachſen faſt ohne ſein Zuthun. Er war ſtets in behaglichen Verhältniſſen. Leſſing der einſam in Wolfenbüttel ſaß, oder Herder, der, noch verlaſſener beinahe, in Bückeburg ſich feſtgefahren hatte, von wo als Profeſſor nach Göttingen zu kommen ſelbſt bei erniedrigenden Bedingungen kaum möglich war, verhielten ſich zu Klopſtock wie kleine energiſche Seeſtaaten zu einem ausgedehnten Binnenkaiſerthume: ſie ſtanden für ſich allein und betrieben ihre Politik auf eigne Fauſt. Klopſtock dagegen arbeitete mit einem umfangreichen Regierungsapparate und als ſymboliſche Darſtellung dieſes Reiches, das ihm gehorchte, verfaßte er ſeine „Gelehrtenrepublik“, eine Miſchung von romantiſcher Erzählung und nüchternem Raiſonnement wie Rouſſeau's Emil und dieſem nachgebildet.

Rouſſeau hatte am Schluſſe des Emil das ideale Reich, wo Alles ſich verträgt und wohlbefindet, doch nicht nach Frankreich zu verlegen gewagt, ſondern ſich die damals zu dieſem Behufe ſtets bereitliegenden griechiſch-aſiatiſchen Inſeln ausgeſucht. Klopſtock dagegen organiſirte ſeine Republik der literariſch Gebildeten in Deutſchland ſelber. Was ſein Buch enthält, ſind Berichte über Vorfälle in dieſer bereits conſtituirten Republik. An ihrer Spitze ſtand der aus den oberſten Weltweiſen gebildete Areopag und dann ging es ſtufenweiſe abwärts bis zu denen, welche überhaupt nur im Stande waren mitzuſprechen und ein Urtheil abzugeben und die die Corona bildeten. Ganz Deutſchland ſubſcribirte auf das Buch. Als es herauskam

ſchrieb Goethe, es ſei die bedeutendſte Erſcheinung des Jahrhunderts, es enthalte die einzige Poetik die überhaupt möglich ſei, während Herder ſich dahin ausſprach, dieſe Gelehrtenrepublik ſei aus lauter kleinen Jungen gebildet mit Klopſtock in der Mitte.

Klopſtocks Schriften werden heute kaum mehr geleſen. Die Proſa der Gelehrtenrepublik und ſeine Briefe erſcheint ſchleppend und monoton, ſeinen Oden fehlt in den Bildern das Anſchauliche, während die ſchwer dahin tänzelnde Anmuth der Verſe nicht mehr imponirt und den Reiz der Neuheit verloren hat. Doch wir können nicht wiſſen, ob auch in Zukunft ſtets ſo geurtheilt werden könne. Klopſtocks Pathos entſprang wahrem Gefühl, ſeine Sprache beſitzt eignes Leben und ſeine Stellung in der literariſchen Entwicklung iſt eine unumgängliche. Er wird, wie Ennius in der römiſchen Literatur, auch dadurch vielleicht immer bedeutend bleiben, daß er die erſten gelungenen Verſuche machte den Accent der Worte und der Sätze mit ihrem geiſtigen Inhalte in Uebereinſtimmung zu bringen.

Wir wiſſen daß Goethe Klopſtock hoch verehrte, worüber ſie jedoch damals perſönlich mit einander hätten verhandeln können weiß ich nicht. Goethe trug jener Tage ſeine Stella mit ſich herum, ein Stoff der Klopſtock empört haben würde. Selbſt Friedrich der Große, obgleich ihm weder an officieller Moral noch an Deutſchen jungen Dichtern das Mindeſte gelegen war, fühlte ſich bewogen über dieſes Stück ſein Mißfallen zu erkennen zu geben. Klopſtock würde nicht anders geurtheilt haben, denn Goethe ſelber, nachdem der Enthuſiasmus verflogen war, mit dem er ein paar Jahre an dieſer Dichtung gehangen, ſtimmte dem allgemeinen Urtheile bei indem er dem Schluſſe eine andere Wendung gab.

Auch über dies Stück, das unſerm Plane nach mit kurzer Erwähnung abgethan worden wäre, um ſeines abſonderlichen Inhaltes willen noch einige Worte.

Um zu begreifen, wie Goethe die ſcheinbar ſo capitale Aenderung am Schluſſe dieſes Stückes vornahm, daß der Held, ſtatt die Frauen, die beide an ſein Herz Anſprüche haben, beide zu heirathen,

sich erschießt, müssen wir bedenken, daß die neue Fassung sich leichter bietet als es scheinen könnte. Stella schloß mit der doppelten Heirath: nichts natürlicher als der Vorwurf, daß Goethe die Bigamie vertheidige. Allein dieses Ende war in keiner Weise der nothwendige Abschluß auf den die Entwicklung des Stückes drängt. Wo es sich darum handelt, wie bei den Mormonen heute, daß ein Mann mehr als eine Frau heirathet, wird davon ausgegangen, daß es im Belieben des Mannes stehen müsse, sich mehr als eine Frau zu nehmen. In Goethe's Stücke aber handelt es sich um zwei Frauen, welche beide ein Recht auf den Mann zu haben glauben, dem sie zu verschiedenen Zeiten voll angehört hatten. Zur Ueberraschung nicht nur des Zuschauers, sondern des Helden selber, der an dergleichen nie gedacht hatte, wird nun im höchsten kritischen Augenblicke an die Geschichte des Grafen von Gleichen mit seinen beiden Weibern erinnert, worauf man sich zu einem ähnlichen Verhältnisse verbindet. Im Entzücken, einen solchen Ausweg gefunden zu haben, schließt das Stück und dem Zuschauer wird keine Zeit gelassen, weiter hinauszudenken. Für Goethe war das Wichtige in Stella der Charaktergegensatz der beiden Frauen, die in all ihrer Leidenschaft und Lebhaftigkeit noch heute unvergänglich vor uns stehen. Urlichs und im Anschluß an seine Untersuchungen Scherer haben nachgewiesen, auf welchem Wege Goethe dieses seltsame Problem von außen her zugekommen war. —

Goethe war durch den Ruhm welchen das Erscheinen Werthers in diesen Tagen ihm zubrachte, ein Ruhm der lange Jahre frisch vorgehalten hat, nun endlich in das Fahrwasser gerathen, dessen er bedurfte. Er war glücklich und übermüthig. So süßen Wein als der Herbst 1774 für ihn zeitigte, hat das Schicksal ihm niemals wieder vorgesetzt. Und um dieses Glück zu vollenden, sollte ihm nun auch das bisher Versagte zu Theil werden: die Liebe zu einem schönen jungen Mädchen, das ihn wiederliebte und nichts dagegen hatte seine Frau zu werden. Alle Elemente schienen vorhanden, jetzt ein solides bürgerliches Glück für die ganze Lebenszeit aufzubauen.

Wir haben gesehen, wie jedes neue Herzensverhältniß Goethe innerhalb eines erweiterten Horizontes erscheinen läßt. Zuerst, als er Gretchen liebte oder in Leipzig gute hübsche Mädchen ihn fesselten, bildet nur eine Wirthshausstube den Hintergrund der Bühne. In Straßburg erweitert sich schon die Scene: da haben wir ein Dorf mit weiter Fernsicht; in Wetzlar giebt das Deutsche Haus, die ganze kleine Stadt dazu, sammt ihrer landschaftlichen Umgebung den Schauplatz ab: mit Lilli aber spielt das Stück auf einer großen Opernbühne gleichsam, bei brillanter Beleuchtung. Es handelt sich um die Tochter eines vornehmen Frankfurter Hauses. Salons, Maskenbälle, Fahrten zu Wasser und zu Lande kommen vor, viele wichtige Personen greifen ein: statt kleiner Stücke, bei denen wenige Personen thätig sind, haben wir hier eine Comödie von fünf vollen Acten die nach heftigem Hin- und Herkämpfen erst ihren sich langhinziehenden Abschluß findet.

Goethe war damals gewiß eine von den guten Partien in Frankfurt. Er stand als ein schöner, junger Mann da, der des besten Rufes genoß. Er hatte die überquellende Jugendkraft der Niemand widerstand: er war wohl dazu gemacht, daß ein junges Mädchen von sechzehn Jahren sich in ihn verliebte. Aus Goethes damaliger Art zu sein ist eine Figur seiner Dichtungen zu erklären, für welche sich sonst kein rechter Schlüssel bietet und die auf Goethe selbst erklärendes Licht zurückwirft: der Rugantino, oder wie er in der ersten Bearbeitung heißt Crugantino des damals entstandenen Dramas „Claudine von Villabella“ ein „Vagabund“ d. h. ein Sohn aus gutem Hause, der im Sinne der spanischen Novellen seine Zeit auf den Landstraßen und im Gebirge mit lustigen Gesellen verbringt, die ihn in seinen Abenteuern unterstützen, bis endlich die Liebe ihn in die Ruhe einer geordneten Existenz wieder hineinlockt. Eine mildere Ausgabe des Don Juan, den Mozart damals freilich noch nicht componirt hatte, während Cervantes jedoch längst zu Goethe's Lieblingslectüre gehörte. Später hat Goethe das gleiche Thema in Wilhelm Meister wieder aufgenommen.

So ſollte Goethe, der ideale Vagabund, jetzt ſeine Claudine finden und faſt wäre das Experiment gelungen wie bei Crugantino.

Goethe erzählt ſehr anmuthig vom Sommer 1774, den er in Frankfurt verlebte. Seine Reiſe mit Lavater unterbrach nur zeitweilig eine bewegte Geſelligkeit, zu der eine große Anzahl jüngerer Leute ſich verbunden hatten. Den einzelnen Perſönlichkeiten, die Goethe nennt oder die ſich aus anderen Quellen als Theilnehmer ergeben, iſt von unſern Goetheforſchern nachgegangen worden und viel Detail über ſie zu Tage gefördert. Düntzer und Loeper geben darüber Auskunft. Aus dieſem Kreiſe auch empfing Goethe die Anregung den Clavigo zu ſchreiben.

Im Laufe dieſes Sommers vielleicht hat Goethe Lilli's nähere Bekanntſchaft gemacht. Er war ſchon früher mit ihr zuſammengeweſen: ein gutes, offenherziges, blutjunges Ding, das ihm ſein Vertrauen ſchenkte. Bei ſechzehn Jahren aber leiſtet ein kurzer Zeitraum oft viel: als Goethe zu Anfang 1775, wo das rauſchende Geſellſchaftsleben in Frankfurt begann, Lilli wieder begegnete, fand er daß ſie zu einer repräſentirenden Dame geworden war.

Wir beſitzen über das Verhältniß zu Lilli, neben Goethe's eigenem Berichte in Dichtung und Wahrheit, eine Reihe beſonders gearteter, höchſt intimer Documente in den Briefen, welche Goethe damals an die ihm perſönlich fremde Gräfin Auguſte Stolberg ſchrieb, die er trotzdem mit „Guſtchen" und oft mit „Du" anredet. Nirgends tritt die Nachahmung Lavaters ſo hervor als in dieſen Briefen, ſie ſind in ſolchem Grade in einer beſonderen Manier verfaßt, daß ſie ſich von allen übrigen Briefen Goethe's abheben. Im Januar hatte er Lilli zuerſt wiedergeſehen, Mitte Februar ſchreibt er der Gräfin: „Wenn Sie Sich, meine Liebe, einen Goethe vorſtellen können, der im galonnirten Rocke (ſonſt von Kopf bis zu Fuße auch in leidlich conſiſtenter Galanterie) umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar ſchönen Augen am Spieltiſche gehalten wird; der in abwechſelnder Zerſtreuung aus der

Geſellſchaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Intereſſe des Leichtſinns einer niedlichen Blondine den Hof macht, ſo haben Sie den gegenwärtigen Faſtnachtsgoethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorſtolperte“ u. ſ. w. Wir ſehen, was das für eine gefährliche kleine Blondine war. Keine Blume im Walde wie Friederike, keine vor dem Fenſter eines ſtillen Hauſes blühend, wie Lotte, ſondern mitten im prächtigen Garten zwiſchen Springbrunnen und unter der Bewunderung der Menſchen ſich aufſchließend, wo Keiner ſie pflücken, Viele aber ſie bewundern und ihren Duft einathmen durften. Sehen wir wie Goethe die Gedanken jenes Briefes noch einmal zum eignen Gebrauche in Verſe bringt:

Warum ziehſt Du mich unwiderſtehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen
Lag im Mondenſchein
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen
Und ich dämmert ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luft!
Hatte ſchon Dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den Du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüber ſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du Engel biſt, iſt Lieb und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Soweit also, will Goethe der Geliebten sagen, hast du mich gebracht, daß ich das mir verhaßte gesellige Treiben für höher halte als die Natur selber.

Dabei durfte er sich nicht einmal beklagen. Er hätte Alles im Voraus wissen können. Lilli hatte ihm offen und aufrichtig über sich selbst gesprochen. Sie war „im Genusse aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen“ aufgewachsen und machte kein Hehl daraus, daß sie dies für die Folge weder entbehren könne noch wolle. Wir würden sie ohnes Weiteres eine kleine Coquette nennen. Aber auch darüber war Lilli ganz offen gewesen: es machte ihr Freude, Verehrer um sich zu haben. Goethe umschreibt es auf die zarteste Weise. „Auch kleiner Schwächen, erzählt er, wurde gedacht, und so konnte sie nicht läugnen, daß sie eine gewisse Gabe anzuziehen an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, wieder fahren zu lassen verbunden sei.“

Aber es war etwas Anderes, sich dergleichen von einem jungen Mädchen, das im einfachen Kleide neben einem im Walde spaziert, erzählen zu lassen, und hinterher dann die Wahrheit dieser Mittheilungen an sich selber zu erfahren. Lilli trat Goethe als große Dame wieder entgegen, wurde bewundert und ließ sich bewundern und hielt nun zumal, was Goethe anlangte, ihre eigene Methode inne.

Ohne Zweifel hatte sie sich in der Zwischenzeit nach diesem und jenem erkundigt, was Goethe ihr bei jenen Geständnissen sicherlich nicht mit derselben Offenheit anvertraut hatte, und war dahinter gekommen ein wie gefährlicher Kunde auch er sei. Sie nahm sich das ad notam. Ein junges Mädchen von sechzehn Jahren hat nicht viel Gewissen in solchen Dingen: Lilli macht ihren Verehrer eifersüchtig und läßt ihn zappeln, beruhigt ihn dann wieder und setzt ihn aufs Neue in Verzweiflung, kurz, sie schlägt den rechten Weg ein ihn unverbrüchlich festzuhalten, und das dauert drei Monate, bis die Verlobung erfolgt.

Lilli hatte gesiegt, allein kaum war die Partie gewonnen als das Blatt sich wandte. Wir erinnern uns von Friederike her:

Goethe brauchte nur zu ahnen daß er ein Herz überwunden habe, um zugleich die Empfindung in sich erwachen zu fühlen daß die Höhe erreicht sei und der Weg wieder abwärts führe. Goethe beschreibt auch diesmal den gleichen Verlauf. Seine wachsende Leidenschaft, sein Glück, und dann das Erwachen aus dem Taumel. Sobald er als officieller Bräutigam dastand, war die Parole gegeben: sich zu befreien. Er sieht wie seine Mutter sich auf die Schwiegertochter ernstlich gefaßt macht. Ein Schrecken überkommt ihn, eben im April hatte er sich verlobt und schon im Mai meldet er Herder daß Alles vorbei sei. Aber er täuschte sich, so rasch ging das diesmal nicht. Nachdem Lilli ihn gequält, beginnt er sie zu quälen. Ich deute das Alles nur in großen Zügen an, ich gebe nichts was auch nur als Auszug der langsam vorrückenden mit dem reizendsten Detail ausgestatteten Darstellung in Dichtung und Wahrheit gelten könnte, deren Genuß nicht verkümmert werden soll. Goethe's Darstellung ist unübertrefflich und kein Wort darf verloren werden.

Es hat etwas Jammervolles, zu sehen, wie das arme Mädchen, mit ihren paar Künsten zuletzt unterjocht, es nun dem recht zu machen sucht, den sie liebt. Aber all ihre Klugheit reicht nicht aus, zu erkennen, mit welcher Macht sie sich in einen Kampf eingelassen hatte. Goethe's dämonischer Trieb, keine Bande zu leiden und wenn es die liebsten wären, zerbrach und zerriß wieder was so zart gewebt und geknüpft worden war.

Aus Goethe's Briefen an die Gräfin Stolberg ersehen wir, wie völlig ihn die Sache hinnahm. Dieser Freundin gegenüber, die er nie mit Augen gesehen, konnte er sich gehen lassen als schreibe er nur für sich selber. Man fühlt, er will gegen irgend Jemand, durch Schreiben loswerden was ihn bedrängt. Es ist seltsam wie er in diesen Berichten den Wechsel des Wetters und der Jahreszeit immer mehr als unentbehrliche Zugabe mit beschreibt. Er hat das schon früher gethan, der Werther ist voll davon, hier aber räumt er diesen Aeußerlichkeiten ein solches Recht

müſſen, die der Frühling und der Sommer daran wach

Zuerſt dauert uns Goethe, dann in noch höh
Lilli, dann bedauert man Beide gleichmäßig. Man
in ſtarkes Gefühl zu einander geführt hat und zuſ
Die ſagen ſich dennoch daß ſie ſich trennen müſſen,
as rechte Wort nicht finden. Beide empfinden in r
enten, wo das was ſchön und liebenswürdig in ih
einer vollen Geltung kommen konnte, ſich mit Entzück
obte in gegenſeitigem Beſitze und kein Gedanke von T
n ſolchen Zeiten Macht über ſie.

Im Mai macht Goethe den erſten Verſuch ſich
r unternimmt eine Reiſe in die Schweiz, bei der Italier
runde lag. Es waren die beiden jungen Grafen Stolberg,
Luiſchens, Muſterzöglinge Klopſtocks erſchienen und
auſe abgeſtiegen. Goethe iſt ſpäter mit ihnen auseinande
beſpricht ſie mit einer gewiſſen Ironie, die er ſonſt
wendet. Er ſchildert ihr begeiſtertes Weſen, ihren F
nd wie ſie auf den Tod des Tyrannen mit den Gläſern
türlich ohne irgend einen ſpeciellen Tyrannen im Sinn
Wie der alte Goethe ängſtlich dabei ſteht, und, noch äng

goſſen und vertilgt werden müſſe. Von dieſem Zuſammenſein rührte der Namen „Frau Aja“ her, den Goethe's Mutter fortan als höheren literariſchen Kneipnamen führte, und auf den ſie ſelber ſtolz war.

Mit dieſen beiden Stolbergs alſo macht Goethe ſich auf. Noch ehe ſie Carlsruhe erreichen, hat der eine junge Graf bereits Proben ſeines excentriſchen Weſens gegeben. Er war in eine Engländerin verliebt geweſen und verfällt in Erinnerung daran in periodiſche Tollheitszuſtände. Der Graf Haugwitz, der mit von der Partie war, ſuchte den jungen Mann in ſolchen Augenblicken zu beruhigen, während Goethe der Meinung war, man müſſe ihn vielmehr austoben laſſen. In Carlsruhe treffen ſie, wie in Dichtung und Wahrheit behauptet wird, Klopſtock, „welcher ſeine alte ſittliche Herrſchaft über die ihn hochverehrenden Schüler gar anſtändig ausübte“, während Dr. Hennes, dem wir die letzten Veröffentlichungen über die Stolberge verdanken, von Neuem darauf hinweiſt, es ſei Klopſtock damals längſt wieder in Hamburg geweſen. Wir laſſen hiermit die beiden Grafen auf ſich beruhen, die für die Betrachtung des Goethe'ſchen Lebens von keiner Wichtigkeit mehr ſind. Berühmt genug ſind ſie in ihrer Art geworden, als Dichter aber, die literargeſchichtliche Ehrenſtellung ausgenommen, kaum noch bekannt. Meiner Meinung nach haben ſie eine Sprache beſeſſen die ſchöner und reicher und reiner geweſen iſt als die Anderer neben ihnen, deren Werke weniger vergeſſen ſind. Die Aeſchylosüberſetzung des Stolberg iſt die beſte die wir haben und Voß wäre nicht im Stande geweſen ſo reine, den Geiſt der griechiſchen Tragiker ausathmende, vornehme Verſe zu bauen.

Goethe's Reiſe war kein Flug über die Landkarte wie heute. Stadt auf Stadt wird mit Gemächlichkeit vorgerückt, die verheirathete Schweſter beſucht und bei Freunden vorgeſprochen. Mit der Schweſter kam es zu Explicationen: Cornelie verlangte daß er ſeine Verlobung auflöſen ſolle.

Ein Zweck der Reiſe waren auch Conferenzen mit Lavater in Zürich, an deſſen erſtem Theile Goethe längſt druckte und mit nachträglicher Redaction eigentlich das Meiſte that. Goethe lebte da-

mals im vollen Glauben an dieſe Dinge: Auguſte Stolberg ſendet ihm ihren Schattenriß und er findet darin ihre ganze Seele wieder, wie er ihr in begeiſterter Auslegung mittheilt. In Zürich wohnt Goethe im Schwert, das noch heute beſteht. Wer die Beſchreibung dieſer Reiſe kennt, kann nicht auf dem See dort fahren und auf die Berge ſehen ohne ſich Goethe's zu erinnern, der im Gedanken an Lilli auf dem Waſſer da die Verſe dichtete:

— Aug' mein Aug' was ſinkſt du nieder
Goldne Träume kommt ihr wieder. —

Man fühlt wie in der Einſamkeit Lilli's Geſtalt ihm immer reizender wieder vor die Seele tritt und wie, während er ſich befreit glaubt, Sehnſucht zu ihr mehr und mehr ſich ſeiner bemächtigt.

Die Reiſe ging nun über die Berge zum Vierwaldſtätter See hinüber. Im Nebel und Regen klimmt Goethe zum Rigi auf, fährt an den Ufern herum, die Viele von uns ſo gut kennen, und geht dann den Sanct Gotthard aufwärts mit dem fertigen Entſchluſſe nach Italien hinunterzuſteigen. Hier vollzieht ſich nun aber der Umſchwung. Die Sachen ſtanden aufgepackt und bereit, da trifft es ſich, daß der Tag gerade Lilli's Geburtstag iſt und ein kleines goldnes Herz kommt Goethe zu Geſichte, das ſie ihm geſchenkt hatte und das er an einem Bändchen um den Hals trug. Er küßt es. Eine unbezwingliche Sehnſucht bemeiſtert ſich ſeiner. Er läßt die Leute mit dem Gepäck kehrt machen und tritt den Rückweg nach Frankfurt an. Damals iſt, wie er erzählt, das Gedicht entſtanden:

Angedenken du verklungner Freude
Das ich immer noch am Halſe trage
Hältſt du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lilli, vor Dir? Muß noch an Deinem Bande
Durch fremde Lande,

Durch ferne Thäler und Wälder wallen?
Ach! Lilli's Herz konnte ſobald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie der Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er iſt der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon jemand angehört.

Goethe verlegt dieſe Verſe in jene Tage, die Kritik dagegen glaubt ſie in ſpätere Zeit ſetzen zu müſſen, wo Goethe, für immer von Lilli getrennt, in Thüringen ihrer noch gedachte und ſeiner Sehnſucht ſo Worte gab. Ich glaube ſelbſt daß die Sache ſich ſo verhält und daß die Erinnerung ihn getäuſcht hat. So wenig vermochte ſelbſt ein Mann wie Goethe, der über ſeine Erlebniſſe beinahe Buch zu führen gewohnt war, vom Vergangenen genaue Rechenſchaft abzulegen, denn nichts nöthigte, der literariſchen Abrundung wegen etwa das Entſtehungsdatum des kleinen Gedichtes umzuändern.

Vor Ende Juli traf Goethe zu Hauſe wieder ein. Lilli war nicht da, ſie hielt ſich bei Verwandten in Offenbach auf. Seine Leidenſchaft für ſie erwacht mit der alten Lebendigkeit. Seine Briefe aus dieſen Tagen laſſen erkennen, wie glücklich er ſich fühlt in die alte geliebte Sclaverei wieder eintreten zu dürfen. Ein Brief an Lavater, Mitte Auguſt geſchrieben, bringt uns die Geſtalt des ſchönen Mädchens ſo recht anſchaulich vor die Augen: „Geſtern waren wir, ſchreibt er, ausgeritten, Lilli, d'Orville und ich. Du hätteſt den Engel im Reitkleide zu Pferde ſehen ſollen.“ Lilli war nicht bloß ſchön, ſie war gewandt, ſie war reizend, ſie war — ich bitte das Wort nicht falſch zu nehmen — elegant. Auch Goethe war das. Er verwandte Sorgfalt auf ſeine Erſcheinung und kleidete ſich koſtbar. Er gab mehr Geld damals aus als ſein

Vater ihm zur Verfügung ſtellte oder ſeine Schriftſtellerei ihm einbrachte, und wir ſehen ihn bei guten Freunden, bei Jacobi, Frau von Laroche und Andern Anlehen aufnehmen. Und ſo, da er für ſich ſelber Sinn dafür hatte, wußte er auch an Andern den harmoniſchen Glanz der äußeren Erſcheinung wohl zu ſchätzen, und Lilli die ſich ungezwungen als große Dame bewegte, verlor dadurch gewiß nicht in ſeinen Augen.

Und doch heißt es am Ende dieſes Briefes an Lavater unerwarteterweiſe wieder, er möge ihm näher angeben, von welchen Dingen er wünſche, daß er ſie in Italien ſähe. In einem Winkel ſeiner Seele alſo doch die Reiſe! Auch dauerte es nicht lange und der Umſchwung war wieder eingetreten. Es kamen eine Reihe von Mißverſtändniſſen, an denen Lilli und Goethe nicht allein die Schuld trugen. Es waren Leute in ihrer Familie die die Heirath nicht wollten. Goethe ſpricht in Dichtung und Wahrheit nicht Alles aus, in der Unterhaltung mit Sulpiz Boiſſerée, vierzig Jahre ſpäter, iſt er deutlicher. Heute wiſſen wir, daß Lilli's Mutter dagegen war.

Lilli wollte offenbar nicht diejenige ſein, welche verlaſſen wird, konnte ſich aber auch nicht entſchließen, die zu ſein, welche zuerſt zurücktrat. Goethe ſagt, ſie habe ihm einmal den Vorſchlag gemacht, alle Verhältniſſe die hindernd und ſtörend zwiſchen ſie traten abzuwerfen, nach Amerika zu gehen und dort nur ſich zu leben. Goethe aber konnte den Entſchluß nicht billigen und es ſcheint als ſei der Gedanke auch bei Lilli nur, wie Bancroft ſagt, zufällig einmal wie eine Wolke über einen Garten gezogen. Die Art wie ſie endlich auseinanderkamen, bildet einen faſt proſaiſchen Abſchluß.

Alljährlich war in Frankfurt die Meſſe das große Ereigniß. Eine Menge Bekannte ſtrömten von allen Seiten zu und in den Familien ging es bewegt und hoch her. Hier ließ Lilli ſich die zärtliche Zuthunlichkeit vieler jüngerer und älterer Hausfreunde und Verwandten in einer Weiſe gefallen, welche Goethe unerträglich wurde. Er ſprach ſich entſchieden darüber aus und ſie trennten ſich, ohne allzuviel Thränen ſcheint es.

Goethe fühlte, daß mit dieſem Bruche Frankfurt überhaupt kein Boden mehr für ihn ſei. Die Stadt war „wie mit Beſemen für ihn gekehrt“. Er mußte und wollte fort von da. Am nächſten lag es nach Italien zu gehen, als, wie vom Schickſal vorbereitet, plötzlich ein anderes Verhältniß eine ungeahnte Wendung nahm, und ihn eine andere Richtung einſchlagen ließ.

Kurz nach Klopſtock waren die beiden weimariſchen Prinzen, der ältere, Carl Auguſt, mit dem Grafen Görz als Gouverneur, der jüngere, Conſtantin, mit dem ehemals preußiſchen Offizier von Knebel, bei Goethe erſchienen. Sie blieben nur ein paar Tage, man verſtand ſich ſogleich und fand Gefallen aneinander. Knebel beſonders, ein ſtattlicher Mann von 30 Jahren, den Goethe als er zum erſten Male in der Dämmerung in ſein Zimmer getreten war, der Geſtalt nach für Jacobi gehalten hatte (und dem ſein begeiſtertes hingebendes Weſen in der Jugend ebenſo zum Vortheil gereichte als es ihm im Alter im Wege ſtand) war Goethe's Freund geworden. Als die Prinzen nach Mainz weitergingen blieb er bei Goethe zurück um mit dieſem dann nachzukommen. In Mainz begann der Verkehr mit den Prinzen von Neuem, auf der Reiſe in die Schweiz war Goethe ihnen dann in Carlsruhe wieder begegnet, Carl Auguſt als declarirtem Verlobten der Prinzeſſin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt. Goethe trat den Prinzen jetzt näher und es entſpinnt ſich ein Briefwechſel mit Knebel, durch den eine dauernde, lebhafte Verbindung mit Weimar unterhalten ward. Den 3. September 1775 nun aber hatte Carl Auguſt an Stelle ſeiner Mutter der verwittweten Herzogin Amalia die Regierung ſelbſt übernommen und ſich nach Carlsruhe aufgemacht, wo ſeine Vermählung gefeiert wurde. Auf der Hin- und Rückreiſe ſah er Goethe wieder, und als er Mitte October mit ſeiner jungen Frau in Frankfurt auf einen Tag Halt machte, wurde ein Beſuch in Weimar verabredet. Ein aus Carlsruhe nachkommender Kammerjunker des Herzogs ſollte Goethe in ſeinem Wagen aufnehmen. Tag und

Stunde waren bestimmt und von Goethe wird Alles für die Abreise fertig gemacht.

Noch einmal scheint die Sache nun aber in Frage gestellt zu werden. Der Wagen bleibt aus. Tag auf Tag wird vergebens gewartet und auch keine Briefe erscheinen, die Sache aufzuklären. Es sah aus, als sei man anderen Sinnes geworden und habe es für das kürzeste Mittel gehalten, sich von dem Frankfurter Advokaten loszumachen, daß man ihn einfach sitzen ließe. Weniger Goethe selber als sein Vater, der einmal mit Fürstlichkeiten nichts zu thun haben mochte, vertrat diese Auffassung. Der alte Herr wollte seinen Sohn nicht aus Frankfurt fortgeben und es scheint ihm, nun aus der Heirath nichts ward, eine Ahnung aufgestiegen zu sein, als handle es sich mit Weimar vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Schon von Kestners waren Versuche gemacht worden, Goethe in fremde Dienste zu bringen. Diesmal schien der Vater Recht behalten zu sollen. Goethe schnell entschlossen entscheidet sich für Italien und am 30. October macht er sich auf den Weg. Jetzt schreibt er an Niemand mehr, auch an Auguste Stolberg nicht, sondern vertraut sich einfach seinem Tagebuche an. Die wenigen Blätter welche seine Fahrt nach Heidelberg schildern, sind schöner als Briefe gewesen wären. In Heidelberg aber hört er unter seinem Fenster plötzlich einen Postillon blasen, eine aus Frankfurt ihm nachgesandte Staffette. Goethe kehrt Italien abermals den Rücken und den 7. November 1775 trifft er in Weimar ein.

Am letzten Abende vor seiner Abreise war er noch einmal durch die dunkeln Straßen Frankfurts gegangen und an Lilli's Hause vorbeigekommen. Die Wohnzimmer lagen zu ebener Erde. Er sah durch die herabgelassenen Rouleaux wie Lilli sich zum Clavier begab, wie die Lichter dahin getragen wurden und dann mußte er ihre Stimme hören, wie sie sein Lied sang: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich". Goethe sagt, in diesem Augenblicke habe er die ganze Kraft seines Charakters zusammen nehmen müssen, um nicht zu ihr hineinzugehen.

Es hat dieſe Anhänglichkeit ſeines Herzens an ein Weſen, von deſſen eigenem Herzen eigentlich niemals die Rede iſt, etwas Auffallendes. Lilli's Eigenſchaften, wenn wir in die Tiefe gehen, finden in einer gewiſſen Energie, mit der ſie Goethe nicht loslaſſen will, ihren Abſchluß. Tiefer kommen wir überhaupt nicht. Nichts von Friederikens zartem Gemüth, der die Trennung einen tödtlichen Stoß verſetzt, nichts von Lottens allen Eindrücken offener Seele; ſondern ein friſches, lebendiges aber etwas kühles Weltverſtändniß, zugleich aber, wo das Wort einmal gegeben war, eine ſolide bürgerliche Anhänglichkeit, die ſich vielleicht als Treue geben durfte. Gerade dieſer Gegenſatz erklärt das Verhältniß. Lilli's Widerſtand, ihre ungebrochene Selbſtändigkeit übten einen gewaltigen Reiz auf Goethe aus. Obgleich er ſie zu verlaſſen ſchien, konnte er ſich ſagen, daß es Lilli war die ihn verlaſſen hatte. Zugleich aber mußte er hierin die letzte Rechtfertigung des Schrittes ſehen den er that.

Doch hat er ſie nicht ſobald vergeſſen. Schon jenes Gedicht an das goldne Herz, wenn es wirklich ſtatt in der Schweiz, erſt in Thüringen entſtand, erinnert daran. Noch deutlicher ſpricht ein anderes, mit dem er die im Druck erſchienene Stella zu Anfang des nächſten Jahres von Weimar an Lilli ſandte:

Im holden Thal, auf ſchneebedeckten Höhen,
War ſtets Dein Bild mir nah.
Ich ſah's um mich in lichten Wolken wehen
Im Herzen war mir's da;
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Am ſchönſten hat er Lilli's ihm immer wieder in der Seele auftauchendes Bild in dem im Januar ſchon geſchriebenen „Nachtliede des Jägers" gefeiert:

Im Felde ſchleich ich ſtill und wild

Jetzt, wo nur die Erinnerung ſie ihm darſtellte, ward er ſich bewußt, was er an ihr gehabt hatte und was ſie ihm hätte ſein können. Lilli's kindliche Natur entſchuldigte die leichte Art, mit der ſie ihn endlich aufgegeben hatte.

Es wäre möglich daß Goethe erſt dann ſich entſchloß, in Weimar zu bleiben, als die letzte Ausſicht auf eine Verſöhnung mit Lilli verſchwunden war.

In ſchöner Weiſe ſehen wir nun aber das Schickſal dafür Sorge tragen, daß lange Jahre nachdem dieſe Ereigniſſe Goethe's Herzen ſoviel zu ſchaffen gemacht, Lilli's Bild zum allerletzten Male vor ihm erſchien und daß ſie und er ſelbſt neben ihr eine Art Verklärung empfing.

Lilli hatte drei Jahre nach ihrer Trennung von Goethe einen elſaſſiſchen Baron von Türkheim geheirathet und Goethe ſie, als er im Jahre 1779 in Straßburg durchkam, mit ihrem erſten Kinde gefunden, ſie dann aber nie wieder geſehen. Als die franzöſiſche Revolution ausbrach, flüchteten Türkheims und gelangten ſo im Jahre 1794 oder 1795 nach Erlangen, wo Lilli mit einer jungen Gräfin Egloffſtein vertraut wurde, einer Weimaranerin, welche obgleich mit Goethe bekannt, nicht ahnte daß eine Lilli lebe und daß Frau von Türkheim dieſe Lilli ſei. Eines Tages beginnt dieſe aber ſelbſt davon zu erzählen, ihr ganzes Leben zu beichten und nun in einer Weiſe von Goethe's Einfluß auf ſie zu reden, die etwas Ergreifendes hat. Wie ſie ihm ihre geiſtige, ihre moraliſche Exiſtenz ſchuldet, als deren Schöpfer ſie ihn anſehe, wie er allein in ihrem Verhältniß in rührender Weiſe für ſie Sorge getragen, er allein verhindert habe, daß ſie „ohne Schaden ihrer bürgerlichen Ehre" daraus hervorgegangen ſei. Mit einer Rückhaltloſigkeit, die den inneren Seelendrang bekundet, Goethe nachträglich ihre Dankbarkeit zu beweiſen, machte Lilli dieſe Geſtändniſſe nicht für die Gräfin Egloffſtein allein, ſondern bittet dieſe am Schluß, Alles das Goethe in ihrem Namen wiederzuſagen.

Die Gräfin jedoch unterläßt das. Sie ſei damals, entſchul-

digt sie sich, eine zu schüchterne, junge Frau gewesen um den Muth zu haben, Goethe von diesen Dingen zu reden. Später, als sie ihn in älteren Jahren wiedergesehn, habe ihre Taubheit sie verhindert, sich mit ihm mündlich darüber zu vernehmen; endlich in ganz hohem Alter entschließt sie sich zu schreiben. Der Brief ist aus dem Jahre 1830, als Goethe achtzig Jahre zählte und gerade damit beschäftigt war, die letzten Partien von Dichtung und Wahrheit abzuschließen, mit denen er eben Lilli's wegen so lange gezögert hatte, Er antwortet ihr: „Nur mit wenigen Worten, verehrte Freundin, mein dankbarstes Anerkennen. Ihr theures Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. Mehr wüßte ich nicht zu sagen. Ihnen aber möge zu geeigneter Stunde, als genügender Lohn, irgend eine ebenso freudige Erquickung werden."

Die Gräfin beschreibt Frau von Türkheim als eine schlanke Gestalt, mit mildem, schwermüthigem Ausdrucke.

Auch Lilli's Kinder, als sie in Weimar erschienen, wurden auf das Freundlichste von Goethe aufgenommen. Als Goethe im Jahre 1815 Boisserée über sein Verhältniß zu Lilli erzählte, im Wagen zwischen Heidelberg und Carlsruhe, hoffte er damals Frau von Türkheim in Carlsruhe wiederzusehen, allein er fand sie nicht.

Zwölfte Vorlesung.

Weimar. — Anna Amalia. — v. Fritsch. — Wieland.

Als Goethe nach Weimar ging, konnte er nach Hause nicht wieder zurück. Der Frankfurter Advocat war abgethan. An den Vater wurden einige Monate später, als sich herausstellte, daß Goethe in den sächsischen Staatsdienst treten müsse, Briefe geschrieben welche scheinbar die Einwilligung verlangten: aber die Antwort hätte ausfallen können, wie sie wollte, Goethe wäre nicht wieder in die alten Verhältnisse zurückgekehrt. Auch sehen wir gleich in den ersten Tagen entschieden, daß er in Weimar bleiben werde, wird auch die Form festgehalten als handle es sich nur um einen Besuch. Goethe schreibt hinterher, als Alles klar und abgemacht war, seiner Mutter einen sehr vernünftigen Brief, worin er ihr die Vortheile der neuen Lage auseinandersetzt und sie aufs Gewissen fragt, was denn geworden wäre, wenn er etwa in Frankfurt hätte bleiben wollen. Auch scheint mit Hülfe der Mutter der Vater das verstanden zu haben und willigte ein daß sein Sohn weimarischer Legationsrath mit 1200 Thalern Gehalt würde, „weil der Herzog ihn nicht entbehren konnte".

Goethe war sechsundzwanzig Jahre als er nach Weimar kam. Um diese Zeit pflegt in der menschlichen Entwicklung ein Umschwung einzutreten: der Trieb aufzunehmen, zu lernen, sich anzuschließen, sich unterzuordnen geht über in das Bedürfniß, weiterzugeben, zu lehren, zu befehlen. Goethe besaß nun das was er sich lange gewünscht hatte: eine Stellung wo er ganz auf sich angewiesen war.

Das Vergangene verſinkt und empfängt etwas Traumhaftes, ſein Leben beruht auf neuen Grundlagen.

Für Goethe als er 1775 Frankfurt mit Weimar vertauſchte war der Unterſchied ein ſtärkerer als wenn heute Jemand nach Amerika geht um dort zu bleiben. Entfernungen ſind heute faſt illuſoriſch: damals war das kleinſte Fortgehen von zu Hauſe „eine Reiſe". Goethe war ein Süddeutſcher, vielmehr ein Südweſtdeutſcher: der Rhein ſein Heimathsſtrom, überall wo er geweſen floſſen die Wäſſer dem Rheine zu. Die kurze Epiſode in Leipzig kann kaum gerechnet werden, denn da war nicht ein einziger Faden angeſponnen worden der gehalten hätte. Das rheiniſche Leben iſt ein raſches, bewegtes Leben auf der Straße oder doch außer dem Hauſe. Das Land iſt reich und üppig. Jahre in denen nicht ein gewiſſer Ueberfluß herrſcht, werden unter die ſchlechten Jahre gerechnet. Reicher unabhängiger Adel, reiche Kaufleute, reiche Landleute gaben den Ton an.

Mitteldeutſchland dagegen und Thüringen war dürftiger, man lebte im Hauſe und behalf ſich. Man hatte da nicht ſeinen eignen Wein im Keller, es wurde Bier getrunken. Sparſam gleichmäßig und ſtill lebende Beamte gaben den Ton an und die Jahre waren ſchon gute die nicht geradezu ſchlechte waren.

Im vorigen Jahrhundert bot ſich das fließende ſchiffetragende Waſſer der rheiniſchen Lande noch in ganz anderem Maaße als heute zum belebenden Verkehrsmittel: Frankfurt war das Centrum einer unabläſſig zu- und abſtrömenden Bewegung; Weimar dagegen ein kleines armes Städtchen, abſeits vom Wege. Erfurt erhob ſich daneben als eine große Stadt gegen die Weimar nicht aufkam. Die Frankfurter Häuſer waren Paläſte gegen die Weimaraner Häuschen. Goethe war an belebte Straßen, an Drängen und Treiben gewöhnt: hier fand er nur ſparſames Hin- und Hergehen, wo es Niemandem darauf ankam ob er ſchneller oder langſamer vorwärts käme. Den jämmerlichen Eindruck den die Stadt damals machte, die nicht wie heute mit Park und Gärten und Landhäuſern leiſe in die Landſchaft

verläuft, ſondern mit Mauern und Gräben und einem eben abgebrannten alten Schloſſe in kahler Umgebung lag, finden wir oft hervorgehoben.

Zu dieſen Aeußerlichkeiten aber geſellten ſich noch weit wichtigere innere Unterſchiede.

Goethe war in Frankfurt der Sohn eines der erſten Häuſer. Die Familie gehörte nicht zu den vornehmſten Patriciergeſchlechtern der Stadt, aber wenn das auch bei Goethe's Vater noch hervortreten konnte, Goethe ſelber, der Sohn, hatte dieſen Mangel gänzlich in Vergeſſenheit gebracht. Der junge Goethe war etwas wie ein Prinz unter den andern jungen Leuten. Elegant, überall dabei, ein Advocat der ſich etwas herausnehmen durfte, eine anerkannte literariſche Macht. Mit ſeiner eignen vorwärtsſtrebenden Unruhe ſtand er in lauter feſten, wohlgefügten, ihm durchaus bekannten und geläufigen Verhältniſſen. Jetzt war er in eine unſichere Lage verſetzt worden, die er ſich aus eigner Energie erſt neu ſchaffen und befeſtigen mußte, war in die Mitte eines hochmüthigen, nur an den Verkehr im eignen Kreiſe gewöhnten Adels geſtellt, von dem auch ihrerſeits die Bürgerlichen ſich, ohne Haß aber mit Entſchiedenheit abgeſchloſſen hielten: in die bürgerliche Reſſource in Weimar durfte kein Adliger aufgenommen werden. Die Stellung und Stimmung des thüringiſchen Adels wurde dadurch verſchärft, daß er des Geldes wegen auf den Staatsdienſt und die Stellen bei Hofe angewieſen war.

Goethe, deſſen Umgang dieſer Adel von nun an ſein ſollte, welcher ihn als „Genie“ und als Vertrauten des Herzogs gelten laſſen mußte ohne ihn jedoch zu ſich zu rechnen, ſah ſich in eine nicht leichte Poſition gebracht. „Unter meinen Jugendfreunden befand ſich kein Edelmann“ erzählt er ſelber. Nun war er mitten in dieſe Geſellſchaft hineinverſetzt als Freund, Gewiſſensrath, Miniſter und Erzieher eines Souverains von noch nicht zwanzig Jahren. Er kannte die weimariſchen Verhältniſſe nicht. Er hatte keine Vorſchule für befehlende praktiſche Thätigkeit durchgemacht, noch weniger wußte er zu gehorchen, und beides war fortan ſeine Aufgabe.

Dagegen kam ihm freilich der Leichtsinn der Jugend zu Gute, welche sich durch Schwierigkeiten nicht erschrecken läßt, die sie nicht aus Erfahrung kennt. Ein ungemeines Selbstgefühl belebte ihn. Er traute sich zu, durchzuführen was er einmal angriffe. Er sah auf die ganze Wirthschaft in gewissem Sinne herab, er wußte, daß er jeden Moment seine Zelte wiederabbrechen und nach Italien oder sonstwohin gehen könne. Er besaß das unbeschränkte Vertrauen des Herzogs und stand als alter Darmstädter der Herzogin besonders nahe, die, gleich ihm, aus Süddeutschland nach Thüringen neu versetzt worden war. Goethe war von Anfang an auf den nächsten Umgang mit der herzoglichen Familie basirt und als Familienrath hier bald unentbehrlich. Besiegelt wurde dieses Verhältniß durch die Gunst der Herzogin-Mutter. Diese Frau war die Seele des Weimaraner Lebens. Eine ausgezeichnete Fürstin. Die Nichte Friedrich des Großen.

Für die Geschichte der Herzogin-Mutter, wie für Alles was den ersten Eintritt Goethe's in Weimar angeht, haben wir eine vorzügliche Arbeit in dem 1874 erschienenen kleinen Buche des Freiherrn von Beaulieu-Marconnay: Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch". Fritsch war der Minister, auf dem bis zur Mündigkeitserklärung des Herzogs Alles beruht hatte und den es, da er Goethe's wegen zurücktreten wollte, ferner im Amte zu halten galt. Fritsch war ein älterer strenger Beamter, der keine Lust hatte einem leidenschaftlichen achtzehnjährigen neuen Souverain sich unterzuordnen und die Macht zumal mit einem hergelaufenen ausländischen Literaten zu theilen, der stets zwischen ihm und seinem Herrn gestanden haben würde. Der Inhalt des Buches des Herrn von Beaulieu ist die ausführliche Erzählung, wie es gelang, diesen Mann im Amte zu halten! Beaulieu, selbst alter Diplomat, giebt bei richtiger Auswahl der mitzutheilenden Actenstücke eine Darstellung, deren Einfachheit offenbar das Resultat sorgfältiger Durcharbeitung ist und die musterhaft genannt werden kann.

Was Anna Amalia anlangt, ſo enthält das Buch als Anhang den Bericht der Gräfin Julie Egloffſtein über die Jugend der Herzogin.

Amalia's Gatte, der Vater Carl Auguſts, Ernſt Auguſt Conſtantin, war als eine Waiſe unter gothaiſcher Vormundſchaft in Gotha erzogen worden. Die Gräfin deutet die in Gotha vorhandene Abſicht an, den Prinzen zu ruiniren um ihn zu beerben. Er war ſchwächlich, das benutzte man als Vorwand. Alle Weimaraner werden von ihm entfernt gehalten. Er darf das Zimmer nicht verlaſſen, man verſtattet ihm die nothwendige Bewegung nicht, man giebt ihm eine Art von Hofnarren zur Geſellſchaft. Durch dieſen Menſchen jedoch ſetzt ſich der Prinz dennoch insgeheim mit den Weimaraner Beamten ins Einvernehmen. Von dort aus werden ganz in der Stille Schritte in Wien gethan, um ſeine Großjährigkeitserklärung im achtzehnten Jahre durchzuſetzen. Ebenſo im Geheimen wird mit Braunſchweig wegen der Heirath mit einer dortigen Prinzeſſin verhandelt. Auf beiden Seiten ſetzt man die Sache durch und kommt plötzlich damit zum Vorſchein. Der Prinz, befreit von ſeiner Gothaer Haft, wird 1755 für majorenn erklärt und 1756 mit der ſiebzehnjährigen Anna Amalia verheirathet. Im nächſten Jahre kommt Carl Auguſt zur Welt und abermals im nächſten Jahre ſtirbt der Herzog. Anna Amalia, noch nicht zwanzig, bleibt mit dem kleinen Prinzen, guter Hoffnung mit dem zweiten Kinde, allein zurück, durch das Teſtament des Herzogs zum einzigen Vormunde der Kinder und zur Regentin erklärt. Das war 1758. (Erinnern wir uns daran daß der ſiebenjährige Krieg zwiſchen 1758 und 1763 geführt wurde und daß die Herzogin eine Nichte Friedrich des Großen war.) Sie hatte im erſten Augenblicke Niemanden auf den ſie ſich verlaſſen konnte, aber ſie war entſchloſſen ihr Amt durchzuführen und es iſt ihr gelungen.

Bewundrungswürdig, mit welchem Scharfblicke Amalia die Männer herauserkennt deren ſie bedurfte, wie ſie ſie zu gebrauchen weiß und wie ſie, hülflos zwiſchen der Politik von Dresden, Wien und Berlin mitten inneſtehend, ihr kleines Schiff zu ſteuern weiß.

Dabei hatte sie zwei Söhne zu erziehen, deren Charaktere zu formen keine leichte Aufgabe war. Der jüngere Prinz Constantin kommt für uns hier nicht in Betracht. Er war die schwächere weichere Natur und hat immer nur Verlegenheiten, nicht eigentliche Schwierigkeiten bereitet. Carl August dagegen war von härterem Stoffe. Es lag etwas Unbändiges in ihm, eine gewisse Wildheit, die zuweilen von denen die ihm nahe standen, Rohheit genannt wird, hervorgerufen und getragen durch eine gewaltige physische Kraft, im Schach gehalten aber durch die edelsten Eigenschaften des Herzens und des Geistes. Ohne Goethe's Freundschaft würde nicht soviel Licht auf ihn fallen, wir würden nicht so genau wissen, wie sein Charakter sich bildete. So aber verfolgen wir seine Entwicklung wie die Goethe's selber und sie erträgt die Helligkeit wohl, die uns, wenn auch nicht in Alles, so doch in Vieles hineinsehen läßt. Denn es versteht sich von selbst daß noch nicht alle Actenstücke der Weimarischen Archive zum Abdruck gebracht werden können.

Wir sehen aus Beaulieu's Darstellung, wie diese kraftvolle Natur sich früh als künftiger Fürst fühlen lernte, und wie die Energie der Mutter dem Trotze des Sohnes entgegentreten mußte, welcher Kämpfe es auf beiden Seiten erst bedurfte bis die Herzogin, welche die Zügel zu halten gewohnt war, und ihr Sohn, dessen Hände sie früh zu fassen wünschten, jedes die richtige Stellung gefunden. Endlich war die Großjährigkeit erreicht, die einen Abschluß dieser schwankenden Lage brachte. Eine gute Heirath hatte dem Werke die Krone aufgesetzt. Die Herzogin-Mutter zog sich ins Privatleben zurück. Diese Frau war die erste in Weimar, welche erkannte, daß des Herzogs Wahl, Goethe an seine Person zu fesseln, eine glückliche sei. Sofort tritt sie für Goethe ein und ihr darf wohl zumeist beigemessen werden, daß Goethe in Weimar geblieben ist.

Der Herzogin Amalia war in all ihren Unternehmungen zu statten gekommen, daß sie neben männlicher Festigkeit und Nüchternheit in geschäftlichen Dingen die angenehmste Leichtigkeit im geselligen Verkehre besaß. Sie war gutmüthig, trug den besten Willen ent-

gegen, hatte Freude am Leben und hegte das herzliche freie Wohlwollen, das, wenn es nicht mit Schwäche gepaart ist, die Menschen sofort gewinnt und an untrüglichen Zeichen sogleich erkannt werden kann: diese Herzenswärme vermag Niemand zu heucheln.

Sie war feingebildet und wußte mit Gelehrten und Künstlern umzugehen. Sie zeichnete selbst, sie componirte, sie liebte das Theater, sie bedurfte einer unbefangenen heiteren Umgebung. Endlich, sie war noch jung. Die Herzogin zählte erst sechs- bis siebenunddreißig Jahre, als sie, wie eine Wittwe die nun nichts mehr zu thun hat, sich auf ihr Altentheil setzte. Sie besaß ihre volle Energie und wußte sich auch jetzt noch zu thun zu machen.

Es giebt viele und gute Portraits von ihr. Sie hatte ausdrucksvolle lebendige Züge. Ihr Auge erinnert an das Friedrich des Großen, dem sie in älteren Jahren, wie eine Büste aus dieser Zeit erkennen läßt, auch in den Zügen immer ähnlicher geworden ist. Friedrichs Augen werden einmal mit zwei durchbohrenden Lichtern verglichen, die ihrigen mögen etwas davon gehabt haben. Wie Goethe's Augen blickten und leuchteten, ist oft genug gemerkt und beschrieben worden. Wenn zwei solche Naturen sich begegneten, konnten sie sich nicht täuschen über einander. Goethe war der Rechte!

Sehen wir nun, welche außerordentlichen Vortheile Goethe wiederum mitbrachte, um diese Entscheidung der Herzogin für ihn hervorzurufen.

Goethe war neu in Weimar; keine Erinnerung an vergangene Mißhelligkeiten, von denen die Regentschaft der Herzogin erfüllt gewesen war, knüpfte sich an seine Person. Er war jung: wenn ein junger Fürst von Achtzehn einem Freunde folgen sollte, mußte auch der jung sein. Er besaß den geistigen Horizont, der Carl August imponirte, denn er stak nicht nur völlig in den Ideen des neuesten Tages, sondern er sah noch über sie hinaus. Und dazu, er war gesund, kraftvoll, lebenslustig und unbekümmert wie der Herzog selber. Wen hätte man besseres finden können, Carl

Auguſt zu imponiren, ſich an ihn zu attachiren, und ihn zu leiten ohne daß er es merkte?

Sagte dies der Herzogin ihr natürlicher Tact, ſo beſtärkte ſie darin Jemand, der ihr Vertrauen beſaß und den ſie, was das Literariſche anlangte, als Autorität anſah: Wieland. Wieland wurde von Goethe in Weimar vorgefunden. Er hatte als alter zünftiger Dichter und Schriftſteller in Deutſchland eine angeſehene Stellung inne und ſaß, bereits vier Jahre früher nach Weimar berufen, dort feſt und ſicher. Auch er wurde von Goethe jetzt mit Sturm genommen.

Wieland darf in jeder Deutſchen Literaturgeſchichte viel Raum beanſpruchen. Er hat großen Einfluß gehabt und wenn er auch heute nicht mehr geleſen wird, ſo iſt er ſeiner Zeit dennoch einer der mächtigſten und fruchtbarſten Schriftſteller geweſen. Neben Klopſtock, Leſſing und Herder bildet er die vierte literariſche Großmacht in Deutſchland. Daß ſich Goethe anfangs gegen ihn aufgelehnt hatte, verſtand ſich von ſelbſt und ebenſo daß Wieland dadurch beleidigt worden war. Deſto überraſchender deshalb und deſto vollſtändiger, als ſie in Weimar zuſammentraten, die nun ſtattfindende Ueberrumpelung, deſto rückhaltloſer nun auch die Unterwerfung Wielands unter Goethe.

Ueber Wieland ſind wir gut unterrichtet. Ausgedehnte Briefe ſind vorhanden, von ihm und über ihn, und außerdem bietet ſeine Natur keine dunklen Stellen, er iſt gutmüthig, iſt eitel, iſt empfindlich: braucht ſtarke Baarzahlungen von Bewundrung: man weiß gleich wie man mit ihm daran iſt, die Hälfte der gedruckt vorliegenden Documente würde genügen dies erkennen zu laſſen. Wieland war Redacteur des Deutſchen Merkurs, der Lieblingszeitſchrift der mittelmäßigen Leute in Deutſchland und aus dieſem Bewußtſein heraus als ſolche von ihm redigirt. Er hatte die Gabe es dem Publikum recht zu machen, das er zu leiten ſchien während er ſich insgeheim aufs Schlauſte dem allgemeinen Geſchmacke unterordnete. Er war ein unſelbſtändiger, aber äußerſt betriebſamer Menſch

und beſaß eine ſolche Lebensgewandtheit daß er ſich in alle Lagen zu ſchicken und ſich überall behaglich einzurichten wußte.

Auch dieſer Deutſche Dichter war aus einem Pfarrhauſe gekommen. Wieland iſt 1733 in Biberach geboren, war alſo bedeutend älter als Goethe, wenn auch als 43jähriger Mann an ſich nicht alt als ſie ſich trafen. Schon mit zwölf Jahren hatte er (wie Voltaire ſeiner Zeit) präſentable Verſe gemacht und war früh in die Welt hinausgeſtoßen worden. Von der Schule in Kloſterbergen bei Magdeburg kam er ſechzehnjährig nach Erfurt, ging von dort nach anderthalb Jahren wieder nach Hauſe und hatte damals ein großes Lehrgedicht: „Die Natur der Dinge“ vor. In dieſe Zeit fällt ſein Liebesverhältniß mit Sophie Gutermann, der ſpäteren Frau von Laroche. Er ging dann nach Tübingen, um die Rechte zu ſtudiren, wandte ſich aber nun völlig der Schriftſtellerei zu und trat bereits vor ſeinem zwanzigſten Jahre mit dem erſten gedruckten Werke hervor, für das er Klopſtock zum Muſter genommen hatte. Vorbilder hat Wieland immer gehabt, er verſtand es nicht anders.

Er geht nun zu Bodmer nach Zürich und macht ſich zum Propheten von deſſen begonnener „Noachide“, die natürlich eine Tochter des „Meſſias“ war und von der er ſelber wiederum die nöthige Begeiſterung für ein Friedrich den Großen verherrlichendes Heldengedicht „Cyrus“ empfing. Hieran und an anderen Dingen arbeitete er als Hofmeiſter in Zürich. Scherer hat ſeine dortigen Verhältniſſe zu faſt einem Dutzend Frauen, die unter allegoriſchen Namen in ſeinen Dichtungen figuriren, zu entwirren geſucht.

In Bern, wo er abermals Hofmeiſter war, verfaßte Wieland ein Trauerſpiel und trat 1760 in ſeiner Heimath Biberach eine feſte Stellung als Kanzleidirector an. Zwei Jahre darauf erſchien ſeine inzwiſchen mit Herrn von Laroche verheirathete Sophie in ſeiner Nähe und nahm ſich, ſammt ihrem Gatten, aufs freundſchaftlichſte des alten Geliebten an, der jetzt in ein neues Fahrwaſſer geräth. Er lernt den vornehmen Ton, giebt ſich dem Einfluſſe der franzöſiſchen und engliſchen Literatur hin und entfaltet auf der ſo gewonnenen

Grundlage nun eine ungemeine Thätigkeit. Sein verdienſtlichſtes Werk iſt die Ueberſetzung Shakſpeare's, die 1762—1766, lange alſo vor Goethe's Zeiten herauskam. In dem Jahre, in dem Goethe, von Leipzig zurückgekommen, ſich zu Hauſe für Straßburg vorbereitete, ging Wieland bereits als Profeſſor Primarius der Philoſophie und kurmainziſcher Regierungsrath nach Erfurt.

Erfurt, das erſt 1802 preußiſch geworden iſt, war ein uralter Sitz geiſtigen Lebens in Deutſchland. Im vierzehnten Jahrhundert wurde die Erfurter Univerſität gegründet. Luther ſtudirte dort als Auguſtinermönch. Durch das Reformationszeitalter und den dreißigjährigen Krieg hindurch hielt ſich Erfurt als freie Stadt, bis es Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts an Kurmainz fiel. Zehn Jahre vor Wielands Ankunft war die Erfurter Akademie der Wiſſenſchaften geſtiftet worden. Die Erfurter Bibliothek war berühmt, Weimar gravitirte geiſtig dahin, bis Jena in der Folge dieſe Stelle einnahm.

In Erfurt jetzt brachte Wieland Rouſſeau ſeinen Tribut dar. Wielands Specialität war, die Fürſten zu regeneriren. Der Titel des Buches, in dem er ſeine Lehren niederlegte, lautet: „Der goldne Spiegel oder die Königin von Scheſchian". Er ſtellt einen idealen Staat nach eigner Idee darin auf, den er nach Aſien verlegt. Aſien war gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts das Arkadien der Schriftſtellerei. Perſien war der gewöhnlichere Schauplatz: ſollte die Tugend der Menſchen ganz glaubwürdig erſcheinen, ſo verlegte man den Schauplatz nach China. Die Chineſen waren die große, gerechte, ſanfte Nation, bei denen alle Vortrefflichkeit ſich von ſelbſt verſtand. Als chineſiſche Weisheit präſentirt ſich denn auch das von Wieland hier über Fürſtenerziehung vorgebrachte. Das Buch enthält im Auszuge, was irgend einem Fürſten zum Beſten ſeines Volkes an leitenden Gedanken dienlich ſein könnte. Inſofern keine unnütze literariſche Unternehmung, als Kaiſer Joſef eben mit dieſen Grundſätzen ausgerüſtet hoffnungsvoll den Thron beſtiegen hatte. Das Buch machte Aufſehen. Heyne ſchreibt an Herder: „Haben Sie bereits den Goldnen Spiegel? Entwickelt ſich das Wielandſche Genie nicht

zu ſeinem Vortheil und kommt in das Geleis, in das wir es haben wollen? Das Meiſte iſt zwar en second gedacht; vielleicht faſt Alles; aber die Einkleidung, wenn ſie auch gleich ſelbſt erborgt iſt, hat doch einen eigenen Charakter, dünkt mir." Herder dagegen meldet der Flachsland, auf Wielands Goldnen Spiegel „freue er ſich unermeßlich". Und hinterher, nachdem er das Buch geleſen hat: „Wielands Goldner Spiegel iſt zwar nur eigentlich ein politiſches und Regierungscollegium für große Herren, ſonſt aber zwiſchen ſchöne Scenen".

Will man nun recht gewahren, mit welch ſouveränem Ueberblick Goethe die Dinge anſah, ſo leſe man ſeine Recenſion des Buches in den Frankfurter Anzeigen. Er beginnt mit der Conſtruction des ganzen Wieland, dem er drei Perioden ſeiner Entwicklung nachweiſt und dem er in der Ausarbeitung dieſes, damals letzten Werkes mit einer Ruhe und Sicherheit nachfolgt die bewunderungswürdig iſt. Goethe erkennt die Nützlichkeit des Buches an, verhehlt jedoch nicht, nach welchen Vorbildern es gearbeitet worden ſei, und läßt merken wie wenig praktiſchen Werth er ſolchen Arbeiten beimeſſe. „Wie verehrungswürdig iſt der Mann, urtheilt Goethe mit leiſer Ironie über Wieland, der bei ſeiner ſo großen Weltkenntniß noch immer ſoviel an Einfluß glaubt und von ſeinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine ſchlimmere Meinung hat".

Dieſes Buch durfte die Aufmerkſamkeit Amalia's um ſo eher erregen, als die politiſche Weisheit darin einer Frau auf die Lippen gelegt wird. Wieland wurde den nächſten Winter auf eine Redoute nach Weimar eingeladen. Die Herzogin bittet ihn um Erziehungsprincipien für ihren Sohn und er ertheilt ſie in einem langen, zierlich gefaßten, empfindungsreichen Briefe. Es wird darin eine Charakteriſtik des Erbprinzen gegeben, dem nur das Eine fehle „daß man einen aufgeklärten Fürſten aus ihm mache". Die weitere, etwas weitſchweifige Correſpondenz zwiſchen Wieland und der Herzogin darf nicht nach dem heutigen Cours der darin abgehandelten Themata taxirt werden: wir ſehen wieder, mit welcher Gewiſſenhaftig-

keit man damals sich über alte Vorurtheile zu erheben und das zu erwerben suchte, was unter „Aufklärung“ verstanden wurde.

Wieland war es in Erfurt nicht behaglich. Die Professoren dort wollten ihn nicht gelten lassen. Er brauchte etwas das eher in Weimar als in Erfurt zu holen war: noch 1772 siedelt er nach Weimar über, wo er den Deutschen Merkur gründet und durch Romane, Gedichte und sonst schriftstellerische Produkte jedes Genres seinen Ruf vergrößert. Seine Süßlichkeit, seine Liebedienerei gegen das Publikum, seine literarischen schlechten Manieren fanden jetzt volle Gelegenheit zu Tage zu treten, und es entwickelte sich bei Goethe und dessen Freunden die Abneigung gegen ihn, die in dem verhöhnenden Pamphlet „Götter, Helden und Wieland“ zum offenen Ausbruche kam. Doch ist es gleichgültig diesen Verhältnissen ins Specielle nachzugehen, da sie gar keine Folge hatten. Die Laroche, Jacobi und Andere vermittelten immer wieder. Wieland ließ sich viel gefallen und Goethe selber, noch ehe er nach Weimar ging, hatte ihm geschrieben, worauf Wieland sich sofort als „radicaliter umgestimmt“ zu erkennen gab. Der Haupteffect sollte jetzt aber dem persönlichen Zusammentreffen vorbehalten bleiben. Wieland verfällt in Anbetung und beginnt, gleich Jacobi, in Lavater-Goethe'scher Sprache zu schreiben, die er selber im Merkur früher verhöhnt hatte.

Einmal in Weimar mit ihm zusammen, läßt es nun auch Goethe jedoch an Bewundrung nicht fehlen. Wieland vollendete dort die Dichtung, die von allen seinen Werken heute allein noch Lebenskraft besitzt, Goethe's Voraussage zufolge, der, als er sie zum ersten Male hörte, ausrief, sie werde bewundert werden so lange es eine Deutsche Sprache gebe: das romantische Epos „Oberon“. In dem Tone den die Italiäner des 16. Jahrhunderts für diese Dinge aufgebracht hatten und dessen leichter ironischer Klang von den Franzosen bis zum übermüthigen Spotte erweitert worden war, erzählt Wieland die Abenteuer des von Karl dem Großen nach Babylon gesandten Hüon, der allerlei unmöglich zu erlangende Dinge von da

zurückzubringen hatte. Die Nachahmung der italiäniſchen Maaße iſt ſpäteren Dichtern beſſer, d. h. correcter gelungen, die bei Wieland hineinſpielende franzöſiſche Grazie aber hat nach ihm Niemand wieder beſeſſen und Goethe's Enthuſiasmus iſt wohl begreiflich.

Dieſer Taumel alſo, in den wir Wieland verfallen ſehen, hatte ſich der geſammten Weimaraner Societät bemächtigt, als Goethe, der Dichter des Götz und des Werther, auf kurzen Beſuch, wie man wähnte, dort eingetroffen war. Er wurde wie der Adam einer neuen geiſtigen Weltordnung begrüßt, auf die man in Weimar, wie überall, ſo ſehnlich hoffte. Der erſte Winter ſtand bevor, an dem der junge Hof mit Feſtlichkeiten debütiren würde. Rauſchende Vergnügungen, ſehr unſchuldig an ſich, aber die Köpfe der Menſchen und ihre Tage und Nächte völlig ausfüllend, werden ins Werk geſetzt. Zugleich jedoch beginnt in dem Maaße als offenbar wird, daß es bei Goethe's Anweſenheit auf mehr als bloßen Beſuch abgeſehen war, das ingrimmige Gefühl derer zu wachſen, welche zu alt waren um ſich durch dergleichen amüſiren zu laſſen, wohl aber wußten daß ſchließlich doch nur aus voller Sachkenntniß heraus regiert und nüchtern gewirthſchaftet werden könne. Die den bisherigen Zuſtand mit Mühe geſchaffen und aufrecht erhalten und das Geld, das jetzt flott ausgegeben wurde, mühſam bei Pfennigen geſpart hatten. Sie wußten, eines Tages werde man ſich wieder an ſie wenden müſſen. So haben wir die Dinge zu nehmen, nicht nur um das Widerſtreben des Herrn von Fritſch zu verſtehen, ſondern auch um die Meiſterſchaft Goethe's zu würdigen, welcher den durch die Verhältniſſe tief gekränkten Mann dem Herzoge, dem Lande und ſich ſelbſt zu erhalten verſtand. Herr von Beaulieu führt uns Schritt vor Schritt durch dieſe Verhandlungen, wir lernen Goethe als einen vorſichtigen Diplomaten kennen, wir ſehen den Herzog ſich ebenſo würdig als in ächt fürſtlicher Weiſe nachgiebig zeigen und gewahren mit einer Art Genugthuung, wie es zuletzt als Niemand mehr aus und ein weiß, Anna Amalia's bedurfte um das rechte Wort zu finden das Fritſch zum Bleiben bewog. Die Briefe in denen dieſe Dinge zum Austrag kommen, haben etwas Er-

greifendes. Alle vier Charaktere zeigen ſich rückhaltslos und machen die höchſten geiſtigen Anſtrengungen deren ſie fähig ſind. Der Kampf, in den man ſich eingelaſſen hatte, mußte Jedem klar machen, mit wem er es zu thun habe. Und indem Fritſch ſich endlich mit Vertrauen erfüllen und zu bleiben bewegen läßt, ſtellt er dadurch nicht nur Goethe, neben dem er von nun an weiter dienen will, zu deſſen eigner Genugthuung das glänzendſte Zeugniß aus, ſondern giebt zugleich dem Herzoge und ſeiner Mutter zu erkennen, daß ſie in der Wahl dieſes neuen Freundes nicht fehlgegriffen hätten.

Dieſes Nachgeben eines Mannes, den keine äußeren Rückſichten bewegten und der auf das Gewiſſenhafteſte mit ſich zu Rathe ging, ſoll uns für die Beurtheilung Goethe's und des Herzogs aber noch weitere Dienſte leiſten.

In demſelben Mai 1776 in welchem dieſe Verhältniſſe zum Ausgleich gebracht wurden, langte bei Goethe das berühmt gewordene Schreiben Klopſtocks an, der in Hamburg von Hörenſagen Ungeheuerlichkeiten über die Weimaraner Wirthſchaft vernommen hatte. Goethe war in Klopſtocks Augen jetzt ein Menſch, durch den ein junger, zu Tugend und Völkerglück beſtimmter Fürſt auf den Weg des Laſters geführt wurde. Wir müſſen bedenken, um wie ernſte Dinge es ſich für Goethe damals in Weimar handelte, um völlig zu begreifen, daß er dem ehrwürdigen Hamburger Onkel in einer Weiſe antwortete, welche rückſichtslos klingt, denn bei Allem was Klopſtocks Brief Scharfes enthält, leuchtet die innere Beſorgtheit um das Seelenheil des Herzogs und Goethe's durch, zweier jungen Leute von großen Hoffnungen, auf die moraliſch einzureden er ſich wohl geſtatten durfte. Goethe weiſt Klopſtock trocken, oder ſagen wir, grob ab. Zugleich aber giebt er doch die nöthigen Aufklärungen, wenn auch nicht nach dieſer Seite.

Die Gebrüder Stolberg waren an der Sache Schuld geweſen. Man wollte ſie in Weimar zu Kammerherren machen, Alles war feſt verabredet, als Klopſtock, auf Gerüchte der Schwelgerei in Weimar hin, wo man Cognac aus Biergläſern tränke und der Herzog und

Goethe gemeinſchaftlich dieſelbe Maitreſſe hätten ꝛc., ſein Veto einlegte und jenen Brief ſchrieb.

Goethe wendet ſich jetzt einmal wieder an ſeine vertraute Freundin „Guſtchen“. Der Inhalt ſeines langen Briefes iſt ein Bericht, was einige Tage lang in Weimar damals ſo etwa vorzufallen pflegte, mit welchen Gedanken er morgens aufgeſtanden ſei, wohin er gegangen ſei, was er gethan, gedacht, empfunden habe. Ganz wie aus den Zeiten als er ihr von Lilli ſchrieb. Dieſer Brief giebt einen Einblick in die damalige Weimaraner Exiſtenz der wie ein Sonnenblick über die ganze Zeit fällt, und neben dem Verwirrten, Gehetzten, Unruhvollen das ſtille, einfache, ländliche Leben hervortreten läßt. Uebrigens erklärte der eine Stolberg, auch wenn er Weimar aufgab, Klopſtock ſogleich auf das entſchiedenſte, daß er die über Goethe und den Herzog verbreiteten Gerüchte für Geſchwätz halte.

Indeſſen nicht aus dieſem Briefe allein lernen wir, wie es am Hofe zu Weimar zuging: mit Goethe's Eintritt in die neue Heimath bildete ſich dort ein neues Herzensverhältniß, das ihn Jahr auf Jahr und beinahe Tag auf Tag zu Mittheilungen über ſein Thun und Denken brachte, die einzig in ihrer Art ſind.

Dreizehnte Vorleſung.

Frau von Stein.

Dichtung und Wahrheit ſchließen ab mit Goethe's Eintritt in Weimar. Die Fortſetzung ſeiner Selbſtbiographie hat er in jährlichen ſummariſchen Berichten gegeben, deren Abfaſſung von der in Dichtung und Wahrheit feſtgehaltenen ſehr abweicht. Es ſind gleichſam nur Inhaltsangaben deſſen was an Ereigniſſen und Menſchen und Thätigkeit abſolvirt wurde. An Material fehlt es nun nicht für die weitere Darſtellung dieſer Jahre, im Gegentheil, die Documente jeder Art mehren ſich ſo, daß die Fülle immer nur größer wird; unerſetzlich aber bleibt Goethe's eigne Erzählung im alten Tone, weil nichts für den nun anhebenden Mangel desjenigen Elementes eintreten kann, das Goethe ſelbſt neben der „Wahrheit“ mit „Dichtung“ bezeichnet.

In jedes Menſchen Erinnerung bildet ſich der Mythus des eignen Lebens. Nur vor dem nach innen gewandten Blicke runden ſich unſere Erlebniſſe zu den großen Maſſen, die ihre beſonderen Umriſſe und Färbung haben. Die Proportion dieſer Maſſen zu einander kann fremde Beobachtung nicht feſtſtellen. Und ſo, da Goethe die Geheimniſſe ſeines Lebens von nun an nicht mehr im Zuſammenhange verrathen hat, gehen wir nicht mehr mit der Sicherheit weiter wie wir bisher durften.

Es beginnt mit ſeiner Uebernahme der neuen Stellung in Weimar die Epoche der „Zehn Jahre“, welche mit der Reiſe nach Italien ihren Abſchluß findet und als deren vornehmſtes Kennzeichen wir den

unerwarteten Umſchwung hinſtellen, der mit Goethe als literariſcher Perſönlichkeit eintrat.

Wir haben geſehen wie Goethe von Jahr zu Jahr ſeinem Ideale mehr entgegenkam: frei von bürgerlichen Pflichten nur der Dichtung zu leben, und wir gewahren nun mit dem Beginn der Weimaraner Zeit eine Aenderung ſeiner Grundſätze in dieſer Beziehung und eine Umwandlung ſeiner Gewohnheiten, die in Erſtaunen ſetzt. Goethe bricht in der bisherigen literariſchen Thätigkeit kurz ab. Er giebt den alten Kreis ſeiner Frankfurter, Darmſtädter und rheiniſchen Freunde als natürliches Publikum für das er arbeitete, auf; weder als Dichter noch als Kritiker bleibt er mit ihnen im Zuſammenhang, er verzichtet überhaupt auf alle dichteriſche und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit in erſter Linie. Der Ruhm, zu den jungen Dichtern zu gehören, auf die man in Deutſchland Hoffnungen ſetzte, reizt ihn nicht mehr. Wenn wir in Hirzel's Katalog anſehen, was Goethe von 1776—1786 an Dichtungen und anderen Arbeiten veröffentlicht hat, ſo bemerken wir wie die Jahrescolumnen immer enger werden und weniger enthalten. Goethe zieht ſich während dieſer erſten zehn Jahre in ſeine amtliche Thätigkeit völlig zurück, opfert ihr ſeine beſte Kraft und erfüllt die übernommenen Pflichten mit einer Ausdauer, die wir um ſo mehr bewundern, als wir zu ermeſſen im Stande ſind, wie ſehr er die Laſt dieſer Bemühungen und zugleich ihre Fruchtloſigkeit bald zu empfinden begann. Das iſt der Inhalt der Epoche die jetzt beginnt, über die wir in Einzelnheiten ſo genau unterrichtet ſind, daß wir, nachdem Schöll und Düntzer begonnen und Burkhardt und Keil die letzten Nachrichten geliefert haben, faſt von Tag zu Tag den materiellen Inhalt von Goethe's Thun und Laſſen beſtimmen können. Auf das Intimſte wiſſen wir in Dingen Beſcheid, von denen gewiß ſeiner Zeit Niemand glaubte, daß ihr Zuſammenhang nach ſo viel Jahren mit ſo haarſpaltender Genauigkeit feſtgeſtellt werden würde, und dennoch: alle dieſe Notizen erſetzen den Einblick in den eigentlichen Zuſammenhang der Ereigniſſe nicht, den Goethe in vielen Fällen verſchweigen wollte und den keine Kritik wieder zum Vorſchein bringen

kann. Dadurch eben iſt es gekommen, daß wir mitten im Uebermaaße unſerer Kenntniß bei jedem neuen Zuwachſe nur um ſo ſchmerzlicher die formende Hand des Mannes ſelber vermiſſen, der von jetzt ab die Bauſteine ſeines Lebens nicht mehr zu einer klaren Architektur zuſammenfügt, wie er bis dahin gethan hat.

Indeſſen je weiter der Menſch in den Jahren fortſchreitet, je zerzauſter ſind ſeine Tage. Goethe ſelber mußten ſeine Erlebniſſe immer weniger zuſammenhängend erſcheinen und das Ziel immer räthſelhafter, dem er zuſteuerte. Er fühlte wohl — abgeſehen von äußeren Rückſichten, die ihn zu ſchweigen zwangen — daß nur die Jugend ſich in unſerer Erinnerung in ein Märchen umwandle und daß die ſpäteren Jahre weniger dazu gemacht ſeien. Suchen wir ſo gut wir können das Beſondere nun zum Allgemeinen zuſammen zu faſſen. Die „Zehn Jahre“ von denen ich jetzt als geſchloſſener Epoche rede, ſind keine Erfindung der beobachtenden Kritik. Goethe ſelber ſpricht von ihnen als einem Ganzen, indem er ſie auch ſeine „zweite Schriftſtellerepoche“ nennt. Auch ſtechen ſie ſo ſehr von der vorhergehenden wie der folgenden Zeit ab, daß von dieſen Jahren als einer beſonderen Zeit zu reden, geboten iſt.

Am offenbarſten aber tritt Goethe uns während ihrer Dauer in ſeinem Verhältniſſe zu Frau von Stein entgegen, die ihn ſo ganz an ſich kettete, daß es faſt den Anſchein gewinnt als habe dieſe Frau ihn feſtgehalten wie Ulyſſes von Calypſo gehalten wurde. Goethe's Liebe zu Frau von Stein iſt ein um ſo wichtigeres Capitel, als ſeit dem Bekanntwerden ihres Briefwechſels, d. h. der Briefe, welche Goethe an ſie gerichtet hat, denn die ihrigen ſollen verbrannt ſein, die Frage darüber, wie er und dieſe Frau zueinander geſtanden hätten, immer aufs Neue aufgebracht und in den neuſten Tagen*) beſonders mit perſönlicher Heftigkeit, ja faſt Gehäſſigkeit erörtert worden iſt.

Goethe's leidenſchaftliche Verhältniſſe vor ſeiner Weimaraner Zeit haben etwas Gemeinſames: Goethe ſelbſt und alleinzig iſt es da

*) 1874.

immer, der ſeinen Geliebten die Macht ſchenkt, ihn zu entzücken. In einem indiſchen Märchen wird erzählt, daß die Berührung durch die Hand eines jungen Mädchens Bäume zum Blühen bringt: Goethe begegnet einer einfachen und lieblichen Erſcheinung, ſein Herz bedarf gerade einer Göttin, das ganze Feuer ſeiner eignen Natur ſtrahlt ihn jetzt aus den Blicken dieſes Mädchens wieder an, deſſen Augen, und wären ſie noch ſo ſchön, ohne Goethe ſelber niemals ſo viel leuchtende Kraft beſeſſen hätten: jedesmal wiederholt ſich dann derſelbe natürliche Proceß: nach einer kurzen Zeit der Blüthe tritt Stillſtand ein, dann Mattwerden, dann Verwelken und endlich iſt Alles vorüber und nur die Frage bleibt: wie war das ganze Erlebniß möglich geweſen? Auch mit Lilli erging es ihm nicht anders und daß dieſe ein Bischen klüger geweſen war als Lotte und Friederike und die übrigen, die ich gar nicht genannt habe, ändert nicht viel. In Frau von Stein aber begegnete Goethe zum erſten Male einer Kraft, die ihr eignes Feuer beſaß.

„Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826" hat A. Schöll, dem wir das Beſte über dieſe Zeit verdanken, in drei Bänden herausgegeben. Aus den Stein'ſchen Familienpapieren hat Düntzer ein Lebensbild „Charlotte von Stein, Goethe's Freundin" in zwei Bänden zuſammengeſtellt. An dem Streite über die Natur ihres Verhältniſſes zu Goethe haben ſich Julian Schmidt, Düntzer, Stahr, Edmund Höfer und Keil betheiligt. Dieſe Kämpfe dauern noch fort.*) Es iſt nicht meine Abſicht, in ſie einzutreten und die Ausführungen dieſer Widerparte hier zu discutiren, ſondern meine eigne Meinung einfach auszuſprechen.

Die Briefe Goethe's an Charlotte von Stein bilden eines der ſchönſten und rührendſten Denkmale, welches die geſammte Literatur beſitzt. Man wird dieſe Blätter leſen und commentiren ſo lange unſere heutige Deutſche Sprache verſtanden werden wird. Aus dieſen Briefen nicht nur, ſondern aus einer ungemeinen Fülle von

*) 1874.

Material jeder Art, ſind wir über Frau von Stein's Charakter, ſowie über ihren und ihrer weitverzweigten Familie Verkehr mit Goethe unterrichtet. Auf alle dieſe Acten hin aber, iſt es meiner Anſicht nach nicht möglich, Goethe's und Frau von Stein's Verhältniß anders zu charakteriſiren, als daß wir es eine hingebende Freundſchaft edelſter Art nennen. Ohne dieſe Annahme würde ein Quantum Lüge, Selbſttäuſchung, Vergeßlichkeit, ja Frechheit bei dieſer Frau, und ein Quantum Kälte, Rohheit und abermals Frechheit bei Goethe angenommen werden müſſen, zu dem ihre beiderſeitige Naturanlage in gar keinem Verhältniſſe ſtände. Man müßte Frau von Stein wie Goethe, nur um die unnöthige Hypotheſe aufrecht zu erhalten, Frau von Stein ſei ſeine Maitreſſe geweſen, dieſe Eigenſchaften, für die ihr übriges Leben gar keine Belege liefert, willkürlich anhängen.

Doch die Erfahrung ſagt uns, wie ſehr die Welt ſich täuſchen läßt. Man leſe die Zeugenverhöre ſo manches neueſten Proceſſes, um zu gewahren, wie ſich Menſchen enthüllen wenn alle Schleier ſchonungslos fortgeriſſen werden, wie unklar wir in unſerm Urtheile oft über diejenigen ſind die uns ſehr nahe ſtehen, auch wie unmöglich es oft iſt, durch die maſſenhafteſten Vorführungen von Zeugen und Beweismaterial feſtzuſtellen, was Wahrheit und was Lüge in einem Charakter ſei. Ich will deshalb nicht behaupten, daß meine Auffaſſung der Verbindung zwiſchen Frau von Stein und Goethe ſich im juriſtiſchen Sinne beweiſen laſſe. Ich will nur ſagen, wie dieſe Auffaſſung ſich bei mir gebildet hat.

Wir gehen bei unſerer Beurtheilung menſchlicher Verhältniſſe von der eignen Erfahrung aus. Jahr aus Jahr ein vermehrt ſich unſer Vorrath an Kenntniß und Erkenntniß deſſen was das menſchliche Leben mit ſich bringt. Wenn wir hören, ein Mann habe erſt ſeine Frau, dann ſeine Kinder ermordet, ſei dann ruhig ins Wirthshaus gegangen ꝛc. ꝛc., ſo rufen wir nicht indignirt aus: das iſt eine Verläumdung des Menſchengeſchlechts, dergleichen glaube ich dann erſt wenn ich dazu abſolut gezwungen werde; ſondern wir

geſtehen uns, daß dergleichen leider zuweilen geſchehen ſei. Erfahrung im eigentlichen Sinne liegt hier für die welche keine Criminalbeamten ſind, nicht vor, aber eine gewiſſe Weltkenntniß, welche zumeiſt durch die Zeitungen vermittelt wird, lehrt uns, daß ſo etwas immer wieder vorkomme.

Es giebt dieſen offenen Schandthaten gegenüber, bei denen wir ſelten als Zuſchauer in Perſon betheiligt ſind, nun jedoch Fälle, die ſich mehr als Verwirrungen bezeichnen laſſen und über die ſich unſer Urtheil nicht aus den öffentlichen Nachrichten, ſondern aus der privaten perſönlichen Erfahrung bildet. Wenn von einer verheiratheten Frau und deren Liebhaber geſprochen wird, fällt Jedem dies oder jenes ein und er hält mit dem Urtheil zurück; man glaubt nicht Alles ſofort, ſtellt auch nichts in Abrede, ſondern läßt die Dinge auf ſich beruhen bis man Leuten begegnet, die genau unterrichtet ſind. Man qualificirt auch dergleichen nicht ſofort als „Ehebruch“, als Verbrechen. Mag rein juriſtiſch auch erlaubt ſein, ſo zu ſprechen: factiſch wiſſen wir, wie ſehr man unterſcheiden müſſe, und daß hier ſtets ganz eigenthümliche Fälle vorliegen. Niemandem, wenn er Frau von Stein's Verhältniß zu Goethe beurtheilt, fällt ein zu ſagen: es handelt ſich hier um den furchtbaren Unterſchied, ob wir dieſes Verhältniß für ein verbrecheriſches zu halten haben oder nicht. Man nimmt die Sache leichter. Und deshalb, auf der einen Seite, warum ſollen wir uns in Poſitur werfen, um dieſe Frau „von einer vernichtenden Anklage zu reinigen“, da Niemand ſie damit „vernichten“ will? Und auf der andern Seite aber, warum ſollen wir ohne Weiteres, auf Möglichkeiten hin, Frau von Stein einer Handlungsweiſe für fähig erklären, von der denn doch Niemand wünſchte, ſeiner Mutter oder auch Großmutter könne dergleichen nachgeſagt werden? Iſt der juriſtiſche Grundſatz: quisque praesumitur bonus bloß einer zufälligen Gutmüthigkeit der (gewiß nicht gutmüthigen) römiſchen Juriſten zu verdanken, oder entſprang er tief menſchlicher Erfahrung? Liegt bei Frau von Stein und Goethe etwas vor, das uns zwingt, ſie in einem Verkehre zu denken, der, wenn wir Goethe's

intimes Leben mit dem Manne seiner Freundin und deren Kindern sehen, ein sehr häßlicher war? Kommt dergleichen, französische erfundene Sensationsromane abgerechnet, alle Tage als das Gewöhnliche vor? Ist irgend Jemand aus eigner Erfahrung oder von Hörensagen ein Verhältniß bekannt wie etwa folgendes:

Ein junger Mann tritt in eine Familie ein, in der er neben der Frau bald die Stelle und die Rechte des Ehemanns behauptet. Der Mann, übrigens als Ehrenmann bekannt, will nichts davon wissen oder weiß nichts davon. Die Kinder attachiren sich auf das innigste an den Freund der Mutter. Es entsteht eine jahrelange, aller Welt offenkundige Freundschaft unter den Augen einer scharfsichtigen kleinen Stadt und trotz alledem bleibt, was die Hauptsache anlangt, ein solcher Schleier über den Dingen, daß Niemand im Stande ist, selbst wo der gute Wille vorhanden war der Frau Böses nachzusagen, dies zu können. Und als nach Jahren Entfremdung an Stelle der alten Intimität tritt und abermals alle Welt darüber spricht, kann abermals der Frau nicht das Geringste nachgesagt werden.

Das soll hier möglich gewesen sein! Nach fast hundert Jahren, auf Grund unvollständig gedruckter Briefschaften, wird behauptet, ein so widersinniges Verhältniß, dessen wir zur Erklärung keiner Thatsache etwa bedürfen, habe bestanden. Mir scheint das nicht erlaubt. Nicht um Goethe's und Frau von Stein's willen, sondern im Interesse der historischen Methode. Ich will hier keine „Rettung" vollführen. Die Leute sind lange todt und gehen mich was dergleichen betrifft nichts an. Uns ist weder an Goethe noch an Frau von Stein soviel als an der Ehrlichkeit wissenschaftlicher Untersuchung gelegen. Wir müssen bei hervorragenden Menschen manchmal durch einen Pfuhl von Liederlichkeit waten, halten uns an ihre Leistungen und suchen den Rest zu vergessen. Warum aber künstliche Sümpfe schaffen, wo trockne reinliche Wege vorhanden sind?

Welcher Thatbestand liegt bei Goethe und Charlotte von Stein vor, nachdem wir von dem betreffenden Material für ihre Beur-

theilung diejenige Kenntniß genommen haben die es uns zu nehmen geſtattet?

Wir ſehen eine etwas kühl angelegte Frau, die von Jugend auf daran gewöhnt iſt, ſich genaue Rechenſchaft über ihr Leben abzulegen.

Dieſe Frau iſt verheirathet und Mutter von vielen Kindern. Sie lebt in keiner Weiſe von ihrem Manne getrennt, den ſie zwar niemals leidenſchaftlich geliebt hat, allein von dem ſie gut behandelt wird und mit dem ſie in jeder Richtung ſtets im beſten Einvernehmen geſtanden hat und ferner verbleibt.

Mit dieſer Frau wird Goethe bekannt. Eine begeiſterte Verehrung für ſie ergreift ihn und dehnt ſich, wir wie das nicht zum erſten Male bei ihm erleben, auf die geſammte Familie aus, den Mann nicht ausgeſchloſſen. In jeder Weiſe macht Goethe von nun an die Intereſſen dieſer Familie zu den eigenen. Er wird der Erzieher des einen Sohnes, den er zeitweiſe zu ſich ins Haus nimmt, und bleibt ſein Leben hindurch der hochverehrte Freund dieſes Kindes, das ſich zu einem ſcharfſichtigen, energiſchen, nicht unbedeutenden Manne entwickelte, der ſelbſt dann mit Goethe in ungetrübtem Verhältniſſe ausharrte, als dieſer mit ſeiner Mutter ſich zu ſehen aufgehört hatte. Es kann nichts Reſpektvolleres geben als die Briefe Fritz von Stein's an Goethe, welche bis in die letzte Zeit reichen. Es hat niemals zwiſchen dem Manne der Frau von Stein und Goethe eine Mißhelligkeit ſtattgefunden. Stein ſelbſt iſt es, dem Goethe oft die Briefe an Frau von Stein als Einſchluß ſendete. Nie iſt an der Ehrenhaftigkeit dieſes Mannes gezweifelt worden. Und, um das Allerletzte zu erwähnen, es iſt, nachdem in ganz ſpäten Zeiten Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein aufs Neue den Charakter einer Freundſchaft angenommen hatte, eine natürliche gegenſeitige Hochachtung abermals an Stelle der alten Vertraulichkeit getreten.

Sehen wir nun wie man in Weimar dieſes Verhältniß beurtheilte, welches auf Frau von Stein den einzigen Schatten wirft: einen jüngeren Mann unter ſo hoffnungsloſen Ausſichten lange Jahre mit ſeinen Gedanken und Gefühlen in Beſchlag genommen zu haben.

Es iſt bekannt, daß Schiller vor ſeiner Freundſchaft mit Goethe deſſen heftiger Gegner war. Schiller geſteht ein, er war neidiſch es würde ihm Freude gemacht haben, Schwächen an Goethe zu entdecken. Nicht um damit hervorzutreten, ſondern um ſeine Abneigung gegen ſeinen mächtigen Nebenbuhler damit vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen gleichſam.

Schiller kam nach Weimar als Goethe in Italien war. Er erwähnt, indem er das Weimaraner Daſein beſchreibt, Frau von Stein als diejenige, welche am meiſten Briefe von Goethe aus Italien empfange. Er ſagt zugleich aber, ganz gelegentlich wie man dergleichen Klatſch mittheilt, Niemand ſei im Stande, dieſer Frau in Bezug auf Goethe das Mindeſte vorzuwerfen. Und man erzählte damals in Weimar Alles von einander.

Indeſſen dies ſoll der letzte Grund nicht ſein, über die Natur dieſer Verbindung ſo zu denken, wie ich denke. Es giebt noch höhere Proben.

Wir verfolgen durch Goethe's ganzes Leben den Drang zu beichten. Es giebt kein Verhältniß Goethe's deſſen ſymboliſche Darſtellung nicht irgendwo ſich bei ihm nachweiſen ließe. Wenn zwiſchen ihm und Frau von Stein ein noch ſo verſteckt gehaltener Verkehr ſtattfand, in Goethe's Werken würde ſich eine Confeſſion darüber finden. Goethe's intimes Verhältniß zum Sohne und zum Manne: welche in der Stille ſich abſpielenden, ungeheuren inneren Conflikte hätten daraus hervorgehen müſſen, wenn Frau von Stein Goethe's heimliche Geliebte und hinterher ſeine öffentlich verlaſſene Maitreſſe geweſen wäre?

Nirgends in ſeinen Werken aber der Verſuch, dergleichen zu ſchildern oder auch nur ſymboliſch anzudeuten.

Und nun ſei ſchließlich daſſelbe Verhör auf Frau von Stein angewandt.

Dieſe Frau war ſchriftſtelleriſch begabt. Als ihre Freundſchaft mit Goethe zerriß, erfüllte ſie ein unbeſchreiblich bitteres Gefühl. Sie weiß nicht was ſie ergreifen ſoll um Halt zu gewinnen und

eine Form für ihre Gefühle zu finden. Sie hat von Goethe ſelbſt gelernt, Erlebniſſe in ſymboliſche Dichtungen zu verwandeln. Sie verfaßt eine Drama, in welchem mit häßlichen Farben die Veränderung geſchildert wird, welche ihrer Meinung nach in Goethe's Natur vorgegangen war und die ſie als den Grund ſeiner Entfremdung anſah. Sie hat dieſes Stück nie zurückgehalten, ſondern vielfach mitgetheilt. Wir haben einen Brief Schillers darüber, der es in hohem Grade anerkennt. Und welchen Stoff hat ſie gewählt? Dido! Sie ſtellt ſich als Dido hin; wenn auch nicht als die von Aeneas verlaſſene Dido, ſo doch immer als dieſe Frau, deren Namen Niemand hören kann ohne ſogleich an Aeneas, und wie und warum ſie von ihm verlaſſen wurde, zu denken. Hält Jemand eine ſolche Schamloſigkeit für möglich? Eine verlaſſene Maitreſſe, die, ſtatt zu ſchweigen wenigſtens, ſich vor ihrer Familie, ihren Freunden und Freundinnen als Dido giebt, und dieſe Freundinnen zumal — die Herzogin Luiſe, Schillers Frau und andere Frauen dieſer Art — leſen das Stück, nehmen es an und bewahren in ihrem Umgange und ihrem Herzen der Verfaſſerin die alte Liebe, Verehrung und Hochachtung. Das Leben bringt viel mit ſich: wollten wir dergleichen aber ohne zwingende Beweiſe annehmen, ſo weiß ich nicht warum wir Alle nicht unſern Frauen, Müttern und Töchtern daſſelbe zutrauen ſollten.

Dies iſt was ich über die Controverſe zu ſagen hätte. Ich gebe nun eine Darſtellung des Verhältniſſes als ſei von dergleichen überhaupt nie die Rede geweſen.

Goethe's Briefe an Frau von Stein beſtehen aus einer Reihe von faſt unzählbaren Billets. Ich kenne keine andere Correſpondenz, die ſo unmittelbar die leiſeſten Stimmungen eines Herzens abſpiegelte. Gedichte ſind eingeſtreut. Sobald er oder ſie Weimar verläßt, dehnen ſich die Billets zu Briefen, zu Tagebüchern aus. Wie eine breite ununterbrochene Melodie empfangen wir zehn Jahre lang Goethe's Leben nach dieſer einen Richtung. So völlig ſehen wir Tag und Nacht den Gedanken an dieſe Frau ihn umſchweben, daß es ſcheint als thue und denke er überhaupt nichts Anderes als was dieſe

Briefe enthalten. Wir überſehen, daß doch oft Wochen dazwiſchen liegen; das Ganze gewinnt den Anſchein einer dichteriſchen Continuität. Was er irgend erlebt, nimmt die Geſtalt einer Mittheilung an Frau von Stein an. Zu Anfang beherrſcht ihn, vielleicht auch ſie das unklare Gefühl, als ſei es möglich, daß ſich irgendwie eine Form finden laſſe für eine Vereinigung. Dies ſind die erſten Jahre, in denen er ſich unendlich glücklich fühlte. Eine ungewiſſe Erwartung hob ihn über das hinweg was er entbehren mußte für den Augenblick. Allmählich aber ſtellt ſich die Unmöglichkeit heraus. Einige Jahre braucht es dann wieder, um dies Gefühl: für immer reſigniren zu müſſen, bei Goethe zur Gewißheit zu erheben. Und nun erſt, da dieſe Kämpfe vorüber ſind und die Dinge ganz feſt ſtehen, gewinnt Beider Vertraulichkeit die natürliche Geſtalt, daß ſie denen, die dergleichen nicht zu deuten wiſſen, in dieſer Einfachheit gar nicht mehr verſtändlich war. Hier kann ich mich auf meine Erfahrung berufen. Ich habe ſolche Verhältniſſe mit angeſehen, die unter harten Kämpfen Jahre lang ſich hinzogen und die ſich endlich ohne einen Reſt böſer Erinnerung auflöſen mußten.

Ich hatte verſucht, die jungen Mädchen zu ſchildern, welche Goethe geliebt hat. Es war keine ſchwierige Aufgabe, ſie ſtehen wie fertige Bilder uns vor Augen. Goethe hat uns mit ſo künſtleriſcher Feder den rechten Eindruck zu geben gewußt, daß man an ſeinen Portraits faſt die Art der Ausführung unterſcheiden möchte. Wir ſehen Friederike und ihr Pfarrhaus wie eine flüchtige Skizze in Waſſerfarben, wir erblicken Lotte wie ein ſanftes Paſtellbild, und Lilli wie eine Arbeit Watteau's, keck und geiſtreich hingemalt. Dieſe Geſtalten blicken uns wie aus goldnen Roccocorahmen feſt an, Frau von Stein dagegen iſt anders geartet. Wir gewinnen kein Bild von ihr für unſere Phantaſie, das Geiſtige tritt zu ſehr hervor bei ihr. Goethe wurde, kurz ehe er an Weimar denken konnte, in Straßburg einmal ihr Schattenriß für Lavaters Werk mitgetheilt. Dieſer bloße Umriß machte tiefen Eindruck auf ihn. Ohne Weiteres zu wiſſen, als was derjenige ihm erzählte der die Silhouette mit-

gebracht, ſucht er ihre Linien zu deuten und bringt eine ganze Liſte ſeiner Eigenſchaften heraus, welche alle auf ungemeine Ausbildung des Geiſtes hinauslaufen. Als er ſie nun endlich traf, was fand er? Eine Mutter unter ihren Kindern. Eine ſchöne Frau, aber keine wie ein junges Mädchen, deſſen Schönheit ſich eben aufſchließt. Kein ſchüchternes erwartungsvolles Geſchöpf, dem alle Erfahrungen noch bevorſtehen, ſondern eine Frau, welche das Leben kennt. Goethe entzückte die Lebhaftigkeit mit der ſie die Dinge begriff und feſthielt, die unbefangene Sicherheit mit der ſie auftrat, die Vornehmheit ihrer Erſcheinung. Von den erſten Tagen in Weimar an war Frau von Stein ſeine Vertraute.

Goethe kam beladen mit einer ihm unerträglich dünkenden Laſt von Erinnerungen. Er begegnete einer milden, reſignirten, verſtändnißvollen Frau, bei der ihm zu Muthe iſt, als kenne ſie ſein ganzes Leben. Er wird ſtill und ruhig in ihrer Nähe. Ihre Stimme glättet alle Wogen ſeines Herzens. Er ſchließt ſich an ſie an, und ſie duldet es als verſtehe es ſich von ſelbſt. Auch ſagt er ihr ſofort was ſie ihm ſei, und findet als die Formel dafür das Gedicht, welches die Wendung enthält „O du warſt in abgelebten Zeiten meine Schweſter oder meine Frau“. Dieſe Verſe gehören zu ſeinen früheſten, die er für ſie dichtete. Er nimmt an, vor undenklichen Zeiten ſchon mit ihr ein Leben geweſen zu ſein. Damals waren ſie nicht getrennt wie jetzt. Ihr heutiges Leben iſt gleichſam nur eine Erinnerung an jene Tage.

Kannteſt jeden Zug in meinem Weſen,
Spähteſt wie die reinſte Nerve klingt,
Konnteſt mich mit einem Blicke leſen,
Den ſo ſchwer ein menſchlich Aug' durchdringt.

Tropfteſt Mäßigung dem heißen Blute,
Richteteſt den wilden irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerſtörte Bruſt ſich wieder auf.

Hielteſt zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukelteſt ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonneſtunden,
Da er dankbar Dir zu Füßen lag.

Fühlt' ſein Herz an Deinem Herzen ſchwellen,
Fühlte ſich in Deinem Auge gut,
Alle ſeine Sinne ſich erhellen
Und beruhigen ſein brauſend Blut!

Und von Allem dem ſchwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewiſſe Herz —

ſo beginnt die abſchließende Strophe des Gedichts.

Anfangs ſcheint die Trauer um den Verluſt deſſen, was in längſt verlebten Zeiten ihm ganz gehört hätte, nur von ihm allein empfunden worden zu ſein: nun aber entdeckt er, daß auch Frau von Stein niemals glücklich war! Ihre Exiſtenz bis dahin war ziellos, nüchtern, zufällig. Sie war jung in faſt geſchäftsmäßiger Weiſe verheirathet worden. Sie iſt leidenſchaftlich, ohne je der Leidenſchaft begegnet zu ſein. Sie bedarf des Troſtes ebenſoſehr als Goethe: auch ſie fühlte, was hätte ſein können. Nicht ihm allein ward ihre Gegenwart unentbehrlich, auch ihr die ſeinige. Zu feſt aber war ihre Stellung zwiſchen ihren Kindern und neben ihrem Manne, als daß ſie oder Goethe daran hätten denken können, den Verhältniſſen Trotz zu bieten.

Dennoch mußten Gedanken dieſer Art in Beiden emporkommen. Ein Schwanken tritt ein, das bis zur Unerträglichkeit ſich ſteigert. Endlich erlöſt ſie dann ein befreiendes gegenſeitiges Sichausſprechen. Es iſt faſt erkennbar, zu welcher Zeit etwa Goethe ſich dazu zwingen mußte, für immer nur eine Schweſter in Frau von Stein zu ſehen. Er wird jetzt ruhiger und es tritt das Zuſammenleben ein, das freilich in dieſer Form, wie vorauszuſehen war, nur eine abgegränzte Zeit dauern konnte; allein dieſe Jahre ſind entzückende für ſie Beide geweſen. Wir durchleben ſie mit ihnen. Die Zufälligkeiten ihrer

fortſchreitenden kleinen Erlebniſſe verketten ſich zu einer Reihe in unſere Phantaſie ſich einniſtender Bilder. Nicht bloß um das innere Leben handelt es ſich: wir kennen Goethe's Drang zu beſchreiben was er ſah und erlebte: wir werden mitten hineingeführt in die Zuſtände um ſie Beide, wir ſehen die Dinge und Menſchen als hätten wir Alles mitgeſehn. Goethe's kleines Gartenhaus am Park: wir lernen es kennen wie unſere eigne Heimath, als hätten wir ſelbſt einen Theil unſerer Jugend da zugebracht, hätten bei Tage und bei nächtlicher Weile Sonne und Mond es beſcheinen ſehen. Wiſſen, wie aus eigner Erfahrung, wie Regen und Wind, Wärme und Kälte darum walteten; wie die Trauben, für die Goethe Einſenker aus der Heimath hatte kommen laſſen, am Fenſter ſich aufranken, die jung im Garten gepflanzten Bäume ihre erſten Zweige allmälig zu Aeſten entwickeln. Wir ſehen Goethe da aus- und eingehn, Nachts im Mantel da im Freien ſchlafen und zu Zeiten erwachend nach den Sternen über ſich ſehen. Heute noch ſteht das Haus im Garten da, als die unmittelbarſte Erinnerung an jene erſten Weimaraner Zeiten.

Auch das Haus iſt noch unverändert, in dem, wenn ich von denen recht berichtet bin, die es mir zeigten, Frau von Stein wohnte. Ja, Sommers ſtehen noch, wie damals, große Orangenbäume in Kübeln unter den Fenſtern, Alles freilich grau und verwittert. Nur die Ilm, die im Park nebenan fließt, iſt jugendfriſch wie vor Zeiten. Dieſen Bach hat Goethe unſterblich gemacht, der zwiſchen den nun hohen Bäumen ſich hinſchlängelt, die er vor hundert Jahren mit dem Herzoge pflanzte. All dieſe mächtigen Baumalleen waren damals junge Stämme, für die er und der Herzog die Plätze wählten, all dieſe Wege ſind von ihren Händen gezogen worden.

Aber nicht nur der Stadt und dem Park hat Goethe durch ſeine Briefe an Frau von Stein ein Denkmal geſetzt, ſondern ganz Thüringen iſt darin für immer verherrlicht. Wie Friederike das Elſaß umgiebt, und Lotte die Wetterau, ſo Frau von Stein ihre Heimath Thüringen. Die ſchönen Punkte dieſes Landes ſind zu

etwas Höherem erhoben, weil Goethe von ihnen an Frau von Stein ſchrieb. Woher nicht alles ſind ſeine Briefe und Zettel an ſie datirt? Und immer genau geſagt, von welcher Stelle. Der Thüringer Wald liegt vor unſern Blicken, das ganze Land, das in ſeiner beſcheidenen Schönheit, neben Heſſen, am ächteſten die Deutſche Landſchaft zeigt. Im üppigen Sommer, im Herbſte, im Winter, im wiedererwachenden Frühling ſehen wir Goethe ſein neues Vaterland beſchreiben. Immer wieder dürfen wir in ſeinen Briefen mit Sicherheit erwarten, daß das Erwachen der Natur in jedem Frühlinge neu verfolgt werde als ſei nie vorher Frühling geweſen. Einſam die Wälder durchſtreifend, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, oder mit dem Herzoge, auf der Jagd, auf Inſpectionsreiſen, zu Beſuch an den kleinen Höfen oder auf Gütern, von überall her wendet Goethe aus der Fülle der ihn umgebenden Natur heraus ſeine Blicke zu der geliebten Freundin. Sie zieht ihn ſtets nach Weimar zurück. Die Tage ſcheinen ihm verloren in denen er entfernt iſt. Sie und ihre Familie ſind ſeine erſte Sorge. Wie Lotte im Deutſchen Hauſe im Kreiſe der Ihrigen, kann er Frau von Stein nicht ſehen ohne ſie als Hausfrau und Mutter ihrer Kinder zu erblicken. Zuweilen redet er ſie in ſeinen Briefen mit dem Ehrennamen „Hausfrau“ an: man lebt ſich ein in dieſe Verhältniſſe, man nimmt Theil an den Schickſalen der Menſchen, all die kleinen Vorkommniſſe werden zu Ereigniſſen. Unmöglich, dieſe Dinge hier ſämmtlich anzudeuten, von Belvedere, von Wilhelmsthal, von der Wartburg, von Kochberg dem Gute der Frau von Stein und von andern Thälern, Burgen und Bergen zu reden.

Und nicht das allein. Der Verkehr mit Frau von Stein zeigt uns was Goethe arbeitete, las, ſchrieb, zeichnete, vorlas. Er dictirt Frau von Stein. Er theilt ihr ſeine Dichtungen mit, bruchſtückweiſe wie ſie entſtehen. Er lernt die neuen Erſcheinungen der Literatur mit ihr kennen. Er hamſtert unendliches geiſtiges Material tagtäglich ſorgfältig für ſie zuſammen. Das Leben bot damals nichts anderes. Es verfolgten uns nicht die Zeitungen;

ſelbſt das ganz in der Nähe ſich Ereignende kam nur langſam und tropfenweiſe zu weiterer Kenntniß. Wir können Goethe's Briefe an Frau von Stein als den Beweis nehmen, wie ſanft die Wolken damals am politiſchen Himmel trieben. Eine feſtgegründete, wohlthuende Stille athmet dieſes Buch aus. Wir ſehen, wie das ſturmloſe Daſein jener Jahre geeignet war, eine geiſtige Cultur reifen zu laſſen, die im kühlen Winde der heutigen Zeit längſt unmöglich geworden iſt. Sparſam und langſam erſcheint das Neue und wird harmoniſch dem bereits Erworbenen zugefügt. Ruhig löſt ein Tag den andern ab. Rückblickend immer auf den Inhalt der verlebten Zeit und weithin ſorgend für die kommende, wird mit einer Gewiſſenhaftigkeit das Leben Schritt für Schritt durchmeſſen, zu der uns heute ebenſowenig Zeit gegönnt wird. Am 9. April 1781 ſchreibt Goethe an Lavater: „Die nächſten Wochen des Frühlings ſind mir ſehr geſegnet; jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe. Die ſtille, reine, immer wiederkehrende leidenloſe Vegetation tröſtet mich oft über der Menſchen Noth, ihre moraliſchen und phyſiſchen Uebel.“ Man glaubt einen philoſophiſchen Gärtner zu hören, der ſein Lebenlang nur mit ſeinen Blumen umging. Wie Wenigen gewährt heute die Exiſtenz dieſen ſtätigen Verkehr mit der Natur wenn es nicht eben Leute ſind an die das Leben überhaupt keine andern Aufgaben mehr ſtellt. Goethe beſaß die Fähigkeit, mit jeder Wendung dem was ihn berührte ſeine volle Perſönlichkeit zuzuwenden.

Und nun zum Schluß: in dieſer Atmoſphäre ſehen wir unter Frau von Stein's Theilnahme die Dichtungen langſam wachſen, die als ſicherer Gewinn dieſer Zehn Jahre daſtehen und die das Höchſte ſind, was die Deutſche Literatur an Dichtungen beſitzt. Von dieſen Werken ſind Iphigenie, Taſſo, Egmont und Wilhelm Meiſter die vornehmſten. Von ihnen wird geſprochen werden wenn von Italien die Rede ſein wird, wo Goethe ihnen die entſcheidende Form verlieh.

Vierzehnte Vorlesung.

Carl August und Goethe in den Zehn Jahren.

Goethe's und Carl Augusts Freundschaft fand darin ihren unzerstörbaren Halt, daß Goethe dem Herzoge unentbehrlich war.

Zwischen Beiden fand Ungleichheit statt in den Jahren, in der gesellschaftlichen Stellung und in den Gaben des Geistes.

Das wußten Beide: daß Goethe der stärkere, die leitende Kraft sei. Niemals hat der Herzog diese Position zu verrücken versucht. Alle Briefe Goethe's an den Herzog, auch wo er sich noch so sehr in den Formen hält welche der Rang vorschreibt, sind von oben nach unten, und alle Briefe des Herzogs, auch wenn er manchmal den Anschein völlig umzudrehen suchte, sind von unten nach oben geschrieben.

Dagegen, vom ersten Begegnen ab stand fest, daß der Herzog als Fürst gewisse Rücksichten zu fordern habe, und niemals hat Goethe hier gefehlt. Dieser esprit de suite, den Richelieu beim großen Corneille vermißte, ist oft bei Goethe mißverstanden worden. Man hat die Geschicklichkeit, mit der er sich neben „seinem allergnädigsten Herrn" in zweiter Linie zu halten wußte, nicht anders deuten können, als daß man ihn als unter dem Banne der Hoheit unterduckend genommen hat: Goethe und der Herzog wußten jedoch, daß es sich hier nur um eine Form handle, und weshalb diese Form innegehalten werden müsse. Beide fühlten, wie sehr sie einander gewährten was Niemand sonst dem einen wie dem andern von ihnen hätte gewähren können. Der Herzog, daß er einen

treueren, klareren Rathgeber niemals finden würde; Goethe, daß er in keinem andern Verhältniſſe eine ſo befriedigende Verwendung ſeiner edelſten Kräfte fände. Wir Deutſche ſind alle geborene Marquis Poſa's. Der Deutſche ruht nicht eher als bis er die Stelle gefunden hat, auf der er bei Wahrung ſeiner geiſtigen Unabhängigkeit dem dienen kann, dem er legitime Anſprüche auf dieſe Dienſte zuerkennt. Es fehlt uns etwas wenn wir dies nicht gefunden haben. Selbſt Friedrich der Große wollte es nicht entbehren indem er ſich als den erſten Diener ſeines Volkes hinſtellte, und indem er ſich von Voltaire die härteſten Vorwürfe gefallen ließ, nur weil Voltaire der einzige Menſch war, deſſen geiſtige Kraft er für größer als die eigene anerkannte und mit dem im Zuſammenhange zu ſtehen ihm unentbehrlich war. Bei Goethe und dem Herzoge gewahren wir dieſe Unterordnung als eine gegenſeitige nach verſchiedener Richtung und darin lag das Unverwüſtliche ihrer Freundſchaft.

In dieſem Sinne iſt Goethe's Verhältniß zum Herzoge eines der reinſten und fruchtbringendſten geweſen. Nie hat ſich zwiſchen Beide ein unedler Verdacht hineingedrängt. Niemals iſt ein ernſtlicher Verſuch gemacht worden, ihre Gemeinſchaft aufzuheben. Selbſt bei jenem berühmten vorübergehenden Zerwürfniß wegen des Hundes auf der Bühne (als Beide ſchon alte Leute waren) — wo es ſich nicht bloß um dieſen Hund handelte — als Goethe ſein Amt niederlegte, Weimar verließ und nach Jena ging, iſt zwiſchen ihm und dem Herzoge die Correſpondenz nicht aufgehoben und der Schein ſtets gewahrt worden als ſei nicht das Mindeſte vorgefallen, worauf der Riß ſich langſam wieder zuzog. Bis zum letzten Athemzuge hat die Freundſchaft dieſer Männer gedauert und ich wüßte nicht wohin anders man den Sarg Goethe's hätte ſtellen können als dahin wo der des Herzogs ſteht.

Gedruckt liegt vor „Der Briefwechſel der Großherzogs Carl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach mit Goethe, aus den Jahren 1775—1828", in zwei Bänden. Man darf keine Correſpondenz

darin ſuchen, es ſind gelegentliche Briefe und Billets aus vielen Jahren, durch ihre Maſſe den Anſchein von etwas Zuſammenhängendem empfangend. Auch ſollen bedeutende Auslaſſungen ſtattgefunden haben. Da Goethe und der Herzog meiſt zuſammenlebten, kam das Maaßgebende natürlich nicht in Briefen zur Sprache. Ueber Goethe als Beamten hat Schöll vortrefflich geſchrieben. Es liegen unendliche Actenſtücke vor. Um den vollen Umfang ſeines Eingreifens zu ermeſſen, bedürfte es einer Durcharbeitung der Dinge, zu der heute noch Niemand weder berufen noch befähigt ſein möchte. Im Allgemeinen läßt ſich wohl annehmen: von 1775—1828 geſchah nichts von Wichtigkeit in Weimar ohne Goethe's Mitwiſſenſchaft oder Mitarbeit. Im Speciellen aber, ſoweit wir irgend dieſe Mitarbeiterſchaft verfolgen, müſſen wir eingeſtehen, Goethe hat nie eine Angelegenheit als Nebenſache behandelt, er hat peinliche Sorgfalt in auch unbedeutende Geſchäfte hineingetragen und hat mit unermüdlichen Augen nach allen Richtungen das Beſte des Landes verfolgt. Es iſt kaum ein Fall bekannt geworden, wo, nachdem Goethe's Rathe gefolgt worden war, die Dinge einen üblen Ausgang genommen hätten.

Das Gefährliche des Verhältniſſes lag darin, daß erſtens dieſe Art Arbeit nicht das war was Goethe's Natur und Fähigkeiten zumeiſt entſprach: kurz oder lang mußte ſie ihm deshalb unerträglich werden; und zweitens, daß der Herzog Goethe's beſſeren Einſichten, wo es ſich um das Wohl des Landes handelte, in praktiſchen Verwaltungs- und Finanzfragen, oft nicht folgen wollte. Hierüber giebt Schöll genügende Auskunft. Sobald Goethe einſah, daß ſeine Mühe in der That eine fruchtloſe ſei, mußte das Gefühl jener Unerträglichkeit die Oberhand gewinnen. Und dies iſt der Verlauf der Dinge geweſen; in einer Art jedoch, die weder die Arbeit der „Zehn Jahre" als eine vergebliche, noch das ſpäter auf neuer Baſis fortgeführte Verhältniß als ein gegen das frühere irgend zurückſtehendes erſcheinen läßt.

Goethe hat in dieſen Zehn Jahren ſeinen Freund ſo geleitet,

daß ſich ihr beiderſeitiges Daſein auf das Natürlichſte geſtaltete. Er giebt der Jugend und den Neigungen Carl Auguſts weiten Spielraum und läßt ihn dennoch niemals aus den Augen, iſt als ſein guter Genius ihm ſtets zur Seite. Während er mit jugendlichem Herzen am Uebermuthe des Herzogs ſelbſt Theil nimmt, vergißt er nicht einen Augenblick, was er ihm und ſich ſchuldig ſei. Von Jahr zu Jahr haben wir hierüber Aeußerungen in Briefen und Tagebüchern: ſie beurkunden die faſt pedantiſche Geſinnung, mit welcher Goethe ſeinen Pflichten nachzukommen beſtrebt war. Die bedenklichſten Punkte freilich durfte er ſogar ſeinen Tagebüchern nicht anvertrauen. Wir ſehen wie die Härte, oder beſſer: die Härtigkeit des Herzogs, ſeine Art ſich nirgends feſthalten zu laſſen, Goethe zuweilen zur Verzweiflung brachte, auch daß es ihm zuviel ward, immer wieder zwiſchen ihm und der Herzogin vermitteln zu müſſen, mit der Carl Auguſt ſich, um ein umfaſſendes Wort zu brauchen, nicht verſtand, worauf Goethe von zwei Seiten dann zum Vertrauten gemacht wurde. Ueber dieſe Dinge konnte und durfte Goethe Niemandem reden, nur zuweilen bricht er Frau von Stein und wenigen Vertrauten gegenüber los. Wenn wir die bezüglichen Stellen ſeiner Briefe ſämmtlich vergleichen: von Jahr zu Jahr dieſelben Stoßſeufzer, dieſelben Momente dann wieder der innerſten Befriedigung, die wiederkehrenden Andeutungen, daß er mit dem Herzoge geſprochen und ſich mit ihm über dies und das auseinandergeſetzt habe, immer aber, ſchon aus der Faſſung dieſer Sätze, die gleiche Anhänglichkeit an ihn herausleuchtend, welche von Anfang an das Charakteriſtiſche ihrer Freundſchaft war. Goethe war ſich ſtets bewußt, wie er mit dem Herzoge daran ſei. Er recapitulirt und controlirt auf das Sorgfältigſte den Stand der Dinge wie ein Kaufmann der immer den Status ſeines Vermögens in klaren Zahlen in ſeinen Büchern hat. Einmal, als er fühlte, daß das Verhältniß durchaus einer Auffriſchung bedürfe, entführte er den Herzog in die Schweiz, auf eine Reiſe, im Winter 1779 und 80, die dann auch von wohl-

thätigen Folgen war. Goethe wollte einmal eine Zeitlang mit Carl Auguſt ganz allein ſein, abgetrennt vom Hofe, den Sinn nur auf erhabene Naturerſcheinungen gerichtet, in deren Genuſſe Hoch und Niedrig ſich gleich fühlen mußten. Hier, einfachen Erlebniſſen gegenüber, tritt das, was der eigentliche Grundzug des Herzogs war recht hervor. Ein Gefühl von Uebermaaß an Kraft läßt ihn ſtets zuviel thun, ſo daß er, wenn der Gipfel eines Berges mit Müh' und Gefahr erreicht iſt, ohne Zweck und Noth und mit noch größerer Müh' und Gefahr ein letztes Abenteuer verlangt. Goethe nennt das des Herzogs Art „den Speck zu ſpicken". „Ich bin einigemal ſo unmuthig in mir drüber geworden, ſchreibt er, daß ich heut Nacht geträumt habe, ich hätte mich drüber mit ihm überworfen, wäre von ihm gegangen und hätte die Leute, die er mir nachſchickte, mit allerlei Liſten hintergangen. Wenn ich aber wieder ſehe, wie Jedem der Pfahl in's Fleiſch geben iſt, den er zu ſchleppen hat, iſt Alles wieder weg. Er hat gar eine gute Art von Aufpaſſen, Theilnehmen und Neugier, beſchämt mich oft, wenn er da anhaltend und dringend iſt, etwas zu ſehen oder zu erfahren, wo ich oft am ſelben Flecke vergeſſen oder gleichgültig bin."

Nehmen wir zu dieſem an Ort und Stelle gefällten Urtheile was Goethe in hohem Alter, nachdem er, als der ältere und doch überlebende, den Herzog verloren hatte, an Eckermann über ihn ſagte: „Er hatte Intereſſe für Alles, wenn es einigermaaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach ſchlagen, in welches es wollte. Er war immer vorſchreitend und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, ſuchte er bei ſich einheimiſch zu machen. Wenn etwas mißlang, ſo war davon nicht weiter die Rede. Ich dachte oft, wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entſchuldigen wollte, allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterſte Weiſe und ging immer ſogleich wieder auf etwas Neues los. Es war das eine eigene Größe ſeines Weſens und zwar nicht durch Bildung gewonnen, ſondern angeboren".

Goethe beſaß ſelber dies Abſehen von allem Mißlungenen. Er ging darüber hinweg, als ächter Schüler Spinoza's, indem er es als bloße Negation und gar nicht vorhanden anſah. So auch nahm er die Fehler des Herzogs und hielt ſich an das Reale. Die guten Folgen der Schweizerreiſe: größere Ordnung, mehr Conſequenz, und was er ſonſt noch daran rühmte, waren ſichtbar; bald genug aber gingen die Dinge doch wieder im alten Gleiſe. Goethe empfand es ſchmerzlich genug, hielt aber unerſchütterlich an ſeiner Stelle aus. Von Goethe's kürzeren Gedichten enthält eines eine ſo inhaltreiche und zugleich ſo ſchöne Charakteriſtik des Herzogs, daß ich es hier folgen laſſe.

Es ſchildert eine auf der Jagd im Gebirge zugebrachte Nacht. Sie campiren im Freien. Goethe, am Feuer ſitzend hält neben dem ſchlafenden Herzoge Wacht, eine Art Viſion ſeines ganzen Zuſtandes ſteigt vor ihm auf. Er ſchildert ſich, die Genoſſen, Carl Auguſt, jede Geſtalt läßt ſich wiedererkennen und doch iſt das Ganze ſo gehalten, ſo märchenhaft unſicher beleuchtet wie ihm damals Nachts, in halb träumender Ermüdung die Menſchen und die Welt erſcheinen mußten.

Da heißt es:

Doch ſcheinet Allen etwas zu gebrechen,
Ich höre ſie auf einmal leiſe ſprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal ſich ſchließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers ſchimmert,
Vom Waſſerfall umrauſcht, des milden Schlafs genießt.
Mich treibt das Herz, nach jener Kluft zu wandern;
Ich ſchleiche ſtill und ſcheide von den Andern.

Jetzt erblickt Goethe im Traume ſich ſelbſt zuerſt:

Sei mir gegrüßt, der hier in ſpäter Nacht
Gedankenvoll an dieſer Schwelle wacht!

Was ſitzeſt Du entfernt von jenen Freunden?
Du ſcheinſt mir auf was Wichtiges bedacht.
Was iſt's, daß Du in Sinnen Dich verliereſt,
Und nicht einmal Dein kleines Feuer ſchüreſt?

O frage nicht! Denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu ſtillen;
Sogar verbitt' ich Deinen guten Willen;
Hier iſt zu ſchweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin Dir nicht im Stande ſelbſt zu ſagen,
Woher ich ſei, wer mich hierher geſandt;
Von fremden Zonen bin ich her verſchlagen
Und durch die Freundſchaft feſtgebannt.

Im Rückblicke auf ſich fährt er fort:

Wer kennt ſich ſelbſt? Wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?
Und was Du thuſt, ſagt erſt der andre Tag:
War es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus ſelbſt die reine Himmelsgluth
Auf friſchen Thon vergötternd niederfließen?
Und konnt er mehr als irdiſch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar,
Was ſich entzündet, iſt nicht reine Flamme,
Der Sturm vermehrt die Gluth und die Gefahr
Ich ſchwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit ſang
Und Redlichkeit und Freiheit ſonder Zwang,
Stolz auf ſich ſelbſt und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menſchen ſchöne Gunſt;
Doch ach, ein Gott verſagte mir die Kunſt,
Die arme Kunſt, mich künſtlich zu betragen.
Nun ſitz ich hier, zugleich gehoben und gedrückt,
Unſchuldig und geſtraft, unſchuldig und beglückt.

Nun ruft er ſich ſelbſt zu, als könne ſein zu lauter Monolog vernommen werden:

Doch rede ſacht! denn unter dieſem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schickſal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur,
Bald mit ſich ſelbſt und bald mit Zauberſchatten ſtreitet;
Und was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt,
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann ſeinen Geiſt enthüllen
Und kein Geſang die hohen Wogen ſtillen.

Die ſtarre trotzige Natur des Herzogs:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter ſprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, ſie drängt ſich ſelber los
Und eilt auf Fittigen der Roſe in den Schooß.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft.
Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmal,
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.

Und düſter wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu ſein,

Schläft er, an Leib und Seel' verwundet und zerſchlagen,
Auf einem harten Lager ein:
Indeſſen ich hier ſtill und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und halb erwacht und halb im ſchweren Traum,
Mich kaum des ſchweren Traums erwehre.
Verſchwinde Traum!

Wunderbarer Effect: Alles wird in der That zum Traume plötzlich. Er redet jetzt den Herzog unbefangen an, der erwachend nicht ahnt was Goethe für nächtliche Geſichte gehabt hat. Alles liegt nun im Sonnenſchein. Er giebt ihm heitere Lehren. Hofft für die Zukunft. Schließt mit einem Glückwunſche:

— Nein! ſtreue klug wie reich, mit männlich ſtäter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruh'n: die Ernte wird erſcheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

Das iſt gedichtet nachdem Goethe ſieben Jahre bereits in Weimar ausgehalten, oft genug ſchon am Herzoge verzweifelt hatte, um immer wieder von ſeiner großartigen Natur ſich hinreißen zu laſſen. Es athmen dieſe Verſe eine Liebe und Hingebung aus, die Carl Auguſt ſelber am reinſten erkannte und die, wie ich ſagte, die eigentlichen Bande geweſen ſind, die Goethe in Weimar und am Herzoge feſthielten.

Die Zeiten, wo Goethe ſo in die Weimaraner Verhältniſſe hineingewachſen war, wie wir ſie unwillkürlich denken wenn von Goethe und Weimar die Rede iſt, ſind die ſeines Alters. In den erſten Zehn Jahren lagen die Dinge anders. Der Widerſtand, den Fritſch leiſtete, beſchränkte ſich nicht auf dieſen einen Fall. Es wurde nothwendig, Goethe in den Adelſtand zu erheben. Was dies anlangt, müſſen wir bedenken, wie es in Deutſchland vor 1780 in dieſer Beziehung ausſah. Goethe ſagt über den Unterſchied der Adligen und der Bürgerlichen: „In Deutſchland iſt nur dem Edelmanne eine gewiſſe allgemeine, wenn ich ſagen darf, per-

ſonelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann ſich Verdienſte erwerben und zur höchſten Noth ſeinen Geiſt ausbilden: ſeine Perſönlichkeit geht aber verloren, er mag ſich ſtellen wie er will.“ Das wurde 1782 niedergeſchrieben. Es war kein Grund vorhanden, Goethe die Vortheile des Adelstitels vorzuenthalten, der ihm ſeine Stellung in Weimar ſehr erleichterte und der ohne Mühe für ihn zu beſchaffen war. Goethe dachte ſehr hochmüthig darüber. Es habe ihm nicht den mindeſten Eindruck gemacht, er, als Frankfurter Patricierſohn, habe ſich immer als zum Adel gehörig angeſehen. 1782 empfing er aus Wien das Diplom. Schon 1779 war er zum Geheimrath ernannt worden, jetzt, 1782, wird ihm auch der Vorſitz in der Kammer zu Theil. Wir haben uns Goethe hier nicht als beſcheiden zurücktretenden Dichter zu denken, der nicht recht weiß wo ſeine Stelle iſt, ſondern als ſtrammen, ſeiner hohen amtlichen Poſition ſich bewußten Beamten, der wenn es nöthig war ebenſo gut wie der Herzog das Rauhe herauszukehren wußte.

Goethe war ein kräftiger, breitſchultriger Mann, dem Hitze und Kälte wenig Unterſchied machten, der den langen Tag über im Sattel bleiben und die Nacht im Walde liegen oder auch durchkneipen konnte, ohne daß ihm ſonderlich daran gelegen war. Bei Schlittenpartien, Bällen, Jagden, Feuersbrünſten, überall war er einer von denen die am längſten aushielten. Er faßte voran Poſto, wo er meinte daß es ihm zukommen. Bei Maskenzügen ſah man ihn zu Pferde im prachtvollen altdeutſchen Anzuge glänzen, ebenſo wie er als Sechziger noch auf der Redoute als Tempelherr erſchien und alle Welt durch ſeine imponirende Schönheit in Erſtaunen ſetzte. Nicht anders aber iſt er bei der Affaire von Valmy hinausgeritten, wo die Kugeln der berühmten Kanonade dicht um ihn einſchlugen, und hat die Symptome des Kanonenfiebers an ſich beobachtet und hinterher genau beſchrieben. Ein ſolcher Körper gehörte dazu, um bei der eiſernen Natur des Herzogs immer die Stelle dicht neben ihm innezuhalten. Goethe war die ganze Unverwüſtlichkeit verliehen, deren er für ſein Amt bedurfte.

Nachdem wir ſo nun aber Goethe und Weimar, Goethe und Frau von Stein, Goethe und den Herzog betrachtet haben, wie ſtand es mit dem Goethe der mit ſich ſelber ganz allein war?

„Wilhelm Meiſter“ iſt bereits erwähnt worden. In dieſem Romane hat Goethe die Erfahrungen ſeines erſten Weimaraner Lebens niedergelegt. Dem Anſcheine nach empfangen wir die Geſchichte eines reichen Kaufmannsſohnes, welcher mit dem Triebe zu jener allgemeinen perſönlichen Ausbildung geboren, die Goethe nur als ein Vorrecht des Adels jener Zeit anſah, in vornehme Kreiſe geräth, ſich in ihnen gefällt, von ihnen, ſoweit er ſich als literariſches und ſchauſpielendes Genie giebt, anerkannt und verzogen, als ihres Gleichen aber nimmermehr acceptirt wird. Goethe war eines der eifrigſten Mitglieder des fürſtlichen Liebhabertheaters. Als Alceſt in ſeinen Mitſchuldigen, als Belcour im Weſtindier und in mancher anderen Rolle trat er auf. Es iſt bekannt daß es ſich bei ſolchen Gelegenheiten meiſt mehr um die Proben als um die Aufführungen ſelber handelt. Jeder der einmal dabei war, weiß, daß nichts die Menſchen geſellig ſo durcheinander und in ſo intime Berührung bringt als Theaterproben von Dilettanten. Vieles iſt erlaubt und das Tollſte natürlich, weil die Sache es zu verlangen ſcheint. Dieſe Verwirrungen lieferten Goethe den Stoff. Von Epiſode zu Epiſode fortſchreitend, wird das Ziel, wirklich in die vornehme Welt einzutreten, von Wilhelm Meiſter zuletzt erreicht. Das iſt Goethe's Geſchichte. Seine Erlebniſſe wurden in durchſichtiger Verhüllung ſo verwerthet. Daher auch die tagebuchartige Form und die allmälige Entſtehung. Aus einer noch in Frankfurter Zeiten entſtandenen kleinen Novelle, welche den Anfang bildet, wuchs die Dichtung in faſt zwanzig Jahren zu dem inhaltreichen Werke an, als das der Roman heute daſteht.

In ſpäteren Selbſtbekenntniſſen über dieſe Arbeit läßt Goethe verlauten, wie er ſich anfangs in Weimar befunden habe. „Der Meiſter beſagt, äußert er gegen den Kanzler Müller, in welch' entſetzlicher Einſamkeit er verfaßt worden, bei meinem ſtets aufs

Allgemeine gerichteten Streben.“ Hier haben wir den Punkt, wo Goethe ſelbſt neben Frau von Stein und dem Herzoge ſich arm fühlte.

Freilich wimmelte es auch in Weimar von Menſchen, denen geiſtige Regſamkeit nicht abzuſprechen war. Jeder ſaß damals ja am Strome der neuen Ideen, hatte ſein Angel ausliegen und hoffte auf die großen Fiſche, die anbeißen würden. Da war ja Knebel, der bis in ſeine ſpäten Jahre als eine Natur erſcheint die ihren eignen Weg verfolgen will. Aber man leſe was von ihm gedruckt vorliegt: er ſchwindet zu einem von jenen zuſammen, die ohne Goethe nur zu den Schatten gehören. Und ſo ſchwindet, ganz genau gewogen, Alles um ihn her und verliert die eigne Schwerkraft. Wenn wir ſo herumſuchen, empfinden wir die bittere Wahrheit in Goethe's Aeußerung. Und doch führte ſein gutes Glück bald nach ſeiner eignen Ankunft den einzigen Menſchen damals nach Weimar, von dem er lernen konnte, den einzigen, mit dem ihn für dieſe Jahre jetzt eine fördernde Freundſchaft von Gleich zu Gleich verbunden hat. Dies war endlich wieder Herder. Goethe's erſte Bemühungen in Weimar gingen dahin, Herder der mit ſeiner Frau in Bückeburg hockte, in Weimar eine Stellung zu verſchaffen. Goethe ließ nicht nach bis alle Hinderniſſe aus dem Wege geräumt waren.

Herder, nachdem er ſich zu einem der berühmteſten Schriftſteller in Deutſchland erhoben hatte, war allmälig aus dem großen Zuge herausgekommen. Seine Arbeiten wurden zu Früchten der Gelehrſamkeit eines theologiſchen Forſchers und wandten ſich an ein engeres Publikum. In Weimar blieb es anfangs auch ſo. Goethe war in den erſten Jahren zu ſehr von den neuen Verhältniſſen eingenommen, um Herder ſuchen zu müſſen: erſt allmälig wurde er zu ihm gedrängt. Nun aber, in dem Maaße als das Gefühl gemeinſamer Entbehrungen in ihnen aufkam, deren Inhalt außer ihnen Beiden Niemand zu ermeſſen im Stande war, ſchloſſen ſie ſich inniger aneinander. Der ehemalige Unterſchied an Alter und Erfahrung und Kenntniſſen war verwiſcht, Goethe war ruhiger,

Herder ein wenig mürbe geworden (die Unterhandlungen über die Göttinger Profeſſur, von der die Berufung nach Weimar ihn errettete, hatten ſeinen Stolz erſchüttert), es entwickelte ſich eine Freundſchaft, die von Goethe's Seite ſogar die Beimiſchung vermittelnder Protection empfing, zu welcher er oft genug bei Herders ſtürmiſchem, ungleichem Charakter der Welt gegenüber ſich genöthigt ſah; während Herder, wie Schiller aus einem Geſpräche mit ihm ſpäter berichtet, für Goethe abgöttiſche Verehrung gewann. Herder empfand, wie er in Goethe's Nähe auflebte. Den Gedanken dieſer Jahre entwuchſen ſeine „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit", das Umfaſſendſte was er geſchrieben hat, die Grundlage vielleicht unſerer heutigen Geſchichtsauffaſſung. Allerdings hatte Montesquieu und ſeine Nachfolger den Ton angegeben, niemals aber war eine Weltgeſchichte aus der allgemeinen Natur der an ihr betheiligten Völker heraus von dieſer Höhe herab und in dieſem Umfange unternommen worden. Und Goethe war der Vertraute bei Entſtehung des Buches. Alles, was wir über ſeinen Verkehr mit Herder aus jenen Jahren wiſſen, läßt erkennen, daß Goethe bei ihm am freieſten zu Muthe war, und daß er ſeinen ſchweifenden Gedanken hier am unbefangenſten den Lauf in alle Weiten geſtattete. Herders Frau, damals noch nicht gereizt durch die Eiferſucht auf vermeintliche Nebenbuhler Herders bei Goethe, deren näheres Verhältniß zu dieſem ſie beſorgt und neidiſch machte, gewährte Goethe neben dem Umgange mit Frau von Stein noch eine zweite Häuslichkeit. Ihr ſoll er ſogar noch lieber als dieſer ſeine Sachen vorgeleſen haben: jedenfalls, Herders Frau und Frau von Stein empfingen in erſter Linie die damals entſtehenden Dichtungen. Capitelweiſe wurde ihnen der Roman, ſcenenweiſe die Dramen mitgetheilt.

Damit aber auch iſt die Reihe erſchöpft. Wieland hatte bald genug aufgehört Goethe beſonders fragwürdig zu erſcheinen. In literariſchen Dingen war er eine behagliche Autorität, der man nachgeben konnte oder auch nicht; im Ganzen hatte er zu ſehr nur die

eigne Perſon im Auge um Andern viel zu ſein. Die Stein, der Herzog, Herder und ſeine Frau auch allenfalls Knebel, darauf beſchränkt ſich Goethe's Umgang. Dieſe nennt er bei der erſten Aufführung der Iphigenie „ſein Publikum". Ich würde gern hier noch von Corona Schröter, der Schauſpielerin und Sängerin reden, von der behauptet worden iſt, daß ſie Goethe näher geſtanden habe als Frau von Stein ſelber, und bei der ſeine kürzlich publicirten Tagebücher allerdings erkennen laſſen, in wie bedeutendem Maaße er ſeine Zeit zwiſchen ihr und Frau von Stein getheilt hat; doch es ſind die Nachrichten über Corona Schröter ſo fragmentariſch, widerſpruchsvoll und reſultatlos, daß ihre Geſtalt mit Sicherheit für Goethe's Leben noch nicht verwerthet werden kann. Ich bemerke hier überhaupt Folgendes: Wir dürfen nicht denken, weil wir aus Briefen und andern Quellen ſo Vieles wiſſen, daß wir Alles wiſſen. Goethe erſcheint oft in Verhältniſſen, deren Natur uns unbekannt iſt. Es ſind manche Mädchennamen aufbewahrt, deren Trägerinnen er eine beſondere Zuneigung gewidmet hat, es giebt manche Figuren in ſeinen Dichtungen die offenbar nach der Natur gezeichnet ſind und für welche die Originale fehlen. Wir wiſſen nicht, wer, aus der Frankfurter Zeit noch, Clärchen im Egmont war, wer Marianne war im Wilhelm Meiſter, wer Mignon, wer Philine war. Goethe ſagt, die erſte Weimaraner Zeit ſei „durch Liebſchaften vielfach verdunkelt" worden: wir wiſſen über all' dies ſo wenig, daß wir nicht einmal Vermuthungen aufſtellen dürfen. Es iſt möglich, daß Corona Schröter, aus der man das Urbild der Iphigenie hat machen wollen, eher das der Philine war; wer aber will darüber entſcheiden und was nützt es darüber viel nachzudenken? —

Zu beſprechen bleibt jetzt nur noch: aus welchen Gründen nach Ablauf der „Zehn Jahre" Goethe plötzlich aus Deutſchland verſchwand, in Rom erſt wieder auftauchte, faſt zwei volle Jahre in

Italien blieb und nach ſeiner Rückkehr ſich unter veränderten Bedingungen eine neue Exiſtenz in Weimar gründete.

Goethe war als Miniſter und zugleich Erzieher bei einem unerfahrenen, jungen Fürſten eingetreten, der ſich von Tage zu Tage nun jedoch mehr zu entwickeln begann. In dem Maaße als Goethe das vorgeſteckte Ziel erreichte, wandelte ſich ſeine Stellung in eine nachtheiligere um. Als erſtem Beamten kamen nach und nach alle wichtigen Dinge in ſeine Hände, zugleich aber wurde er immer unſelbſtändiger durch die erhöhte Einſicht und Theilnahme des Herzogs. Ein Punkt mußte kommen, wo Goethe Alles in Händen hielt, zugleich über nichts mehr zu entſcheiden hatte. Hier nun ſehen wir den Grund, warum innerhalb der Zehn Jahre bereits Goethe um „Erleichterung im Conſeil“ bittet. Ueberall wo der Herzog eingreift, tritt er zurück. Stück für Stück giebt er das Terrain auf, das unmerklich ſo den Herrn wechſelt.

Es war das nichts was ihn beleidigen konnte, im Gegentheil, gerade das ja hatte er erſtrebt. Der Herzog ſollte mehr und mehr wirklicher Regent werden, und daß es gelang ihm allmälig die Zügel völlig in die Hand zu geben, war ein Triumph für Goethe. Allein dieſe Wandlung durfte ſich nicht in der Art vollziehen, daß Goethe mit der Zeit vielleicht den weimariſchen Boden unter den Füßen verloren hätte. Er fühlte ſich da als in ſeiner neuen Heimath. Auch dafür mußte eine Form gefunden werden: daß er bleiben könnte ohne koſtſpieliges fünftes Rad am Wagen zu ſein. Und endlich nun, als die Dinge reif waren und der große Umzug beginnen durfte, ſind ſie in der That durch ihn ſo glücklich gewandt geworden, daß ohne ſein freundſchaftliches Verhältniß zum Herzoge zu verletzen zwiſchen beiden Alles neu feſtgeſtellt wurde. Kein Zweifel iſt für mich, daß, als Goethe im Herbſte 1786 nach Italien reiſte ohne ſelbſt Frau von Stein davon wiſſen zu laſſen, Grund und Folgen dieſer Abweſenheit, ſowie die Modalitäten der Rückkehr mit dem Herzoge reiflich überlegt worden waren. Schon für das Jahr 1785 enthält die ſchematiſche Ueberſicht ſeiner Lebensereigniſſe, welche

Goedeke gedruckt hat, nichts als die Titel: „Prüfung meiner Zustände — Was abging — Reise nach Italien vorgesetzt — Aberglaube“. Aberglaube bedeutet, daß Goethe die Ueberzeugung hatte, es werde aus der Reise nichts werden wenn irgend Jemand vorher darum wisse. Der Herzog aber war mit Allem einverstanden. Ehe Goethe nach Carlsbad ging, von wo aus er nach vollendeter Cur an seinem Geburtstage heimlich abreiste, während man ihn in Weimar sicher zurückerwartete, hatte der Herzog ihm noch 200 Thaler Zulage und einen bedeutenden Reisezuschuß verliehen; mir scheint, Goethe habe das zum Abschied angenommen in der Voraussetzung, daß er damit gleichsam nach glücklich vollendeter Aufgabe in Pension trete.

Die Briefe, welche er aus Italien dann an den Herzog schrieb, wären danach zum Theil nur als Schaustücke anzusehen, damit einmal auch in den Acten Alles seine amtlich und bürgerlich zu verantwortende Form fände. Ich glaube, Goethe nahm eine Art heimlicher Mündigkeitserklärung mit dem Herzoge vor. Sie standen früher auf Du und Du, dies wurde feierlich begraben. Der Herzog wird von nun an auch für den Privatverkehr der allergnädigste Herr, und Goethe sein allerunterthänigster Diener; das was früher ein befreiendes Aufgeben von leeren Förmlichkeiten gewesen war, wurde mit den Jahren eine unnöthige, lästige Spielerei, während die festgehaltene Form nun bei weitem größere Unabhängigkeit gestattete. Goethe hatte die Absicht, auf kurze Zeit nach Italien zu gehen, dann in Frankfurt seine Mutter zu besuchen und von dort aus als freier Mann und Freund des Herzogs in denjenigen selbstgewählten Kreis von Geschäften wiedereinzutreten, der ihm die nöthige Muße gestatten würde, ihm zugleich aber mit Rath und That einzugreifen Gelegenheit gäbe.

Wenn wir die Zehn Jahre darauf hin, daß diese letzte Wendung keine unerwartete, plötzliche war, genauer ansehen, so zeigt sich, wie organisch sich dieser Wechsel vollzog und wie, genau in dem Maaße in welchem die Theilnahme an den Staatsgeschäften ge-

ringer ward, die literariſche Arbeit bei Goethe wieder in ihre alten Rechte eintrat.

Bis in die erſten achtziger Jahre hält er mit ſpartaniſcher Selbſtüberwindung ſeinen Pegaſus im Stalle feſtangebunden. Noch 1780 ſchreibt er an Keſtner, ſeine Schriftſtellerei „ſubordinire ſich dem Leben". „Doch erlaub' ich mir, nach dem Beiſpiele des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Uebung in dem Talente, das mir eigen iſt. Geſchrieben liegt noch viel, faſt noch einmal ſoviel als gedruckt, Pläne hab' ich auch genug, zur Ausführung aber fehlt mir Sammlung und lange Weile. Verſchiedenes hab' ich fürs hieſige Liebhabertheater, freilich meiſt conventionsmäßig ausgemünzt."

Im September deſſelben Jahres ſchreibt er an Frau von Stein: „O thou sweet poetry! rufe ich manchmal und preiſe den Marc Antonin glücklich, wie er auch ſelbſt den Göttern dafür dankt, daß er ſich in Dichtkunſt und Beredtſamkeit nicht eingelaſſen. Ich entziehe dieſen Springwerken und Cascaden ſoviel möglich die Waſſer und ſchlage ſie auf Mühlen und in die Wäſſerungen, aber ehe ich's mich verſehe, zieht ein böſer Genius den Zapfen und Alles ſpringt und ſprudelt. Und wenn ich denke, ich ſitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, und auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Geſtalt, unbezwingliche Luſt und Flügel und geht mit mir davon."

Und am letzten Tage deſſelben Jahres 1780 an Frau von Stein: „Mein Taſſo dauert mich ſelbſt, er liegt auf dem Pult und ſieht mich ſo freundlich an; aber wie will ich zureichen? Ich muß alle meinen Weizen unter das Commisbrod backen."

So als er vier Jahre in Weimar geſeſſen hatte. Mit dem Eintritte der achtziger Jahre aber beginnt leiſe der Umſchwung. Anfangs ſucht er durch hiſtoriſche Schriftſtellerei Pflicht und Neigung zu vereinigen. Er arbeitete 1780 an einem Leben Bernhards von Weimar, für das er in den Archiven ſtudirte, welches aber liegen blieb weil es ſich nicht zu einer künſtleriſchen Einheit zuſammen-

ſchließen wollte. Im October 1780 beginnt er am Taſſo ernſtlich zu ſchreiben. Im März 1781 ſind die beiden erſten Acte fertig, und im Jahre 1782 nehmen Wiſſenſchaft und Dichtung ohne Entſchuldigung breiten Rang ein. „Heute früh habe ich das Capitel im Wilhelm geendigt, ſchreibt er im Auguſt 1782 an Frau von Stein, wovon ich Dir den Anfang dictirte. Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftſteller geboren. Es gewährt mir reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geſchrieben habe.“

Das klingt ſchon ganz anders und weniger als Selbſtvorwurf. Von da brauchte es immer noch vier Jahre bis er wirklich nach Italien aufbrach, von der ehemaligen freiwilligen Abſtinenz in dichteriſcher Thätigkeit aber merken wir nun nichts mehr. In ſeiner Correſpondenz ſehen wir die alten literariſchen Dinge und daneben ſeine gelehrten Beſtrebungen in den Vordergrund dringen. Mag auch dem Anſcheine nach ſeine amtliche Thätigkeit ſich jetzt immer mehr ausdehnen: die naturhiſtoriſchen Arbeiten nehmen ihn mindeſtens eben ſo ſehr in Beſchlag, aſtrologiſche, mikroſkopiſche und andere Unterſuchungen, an Wilhelm Meiſter wird in umfangreicherer Weiſe vorgeſchritten, und die erſte große Geſammtausgabe ſeiner Schriften vorbereitet. Im Jahre 1785 zumal treten dieſe Dinge ſo ſehr hervor, daß nun faſt nur von ihnen die Rede iſt. Damals waren, wie wir ſahen, die ſtillen Vorbereitungen für die große Aenderung in vollem Gange. Und wenn Goethe aus Rom dann endlich dem Herzoge als neueſte Entdeckung meldet: er habe ſich als „Künſtler“ in Italien wiedergefunden, ſo war dies Wiederfinden ſchon vollbracht ehe er Weimar verlaſſen hatte. Als Künſtler — und als Gelehrter, können wir dazuſetzen — hatte Goethe ſich bereits aufgemacht, der Staatsbeamte war längſt nur noch in zweiter Linie thätig geweſen.

Eine glückliche, Goethe's Charakter höchſt angemeſſene Stellung war zugleich für den Fall der Rückkehr nach Weimar, im Voraus dort für ihn vorbereitet, wie ſie in dieſer Art niemals vielleicht einem

zweiten Sterblichen zu Theil ward, und wenn auch während ſeiner Abweſenheit Neid und Mißgunſt daran zu mäkeln fanden, ſo wirkte ſeine perſönliche Gegenwart, als er endlich wieder erſchien, ſo imponirend, daß die Dinge den glücklichen Verlauf nahmen, welcher vom Herzoge und von ihm gewollt und vorgeſehen war.

Fünfzehnte Vorlesung.

Die Deutsche und die Römische Iphigenie.

Wir haben gesehen, wie maaßgebend Shakspeare für Götz von Berlichingen geworden war. Goethe hatte mit dem Stücke, wie er selbst sagt, Shakspeare seinen Tribut dargebracht. Wir haben ihn dann im Clavigo die Form des bürgerlich prosaischen Rührstückes annehmen sehen: es wäre natürlich gewesen, wenn Goethe, nachdem er sich in verschiedenen Richtungen als Nachahmer gezeigt, endlich mit dem Eintritt in die Jahre eigner Selbständigkeit als Schöpfer einer eignen Form sich aufgethan hätte, in der er weitere dramatische Werke vorführte. So hatte sich ja Lessing nach mancherlei Nachahmung zur reinen Form des Nathan erhoben. Goethe kam zudem in Weimar jetzt mit dem Schauspielerwesen praktisch in Berührung. Zwar waren Schloß und Theater abgebrannt und eine Schauspielertruppe in den ersten Jahren nicht in der Stadt zu halten, allein die Hofgesellschaft selber, wie schon bemerkt worden ist, ersetzte den Verlust durch eigne Thätigkeit und Goethe griff von den ersten Tagen an hier tüchtig ein. Auf dieser Bühne spielte er selber, für sie dichtete er: zum ersten Male also mit der unmittelbaren Absicht für die Bretter zu schreiben. Keine schönere Gelegenheit, die durch Studium gewonnenen Ueberzeugungen endlich praktisch zu erproben.

Diese Erwartungen aber, wenn sie gehegt worden wären, wurden getäuscht. Goethe hatte als Dichter und Schriftsteller abdicirt. Er giebt den bereits gewonnenen großartigen Standpunkt, von dem

aus er ſich dem Deutſchen, ja dem europäiſchen Publikum als einen Mann gezeigt hatte von dem das Höchſte zu erwarten ſei, ohne Weiteres auf, liefert nichts als eine Anzahl kleiner Schauſpielerſtücke und beginnt nun auch ſeine Iphigenie nicht etwa in dem Sinne, mit den Alten concurriren zu wollen und eine neue Richtung zum höchſten Ziele einzuſchlagen, ſondern nur um dem engen Weimaraner Hofkreiſe ein, für den Druck kaum beſtimmtes Theaterſtück zu dichten, bei deſſen äußerer Geſtaltung der zufällige Umſtand mitwirkte, daß dem in der Ehrfurcht vor den franzöſiſchen Claſſikern erzogenen Herzoge gezeigt werden ſollte, es laſſe ſich dergleichen auch in Deutſcher Sprache hervorbringen.

Iphigenie war, ſo betrachtet ein Schritt nach rückwärts.

Ich hatte, als bei der Beſprechung des Götz die Geneſis des modernen Theaters dargelegt wurde, nur das geſprochene und nicht das geſungene Drama im Auge gehabt. Das geſprochene Drama, haben wir geſehen, bildete ſich nur in Spanien, Frankreich und England aus: Italien blieb zurück. Hier nahm dafür die Oper den erſten Rang ein und ihre Form wurde im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts zu ſolcher Vollkommenheit gebracht, daß die italiäniſche Oper bald auch in Frankreich und England (ſowie in Deutſchland) dem geſprochenen einheimiſchen Drama den Rang ſtreitig machte.

Das Drama entſtand als ein Product des in ſich arbeitenden Volkslebens, die Oper blühte nur an den Höfen als ein Zeitvertreib der vornehmen excluſiven Geſellſchaft. Das Drama ſucht in ſeinen Figuren nationale Charaktere und Ereigniſſe darzuſtellen, die Oper hält bei den antiken Schattengeſtalten feſt, welche in Italien, Frankreich, England, kurz, überall wo Opern aufgeführt werden, ſtets die gleichen Gefühle womöglich in italiäniſcher Sprache ſich entfalten laſſen. Die Oper will beſänftigen, betäuben, das Drama reizen, wild machen.

Das Drama hängt mit der geſammten fortſchreitenden Literatur und Cultur des Jahrhunderts zuſammen, die Oper bleibt

was sie von Anfang an war: eine Pflanze, der am wirklichen Klima des Landes wenig gelegen ist, in dem sie erblüht, eine importirte, künstlich erhaltene Erscheinung.

Als sich in Italien das moderne Theater erhob, wurde von Anfang an Comödie und Tragödie unterschieden, wie die antiken Vorbilder sich in Comödien und Tragödien theilten. Die auf Plautus und Terenz basirten Comödien suchte man conversationsmäßig zu halten, die auf Nachahmung der griechischen Tragödie beruhenden Tragödien prangten in feierlicher Declamation, mit Ballet und Chören. Es brauchten hier nur die Monologe zu Arien, die Dialoge zu Duetten erhöht zu werden und die Oper war fertig. In dieser Form beharrte die Oper. Die Musik änderte sich, immer bedeutendere Componisten lösten einander ab: der äußere Zuschnitt, die literarische Form der Opern aber blieb stehen. Denn die Musik stellte an die Texte stets dieselben Ansprüche: der Componist verlangte eine sofort verständliche Handlung, und, bei Ausschließung des Politisch-historischen, einfache ideale Personen, sowie nur auf Logik des Herzens und der Leidenschaft beruhende Motive. Die Handlung mußte wie ein starker, tragender Strom in immer mehr sich ausbreitender, immer gewaltsamer dahinfließender Fülle den entzückten Hörer mit sich fortreißen.

Diese Operntexte, welche herzustellen nicht schwer war, wurden zu einer festen literarischen Form. Die Acte durften nur wenige Scenen haben, die Handlung mußte unverworren sein, die Personen an der richtigen Stelle Gelegenheit finden in höchste Leidenschaft zu gerathen. Die Verse dagegen brauchten weder gleich lang, noch gereimt, noch überhaupt gut zu sein. Aber, es hat Dichter gegeben, welche in dieser einfachen losen, so ganz zur Nebensache gewordenen Form Eigenthümliches leisteten: Metastasio's Operntexte waren im vorigen Jahrhundert so berühmt wegen der Schönheit und Süßigkeit ihrer Sprache, daß man sie auf italiänischen Bühnen ohne Musik als gesprochene Dramen gespielt hat. Diese Form des gesprochenen Operntextes wählte Goethe für seine Iphi-

genie. Er nennt ſie die „franzöſiſche Form“, denn auch die Franzoſen hatten jenerzeit bedeutende Librettodichter, unter denen Quinault den erſten Rang einnahm.

Ein Zufall ſcheint Goethe dieſe Form gleichſam zugeſpielt zu haben.

Nachdem Händel ſchon 1759 geſtorben war, nahm Gluck damals unter den deutſchen Operncomponiſten den erſten Rang ein. Glucks durchſchlagende Erfolge wurden in Wien und Italien erlangt, in der Folge hatte er ſich nach Paris gewandt, wo ſeine Iphigenie in Aulis das größte Aufſehen erregte. Der Text war von Rollet nach Racine's Tragödie gearbeitet worden. Dieſe Oper erſchien ein Jahr ehe Goethe nach Weimar ging.

Gluck, geboren 1714, war alſo ſchon ein älterer Mann. Er hatte keine Kinder und lebte mit ſeiner jungen Nichte, die er zärtlich liebte und die er im April 1776 verlor. Es war jenerzeit in weit höherem Grade als heute Sitte, Verſtorbene durch Gedichte zu ehren. Gluck wollte zum Andenken des jungen Mädchens eine Cantate componiren und wandte ſich an Wieland um einen Text. Die Antwort Wielands auf dieſen Brief haben wir, ſie iſt vom 14. Juli 1776. Er ſelber, heißt es darin, ſei nicht im Stande, etwas Würdiges zu liefern, „außer Klopſtock könne das nur Goethe“. „Und zu dem, fährt er fort, nahm ich meine Zuflucht, zeigte ihm Ihren Brief; und ſchon den folgenden Tag fand ich ihn von einer großen Idee erfüllt, die in ſeiner Seele arbeitete. Ich ſah ſie entſtehen und freute mich unendlich auf die völlige Ausführung, ſo ſchwer ich ſie auch fand, denn was iſt Goethe unmöglich? Ich ſah, daß er mit Liebe über ihr brütete, nur etliche ruhige, einſame Tage, ſo würde was er mich in ſeiner Seele ſehen ließ auf dem Papier geſtanden ſein: aber das Schickſal gönnte ihm und Ihnen den Troſt nicht. Seine hieſige Lage wurde um ſelbige Zeit immer unruhvoller, ſeine Wirkſamkeit auf andere Dinge gezogen, und nun, da er ſeit einigen Wochen dem unbeſchränkten Vertrauen und der beſonderen Affection des Herzogs

zugleich eine Stelle im geheimen Conseil einzunehmen sich nicht entziehen konnte, nun ist beinahe alle Hoffnung dahin, daß er das angefangene Werk sobald werde vollenden können. Er selbst hat zwar weder den Willen noch die Hoffnung aufgegeben; ich weiß daß er von Zeit zu Zeit ernstlich damit umgeht: aber in einem Verhältnisse, wo er nicht an einem einzigen Tage Meister ist, was läßt sich da versprechen? Immer hoffte ich — Ihnen das ganze Stück, welches Goethe dem Andenken ihrer liebenswürdigen Nichte heiligen will, oder doch wenigstens einen Theil desselben zu schicken. Goethe selbst hoffte immer und vertröstete mich: ich bin auch gewiß, sowie ich den herrlichen Sterblichen kenne, daß es noch zu Stande kommen wird —."

Aus Goethe's gleichzeitiger Correspondenz ersehen wir, wie sehr ihm diese Cantate im Sinne lag. Ueber ihren Inhalt verlautet nichts, auch ist später niemals wieder davon die Rede. Aber ich glaube, wir dürfen annehmen, daß aus dieser Cantate zu Ehren der Nichte Glucks Goethe's Iphigenie entstanden sei. Durch eine seltsame Rechnung wird das wahrscheinlich gemacht. Lange Jahre nämlich nach dieser Zeit dictirte Goethe einmal seinem Secretär Riemer als Inschrift auf ein Blatt, auf dem sich eines seiner Gedichte fand, Folgendes: „Schwalbenstein bei Ilmenau sereno die quieta mente schrieb ich nach einer Wahl von drei Jahren den vierten Act der Iphigenie in einem Tage." Auf dem Schwalbenstein aber hat Goethe den vierten Act der Iphigenie den 18. März 1779 verfaßt, wie aus einem Briefe an Frau von Stein hervorgeht. Rechnen wir vom März 1779 aber drei Jahre rückwärts, so kommen wir auf den März 1776, während die Bitte um jene Cantate in den April 1776 fällt: auf ein oder zwei Monate mehr oder weniger kann es hier nicht ankommen. Daß Goethe, der unter dem Eindrucke von Glucks Iphigenie in Aulis stand, zur Todtenfeier des jungen Mädchens Iphigenie in Tauris wählte, war ein ebenso natürlicher als schöner Gedanke. Möglich sogar, daß Gluck, der davon Kenntniß erhielt, in der Folge deshalb, da

mit Goethe nichts zu machen war, Guimard de la Touche's 1772 zuerſt gegebene Iphigenie componirte, die ein Mr. Guillard (nicht Guichard) zu einem Libretto zurecht ſchnitt.

Warum ließ Goethe die mit ſoviel Feuer begonnene Cantate plötzlich liegen nachdem er bis auf einen gewiſſen Punkt mit ihr gediehen war? Ich vermuthe, nicht bloß aus den von Wieland angeführten Gründen, ſondern weil ihm unter den Händen der Stoff ſich in ein Gedicht verwandelte, deſſen Trägerin Frau von Stein war!

Goethe ſuchte von Anfang an nach einem dichteriſchen Symbole für ſein Verhältniß zu Frau von Stein, und glaubte es, wie wir ſahen, in der ſchönen Wendung gefunden zu haben: „Du warſt in abgelebten Zeiten meine Schweſter oder meine Frau.“ So formulirt lag ihm das Thema in der Seele. Zu löſen verſuchte er es zuerſt in dieſem Sinne in dem kurzen Luſtſpiele „Die Geſchwiſter“. Bruder und Schweſter leben zuſammen und lieben ſich ohne es zu wiſſen: da entdeckt ein Zufall dem Mädchen daß ſie nicht die Schweſter ſei, und alle Tragik löſt ſich auf die reinſte Weiſe in Glück auf. Man muß, um dieſes rührende kleine Stück, das in Proſa geſchrieben iſt, ganz zu würdigen, es gut darſtellen ſehen.

Aber es lagen höhere dichteriſche Möglichkeiten in Goethe's Verhältniſſe zu Frau von Stein. Da ſprang der Stoff: „Iphigenie“ in Goethe's Phantaſie. Anfangs bemerkte er vielleicht nicht, wie ſehr dieſe Geſtalt ſeinem eignen Herzen gelegen ſei, dann aber, ſobald er es bemerkt ſtockte die Arbeit, denn nun bedurfte es einer ganz anderen Führung. In Iphigenie konnte dargeſtellt werden, welchen Frieden die ſchweſterliche Freundſchaft der geliebten Frau ſeinem Herzen geſchenkt hatte. Auf eine Höhe konnte ihr beiderſeitiger Verkehr erhoben werden, daß Alles zu ſagen erlaubt war. Oreſt, von inneren Qualen gepeinigt — ich erinnere an den „Fluch Kains“ der Goethe ſo ruhelos machte — wird durch Iphigeniens bloße Gegenwart befreit. Den Moment wo Oreſt in der Nähe der Schweſter und des Freundes ſich wiederfindet, bildet,

wie Goethe ausdrücklich ſagt, die Axe des Stückes. In dieſem neuen Sinne begann er innerlich zu arbeiten und drei Jahre dauert es nun wieder bis die Dichtung ſich ſoweit ſchließt daß ſie zum erſtenmale niedergeſchrieben werden konnte und der vierte und fünfte Act an die begonnenen drei erſten ſich anfügten.

Denn in dem bloßen Verhältniſſe Oreſts zu Iphigenie lag noch kein Abſchluß der Handlung: es hatte neben dem vereinigenden das trennende, widerſtandleiſtende Element der Compoſition gefehlt. Allmälig erſt mußte die Erfahrung wieder auch dies liefern. Denn allmälig erſt begann die Laſt ſich anzuſammeln, mit der die neuen Verhältniſſe auf Goethe drückten. In der Geſtalt des Thoas perſonificirte er ſie. Ich will nicht ſagen daß Thoas Carl Auguſt ſei, aber Elemente der Natur des Herzogs haben Thoas gebildet. Man faſſe zuſammen, was uns über den Charakter des Herzogs überliefert iſt, und frage ſich, ob Thoas nicht jeden Zug enthält und ob er einen Zug enthalte der dem entgegen wäre. An dieſen Charakter war Goethe durch heilige Bande des Dienſtes und der Dankbarkeit gebunden. Die Ahnung einer Trennung ſteigt auf, während zugleich Ehrfurcht und Dankbarkeit ihn zurückhalten. Nur dichteriſch ſollte dieſe Trennung ſich wirklich vollziehen: Goethe deutet einmal an als das Stück bei Hofe vorgeleſen worden war, der Herzog werde wohl verſtanden haben, was mit dem „Lebewohl“, mit dem die Tragödie ſchließt, gemeint geweſen ſei und was Thoas bedeute. Mir iſt es unmöglich, die letzte Scene des Actes zu leſen, dieſe erſchütternde Bitte um Freiheit, ohne in Iphigenie Goethe's um Erlöſung aus unerträglichen Zuſtänden bittende Seele zu erblicken.

Oefter ſehen wir Goethe ſo arbeiten. Zuerſt entſteht ein erſter Gedanke der Dichtung. Dann lange Pauſe. Dann erſt beginnt die wirkliche Formulirung. Und deshalb ſetzt Goethe ſpäter „die Arbeit“ an der Iphigenie erſt in den Anfang 1779, wo er das Stück zum erſtenmale ernſthaft vornahm, damit es zu einer beſtimmten Gelegenheit aufgeführt werden könnte.

Vom Februar 1779 an begegnen wir den Erwähnungen der fortſchreitenden Dichtung. Vom 14. Februar haben wir die Tagebuchnotiz: „Früh angefangen Iphigenie zu dictiren.“ Hätten wir nichts als ſie, ſo würde anzunehmen erlaubt ſein, Goethe habe an dieſem Tage mit dem Stücke überhaupt begonnen. Ein Brief an Frau von Stein, vom ſelben Tage, aber belehrt uns, wie dieſes Dictiren gemeint war. „Den ganzen Tag, ſchreibt Goethe an ſie, brüt' ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüſt iſt, ob ich gleich zur ſchönen Vorbereitung letzte Nacht zehn Stunden geſchlafen habe. So ganz ohne Sammlung, nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogriphs, will's ſehr ſchwer ſein, etwas zu bringen das nicht in Glanzleinwandlumpen gekleidet ſei. Gute Nacht Liebſte. Muſik hab ich mir kommen laſſen die Seele zu lindern und die Geiſter zu entbinden“. Wir ſehen daraus, daß es ſich an dieſem Tage nicht um eine erſte Offenbarung des Dramas, ſondern nur um eine redigirende Thätigkeit handelte. Goethe wollte die in ihm kämpfenden Verſionen ſeines Werkes gleichſam zur Ruhe zwingen indem er, die Worte zur Niederſchrift laut vorſagend, die lebendige Sprache zum Richter machte. Er hoffte auf dieſem Wege die Elemente ſeiner Dichtung zu feſterer Geſtalt zuſammenzuziehen.

Wir dürfen hier noch weiter gehen und die Schwierigkeit nennen, welche Goethe zumeiſt vielleicht angetrieben hat, gerade durch Dictiren ſein Werk der endlichen Form entgegenzuführen, in der er damals ſchon Iphigenien abzuſchließen hoffte.

Goethe hatte ſich während ſeiner Frankfurter Zeit eine eigne Sprache gebildet: eine Miſchung aus den verſchiedenen ſüddeutſchen Dialekten die er allmälig ſprechen gehört und ſelbſt geſprochen hatte, verſetzt mit Reminiscenzen aus Volksliedern und aus dem Deutſch des 16. und 17. Jahrhunderts, ſowie aus griechiſcher und ſhakſpeariſcher Sprache, dem Allen zuletzt Lavaters Sprechart den entſcheidenden Stempel aufgedrückt. Die Proſa in welcher Goethe den Werther

verfaßte, zeigt die Anwendung dieſes ſo entſtandenen Idioms in bewußter, ſorgfältiger Durcharbeitung.

Während des erſten und zweiten Jahres in Weimar bleibt dieſer Ton bei ihm noch der herrſchende. Er ſetzt von dort aus ſeine Correſpondenz in der gewohnten Art und Weiſe fort. Er läßt Stella jetzt erſt drucken, er ſchreibt ſeine kleineren Gedichte noch in der Art wie er vorher gethan hatte. Dieſe Gedichte, von unſterblicher Schönheit und von einer Melodie der Worte und Gedanken beſeelt, die nur von einigen Stücken der alten griechiſchen Lyriker erreicht wird, trugen nicht am wenigſten dazu bei, Goethe's damaligen Freunden ein Gefühl zu geben, daß er ein großer Dichter ſei. Sie ſtreifen ans Volkslied und ſcheinen für den Geſang beſtimmt. Er ſagte ſie gern her wenn er darum gebeten wurde. Oft hören wir, daß er den König von Thule declamirt habe. Er war nicht zurückhaltend und las vor oder recitirte aus dem Kopfe was gerade am nächſten lag.

Bald aber ſchläft dieſe Schriftſtellerei mit ſeinen weſtlichen Freunden ein. Bald auch hören dieſe Romanzen und Balladen auf. Der Einfluß des neuen Vaterlandes macht ſich geltend, wo mehr geleſen als geredet wurde. Die bisherigen Mittel leiſten Goethe keine Dienſte mehr. Sein neues Publikum verſteht ihn nicht, die neuen Gedanken brauchen eine andere Einkleidung. Der herausfordernde Ton ſeiner Proſa in der Frankfurter Zeit hatte Goethe's jungen Jahren entſprochen, in denen man, je talentvoller man iſt, um ſo radicaler zu denken pflegt: jetzt verlangte die veränderte Stellung Würde und Gemeſſenheit. Die Dinge die ihm nun in der Seele lagen, durfte er nicht mehr ſo flott hinwerfen, einerlei was darüber geſagt werde, ſondern verlangten oft Verhüllung und Geheimniß. Schon 1776 war Goethe der „herrliche Junge“ nicht mehr als den ein Jahr früher die Stolberge ihn geprieſen hatten. Es ging nicht ſo weiter. Goethe's Sprache beginnt ſich in die Wendungen des norddeutſchen, mehr geſchriebenen als geſprochenen Satzbaus zu fügen und das Beſtreben wird erſichtlich, nicht mehr

zu ſchreiben wie das Volk ſpricht, ſondern das Volk die Sprache ſprechen zu lehren, die für den Ausdruck der Gefühle und den Bericht der Thatſachen nach höheren Rückſichten die geeignetſte ſei.

Nur die Anfänge dieſes Beſtrebens zwar zeigen ſich, allein vorhanden ſind ſie. Dieſes Schwanken und Suchen führt zu der Unſicherheit jedoch, mit der Goethe jetzt ſeine Sachen, auch wenn er ſie noch ſo oft durchgearbeitet hat, nicht als vollendet anerkennen und drucken laſſen mag. Daher die Läſſigkeit im Fortſchreiten ſeiner Arbeiten. Er fühlt ſich vaterlandslos in der Literatur. Er will ſich eine eigne Sprache formen, aber findet nichts Lebendiges mehr in ſeiner Umgebung, das ſich dazu benutzen läßt, und es bleibt ihm endlich doch nichts übrig als aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen. Am Klange ſeiner eignen Worte will er prüfen, ob die Worte das Gefühl und die Gedanken wiedergeben, und er beginnt zu dictiren: eine Art Verzweiflungsmaaßregel, ſich aus dem Chaos zu erretten, das ihn endlich in Italien dann genöthigt hat, zu ganz neuen Mitteln zu greifen und an Stelle des zufälligen Naturklanges den Wohlklang einer nach Principien verfahrenden bewußten Kunſt zu ſchaffen.

Auffallend auch iſt, wie er jetzt, wo er die Arbeit an Iphigenie wiederaufnimmt, die Muſik zu Hülfe nimmt. Es erſcheint als kein bloßer Zufall, daß er unter ihrem Beiſtande arbeitete. Eine Woche nachdem er zuerſt davon geſprochen, finden wir ſie abermals bei Iphigenie erwähnt. Den 22. Februar heißt es in einem Briefe an Frau von Stein: „Meine Seele löſt ſich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protocolle und Acten. Ein Quattro in der grünen Stube, ſitz' ich und rufe die fernen Geſtalten leiſe herüber. Eine Scene ſoll ſich heute abſondern, drum komm' ich ſchwerlich. Gute Nacht."

Dieſes Eingreifen des muſikaliſchen Elements könnte ſogar auf den erſten Urſprung des Werkes zurückdeuten, zeigt zugleich aber, wie ſelbſt das Dictiren noch nicht genügte, Goethe den Rhythmus in die Seele zu ſchaffen, deſſen er bedurfte um eine neue Sprache für ganz neue Gedanken und Anſchauungen zu finden. Im Götz

hatte er die Frauen ein herzliches, hausbackenes Deutſch reden laſſen: es waren Deutſche die ſich in ihrer eigenen Sprache an Landsleute wandten; Iphigenien dagegen, einer Königstochter, die vor Tauſenden von Jahren mit Göttern und Göttinnen im Verkehr ſtand, ließen ſich ſo kreuzbrave Redensarten nicht in den Mund legen. Die mythiſchen Verhältniſſe verlangten den reinen dialektloſen Ausdruck der Gefühle. Die Erfahrungen des realen Lebens vermochten Goethe hier nichts zu bieten, er mußte ſich an diejenigen Vorbilder halten an denen dergleichen vor ihm zu Stande gebracht worden war. Der bloß ſyntaktiſche Wohlklang der franzöſiſchen Dichterſprache, der Wortwohlklang der Italiäner ſtand ihm plötzlich näher als was irgend die Deutſche Sprache ihm zu leiſten vermochte, und ſo, um ſich gänzlich aus der Region der alltäglichen Erfahrung emporzuheben, ſucht Goethe ſich eine poetiſche Sprache zu bilden, indem er unter dem Einfluſſe der Muſik dichtet.

Gern möchte man hier die Vermuthung gelten laſſen, als ſei jenes Quattro (bei dem wohl ein Quartett gemeint war) Muſik aus Glucks Iphigenie in Tauris geweſen und unter den „fernen Geſtalten" die Figuren der Tragödie zu verſtehen, die ſchon einmal in ſeiner Seele gewohnt, dann aber gleichſam wieder davongeflogen waren. So gebrauchte Goethe ja auch in ſpäterer Zeit, als er die Arbeit am Fauſt aufnahm, die Wendung: „Ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten." Es wird angenommen, Glucks Iphigenie auf Tauris ſei auf Goethe's Werk von Einfluß geweſen. Es iſt dabei jedoch wohl zu beachten, daß die Oper den 18. Mai 1779 zum erſten Male in Paris erſchien, während, wie wir ſahen, Goethe ſein Stück im Januar 1779 bereits zu ſchreiben begann. 1780 kam die Partitur der Oper heraus. 1781 iſt ſie zum erſten Male in Wien, 1795 in Berlin gegeben worden.

Goethe war im Februar ſoſehr in dieſe Arbeit hineingekommen, daß er ſie während einer Dienſtreiſe, auf der ihm nur ſelten ruhige Augenblicke blieben, mit ſich führte und daran weiterſchrieb. Vom 1. März iſt ein Brief datirt, den er aus einem thüringiſchen Neſte

an Frau von Stein ſendet. Er hatte da Rekruten ausheben müſſen. „Mit meiner Menſchenklauberei bin ich fertig und haben zu Mittag gegeſſen und von vorigen Zeiten reden können. Mein Stück rückt.“ Von Dornburg, am nächſten Tage: „Knebeln können Sie ſagen daß das Stück ſich formt und Glieder kriegt. Morgen hab' ich die Ausloſung, dann will ich mich in das alte Schloß ſperren und einige Tage an meinen Figuren poſſeln. — — Jetzt leb' ich mit den Menſchen dieſer Welt und eſſe und trinke, ſpaße auch wohl mit ihnen, ſpüre ſie aber kaum: denn mein inneres Leben geht unverrücklich ſeinen Gang.“

Dieſen inneren Umgang mit den Geſtalten ſeiner Phantaſie nennt Goethe „mit Geiſtern reden“. Den 5. März ſchreibt er Knebel: „Ich muß dir geſtehen, daß ich als ambulirender Poeta ſehr geſchunden bin, und hätt' ich die paar ſchönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, ſo wäre das Ei, halb angebrütet, verfault“.

So nun geht es weiter: Rekruten und Iphigenie. Aus Apolda meldet er: „Hier will das Drama gar nicht fort, der König von Tauris ſoll reden als wenn kein Strumpfweber in Apolda hungerte“. So meldet er am 4. März, kehrt dann nach Weimar zurück ohne, wie er ſicher gehofft, das Drama fertig zu haben, geht noch einmal fort ins Gebirge und ſchreibt den 18. März, wie ich bereits erwähnte, „allein auf dem Schwalbenſtein“ den vierten Act. Den 1. April finden „Proben zur Iphigenie und Beſorgung des dazu Gehörigen“ ſtatt und den 6. April (1779) erfolgt endlich die erſte Aufführung. Goethe ſpielte den Oreſt, Knebel den Thoas, Prinz Conſtantin den Pylades, Corona Schröter die Iphigenie. Bei der zweiten Aufführung trat der Herzog ſelber als Pylades auf. Die Hofdame Fräulein von Göchhauſen berichtet an Goethe's Mutter, ihres Sohnes Kleid, wie das des Pylades, ſei griechiſch geweſen, nie habe ſie ihn ſo ſchön geſehen. Eine rechte Vorſtellung wie es dabei zugegangen ſein könnte, fehlt uns. Wir ſind im Theater heute an die hiſtoriſchen Kleider gewöhnt, damals waren ſie etwas

Neues. Man spielte im vorigen Jahrhundert auch die im Alterthume heimischen Stücke in einer idealen conventionellen Tracht, wobei Perrücken, Kniehosen nebst Hackenschuhen und Strümpfen nicht fehlen durften; in den siebziger Jahren war zum ersten Male versucht worden, nationales Costüm auf die Bühne zu bringen.

Goethe beruhigte sich bei dieser ersten Redaction der Iphigenie nicht. Er nannte sie von Anfang an „nur eine Skizze, bei der zu sehen sei, welche Farben man auflege". Die Darstellung wurde von ihm als das betrachtet worauf es ankomme. Schon für die neue Aufführung im folgenden Jahre war eine zweite Bearbeitung fertig gestellt. Stahr hat die „älteste Bearbeitung" zuerst publicirt, Düntzer hat „die drei ältesten Bearbeitungen der Iphigenie" zusammen abdrucken lassen. Das Stück kommt nicht zur Ruhe, das Manuscript begleitet Goethe auf seinen Reisen, oder ist in Weimar selber zwischen ihm und Frau von Stein beständig unterwegs. Sie, Wieland, Herder, Knebel geben fortwährend bessernden Beirath; kein Wort darin, das nicht prüfend hin- und hergewandt wird. An den Druck dachte Goethe nicht, aber er verschenkt Abschriften. Knebel liest auf einer seiner Reisen die Iphigenie an vielen Stellen vor und erweckt Begeisterung. Kestners wird eine Copie mitgetheilt, 1783. Einzelne Scenen sogar gelangen per nefas in ein Journal. Auch der Herzog nahm fortwährenden Antheil. Im August 1785 las Goethe ihm das Stück wieder vor. „Es war dem Herzoge wunderlich dabei zu Muthe", schreibt er an Frau von Stein, vielleicht weil damals, wovon die Freundin freilich nichts wußte, die Trennung zwischen Goethe und dem Herzoge neu besprochen worden war, die bevorstand. Iphigenie ist Goethe's „Schmerzenskind". Sie war die Vertraute seiner geheimsten Gefühle. Unaufhörlich ist in seinen Briefen und Aufzeichnungen von ihr die Rede. Und all diese Arbeit von zehn Jahren war doch nur die später völlig aufgegebene Vorarbeit zu der neuen Iphigenie, welche in Italien entstand.

Ein Zweck dieser Reise war für Goethe auch der gewesen, für die Besorgung der schon erwähnten rechtmäßigen Gesammtausgabe

seiner Werke freie Zeit zu gewinnen. Bisher hatte nur der Berliner Nachdrucker Himburg Goethe's Arbeiten, in vier Bänden zusammengefaßt, ausgebeutet: jetzt war mit Göschen die erste legitime Sammlung der sämmtlichen Werke verabredet. Anfangs sollte Iphigenie darin zum Abdrucke gebracht werden, wie sie 1786, vor Goethe's Abreise, vorlag. Goethe conferirte darüber mit Wieland und Herder. Er saß mit ihnen, wie er schreibt, „zu Gericht über Iphigenie". Schließlich nahm er das Manuscript doch mit, nach Carlsbad nämlich, von wo er bekanntlich nach Italien verschwand, „um ihm noch einige Tage zu widmen". Daraus sind in der Folge dann freilich viele Tage geworden.

Gleich in einem der ersten Briefe aus Italien ist von dem Stücke die Rede. Er beschreibt den Uebergang über den Brenner. Düntzer hat nachgewiesen, daß der Brief verändert worden sei: er ist es, aber zu seinem Vortheil! Goethe hat in diesen Brief alle die Sehnsucht nach Italien hineingearbeitet, die ihn damals beherrschte, und ihm so erst das richtige Colorit gegeben. Das Iphigenien Betreffende aber ist unverändert geblieben. Goethe saß allein im Wagen, er sondert aus dem großen Paquete, das seine Schriften enthielt, das Manuscript des Stückes ab. „Der Tag ist so lang, schreibt er, das Nachdenken ungestört und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn, sie rufen ihn vielmehr."

Wie wahr ist diese Bemerkung. Das Poetisch-Erweckende des Gebirges liegt darin, daß die aplanirende Menschenarbeit zurücktritt und den einfachen großen, zerstörenden und bildenden Naturgewalten ihre sichtbare Macht verbleibt: man erwartet ihre Wirkungen und weiß von Anfang an, daß gegen sie kein Aufkommens ist, während man in der Ebene immer wieder die Flüsse so kunstreich eingedämmt zu haben glaubt, daß nach der letzten Ueberschwemmung nun keine mehr eintreten dürfe. Goethe's Darstellung der Alpen, der Mondnacht, in der er von Unruhe getrieben, allein

im kleinen Wagen, über den Paß fährt; dann das Hinabſteigen in die anders geartete italiäniſche Natur iſt mit allem Aufwande ſeiner beſchreibenden Kunſt ausgeführt. Und dadurch daß die Arbeit an Iphigenie ſtets nebenherläuft, fällt auf den Weg, den er zurücklegt, ein Abglanz der Gedanken die ſeine Dichtung erfüllen. Er ſcheint nichts Anderes in der Seele getragen zu haben. Iphigenie muß ihm die abweſende Freundin erſetzen, an die aus Italien ſeine meiſten Briefe gingen. Ich habe das Verlaſſen Weimars früher ſo aufgefaßt, als könne, wie bei der Schweizerreiſe der Verſuch einer Trennung von Lilli, ſo auch hier die Abſicht gewaltet haben, ſich Frau von Stein gegenüber in eine freiere Lage zu bringen. Ich glaube darin jedoch geirrt zu haben. Das trennende Element bildete ſich erſt ſpäter. In ſeinem letzten Briefe an ſie, ehe er Carlsbad verließ um auf einige Zeit völlig unterzutauchen, ſchrieb er ihr die andeutenden Worte (wie er einſt Keſtners das Erſcheinen Werthers verhüllt mitgetheilt hatte): „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben und dann wird aber auch Alles ſo ſanfte enden und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit dir leben und in glücklicher Einſamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen aus der wir genommen ſind.“ Iphigenie war die Stellvertreterin der geliebten Frau, die Geſtalt in der ſie ihn begleitete.

„Am Gardaſee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigſtens ſo allein war als meine Heldin am Geſtade von Tauris, zog ich die erſten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenz, Padua am fleißigſten aber in Venedig fortſetzte. So in dem Briefe der Italiäniſchen Reiſe worin der Generalbericht über dieſe Arbeit gegeben wird. Aus Verona ſchreibt er den 16. September: „Ich fühle mich müde und abgearbeitet, denn ich habe den ganzen Tag die Feder in der Hand. Ich muß nun die Iphigenie ganz abſchreiben.“ Eine Woche ſpäter aus Vicenza (gegen Ende September): „Ich ſchreibe an Iphigenie ab, das nimmt mir manche Stunde, und doch giebt's mir unter

dem fremden Volke, unter den neuen Gegenſtänden ein gewiſſes Eigenthümliches und ein Rückgefühl ins Vaterland.“ Nun nach Venedig. Ununterbrochen begleitet ſein Fortſchreiten die Arbeit an dem Stücke. Wir kennen die Verſe in Goethe's Gedicht an Lida:

Seit ich von Dir bin
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor durch den ich Deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke.

So drang ihm überall durch die Erſcheinungen des neuen ungewohnten Daſeins Iphigeniens Bild vor die Seele. Einen ganzen Monat lang, in Venedig, dauert das, bis er Mitte October nach Rom weitergeht.

Goethe ſtand im Glauben, an dem Stücke jetzt endlich die abſchließende Arbeit zu thun. Und dennoch, als er Venedig verläßt, iſt Iphigenie, obgleich zu ſo vielen Malen ab- und umgeſchrieben, unfertig wie zuvor und muß ihn auch ferner begleiten. Warum wohl?

Schon in Venedig überkommt Goethe ein was gerade dieſe Dichtung anlangt ganz fremder Gedanke: im Theater von San Criſoſtomo ſitzend, fängt er an zu überlegen, wie er ſeine Iphigenie mit dieſer Truppe vor dieſem Publikum ſpielen würde. Und am ſelben Tage meldet er: „Heute habe ich keinen Vers an Iphigenie hervorbringen können.“ Und gerade heute hatte er abzuſchließen gehofft.

So verläßt er Venedig, ohne das Manuſcript nach Hauſe zu ſenden. Die Stadt war für Goethe immer noch der Deutſchen Gränze zu nahe geweſen: nun erſt, wo er nach Bologna weiterfahrend in das mittlere Italien eintritt, iſt ihm als ſei er mit Weimar fertig. Die Vergangenheit wird undeutlicher. Aber Iphigenie bleibt ihm treu, als ſei ſie das Einzige was er aus einem großen Schiffbruch gerettet hat. In neuer Geſtalt tritt ſie ihm plötzlich vor die Seele: auch Taurien verſinkt und eine andere Landſchaft erſchließt ſich: Iphigenie auf Delphi. Im

Wagen ſitzend, der ihn nach Bologna führt, ſieht Goethe überraſchend neue Gedanken und Bilder ſeine Phantaſie erfüllen. Elektra ſoll jetzt eintreten: „Es giebt im fünften Acte, ſchreibt er, eine Wiedererkennung, ich habe ſelbſt darüber geweint wie ein Kind.“

Doch auch das zieht durch ſeine Seele nur hindurch wie ein Traum um ſpäter erſt wieder aufzutauchen. Dagegen in Bologna abermals eine neue Erfahrung. Von einem Gemälde, das die Heilige Agathe darſtellt, ſchreibt er: „Der Künſtler hat ihr eine geſunde, ſichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Rohheit. Ich habe mir die Geſtalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiſte meine Iphigenie vorleſen und meine Heldin nichts ſagen laſſen was dieſe Heilige nicht ausſprechen möchte.“

Darin lag das Schickſal des Stückes beſchloſſen. Abermals ſtellte ſich heraus, daß die ſcheinbar letzte Arbeit daran doch nur wieder als eine überwundene Vorſtufe betrachtet werden müſſe. Vor jenem Gemälde wurde ſich Goethe bewußt, daß Frau von Stein nicht mehr allein in ſeiner Dichtung herrſche, daß andere Geſtalten mit einflußreicher Gewalt neben ihrem Bilde mächtig zu werden begannen. Goethe's Gedanken waren immer noch zu ſehr in Deutſchland zu Hauſe geweſen: je mehr er ſich Rom näherte, je deutlicher ward ihm, aus welchen Gründen ſeine Arbeit bis dahin keinen Abſchluß gewinnen konnte. Im Theater von San Criſoſtomo hatte ſich ihm in Bezug auf ſein Stück die Idee eröffnet, daß neben dem Weimaraner Liebhabertheater und neben denen die darauf ſpielten, jene alte Bühne höherer Art, für die Goethe vor der Weimariſchen Zeit gedichtet, Anſprüche auf ſeine Arbeit haben könne; und vor dem Bilde in Bologna: daß andere Linien die Figur ſeiner Heldin umſchließen müßten als die von denen umzogen das Bild ſeiner Freundin oder Corona Schröters ihm in die Seele gegraben war. Die höchſte Arbeit an dem Stücke wurde jetzt erſt möglich. Losgelöſt aus dem bisherigen Boden war es in neues, claſſiſches Erdreich verſetzt, um nun ſich völlig zu entfalten. Nur in Rom konnte das geſchehen.

Sechzehnte Vorlesung.

Rom.

Den 1. November 1786 schreibt Goethe zum ersten Male wieder an Frau von Stein. Auch sie hatte nichts von der Reise wissen dürfen. Der Brief beginnt: „Ja ich bin endlich in der Hauptstadt der Welt angelangt.“

Was nennt Goethe hier Welt? und was versteht er unter Hauptstadt?

An dieser Aeußerung werden wir recht inne, daß Goethe, schon von uns aus betrachtet, einer vergangenen Welt angehört. Wie Homer das erste große Phänomen der europäischen Welt war, im Gegensatze zur asiatischen, in deren Kreisen vor Homer die Geschicke der Menschheit liefen, so kann Goethe als das letzte große Phänomen dieser europäischen Welt gelten, da durch das Eintreten des Dampfes und der Elektricität die Entfernungen aufgehoben und alle Erdtheile zu gemeinschaftlicher solidarischer Unterlage der weiteren Menschenentwicklung erhoben worden sind. Es genügt nicht mehr bei der Betrachtung der jetzt laufenden Politik die Karte von Europa zu betrachten: sie muß am Globus studirt werden.

Erst seitdem dies Bewußtsein uns erfüllt: daß das Vergangene abgethan sei und daß die Dinge auf neuen Bahnen neuen Zielen entgegenstreben, sind wir im Stande, das was ich so die „Europäische Geschichte“ nennen darf, als ein rundes Factum zu betrachten, von dessen Anfängen und von dessen Abschlusse gesprochen werden kann.

Wir wiſſen, wie Amerika entdeckt und coloniſirt wurde. Im Norden gingen die Germanen, im Süden die Romanen hinüber. Man ſetzte ſich an den Küſtenſtrichen feſt und ganz allmälig erweiterten ſich die ſchmalen Streifen zu Ländern. Die Kämpfe der Germanen und Romanen, welche Europa bewegten, wurden in Amerika mit ausgefochten. Immer breiter aber werden dort die Länder, immer tiefer dringen die Anſiedler ins Innere, immer beträchtlicher wird die Maſſe der drüben Geborenen: es entſtehen eigne Länder und Bevölkerungen und es haben ſich, in weniger als vierhundert Jahren, unabhängige Völker dort gebildet, deren Politik frei iſt von den europäiſchen Verhältniſſen und zu denen die Europäer nun ſelbſt als Fremde hinüberkommen.

So hat es Zeiten gegeben — nehme ich an — wo Europa und Afrika als die großen unbekannten Continente im Weſten neben Aſien lagen; Zeiten, wo die älteſten Coloniſten des Nilthales aus Aſien herüberkamen und jene urälteſte ägyptiſche Kunſt der erſten Jahrtauſende dieſes Volkes mitbrachten, welche ſeit der Herrſchaft der Hykſos verloren ging und niemals ſpäter wieder erreicht worden iſt. In unbeſtimmten Zeiträumen drangen dann nördlicher die Voreltern der ſpätern Griechen von Kleinaſien aus, über die Inſeln, nach der griechiſchen Halbinſel, und noch nördlicher floſſen Celten, Germanen und Slaven auf dem Landwege in die breiten Ebenen des inneren Europa's.

Wir wiſſen weder wann noch wie das geſchah. Wir wiſſen nicht, ob demokratiſche Maſſen oder auf Abenteuer ausgehende Cavaliere oder verbundene adlige Geſchlechter mit ihrem Gefolge vorgingen. Wir wiſſen nicht, ob Celten und Germanen den Stoff des ewigen Krieges, den das Rheinthal ſeit hiſtoriſcher Zeit ihnen geliefert hat, bereits aus ihren früheren Sitzen als uranfängliche Fehde mitbrachten. Wir wiſſen nicht, in welchem Tempo die Dinge ſich entwickelten, ob die alten prähiſtoriſchen Bewohner, deren hochgeachtete Schädel heute ſo ſcharfen Verhören unterworfen werden, vernichtet oder zu Sclaven gemacht wurden oder ob man ſich mit

ihnen verständigte und ob und wie Mischracen entstanden. Wir wissen nicht, wie und in wie lange Zeit diese auf europäischem Boden heimisch gewordenen Asiaten brauchten, um sich als Bewohner eines Welttheils für sich zu empfinden, der seine eigene von der asiatischen losgetrennte Bewegung haben müsse. Dazu bedurfte es, daß Volk und Vaterland für Celten, Germanen, Slaven, Griechen zu untrennbaren Factoren wurden, daß die Germanen sich ohne ihre Wälder und Sümpfe nicht denken konnten, so daß sie nun, in einen andern Himmelsstrich, ja sogar in ihre alten asiatischen Sitze zurückversetzt, degenerirt wären.

Die älteste historisch begründete Epoche der europäischen Geschichte ist die griechische. Sie aber rollt nur scheinbar auf europäischem Boden ab. Die Blicke der Griechen waren zurück auf Asien gerichtet, sie haben das Gefühl gehabt, als äußerster Westen des alten Mutterlandes ein Theil desselben geblieben zu sein. Xerxes wollte nur eine abgefallene Provinz zurückerobern; für Aeschylos selber, indem er die Siege der Griechen über die Perser feierte, ist Asien die alte Mutter. Alexander der Große wollte Persien erobern, was lag ihm an Europa? Diese Zusammengehörigkeit Griechenlands mit Asien charakterisirt die ersten europäischen Zeiten so stark, daß damit vorweg der entscheidende Unterschied zwischen der Herrschaft der Griechen und der der Römer ausgesprochen worden ist. Mit Rom beginnt die eigentliche europäische Geschichte; und auch mit Rom endigte sie.

Erst von dem Eintreten der römischen Politik fangen Menschen und Dinge an uns verständlich zu werden. Wir sind jetzt erst in der Lage, mit der Elle zu messen, mit der wir es noch heute thun. Alles Griechische, bis in die festesten historischen Zeiten hinein, behält für unsere Blicke etwas Märchenhaftes. Auch da wo die in Stein oder Bronce gegrabenen Urkunden vorliegen, steht allen Ereignissen ein „Es war einmal“ als Einleitung vorgeschrieben. Wir glauben die Dinge gerne, aber hören auf, sie zu begreifen, sobald die Erzählung stockt. Es sind lauter Irrfahrten und Abenteuer, die wir erfahren.

Alcibiades ist der reine Märchenfürst, mit Cäsar verglichen, der bei so viel schwarzen doch nicht eine einzige dunkle Stelle hat. Die Griechen aber sind auch im praktischen Geschäftsleben phantastisch und scheinen von Einfällen regiert zu werden. Menschliches und Göttliches läßt sich nicht bis auf den letzten Rest scheiden. Ein Nachklang früherer Schöpfungsgedanken weht uns an, der uns mit dem fremden Gefühle erfüllt, mit dem wir die Ueberreste der Palmen und der Thiere die unter ihnen lebten, aus Deutschen Gebirgen und Höhlen hervorkommen sehen: wir halten sie fest in der Hand und bezweifeln ihre Aechtheit nicht, aber wir lassen sie bei Seite als etwas, das mit unserem vaterländischen Boden für uns dennoch in keiner Verbindung steht.

Dieses Fremde im griechischen Wesen überwinden wir niemals. Es wird erzählt, daß als letztes Kennzeichen der übrigens völlig weiß gewordenen Negerabkömmlinge in Amerika, der Quaterons, der Mond am Fingernagel dunkel bleibe. Diese kleine Stelle am Körper giebt Kunde von der uralten afrikanischen Heimath, wo der Mensch um eine geringe Stufe tiefer stand. So: wenn uns Homer und Plato, selbst Aristoteles und Thucydides, oder Phidias und Pindar noch so verwandt erscheinen: ein kleiner Mond im Nagel erinnert an etwas wie Ichor, das Blut der Götter, von dem ein letzter Tropfen in die Adern der Griechen mit hineingeflossen war. Den Römern aber fehlt das Märchenhafte völlig. Sie haben keine Spur mythischer Abstammung und sind verständlich vom ersten Augenblicke an als Politiker, Rechtsgelehrte, Soldaten, Beamte, Kaufleute. Ihre Tugenden und ihre Laster liegen offen da und ohne poetischen Ueberglanz. Weder Dichter noch Künstler brauchten sie, noch fanden diese sich freiwillig unter ihnen. Von diesen Römern ist dreitausend Jahre lang das Drama der europäischen Geschichte gespielt worden, dessen letzter Act eben in den letzten Versen stand als Goethe in Rom eintraf, ohne eine Ahnung freilich, wie bald nach seinen Zeiten das große Schauspiel ein Ende haben und die Lichter gelöscht werden würden. Aber auch nur diese

letzten Verſe an Ort und Stelle mit gehört zu haben, war entſcheidend für Goethe.

Die Geſchichte Roms iſt unſere Weltgeſchichte.

Zwiſchen ſchon uralten, aus den europäiſch-ägyptiſchen Zeiten ſtammenden Staaten, die den Boden Italiens inne hatten, ſetzten ſich energiſche Leute, von deren Herkommen Niemand recht wußte, an einer unzugänglichen Stelle feſt. In Zeiten geſchah das, von denen bis zu Alexander dem Großen noch drei- bis vierhundert Jahre fehlen. Ueber ein halbes Jahrtauſend bedurfte dieſes Rom, um zu vollen Kräften zu kommen. In den ungeſunden Sümpfen des Tiberufers machte den erſten Anſiedlern Niemand ihre Stelle ſtreitig. Von Anfang an aber gehen ſie ſelber mit den eiſenharten Principien vorwärts, die ſie ſpäter niemals aufgegeben haben: blutiger Gewalt nach außen, blutiger Ordnung nach innen. Was wir als römiſche Geſchichte, als europäiſche alſo, beobachten, iſt: die Bürgerſchaft dieſer Stadt um ſich freſſen zu ſehen, bis im Verlauf von tauſend Jahren nach ihrer Gründung alle Völker der Welt, die von dieſem Centrum aus überhaupt ſichtbar und zu packen ſind, ſich in Theilhaber oder in Untergebene verwandelt haben.

Rom war von ſeiner Gründung an nicht der Hauptort einer Völkerſchaft, ſondern ein mit Mauern geſchützter Punkt, die Stätte heimathloſer Männer, deren Urſprung ſich auf römiſchem Boden alsbald verwiſchte: niemals hat es dieſen Charakter aufgegeben. So lange Rom beſtand, hat es alle energiſchen Elemente aus der Fremde an ſich gezogen welche brauchbar erſchienen. Ein ungehemmtes Zuſtrömen findet ſtatt aus immer weiterem Umkreiſe, und jeder Ankömmling wird in die Intereſſen dieſer Politik hineingezogen. In dem Maaße als der Bedarf an Männern wächſt, wird es dem Fremden leichter gemacht römiſcher Bürger zu werden, und ſo ſehen wir zuletzt, als das Weltreich der Römer eine Thatſache war, nicht eine eigenartige Nation in ſeinem Beſitze, ſondern eine ungeheure Beamtenmaſſe und Soldatenmaſſe, die beide nur das einzige römiſche Intereſſe kennen, und über ihnen, beide Elemente

umfaſſend, die auf gemeinſamem Geſetze beruhende Rechtsgemeinſchaft der römiſchen Bürger. Nur was den öffentlichen Dienſt angeht ſind römiſche Sprache und Religion nothwendig, ſonſt darf jeder Römer denken und reden wie er will und beten zu wem er will. In Rom finden alle Culte: etruſciſche, griechiſche, ägyptiſche, jüdiſche, freiwillige Aufnahme. Das iſt die Geſchichte des erſten Jahrtauſends der römiſchen und europäiſchen Geſchichte.

Der Inhalt des zweiten Jahrtauſends iſt die Geſchichte des Untergangs dieſer Gewalt, aber zugleich des Emporkommens einer neuen, abermals europäiſch-römiſchen Herrſchaft an derſelben Stätte aus den Trümmern der früheren, faſt noch ehe dieſe zu Trümmern zerfallen war, erwachſen, die, aus denſelben Principien handelnd zu noch erweiterterem Machtumfange ſich ausbreiten durfte. In Rom, nachdem es als Heimath allmächtiger Kaiſergewalt viele Jahrhunderte ſich auf ſeiner Höhe erhalten, war endlich doch der letzte Tropfen des Lebensſaftes, aus deſſen ewiger Erneuerung es ſeine Kraft ſog, verbraucht worden. In den Völkern, welche unbezwungen oder als unbrauchbares Material ausgeſchloſſen, rings um die Gränzen des Reiches umherſaßen, erwachte ein leiſes Gefühl wie bei Geiern, die ſich anſammeln ehe der Körper die letzten Züge ausgehaucht hat, der ihnen zur Beute werden ſoll. Dieſe Völker durchſchauerte eine Ahnung, kurz oder lang würden die heiligen römiſchen Gränzen offen ſtehen. Immer unruhiger drängen ſie heran und immer häufiger muß mit ihnen, ſtatt ſiegreich gekämpft, unterhandelt werden. Aber ſo natürlich war die Herrſchaft der Römer immer noch und ſo angeboren ihr Geſchick die Herren zu ſein, daß ſie, nachdem ihre ſelbſtzerſtreute Kraft längſt verſiegt war, aus jenen Angreifern die Heere rekrutiren, mit denen ſie ſie ſelber bekämpfen, und daß aus einer Schwäche eine neue Stärke hervorging. Die römiſche Politik organiſirt die Feindſchaften der Barbaren untereinander, zum Schutze Roms, mit immer größerer Gewandtheit. Allein während der Jahrhunderte, in denen die Schlauheit an die Stelle der Kraft tritt, erhebt ſich die Armee,

die faſt ganz aus Germanen beſteht, im Reiche zu politiſcher Macht und eigener Organiſation, und ſo ſehen wir in natürlichem Uebergange die Germanen mächtiger und mächtiger werden und nach dem Umſchwunge von Jahrhunderten in Rom ein germaniſches Kaiſerthum an die Stelle des alten Kaiſerthumes ſetzen. Aber doch nur ein Factor war dabei geändert worden: der Deutſche Stoff hatte römiſche Form annehmen müſſen. Rom bleibt die Hauptſtadt der Welt. Die Härte und blutige Rückſichtsloſigkeit beſtehen fort. Das alte Princip, alle energiſchen Männer nach Rom zu ziehen und zu Römern zu machen, wirkt wie vorher. Nur an Stelle der juriſtiſchen Gemeinſchaft, deren Quelle das in Rom ſich entwickelnde Recht geweſen war, tritt allmälig die Gemeinſchaft, deren Quelle die in Rom in Formeln gebrachte kirchliche Lehre iſt. Bewunderungswürdig, mit welcher Conſequenz in dieſem neuen Principe das alte ſich wiederholt, und wie in den trübſten Zeiten, wo Rom erniedrigt, faſt zerſtört und menſchenleer daliegt, der Glaube an die Miſſion dieſer Stadt lebendig fortwirkt, ſo daß die Ruinen der früheren Größe dieſelben Dienſte leiſten, wie dieſe ſelber einſt gethan. Rom bleibt das Centrum der Welt, das Haupt der Welt, das Wunder der Welt, das goldne kaiſerliche Rom, aureae arces Romae. Wer es betritt, iſt um Freiheit und Vaterland betrogen, und was dem alten Rom nie gelungen war, die völlige Unterjochung der germaniſchen Lande, England und Skandinavien einbegriffen, wird jetzt von den römiſchen Biſchöfen vollbracht, welche dieſe Länder in Provinzen der römiſchen Kirche verwandeln. Die zerfallenen Paläſte der Kaiſer und Tempel der Götter ſteigen als Kirchen und Paläſte von Päbſten wieder empor und über dem Schutte der zerſtörten Straßen werden neue Straßen gezogen. Und der von der alten Stätte gebietenden neuen Macht gelingt das Unerhörte ſchließlich: gegenüber den hinzugekommenen germaniſchen Provinzen, die das Vaterland der in Rom herrſchenden neuen Kaiſer ſind, die Bewohner des ehemaligen römiſchen Kaiſerreiches nun in eine wirkliche

Nation, die der Romanen umzugeſtalten, die Herrſchaft der friſchen germaniſchen Kaiſer zu ſtürzen, das Pabſtthum ganz in romaniſche Hände zu bringen und damit im nationalen Sinne das zu vollenden, was in der Urzeit von den Räubern in den Sümpfen des Tiber begonnen worden war.

Dieſer letzte Umſchwung giebt den Inhalt des dritten Jahrtauſends der römiſchen Geſchichte ab. Damit aber war auch erſchöpft was von hiſtoriſchen Möglichkeiten von Rom ausgehen konnte. Dieſes dritte Jahrtauſend war das glänzendſte! Laſſen wir uns nicht täuſchen durch die Geſchichte des republikaniſchen und kaiſerlichen antiken Roms: das moderne päbſtliche iſt größer geweſen.

Das Rom des erſten und zweiten Jahrtauſends hat keine eigne Kunſt und Dichtung hervorgebracht. Das wüſte Agglomerat von Völkern hatte den Boden nicht verwandelt auf dem ſie lebten. Griechiſche Künſtler und Literaten, wenn auch ſelbſt nun zu bloßen Bewohnern einer römiſchen Provinz geworden, erfüllten Rom mit ihren Arbeiten; kein ſpecifiſch römiſches Kunſtwerk iſt jemals aber zu Stande gekommen, ſelbſt kein ächt römiſches Buch, Tacitus' Geſchichte, das Corpus Juris und die Werke der Kirchenväter ausgenommen. Die römiſchen Schriftſteller und Dichter von Plautus bis auf Plinius haben nur die griechiſche Sprache in lateiniſchen Wendungen wiederholt. In den Zeiten aber, wo das zweite Jahrtauſend der Stadt ins dritte überging, Zeiten die uns, von einſeitig politiſchem Standpunkte aus betrachtet, als die des tiefſten Verfalles zu gelten pflegen, vollzog ſich auf italiäniſchem, ſpaniſchem und franzöſiſchem Boden eine Vermählung der Völker und des Vaterlandes und bildeten ſich die romaniſchen Nationen, die mit eigner Sprache eigne geiſtige Productionskraft zu offenbaren begannen. Auch hier bedurfte es langſamer Jahrhunderte, aber der Fortſchritt iſt ſichtbar zu verfolgen. Während der griechiſch redende Theil Europa's, von Rom abermals losgetrennt, ſich wieder an Aſien anſchloß und geiſtig productionslos als eine große vegetirende Maſſe zwiſchen Europa und Aſien noch heute daliegt

(obſchon ein gewiſſes Erwachen an immer mehr Stellen eingetreten iſt), entfaltete ſich Europa zu ſchöpferiſchem Leben und Dante iſt als der erſte Genius dieſer romaniſchen Welt zu betrachten. Dante iſt ihr was Homer für die griechiſche Welt war. Von Dante ab gewinnt das italiäniſche geiſtige Leben wachſende Kraft und es entfaltet ſich in und um Rom, aber Rom ſtets als erſte Stelle gedacht, eine Blüthe der Künſte und Wiſſenſchaften, die Alles übertrifft was im vergangenen kaiſerlichen Rom geleiſtet worden war. Italien, Spanien, endlich Frankreich wetteifern; weder der Abfall Deutſchlands, Englands und der Niederlande ändert etwas an dieſer Uebermacht, und abermals erſt mußte die Lebenskraft auch dieſes neuen romaniſchen Frühlings völlig in Herbſt und Winter hineingerathen, ehe ein Umſchwung und ein Umſturz eintrat. Wir heute erleben dieſen endlich. Mit Umgehung der romaniſchen Welt, die für uns Germanen nicht mehr die Welt iſt, ſondern nur eine Provinz des allgemeinen heutigen Menſchenreiches, haben wir in Amerika, Aſien und Afrika die ungeheure Schaubühne geſchaffen auf der die weiteren Schickſale der Menſchheit nun fortſpielen. Die Romanen mit Rom bleiben ſich ſelbſt überlaſſen. Ihre Macht iſt noch nicht zerſtört, aber andere Mächte balanciren ſie. Rom als Stadt exiſtirt heute nur noch weil es zufällig vorhanden iſt. Wie wir uns bei Venedig längſt daran gewöhnt haben, das Gehäuſe der mächtigen Regierungsmaſchine dort, ſo heil und friſch lackirt es daſteht, nur noch als Erwerbſtätte für Cuſtoden und Lohnbediente zu betrachten, ſo wandelt ſich Rom unter unſern Augen in eine coloſſale Sehenswürdigkeit um, zu der die Völker der Erde wallfahrten. Volle Hôtels und leere Paläſte beherrſchen die alte Stätte. Was niemals im Laufe der menſchlichen Geſchichte erlebt worden iſt, trifft heute ein: der ſichtbare Schluß einer Epoche von 3000 Jahren und der Uebergang ihrer einſt prachtvollen lebendigen Ornamentik in bloßen hiſtoriſchen Zierrath.

Goethe hatte auch das geahnt. Der mitlebenden Generation

seiner letzten Jahre war seine Erwartung dieses Umschwunges in, wie er es deutlich aussprach, der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts unverständlich: Revolutionen sah er voraus, denen gegenüber die politischen Versuche der eignen Zeit ihm werthlos und unbedeutend erschienen. In dem Rom aber, in das er 1786 eintrat, erlebte er die letzten Zeiten des dritten römischen Jahrtausends noch, damals ohne Vorgefühl, daß diese Herrlichkeit sobald ein Ende nehmen müsse. Nicht das leiseste Zittern der Völker kündigte das Nahen der französischen Revolution an. Der Kampf der amerikanischen Staaten gegen England wurde wie ein Abenteuer in weiter Ferne angesehen. Europa lag still, als hätte es noch Jahrhunderte der Ruhe vor sich. Vergoldet wie im Glanze einer ewigen Abendröthe stand die Stadt, die Raphaels und Michelangelo's und einer unendlichen Reihe von großen Männern zweite Vaterstadt geworden war, Goethe vor den Augen, um auch für ihn eine zweite Vaterstadt zu werden.

Rom herrschte noch ohne einen scheinbaren Abbruch seiner Macht. Der französische, Deutsche und italiänische Clerus saß noch, jeder in seinem Vaterlande im vollen Besitze der aufgehäuften Reichthümer und Einkünfte, deren Procente nach Rom gingen. Rom war der Mittelpunkt des gebildeten Europa's. Den widerhaarigen protestantischen Norddeutschen, den Engländern und Skandinaviern war diese Gewalt ebenso fühlbar, als wären sie selber Romanen. Von früh auf lag Goethe die Sehnsucht nach Italien in der Seele. Dreimal hatte er angesetzt dahin und war innerlich elend geworden vor Sehnsucht: von einer „ungeheuren Krankheit" fühlte er sich befreit nachdem er Rom kennen gelernt. Goethe's trocken geartetem Vater war in Italien das Herz aufgegangen, daß er im ganzen Leben da allein sich begeistert fühlte. Der alte Goethe hatte seiner Zeit darauf bestanden, seinen Sohn nach Rom zu schicken, um ihn von Weimar abwendig zu machen. Herders schönste historische Ausführungen sind die, wo er die civilisatorische Macht der römischen Kirche beschreibt, Lessing beruhte auf Alterthum und Renaissance

und der tief im proteſtantiſchen Norden geborene und erzogene Winckelmann hatte ſich ſogar zu den Formeln der römiſchen Kirche ſelber bequemt, um nur nach Rom zu gelangen. Niemals würde er von da wieder fortgegangen ſein. Rom und Italien war voll von Deutſchen, die da ſuchten und fanden was keine andere Stätte zu gewähren vermochte. Mit Recht durfte Goethe an Frau von Stein ſchreiben: „Ja ich bin endlich in der Hauptſtadt der Welt angelangt!“

Goethe umfing die Fülle der geſchichtlichen Erinnerungen, die dieſe Stadt ausathmete, wie ein Traum, den er mit wachenden Augen erlebte. In einem endloſen Gemälde rollten die Geſchicke der Völker vor ſeinen Augen vorüber. Dieſe Träume werden dem der ſie zu hegen fähig iſt auch heute in Rom noch aufſteigen. Welch ein Gefühl, nun da der Schutt von tauſend Jahren fortgeräumt wird, das alte ausgetretene Marmorpflaſter des Forums unter den Sohlen zu fühlen, über das ſo viele Deutſche als Feldherren, Kaiſer und Sclaven, als Sieger oder Beſiegte einhergeſchritten ſind!

Nur Träume aber konnten Goethe damals bewegen. Die Vergangenheit allein ſtand vor ſeinen Blicken, die Gegenwart ſchien nicht mehr hart genug, um etwas zu ſchaffen, was als Fortſetzung dieſer Thaten von ehemals gelten könnte. Er ahnte nichts von der Umwälzung, die dicht bevorſtand, noch gar von den heutigen Kämpfen; es waren die Zeiten damals, wo die überall flüchtigen Jeſuiten in Friedrich dem Großen einen Beſchützer fanden. Die Welt, als deren Hauptſtadt Goethe Rom ſah, war das zur höchſten Blüthe civiliſatoriſcher Beſtrebungen ſich entfalten wollende Europa, deſſen Völker in neidloſer Verträglichkeit zuſammen lebten. Es war keine ſchönere, freiere Stätte für künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Arbeit denkbar als Rom damals. Die Paläſte der Cardinäle die Zufluchtsſtätten geiſtreicher Gelehrten, gleichviel woher ſie kamen, die Stadt erfüllt von der unabläſſig zu- und abſtrömenden Ariſtokratie aller Länder. Man muß nicht Goethe's Briefe allein leſen, um dies

recht inne zu werden. Goethe redigirte seine Italiänische Reise in späterer Zeit, wo in Deutschland selber längst frische Luft wehte; man muß Winckelmanns Briefe an Berendis lesen, um den Unterschied zu kosten, welcher zwischen Rom und Deutschland damals waltete. Eine Fähigkeit, zu genießen und genießen zu lassen, die nur an dieser einen Stätte damals möglich war. Ein sanfter Ueberfluß des Daseins. Nichts zu vernehmen von dem künstlichen Sturmgeläute, das heute von da zu uns herüberklingt. Man durfte denken, und laut sagen, was man dachte. Erlaubt war Alles, das Einzige etwa ausgenommen, wie Cardinal Albani meinte, daß auf dem spanischen Platze eine Kanzel aufgestellt und der Antichrist gepredigt würde. Kein Hagelschlag hatte seit einem Jahrhundert die Fenster der ungeheuren Wölbung dieses geistigen Treibhauses zerschlagen. Das dritte Jahrtausend der Stadt schien sich zu friedlicher, niemals endender Herrschaft ausdehnen zu wollen. Rom eine Weltuniversität für reife Männer aller Nationen. Ein buntes Gewühl nahm jeden Ankömmling auf, in dem viele Sprachen gesprochen wurden, die alle doch der italiänischen sich beugten, in dem man rein von Namen und Titel und äußeren Ansprüchen seine eignen Wege suchte, um nur als das zu gelten was man durch seine Person werth sei. Goethe war 37 Jahre alt. Er nennt seine römische Zeit sein „zweites akademisches Freiheitsleben".

Und er hatte wirklich etwas hinter sich, das wie ein Schülerleben in engen Verhältnissen zum ersten Male nun mit freierm Aufathmen vertauscht werden konnte. Goethe war ja immer bis dahin nur aus einem kleinstädtischen Neste in das andere übergegangen. Er war weder in Paris, geschweige in London, noch in Wien gewesen. Dresden und Berlin, höher hatte er es nicht gebracht. Und auch dahin gelangt er nur als flüchtiger Reisender. Leipzig, Frankfurt, Cöln, Straßburg waren enge, alte, von Mauern und Gräben umschlossene Bürgerstädte, während Berlin ihm nur die Bemerkung abgepreßt hatte „je größer die Welt, desto garstiger die Farce". Goethe war wohl hier und da mit den Mächten in

Berührung gerathen, die die Welt regieren, aber er hatte so gut wie nichts von der wirklichen großen Welt gesehen ehe er nach Rom gelangte. Von allem wußte Goethe sich vorher eine Idee zu machen, dieses römische Leben war ihm so neu und unbekannt, daß wenn er es in einem Romane aus der Phantasie hätte schildern sollen, ihm das schwerlich gelungen wäre. Ein unbegränztes Feld zu geistigen Entwicklungen that sich vor ihm auf und zugleich lag dicht um ihn her vor seinen Füßen das Wissenswürdigste schon in Massen aufgestapelt. Aus dem Anblicke einzelner elender Abgüsse von Antiken, um derentwillen er in Deutschland Reisen hatte machen müssen, war er in den Reichthum der damals noch unberaubten Villen und Paläste, des Capitols und des Vaticans versetzt. Die Werke Raphaels und Michelangelo's, als edelste Erholung von seinen Studien, denn die eigne Arbeit blieb unbestrittene Hauptsache. Dazu eine angenehme freie Geselligkeit und keinen Herrn über sich, dem zu Hause doch alle Stunden zur Verfügung stehen mußten. Dies muß erwogen werden, um das Entzücken zu begreifen, in welches das römische Dasein Goethe versetzte. Wirklich zum ersten Male in seinem Leben war er ganz sein eigner Herr. Ihn erfüllte nicht die künstliche, durch ästhetische Ueberreizung erzeugte Begeisterung, wie sie heute Viele, auf Anleitung von Reisehandbüchern, als eine nüchterne erheuchelte Betrunkenheit, zu der der gebildete Mensch sich für verpflichtet hält, in sich zu verspüren meinen: sondern das natürliche Wonnegefühl eines Menschen, der nach langer Unterdrückung sich endlich zum ersten Male in seinem wahren Elemente fühlt. In Rom durfte Goethe seinem Triebe „ins Allgemeine zu gehen" bis in alle Consequenzen sich hingeben.

Wir brauchen uns, um die Natürlichkeit und Aechtheit dieser Empfindung in einem Spiegelbild zu verstehen, wieder nur Winckelmanns zu erinnern, dem es ähnlich gegangen war. Mit himmlischem Behagen war dieser 30 Jahre vor Goethe in Rom heimisch geworden. Winckelmanns Briefe drücken dieses Aufathmen im Lande der Freiheit noch drastischer aus als die Goethe's, der seinen

Berichten, auch den intimſten, eine gewiſſe Form und Haltung geben mußte, da ſie für Circulation beſtimmt waren, und der bei der Ueberarbeitung für den Druck dieſe Rückſicht abermals ſtark eintreten ließ. Winckelmann dagegen ſchüttete als obſcurer Schriftſteller an obſcure Freunde ſein Herz aus und ſeine Briefe ſind gedruckt worden wie ſie ihm aus der Feder floſſen.

Ich bemerke: Goethe's Italiäniſche Reiſe iſt 1817 zuerſt herausgekommen. Er hat eine Auswahl aus ſeinen Briefen getroffen, dieſe in einander gearbeitet und ihnen den einheitlichen Styl gegeben, in dem er, als er alt war, zu ſchreiben pflegte. In einem Briefe aus Rom, vor der Reiſe nach Neapel geſchrieben wo ein Ausbruch des Veſuv erwartet wurde, leſen wir: „Gebe uns die gütige Natur einen Lavafluß. Nun kann ich kaum erwarten, bis auch dieſe großen Gegenſtände mir eigen werden.“ Im Originalbrief hatte geſtanden: „Nur ein Lavaſtrom und ich habe nichts weiter zu wünſchen.“ Dies Letztere iſt ohne Zweifel natürlicher und ſagt das Gleiche. Man hat auch, indem man an das Buch die Anſprüche ſtellte, als ein Reiſehandbuch dem Leſer beſtimmte Kenntniſſe zu verleihen, ſeine Unzulänglichkeit und Auslaſſungen getadelt. Was dies betrifft, ſo kann nur der Unverſtand ſo urtheilen, und was die egaliſirende Ueberarbeitung anlangt, ſo hat ſie dem Buche das wohlthuende Colorit und die Abrundung verliehen, die es als ein lebendiges Werk durch die Jahrhunderte fort-erhalten wird. Es verhält ſich in ſeiner jetzigen Form zu dem realen Leben wie Dichtung und Wahrheit dazu ſich verhält. Die unverfälſcht mitgetheilten Briefe, auch wenn ſie anſcheinend wahrhaftiger und lebendiger zu wirken ſchienen, würden uns nicht den höheren Inhalt dieſer Reiſe enthüllen, der in der jetzigen Bearbeitung überall hervorbricht.

Goethe's ſpätere Herausgabe der Briefe Winckelmanns und die Zuſammenſtellung ſeiner biographiſchen Notizen über denſelben, wobei er ein ganz neues Schema für Biographien erfand, ſind der Zoll der Dankbarkeit geweſen für das ihm von Winckelmann in

Rom Gewährte. Winckelmann war der Erſte, der in Deutſchland von der nationalen Kunſt der Griechen ſo ſprach, daß das Publikum gepackt und, mitten in den Anſchauungen der gleichzeitigen kleinlichen, manierirten Kunſt, von einer Ahnung griechiſcher Schönheit ergriffen wurde. Das freilich iſt ſeltſam: die kunſthiſtoriſche Begeiſterung, welche Winckelmann, Leſſing, Herder und Goethe ſelbſt ſpäter erregten, trat ein ohne die reale Anſchauung der Werke ſelber, auf die es doch zumeiſt angekommen wäre. Das Deutſche Publikum begeiſterte ſich an den Worten und ſupplirte den Anblick der Werke aus ſeiner Phantaſie als ob dieſer entbehrlich ſei.

Beim Maler Oeſer in Leipzig, der Winckelmanns naher Freund geweſen war, hatte Goethe zum erſten Male von ihm gehört. Seine Ermordung hatte er als einen ungeheuren Schlag mit empfunden. In Rom aber erſt ſollte er die Arbeit des Mannes ganz ſchätzen lernen. Gewiß iſt, ohne Goethe's Buch über Winckelmann würde uns deſſen Geſtalt nicht in ſo ruhigem Lichte vor den Augen ſtehen; uns auch nicht ſo klar ſein, mit welcher Mühe und mit welchem Erfolge Winckelmann, der zugleich völlig im Leben ſeiner Zeit drinſteckte, ſich der antiken Kunſt zu bemächtigen wußte.

Wir müſſen uns jedoch hier auf das Nothwendigſte beſchränken. Winckelmanns Leben iſt von Juſti geſchrieben worden. Nachdem Goethe aus perſönlichem Mitgenuſſe der von Winckelmann errungenen Güter, nur das von ihm mitgetheilt, was ſeine Perſon allein anging, hat Juſti, in Ergänzung dieſes einſamen Portraits ein Gemälde der ganzen Zeit entworfen, das eine tiefe, blühende Landſchaft den Hintergrund zu Goethe's Arbeit bildet.

Wir dürfen auch Goethe ſelber hier nicht auf den verſchlungenen Pfaden ſeines italiäniſchen Lebens nachfolgen, ſondern begnügen uns die großen Richtungen anzugeben, in denen er vorwärts kam. Sehr bald, nachdem der erſte Sturm der Ueberraſchung ſich gelegt, empfand ſeine auf ſyſtematiſche Arbeit angelegte Natur die Nöthigung ſich einen Feldzugsplan zu machen. Er wollte Alles umfaſſen, an nichts vorübergehen, aber es konnte nicht in einem

Schlage gethan werden. Die Dinge ſelber und die zu Gebote ſtehende Zeit mußten in Einklang gebracht und die obliegende nebenherlaufende Herausgabe ſeiner Geſammelten Werke damit verbunden werden. Dabei regte ſich der alte Trieb, als Künſtler in eignen Arbeiten Auge und Hand zu bilden, und dann auch bedurfte er einer gewiſſen Fülle ſtrebender Menſchen um ſich her. Wie er allen dieſen Anſprüchen nun auf die natürlichſte Weiſe gerecht geworden iſt, wie er Allen ſich hingab und dennoch jedem Einzelnen ſein Recht gewährte: das zu erkennen, lehrt uns ſeine Italiäniſche Reiſe. In dieſem Sinne giebt es keine höhere Unterweiſung für einen längeren Aufenthalt in Italien als dieſes Buch. Es zeigt daß ohne ein gewiſſes Quantum feſter Arbeit, an der man immer wieder inne wird, daß neben den ungeheuren Werken die uns umgeben, die eigne Thätigkeit denn doch die Hauptſache bleiben müſſe, ohne eine gewiſſe Ruhe und Gelaſſenheit beim erſten Angriff der Erſcheinungen und ohne den Umgang mit gleichgeſinnten Freunden eine ſolche Reiſe zu Gewinn höherer Reſultate nicht zu denken ſei. Goethe liebt das Gleichniß von dem Taucher, der einige Zeit unter dem Waſſer unſichtbar bleibt bis er wieder hervorkommt, auf ſich ſelber anzuwenden. Ich brauche es deshalb noch einmal: Goethe taucht unter in dem neuen Elemente, er lernt wirklich ſchwimmen darin, er ſchlägt ſich mit den Wellen und Wogen herum und kommt langſam, aber von den eigenen Armen getragen vorwärts, während der heutige Bildungsreiſende, raſch und trocken von bezahlten Ruderern über die Gewäſſer fortbewegt, viel erlebt zu haben glaubt, wenn ihm hier und da der Zufall einmal eine Welle über Bord ins Geſicht ſpritzte.

Noch eines muß ich ſagen.

Dieſes Rom Goethe's exiſtirt auch ganz äußerlich genommen nicht mehr. Ich ſelbſt habe noch einen allerletzten Schimmer der Abendröthe erleben zu dürfen geglaubt, in welcher Goethe Rom erblickte. Ich bin vor 20 Jahren noch eingefahren durch die Porta del Popolo, nachdem ich in langer Fahrt Rom näher und näher

gekommen war, und habe die letzten Prieſter und Mönche noch in voller Berechtigung leben und weben ſehen, die heute wie arme abgedankte Statiſten eines abgebrannten Theaters in den alten Coſtümen herumgehen. Nun ſind die letzten Schatten dieſes Daſeins aufgeflogen. Wir haben überhaupt keine Städte mehr, die als Städte etwas an ſich ſind, auch Rom hat dieſen Charakter der „Stadt“ par excellence verloren. Heute dringt man, wie durch eine Breſche, durch einen Mauerdurchbruch an ganz anderer Stelle ein und findet ſich am Bahnhofe in einem neuen Quartiere mit glattaufgeſchoſſenen, eleganten Häuſern, die ebenſogut Berlin, Wien, oder einer andern modernen Stadt gehören könnten. Von da aus ſuchen wir das alte Rom erſt auf wie eine abſeits liegende Merkwürdigkeit. Früher wurde man gleich ins Herz der alten Stadt geführt und ſah ſich von ihr umringt und eingeſponnen. Keine Macht würde dies Gefühl zurückrufen können, denn die Bedingungen ſind in der Wurzel verändert, unter denen die Menſchheit jetzt die Erde bewohnt. Ueberall wird heute gewühlt in Rom und der antike Untergrund der Stadt bloßgelegt um neugierigen Schaaren gegen Entrée gezeigt zu werden, während die Paläſte heimlich oder öffentlich ihre Kunſtſchätze und ihren Hausrath feilbieten. Man geht unter dieſem coloſſalen Schacher umher und ſieht zugleich die Dienſtgebäude des neuen Königreiches kahl und weit und geſchmacklos und von unbekannten Architekten erbaut emporſteigen, ohne daß ein kritiſches Auge ſie nur betrachten oder gar durch ihre Unform ſich beleidigt fühlen wollte. Die alte Stadt verwandelt ſich und Rom wird eine offne moderne Anhäufung von Wohnhäuſern wie andere Städte.

Die Werke Raphaels und Michelangelo's, die Gallerien des Vaticans, die hiſtoriſchen Erinnerungen werden niemals ihre Kraft verlieren. Wer auf den von Lorbeer- und Roſengebüſchen überwachſenen Trümmern des Palatin umhergeht, die warme Sonne dort ſich umſpielen läßt während Briefe von zu Hauſe von Kälte und Schnee erzählen, zu den Gebirgen von da hinüberſieht, weit

in der Runde, deren Linie ſeit undenklichen Zeiten ſich nicht verändert hat, wer im Sonnenlicht und Mondſchein die römiſchen Brunnen rauſchen hörte, wer wollte das nicht genießen? Wer es je vergeſſen?

Aber die Seele dieſes ungeheuren Organismus iſt davongeflogen. Die Jeſuiten, die in erträumter Allmacht heute da noch herumgehen, haben nichts gemein weder mit den Geiſtlichen der Gregore, noch mit den Cardinälen des 16. Jahrhunderts, noch auch mit den Abbaten des achtzehnten. Wer griechiſche Kunſt kennen lernen will, geht nach Griechenland ſelber, wo in Olympia jetzt Werke zu Tage gefördert werden, die mehr über die künſtleriſche Macht der Griechen verrathen als alle Muſeen Italiens im Stande ſind, und wer das Leben kennen lernen will, jedes nach ſeiner Nation, wendet ſich zu den großen Hauptſtädten, in denen heute die regierenden Kräfte der Völker ſich bethätigen.

Wenn wir dieſen Gegenſatz uns nicht klar machen, ſo verſtehen wir weder Goethe's Begeiſterung noch den Einfluß, den Rom auf ihn gehabt hat.

Siebzehnte Vorleſung.

Letzte Schickſale Iphigeniens. — Taſſo. — Chriſtiane. — Die römiſchen Elegien.

Als die letzte römiſche Arbeit an Iphigenie gethan worden war, verſtand ſich von ſelbſt bei Goethe daß das Stück vorgeleſen würde: alle ſeine Werke ſind ſo geſchrieben, als hätten ſie überhaupt nur dem Zwecke zu dienen, vor Freunden geleſen zu werden. Goethe hatte ſich in Rom bald einen Kreis gebildet. Anfangs zwar verläugnete er ſeinen Namen: er wollte einſam leben; allmälig aber ſammelte ſich eine Anzahl Leute um ihn, auf die er Einfluß hatte. Aus andern Elementen beſtand ſeine Umgebung überhaupt niemals. Er brauchte eine Geſelligkeit, in der er die dirigirende Macht war. Wer ſich ſeinem bildenden Einfluſſe entzog, mußte auch auf den Verkehr mit ihm Verzicht leiſten.

Auch das verſtand ſich von ſelbſt, daß eine Frau die Seele dieſes Kreiſes ſei. Goethe fand die Malerin Angelica Kauffmann in Rom, der dieſe Rolle zufiel. Angelica Kauffmann war, nach traurigen Schickſalen in Rom zu einer angeſehenen Stellung gelangt. Sie wurde als Hiſtorienmalerin geachtet, war als Portraitmalerin berühmt und geſucht, verdiente viel Geld und machte mit ihrem alten italiäniſchen Eheherrn ein Haus, wozu in Rom, wie bekannt iſt, nicht einmal bedeutende Mittel gehören. Es bedarf dazu dort nur eines angemeſſenen Raumes und perſönlicher Liebenswürdigkeit; Eſſen und Trinken thut Jeder für ſich ab. Bei Angelica fand Goethe eine Häuslichkeit. Sie hat ihn mehrfach portraitirt, auch

die ſchöne Mailänderin die es ihm damals anthat, auch eine Scene aus der Iphigenie gemalt.

Angelica galt ihrer Zeit ſicherlich weder ſoviel als Raphael Mengs, der von Winckelmann und Andern Raphael gleichgeſtellt wurde, noch ſoviel als Battoni, Mengſens italiäniſcher Concurrent um den höchſten Ruhm; ſie nahm als Frau eine beſcheidene Stellung ein und doch ſind ihre Arbeiten heute, wenn auch ſchwächer in Zeichnung und Modellirung, dennoch innerlich lebendiger als Mengs' und Battoni's Gemälde. Als Frau kam ihr zu Gute daß die geſammte Malerei ihrer Zeit etwas Weibliches, Zartes, Paſtellmäßiges hatte, denn die Epoche war eben erſt wieder im Erwachen, wo Männer die erſchöpfte Kunſt wieder auf eine höhere Stufe brachten. Angelica's Sachen erkennt man ſofort. Man fühlt wie ſie rein zu ſehen und rein darzuſtellen wußte. Wer heute eine Arbeit von ihr erwerben könnte, würde unbedenklich zugreifen, wird ſie an guter Stelle aufhängen und ſich ſeines Beſitzes freuen ſo oft er davortritt. Welchen Eindruck machte das Bildniß jener Mailänderin, majeſtätiſch, voll Grazie und unbefangen beſcheiden, das neuerdings erſt wieder gefunden ward!

Bei Angelica fand die Lectüre der endlich vollendeten Iphigenie ſtatt. Es war auf das Stück gewartet worden und die Blüthe der Deutſchen Colonie hatte ſich zuſammengefunden, den berühmten Dichter ſelbſt leſen zu hören.

Goethe ſollte jetzt etwas Neues und Unerwartetes erleben: er ließ das Publikum kalt mit ſeinem Werke, über deſſen begeiſternde Wirkung langjährige Erfahrung ihn völlig ſicher gemacht hatte. Er berichtet ſelbſt darüber. Man hatte etwas Anderes erwartet. Goethe war Deutſchlands erſter Dichter auf ſeinen Götz, beſonders aber auf den Werther hin, deſſen Einfluß damals noch immer in Blüthe ſtand. Man hoffte etwas Leidenſchaftliches, Weltſtürmendes zu hören, vor allen Dingen etwas „Deutſches". Statt deſſen gab Goethe eine griechiſche Fabel zum Beſten, glatte antikiſirende Verſe, gemäßigte Gefühle, Sehnſucht nach Ruhe und Stille, einen gleich-

mäßigen Glanz von Erhabenheit und einen Inhalt des Werkes, deſſen eigentliche Pointen dieſen römiſchen neuen Freunden ein Räthſel bleiben mußten. Was wußten ſie in Rom, wer unter Thoas und Taurien gemeint ſei?

Das womit Iphigenie in Deutſchland überraſcht hatte, gewährte Rom ja ohnedies auf Schritt und Tritt! Man brauchte keinen griechiſchen Geiſt; man verlangte, was in Rom fehlte: Deutſche friſche Luft wollte man einathmen, ſich vom Dichter in das ferne Vaterland verſetzt fühlen. Eine Enttäuſchung trat ein, die um ſo härter wirkte, als endlich aus Deutſchland auch die Stimmen der Freunde eintrafen, welche, ohne Goethe's Gegenwart, ihrerſeits mit dem gedruckten Stücke in der neuen Form nichts anzufangen wußten. Ihnen war es in der gewohnten alten Geſtalt viel lieber. Sie wußten, wie jedes Wort in Weimar geklungen hatte.

Dieſe Erfahrung: den gehegten Erwartungen nicht zu entſprechen, wurde Goethe von jetzt an bald ſo oft geboten, daß ſie als Regel daſtand. Niemals aber hat er ſich dadurch irre machen laſſen. Er gewöhnte ſich daran, ſeine Arbeiten nun oft Jahre lang daliegen zu ſehen, ehe das Verſtändniß eintrat: an der Richtigkeit der in Italien neugewonnenen Principien iſt er niemals zweifelhaft geworden.

Es hat etwas Großartiges, die Beſcheidenheit zu ſehen, mit der er ſich von nun an „glatt und kalt" ſchelten läßt. Er fühlte, daß er aufgehört habe, für den Moment zu ſchaffen, ſah vom Publikum und vom Lobe des Tages ab und arbeitete für das Volk und für die Anerkennung der kommenden Jahrhunderte.

Ueber die Aufnahme Iphigeniens zu Hauſe haben wir merkwürdige Aeußerungen. Ich will hier aber nur von einer einzigen ſprechen, welche Goethe's Charakter zugleich wiederum in ganz neuem Lichte erſcheinen läßt.

Er hatte einen jungen Menſchen aus Frankfurt nach Weimar mitgenommen, der zugleich als Secretair und Bedienter bei ihm fungirte, mit Namen Philipp Seidel. Wir verdanken die erſten

näheren Nachrichten über dieſe Perſönlichkeit Burkhardt, welcher Seidels Correſpondenz mit Goethe herausgegeben hat. Außerdem ſind Briefe Seidels an deſſen Frankfurter Freunde gedruckt worden, in denen über die erſten Zeiten in Weimar erzählt wird. Dieſe Briefſchaften zeigen ein Verhältniß zwiſchen Herr und Diener, das als einzig in ſeiner Art daſteht.

Seidel wurde Goethe's „vidimirte Copie" genannt. Seine Briefe zeigen, wie weit die Nachahmung bei ihm ging. Er hatte ſich zum vollkommenen Werther ausgebildet. Es iſt köſtlich, ihn von oben herab die weimariſche vornehme Geſellſchaft ſchildern zu ſehen. Wehmüthig, wohlwollend glaubt er Alles beſſer zu wiſſen und giebt ſein abſprechendes Urtheil ohne den leiſeſten Zweifel ab, daß er das Richtige treffe. Da er Goethe's Dichtungen ab- oder nach ſeines Herrn Dictat niederſchrieb, that er als ſei er deſſen Mitarbeiter. Schließlich fing er ſelbſtändig zu ſchriftſtellern an.

Seidel ſchlief mit Goethe in einer Stube. Nachts, nachdem dieſer vom Hofe zurückgekommen, liegen beide im Bette und laſſen Gott und die Welt die Revue paſſiren. Während Goethe die Dinge milder beurtheilen lernte, verfocht Seidel Werthers alte radicale Anſchauung.

Den 23. November 1775 Nachts 11 Uhr ſchreibt er an ſeinen Freund Wolf in Frankfurt (keine drei Wochen alſo nach Goethe's erſtem Eintritte in Weimar):

„Nein, in dieſer ſeligen Lage muß ich Dir ſchreiben, guter Bruder, da copier ich einen Roman, von welchem mein Herr der Verfaſſer iſt. Ich bin an einer Stelle die mich wahrhaft himmliſch entzückte und in dieſer Lage will ich Dir ſchreiben, ob ich gleich ſehr getrieben werde, es fertig zu machen. Ich hab Alles, Arbeit genug, Eſſen, Trinken und Geld, nur — nur keine Liebe, keine Seele, der ich mich mittheilen könnte. Es iſt ein müßiges, ſteifes, üppiges Volk, das Einem oft unleidlich wird. Ihr ganzes Verdienſt iſt, daß ſie Bücher leſen und Einem dadurch noch unerträglicher werden. Ich ſoll Dir was über'n Hof ſagen. Viel kann ich

nicht, weil ich nicht viel dran zu thun habe und mich eigentlich nichts da intereſſirt. Aber das muß ich Dir ſagen, daß meine Seelenluſt iſt, die fürſtliche Familie zu ſehen. Man kann die große fürſtliche aise an der verwittweten Herzogin und den gütigen jugendlichen Blick des Herzogs nicht genug bewundern. Wenn aber auch das Volk von ihnen redet, ſollteſt Du auch das Rühmen hören und das: Gott ſey Dank! mit thränenden Augen und Gott erhalte ſie uns! Es iſt rührend."

„Am ♀ den 17. huj. waren wir auf der Redoute. Da gefiel mirs. Es gab allerlei artig Zeug. Nun hör. Die Nacht ſchliefen wir alſo nicht. Die folgende, als Samstag den 18. November um 12¼ Uhr legten wir uns. Wir ſchlafen nun zu dreyen in einer Kammer. Da kamen wir ins Geſpräch aus einem ins andere bis zu allen Teufeln. Stell Dir die erſchreckliche Wendung vor: Von Liebesgeſchichten auf die Inſel Corſica, und auf ihr blieben wir in dem größten und hitzigſten Handgemenge bis Morgens gegen viere. Die Frage, über die mit ſo viel Heftigkeit als Gelehrſamkeit geſtritten wurde, war dieſe: Ob ein Volk nicht glücklicher ſey, wenns frei iſt, als wenns unter dem Befehl eines ſouverainen Herrn ſteht. Denn ich ſagte: Die Corſen ſind wirklich unglücklich. Er ſagte, nein, es iſt ein Glück für ſie und ihre Nachkommen, ſie werden nun verfeinert, entwildert, lernen Künſte und Wiſſenſchaften, ſtatt ſie zuvor roh und wild waren. Herr, ſagte ich, ich hätt den Teufel von ſeinen Verfeinerungen und Veredelungen auf Koſten meiner Freiheit, die eigentlich unſer Glück macht. Die Corſen können nicht wild ſeyn, die Gebirgsbewohner ausgenommen, ſonſt hätten ſie kein ſo groß Gefühl von Freyheit und nicht ſo viel Tapferkeit zeigen können. Sie waren glücklich. Sie ſtillten ihre Bedürfniſſe gemächlich und konnten ſie ſtillen, da ſie ſich keine unnöthigen machten. Jetzt bekommen ſie deren täglich mehr und können ſie nicht befriedigen, denn keiner von uns kann, wie er will, ſich kleiden, eſſen, trinken, in Geſellſchaft gehen und dergleichen. Sie hatten alles, was ſie verlangten, weil ſie nicht viel verlangten und hattens in Freyheit."

Seidel war der Einzige der in Weimar um Goethe's Reiſe nach Italien gewußt hatte. Er blieb als Agent zurück, durfte die Briefe öffnen, hatte Goethe's Geld zu beſorgen, u. ſ. w. An Seidel ſendet nun auch Goethe die letzte Redaction ſeiner Iphigenie.

Dieſer vermeldet darauf unverfroren wie wenig zufrieden er ſei, und nun hören wir, wie Goethe darauf erwidert, der erſte Dichter Deutſchlands, ein Mann von bald vierzig Jahren, einem ſechs Jahre jüngeren, ſubalternen Schreiber. Mitte Mai 1787 antwortete er ihm aus Neapel „Dein Brief vom 7. März hat mich geſtern, da ich vom Schiffe ſtieg, empfangen und Deine treuen Worte waren mir herzlich willkommen. Die Reiſe durch Sicilien iſt denn auch glücklich vollbracht und wird mir ein unzerſtörlicher Schatz für mein ganzes Leben ſein. — Was Du von meiner Iphigenie ſagſt, iſt in gewiſſem Sinne leider wahr. Als ich mich um der Kunſt und des Handwerkes willen entſchließen mußte das Stück umzuſchreiben, ſah ich voraus, daß die beſten Stellen verlieren mußten wenn die ſchlechten und mittleren gewannen. Du haſt zwei Scenen genannt, die offenbar verloren haben. Aber wenn es gedruckt iſt, dann lies es noch einmal ganz gelaſſen und Du wirſt fühlen, was es als Ganzes gewonnen hat.“

Es athmet aus dieſen Worten eine Humanität und reinmenſchliche Demuth, die Goethe's Herz zeigen wie es war. Noch eins aber enthält dieſer Brief, was nach allem über Iphigenie nun offenbar Gewordenen in Erſtaunen ſetzen wird: „Doch liegt, fährt Goethe fort, das Hauptübel in der wenigen Zeit, die ich darauf habe verwenden können. Den erſten Entwurf ſchrieb ich unter dem Recruten-Ausleſen und führte ihn aus auf einer Italiäniſchen Reiſe. Wenn ich Zeit hätte, das Stück zu bearbeiten, ſo ſollteſt Du keine Zeile der Ausgabe vermiſſen.“ —!

Wir ſehen alſo, daß Goethe jetzt noch Iphigenien für eine flüchtige Arbeit hielt, die ganz anders hätte werden können.

Es ſcheint daß Seidel auch nach dieſen Belehrungen ſeiner Vorliebe für die frühere Form des Stückes treu blieb. Goethe

ſchreibt wiederum an ihn Ende October 1787: „— Du ſollſt auch eine Iphigenie in Proſa haben, wenn ſie Dir Freude macht. Der Künſtler kann nur arbeiten. Beifall läßt ſich, wie Gegenliebe, nur wünſchen, nicht erzwingen.“

In ebenſo demüthiger Weiſe vertheidigt Goethe Claudine von Villabella, deren Proſa in Italien in Jamben umgeſetzt worden war, gegen ähnliche Ausſtellungen Philipp Seidels. Er legte ſtets den größten Werth auf ehrliche Kritik, mochte ſie ihm zufließen woher ſie wolle.

An Iphigenie übrigens, nachdem ſie in der vorliegenden Geſtalt gedruckt worden war, hat Goethe nie wieder gerührt: kein Jahr und die Arbeit war ihm fremd geworden als ſei ſie gar nicht ſeine eigene. Mit ſeiner Liebe zu Frau von Stein erkaltete das Intereſſe daran. Schiller gegenüber, zehn Jahre etwa nach der römiſchen Umarbeitung, geſteht er offen ein, er habe kein Verhältniß mehr zu dem Stücke, welches er ſo gleichgültig wie die Arbeit eines Fremden behandelt, ſo daß Schiller ſich des Werkes geradezu annehmen muß. Iphigenie ſoll aufgeführt werden und einige Aenderungen ſind nöthig: Schiller übernimmt ſie. Goethe wäre nicht dazu zu bewegen geweſen. Schon 1792, bemerkte ich, als Goethe Jacobi am Rheine wiederſah und etwas vorleſen ſollte, hatte er Iphigenie, die man ihm in die Hand geben wollte, zurückgewieſen. Er habe ſich, ſagt er, dem zarten darin herrſchenden Tone entfremdet gefühlt. Gegen Schiller ſpricht er von ihr als von dem „gräciſirenden Schauſpiel“ und ſagt ſpöttiſch, daß ſie „verteufelt human“ ſei. Seltſam iſt auch: als Goethe in hohem Alter Eckermann von Iphigenien ſpricht, meinte er, eine wirklich gute Aufführung der Iphigenie niemals geſehen zu haben. Ich glaube, Wenige können von ſich ſagen daß ihnen eine ſolche jemals zu Theil geworden ſei. Sie wird ſelten geſpielt. Wir heute, wenn wir Iphigenie als Bühnengeſtalt nennen hören, denken gleich an Glucks Opern.

Bezeichnet die Iphigenie den Uebergang Goethe's nach Italien, ſo iſt die Arbeit an einem anderen Stück nun ſymboliſch für ſein Wiederfortgehen. Taſſo iſt die Frucht ſeiner Sehnſucht nach Italien zurück. Am Taſſo dichtete Goethe, um ſich zu betäuben, auf dem Wege nach Hauſe, und vollendete ihn in Weimar, als ihm der Anſchein der alten unveränderten Zuſtände dort unerträglich wurde. Im Garten Boboli in Florenz, wo er ſich nur kurz aufhielt, ſchrieb er daran. Alle freien Stunden in Weimar widmete er dieſem Werke: Taſſo mußte als Vertrauter ſeiner Seele völlig an Iphigeniens Stelle treten. Es iſt Goethe's vollendetſte, reifſte Tragödie geworden. Taſſo kam zum Abſchluſſe als Goethe in voller Kraft zwiſchen Jugend und Alter in der Mitte ſtand.

Iphigenie war wie eine junge Tanne die ſich in Italien in eine Pinie verwandelte: bei Taſſo blieb nur der Kern Deutſch. Zwei Akte, in poetiſcher Proſa geſchrieben, nahm Goethe nach Rom mit, die, „in Abſicht und Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, etwas Weiches, Nebelhaftes hatten, welches ſich bald verlor als er, nach neueren Anſichten, die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ.“ Taſſo wuchs aus der alten Wurzel neu auf, ſchlank und kräftig wie ein glatter Lorbeerbaum der nie andere als italiäniſche Sonne gekoſtet hat. Griechiſche Geſinnung, römiſche Bildung, Deutſches Gemüth vereinigen ſich in ihm zu einem neuen modernen Elemente, das man das Goethe'ſche im allereigenſten Sinne nennen könnte. Taſſo giebt die Goethe'ſche Sprache in der Vollendung. Dieſe Jamben haben Schiller Jamben machen gelehrt und Schlegel die Sprache geliefert in der er Shakſpeare wie zu einem Deutſchen Dichter umwandelte. Ohne Taſſo wäre unſere heutige poetiſche Diction nicht das geworden wozu ſie ſich entwickelt hat.

Die erſten Gedanken des Stückes könnten aus Goethe's frühſten Zeiten ſtammen. Schon bei Jacobi in Düſſeldorf las er die novelliſtiſche Darſtellung des Wahnſinns Taſſo's. Da kann ihm, ohne daß er an Niederſchrift dachte, eine Idee des Stückes auf-

geſtiegen ſein, wie bei jener Cantate zu Ehren der Nichte Glucks möglicherweiſe die der Iphigenie. Es bedurfte bei Goethe wiederholter, ſich agglomerirender Erlebniſſe, um eine ſolche erſte Idee zu einem Plane zu geſtalten. Für Taſſo, wenn wir ſuchen wollen, böte ſich hier Folgendes:

Unter den Straßburger Genoſſen Goethe's trat als einer der talentvollſten Lenz hervor. Einzelne Verſe der Gedichte die von ihm herrühren ſind von ergreifender Schönheit. Goethe ſcheint auf ihn mehr gehalten zu haben als auf Andere. Lenz iſt nach einem verwirrten verwüſteten Leben früh geſtorben.

Er hatte ſich in Weimar eingeſtellt, als Goethe dort feſte Poſition genommen, erſchien als Genie und wurde als ſolches anerkannt. Er wollte auffallen in Kleidung, Ton und Anſprüchen. Goethe wußte ihn immer als möglich zu erhalten und Lenz, der dies eigenem Verdienſte zuſchrieb, mag dadurch zu einem entſcheidenden Streiche angereizt worden ſein.

Genug, eines Tages fließt der Becher über, Lenz hatte irgend einen „Unſinn" begangen, über deſſen Inhalt wir nichts wiſſen: man vereinigte ſich, was er gethan eine „Eſelei" zu nennen. Es ſcheint ein Zuviel gegen eine Dame geweſen zu ſein wozu er ſich hinreißen ließ. Ich glaube daß wenn wir unter dieſen Umſtänden in einem Shakſpearliebenden Kreiſe das Wort Eſelei finden, wir es am einfachſten mit dem verbinden was im Sommernachtstraume geſchieht, wo der in einen Eſel verwandelte Zettel gegen Titania zärtlich wird. Und ich glaube, es könnte eine ſolche „Eſelei" der Grund der verhängnißvollen Scene geworden ſein, welche den Umſchwung des Taſſo Goethe's bildet.

Taſſo, bethört von der mehr ſeinem Geiſte als ſeiner Perſon geltenden Neigung einer vornehmen Dame, welche ihn liebt, aber keine Ahnung hat, wie weit ihre Herablaſſung ein Genie erregen könne, reißt ſie an ſein Herz und vernichtet ſich damit.

Indeſſen dies iſt bloße Conjectur. Es fehlt die voritaliäniſche Form des Taſſo. Begonnen hatte Goethe ihn ſechs Jahre ehe er

nach Rom kam. Ihn gedichtet, „um ſich zu befreien“ wie er Eckermann ſagte, wobei er Taſſo zugleich einen „geſteigerten Werther“ nennt. An anderer Stelle ſagt er, Taſſo ſei eine der Phantaſiegeſtalten, der man ſeine eignen „Albernheiten“ anhänge und die man dann Taſſo nenne.

Aber auch Antonio iſt Goethe, wie Goethe gleichfalls ſelbſt ſagt. Goethe hat im Widerſtreite dieſer Geſtalten, die ſich unerbittlich abſtoßen, die Unverträglichkeit der beiden Rollen dargeſtellt, zu denen er während der Zehn Jahre in Weimar verurtheilt war. So war er ſeiner innerſten Neigung und Anlage nach. In Lenz erblickte er ſeine eigne Caricatur und in der entſcheidenden Scene des Stückes, zu der Lenz, wie ich vermuthete, den Anlaß gab, legte Goethe nieder was hätte werden können, wenn er ſich wie Lenz fortreißen ließe ohne ſich ſein eignes Königreich, um ſo zu ſagen, im Rücken frei zu halten. Antonio dagegen iſt Goethe, wie dieſer fühlte daß er werden müſſe, wenn er ſich als Staatsmann in eine einſeitige Richtung verlocken ließe, um beſten Falles zuletzt ein Mann zu werden wie Fritſch war. Hier lernen wir recht kennen, was das ſagen will „ſymboliſche Dichtung“. Was Goethe im Taſſo darſtellt ſind die Gedanken, die tagtäglich in ſeiner Seele auf- und niedergingen, und doch haben die Ereigniſſe des Stückes nicht einen Schimmer realer Erlebniſſe. Unmöglich, aus den Geſtalten des Taſſo eine einzige wirkliche Figur herauszuſchälen. Es waren ganz neue Weſen, alle miteinander geſchaffen, nur um Begriffe und Verhältniſſe zu perſonificiren. Und gerade deshalb, jemehr dieſe Figuren nur willkürliche Creaturen Goethe's waren, um ſo wahrhaftiger ſind ſie. Goethe hat mit ihnen eine neue Welt hervorgebracht der er die Gedanken verlieh die ſeine Seele durchwogten. Und hätte er ein Stück ſchreiben wollen mit den Perſonen: Herzog Herzogin, Goethe, von Fritſch, Frau von Stein, Lenz ꝛc. und Wort für Wort Sätze hineingebracht, die wirklich geſprochen worden waren, ſo würde dies, verglichen mit Taſſo, doch nur eine vergängliche reale Puppencomödie geworden ſein, geeignet einige Lieb-

haber ſogenannten exacten Materiales in Entzücken zu ſetzen, ſonſt aber nicht mit einem Schimmer der Wahrheit in ſich, die uns aus Taſſo entgegenleuchtet.

Indem Goethe Ferrara verherrlichte, hat er Weimar ein indirectes Lob geſpendet, das ſchöner nicht denkbar iſt und auf geradem Wege niemals möglich war. So hätte Weimar ſein können: er hat es dargeſtellt als ſei es ſo. Das ächte Ferrara auch iſt dadurch zu unverdientem Ruhme gelangt. Aus einer öden Fürſtenreſidenz zweiten Ranges iſt ein wiederauflebender Abſenker alten perikleiſch-atheniſchen Lebens entſtanden. Ranke hat zuerſt darauf hingewieſen. Die Fremden laufen heute in den langweiligen Straßen von Ferrara umher, die wohl auch im 16. Jahrhundert nicht anders waren, und ſuchen die große Vergangenheit den Mauern abzuſchnüffeln. Und aus einem für Deutſchen Geſchmack leeren Dichter, deſſen Werke durchzuleſen heute nur Wenigen gelingen dürfte, ſo glänzend ihr Tonfall iſt, hat Goethe eine heroiſche Geſtalt gemacht, einen Genius, dem man die herrlichſten Werke anvermuthet. Und dies Ferrara aus Goethe's Phantaſie, dieſe Fürſtenfamilie darin, dieſer Hof und Hofdichter ſind ſo überzeugend wahr geſchaffen worden, daß die Wirklichkeit dagegen nicht aufkommt: die ganze erdichtete Herrlichkeit iſt nachträglich von Goethe in die Hiſtorie hineingebracht und dermaaßen darin feſtgenagelt worden, daß auch die ſtärkſte kritiſche Kneipzange nichts wieder davon losbekommt. Mögen wir ſtudiren wie wir wollen, Goethe's Ferrara wird die Blüthe des italiäniſchen Daſeins im 16. Jahrhundert repräſentiren, das von hier aus mit dem Glanze milder Geſinnung und Geſittung überſtrahlt daſteht, die wir vergeblich ſuchen wenn wir die wahrhaftigen Documente der Zeit zu Rathe ziehen.

Und doch müſſen wir auch dem gegenüber wieder uns ſagen: Goethe hatte Recht. Es lebte im Italien des Cinquecento ein Geiſt, der ſich perſonificiren ließ wie im Taſſo geſchehen iſt. Man leſe wie es in Deutſchland damals zuging. Gegenüber den düſteren Wildniſſen der übrigen Nationen, herrſchte in Italien jenerzeit eine ge-

pflegtere, ſonnigere Gartenwirthſchaft, wo goldne Früchte ſtill an den Spalieren reiften. Nur daß die Seelen der Menſchen nicht ſo glatt und offen dalagen wie ſie im Taſſo ſich uns aufthun.

Im Bau der Acte, in der Führung der Scenen, im Ausdrucke der Gedanken iſt dieſes Werk vollendet und unübertrefflich. Jedes Wort ein Gedanke. Aber, wie ich ſchon ſagte, auch dieſes Drama für keine Bühne mehr geſchrieben.

Wir haben geſehen, wie Goethe mit dem Eintritte in Weimar jene ideale Bühne aufgegeben hatte, auf der er Götz dargeſtellt dachte. Iphigenie wurde für die wirklichen Bretter geſchrieben und konnte deshalb zumeiſt zu keiner höheren Geſtalt gelangen. Die in Rom neu entſtandene Iphigenie aber kehrte zu jener alten idealen Bühne zurück und in noch höherem Maaße gehört Taſſo dieſer an und keiner andern. Das Stück bietet nichts was Regiſſeuren Gelegenheit geben könnte, ihre Geſchicklichkeit zu beweiſen. Es enthält kaum Rollen für Schauſpieler. Die Charaktere ſind zu fein ausgearbeitet. Der hätte am beſten geſpielt, der ſie am wenigſten verdarb. Nur langſam konnte in Deutſchland begriffen werden, was Goethe mit dem Stücke gewollt und geleiſtet hatte. Der Gedanke, daß es überhaupt aufführbar ſei, bedurfte Jahre um zur Reife zu kommen. Denn wenn auch die Schauſpieler ſich gefunden, wo fand ſich das Publikum? Leopold Stolberg ſchrieb an Jacobi: „Was ſagen Sie zu Goethe's Taſſo? Mir mißfällt der Ton eminent. Warum giebt er dem kleinlich ſtolzen, großmüthelnden Antonio dieſe Superiorität über den Zögling der Muſen und Grazien?“ — „Einzelne Züge ſind vortrefflich“ ſetzt er jedoch hinzu. Solche, vom höhern Inhalte der Dichtung abſehende Urtheile mußte Goethe als das Gewöhnliche entgegennehmen. Ihn indeſſen beirrte das nicht. Er war in jedem Betracht nun ein Mann und wußte was er zu thun hatte. Es war ihm klar, daß inskünftige keine Kritik ihn mehr belehren könne, ſondern daß er allein nur wiſſe, welche Richtung er innezuhalten habe.

Taſſo iſt der Dank den Goethe Italien abgeſtattet hat. Doch

er hat es dabei nicht bewenden laſſen. Er hat Rom ſelber noch ein eigenes Denkmal errichtet: die Römiſchen Elegien, an denen er in Weimar jetzt gleichfalls zu arbeiten begann. Von dieſen ſoll nun die Rede ſein.

Wir haben geſehen, wie Goethe in Weimar zum legitimen Mitgliede der höheren Geſellſchaft geworden war; wie er auch den Werth der Abzeichen, durch welche dieſe Geſellſchaft ſich von der niedriger ſtehenden unterſchied, wohl zu ſchätzen wußte und nicht verſäumte ſich in ihren Beſitz zu ſetzen. Goethe konnte ſo betrachtet im beſten Sinne als ein Parvenü gelten. Er legt ſich ſelbſt unbefangen dieſen Titel bei.

Wir haben aber auch geſehen, wie ſehr er dies Alles entweder nur ſuchte weil es ihn als etwas Neues, Unbekanntes reizte, oder weil es ihm im gewöhnlichſten Sinne nützlich war. Wie beſcheiden und rein menſchlich demüthig Goethe ſtets blieb, zeigte ja ſein Verhalten zu Seidel oder ſein Verkehr mit dem armen Krafft, einem elenden Prügeljungen des Schickſals, den er mit rührender Gutmüthigkeit tröſtet und aufrecht hält, ja deſſen Mißtrauen er ſich gefallen läßt. Nie hat er den Aeußerlichkeiten ſeiner hohen Stellung anderen Werth beigelegt als den ſie verdienten. Er betrachtete ſie als Vorſpann auf dem Lebenswege. Er wußte, wo ſie ihm die Wege verkürzten, ſeinen Adel, Miniſter, Orden und Excellenz wohl hervorzukehren: als Dichter und in ſeinen intimen Verhältniſſen aber iſt er ſtets einfach bürgerlich geblieben.

Goethe verlangte Wahrheit um jeden Preis. Es ſollte auf den Etiquetten rein ausgeſchrieben zu leſen ſtehen, was in den Büchſen drin wäre. Seine Dichtungen enthalten das Höchſte und Erhabenſte das in Deutſcher Sprache geſagt worden iſt: aber Goethe fiel nicht ein, zu verläugnen, was unſerer menſchlichen Natur zugleich innewohnt: er hat mit antik cyniſcher Offenheit auch das Entgegengeſetzte zu Worte kommen laſſen. Goethe ſchrickt vor nichts zurück. Er ſieht Alles und nennt Alles beim ächten Namen, und es giebt weniges das er nicht einmal ſo beim ächten Namen zu nennen Ge-

legenheit gefunden hätte. Was in ihm ſich regt, ſoll zu Worte kommen: wir haben Verſe von ihm (die freilich nicht für Andere beſtimmt waren, aber die ſchließlich nun doch einmal herausgekommen ſind: die Paralipomena zum Fauſt), in denen das Irdiſchſte, Schmutzigſte mit einer Sicherheit und Deutlichkeit ausgeſprochen wird, als habe es den gleichen Anſpruch auf dichteriſch präciſen Ausdruck wie jenes das ſich auf den reinſten Höhen des Gefühles hält.

Goethe kannte die doppelte Natur des Menſchen und hat niemals geläugnet daß er aus eigner Erfahrung rede. Er war eher kalt als leidenſchaftlich. Sein Weſen mag dem ſeiner Schweſter ähnlich geweſen ſein. Goethe iſt niemals liederlich geweſen. Seine Werke enthalten nicht eine einzige Stelle die lüſtern genannt werden könnte. Aber Goethe war ein Menſch und — um aus dem Allgemeinen auf ganz beſondere Verhältniſſe überzugehen — wo die Forderungen ſeiner Natur mit jenen vorhin genannten Aeußerlichkeiten in Colliſion geriethen, hat er als ächter innerer Democrat niemals gezweifelt, auf welche Seite er ſich zu ſtellen habe. Goethe bedurfte als er nach Weimar zurückkam, einer Frau neben ſich. Er hatte ſich in ſeinen Gedanken ſo weit abgetrennt von dem äußeren Zwange der Weimariſchen Verhältniſſe, daß es ihm unmöglich geweſen wäre, ſich aus einer der Weimariſchen vornehmen Familien zu verſorgen. Das dortige Daſein erſchien ihm was ſein innerſtes Leben anlangte, als abgethan: Frau von Stein hatte die Blüthe einer Freundſchaft für ſich vorweggenommen. Goethe verlangte jetzt nur Geſundheit, Friſche, Jugend, Hingabe, gepaart mit offenem Verſtande, ſei es übrigens aus welcher Sphäre der Geſellſchaft. Und ſo ſcheut er ſich nicht, als ihm aus niederen Kreiſen ein ſchönes Mädchen begegnet die ihm alles das gewährte, ſie an ſich zu feſſeln.

Das iſt Goethe's Verhältniß zu Chriſtiane, oder, wie Goethe's alte Freundinnen betonten: Mamſell Vulpius. Von Anfang an, den einen Umſtand abgerechnet daß keine kirchliche Trauung ſtattfand, eine Ehe und niemals von Goethe anders angeſehen. Er nahm ſehr bald Chriſtiane ſammt deren Mutter und Schweſter in ſein Haus

und lebte mit ihnen wie mit ſeiner legitimen Familie. Chriſtiane und ihre Kinder waren ſeine Frau und ſeine Kinder Jedem gegenüber der danach fragen mochte.

Auch hat ihm Niemand in Weimar dies eigentlich übel genommen. Die Vorwürfe bezogen ſich auf die Qualität der Frau: von der man behauptete daß ihr Auftreten gemein ſei. D. h. daß ihre Erziehung und Denkungsart ſie niemals ſo weit erhoben hätten, um den Anſprüchen zu genügen, welche die beſſere Geſellſchaft an diejenigen machen muß, die als ihre Mitglieder gelten wollen.

Es iſt die Frage, wie wir uns zu dieſer Perſönlichkeit ſtellen ſollen, die von jetzt an auf faſt dreißig Jahre ein Anhängſel Goethe's iſt und bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt hat?

Man ignorirt oft Menſchen, die nun einmal vorhanden ſind von denen man aber wünſchte ſie wären es lieber nicht. Man begräbt ſie in Gedanken und ſcheint ſie nicht mehr zu ſehen. Aber ein Weſen, das Goethe ſo nahe ſtand und auf ſeine Werke eingewirkt hat, zwingt uns, uns eine Anſicht über ſie zu bilden. Es würde ſich da wahrhaftig nicht geziemen, ein paar Hände voll dicht vor uns wachſender Vorwürfe zuſammenzuraffen, dieſe als vollgültig und genügend anzunehmen und danach abzuurtheilen. Eine Art von Köchin ſoll Chriſtiane geweſen ſein, die ſich ſpäterer Zeit aufs Trinken legte, und von der Goethe bis zuletzt reichlich Verlegenheiten bereitet worden ſind. Warum denn aber, ſtatt das zu wiederholen was in der weimarer Geſellſchaft die herrſchende Anſicht war, ſich nicht lieber an das halten, was Goethe in Chriſtiane ſah und an ihr hatte: ein Mädchen das er leidenſchaftlich liebte, wie er Herder mit klaren Worten geſtand; das bei ſeinen Unterſuchungen über die Pflanzenmetamorphoſe ſeine Zuhörerin und Vertraute war; die Mutter ſeines Sohnes, an dem ſein ganzes Herz hing; die Frau, die ſein Hausweſen leitete, die er nicht entbehren konnte, und deren Tod ihn zur Verzweiflung brachte!

Niemals iſt gegen das Leben das dieſes Mädchen führte ehe es Goethe angehörte, etwas geſagt worden. Goethe ſelber nennt

ſie gegen Frau von Stein „ein armes Geſchöpf“, hat ſie das aber nie entgelten laſſen. Er ſchrieb an ſie, wenn ſie ſich trennen mußten, Briefe, welche von Chriſtiane als ihr höchſter Schatz aufbewahrt wurden. Die von der innigſten Anhänglichkeit zeugen und wie Briefe lauten die ein zärtlicher Mann ſeiner Frau ſchreibt. Goethe's Mutter nennt Chriſtiane in ihren Briefen von Anfang an ihre „liebe Tochter“ und wußte gut mit ihr auszukommen als Goethe ſie nach Frankfurt brachte. Und als er ſie nach der Mutter Tode wieder dahin ſandte, um ſeine Anſprüche an die Erbſchaft zu vertreten, benahm ſie ſich ſo generös, daß die Verwandten ſich nicht beklagen konnten. Wir haben einen kürzlich gedruckten, aus dieſen Verhältniſſen ſtammenden Brief, welcher Goethe's Frau volle Gerechtigkeit zu Theil werden läßt und dem wir entnehmen, wie Chriſtiane über die Art dachte, in der die Welt ſie behandelte. Der Ausdruck „gemein“ ergiebt danach ſchließlich, daß Chriſtiane überall mit unverfrorener Derbheit auftrat, niemals aber Eigennutz zeigte oder eine Erwiderung der mißgünſtigen Kritik hervortreten ließ, die ſie erfahren mußte, was im hiſtoriſchen Sinne doch als das eigentliche Zeichen der Gemeinheit gilt. Sobald der geſellſchaftliche äußere Gegenſatz aufhörte, exiſtirte ihre Gemeinheit nicht mehr, auch iſt es undenkbar, daß Goethe Jemand neben ſich dulden konnte, deſſen Charakter in ſeinen Grundzügen nicht Probe hielt. Als nach der Schlacht von Jena die Franzoſen Weimar plünderten, hatte Chriſtiane den Muth, durch die Marodeure hindurch zu den franzöſiſchen Offizieren zu dringen und eine Sauvegarde für Goethe zu erwirken. Ueberall wo wir dieſe Frau handeln ſehen, handelt ſie muthig, energiſch und mit Umſicht. Es iſt bekannt, daß Goethe ſich nach der Schlacht von Jena mit ihr trauen ließ.

Das ſchönſte Denkmal hatte Goethe ſeiner Frau und Rom zugleich in den Römiſchen Elegien geſetzt, deren Hauptträgerin in ſeiner Phantaſie ſicherlich ihrem Anblicke entſprach.

Goethe's Seele war voll von römiſchen Bildern als er in Weimar Chriſtiane begegnete. Ihr Weſen mag etwas Römiſches damals

für ihn gehabt haben. Daß ſie in Wuchs und Geſtalt das Feſte, Unterſetzte hatte, was die römiſchen Frauen auszeichnet, ſieht man aus dem erhaltenen Portrait. Die Römerinnen haben einen ſtolzen Wuchs, als ſtammten ſie alle von den alten Imperatoren ab, und gehen kühn aufs Leben los: Goethe hat in ſeinen Elegien Chriſtiane zu einer ſo ächten Römerin gemacht, wie je eine im Carneval auf Piazza Navona erſchienen iſt.

Goethe hatte als er aus Frankfurt nach Weimar ging den ungezwungenen Ton der thüringer beſten Geſellſchaft als eine Befreiung kennen gelernt: Frau von Stein repräſentirte den Inbegriff dieſes neuen Daſeins. Er traf aber, nach Rom gelangt, dort etwas an was noch höher ſtand als Deutſche feine Geſellſchaft: völlige Freiheit, nur im Schach gehalten durch das gewaltige hiſtoriſche Gewicht, mit dem Rom auf Jedem laſtete, den ſeine Mauern einſchließen. Er ging in Rom abſichtlich der vornehmen Geſellſchaft aus dem Wege, die er ja, wie er ſagte „zu Hauſe gehabt habe". Gegenüber der Vergangenheit die uns in Rom umgiebt, verſchwinden alle Unterſchiede des Ranges. Man begreift in Rom erſt, wie dort geiſtlicher und weltlicher Adel ſich ſo hoch aus den unterſten Ständen erheben konnte. Ueberall ſonſt wo das geſchieht, bleibt etwas zurück: in Rom bleibt gar kein Reſt. Goethe hatte dort gelernt, daß es der höchſte Begriff der Freiheit ſei, einem Mädchen aus jedem beliebigen Stande eine Stellung neben ſich zu geben, und er machte nach Weimar zurückgekehrt von dieſer Freiheit Gebrauch. Wer einmal in Rom war, zählt ſich, auch heute noch, heimlich weiter in den Liſten der Stadtbewohner. Wer Rom verläßt, wie Wilhelm Müller in ſeinen römiſchen Briefen ſchreibt, ſagt a riverderci und niemals addio. In hohem Alter mit dem Kanzler von Müller vor dem großen Plane von Rom ſtehend, der bei ihm hing, tupfte Goethe mit dem Finger auf Ponte molle und ſagte, er wolle nur geſtehen, ſeit er jenes letzte Mal darüber gefahren ſei, habe er keinen ganz glücklichen Tag mehr gehabt. Goethe hat niemals aufgehört die erfriſchende Idee zu nähren, einmal wieder

und dann für immer nach Rom zurückzukehren. Als er Chriſtiane in ſein Haus nahm war ihm zu Muthe als ſei es noch immer Rom, in dem er lebte, er ſchloß ſich in ſeinem Hauſe mit ihr ein, wie er in Rom gethan hätte ohne daß irgend Jemand eingefallen wäre, ihm über den Gartenzaun zu ſpähen. Goethe, umſchwebt in ſeinen Gedanken von der römiſchen Freiheit, glaubte in Weimar die Welt entbehren zu können wie in Italien; war jedenfalls entſchloſſen, ſie ſich vom Leibe zu halten wie er dort gethan. Er wagte in der Stille ſich in Weimar eine Fortſetzung des gewohnten freien Daſeins zu ſchaffen, und wenn es auch nicht ohne allen Schaden dabei für ihn abging, ſo muß man ihm doch zugeſtehen, daß er ſeinen Willen hatte.

Goethe ſagt in ſeinen Elegien, wie die Triumvirn der Liebe: Catull, Tibull und Properz ihn begeiſterten. Er vergißt an dieſer Stelle des armen Johannes Secundus, dem er vielleicht nicht weniger verdankte. Nichts Modernes iſt jemals gedichtet worden, das ſo antik iſt als Goethe's Elegien. Er verräth einmal im halben Scherze von ſich: es ſei ihm als wäre ſeine Seele ſchon einmal in den Zeiten Hadrians in einem Römer lebend geweſen. Man meint, einer der drei römiſchen Dichter habe auf dem Wege der Seelenwanderung ſich nun in Weimar wiedergefunden, habe ſeine Leier aufs Neue geſtimmt, ſich, wenn auch Alles ſonſt verändert war, an der Luſt des neueſten Tages wieder berauſcht und den altgewohnten Wein neu an die Lippen geführt, der 2000 Jahre lang ſeitdem doch alle Jahre neu gekeltert worden war. Und der uralte Geiſt des ächten Genuſſes am Daſein ſei wieder mit ihm aus Gräbern heraufgekommen.

Goethe hat Chriſtiane zu einem römiſchen Mädchen gemacht das auf einer Vigna Wein ſchenkt: ſich ſelbſt als Zugabe dem, der unter den Gäſten ihr am liebſten iſt. Mit allem was das italiäniſche Leben in ſeiner Erinnerung ſchmückte, hat Goethe dies Mädchen umgeben und ihr und ſein anfängliches Geheimniß zu einer der ſchönſten Idyllen gemacht. Wie er ihr zuerſt begegnete,

unerkannt im Dunkeln, wie ſie heimlich zu ihm kam, wie ſie ſich verſtanden ohne daß die Welt es ahnte: all dieſe Weimariſchen Erlebniſſe ſind ins römiſche Leben übertragen worden. Mit dem Dufte Italiens umhüllte er die Geſtalt. Die Römiſchen Elegien ſind die erſte Frucht, die die italiäniſche Sonne nachträglich noch in ſeiner Seele auf Deutſchem Boden gereift hat.

An dieſe in der Tiefe und Dunkelheit wohnende Milchſchweſter der Prinzeſſinnen im Taſſo müſſen wir denken wenn wir Taſſo ganz würdigen wollen. Goethe beherbergte nicht nur die Verwirrungen der Geſellſchaft in ſeiner Phantaſie, die auf der Höhe des Lebens ſich bewegte, ſondern er ſchilderte zur gleichen Zeit und mit gleicher Meiſterſchaft, was in einem Herzen vorging das aus andern Regionen ſich an das ſeinige anſchloß. Wir ſehen Goethe hier ebenſo feurig als er dort zart und andächtig iſt. Die Römiſchen Elegien und Taſſo ſind zuſammen entſtanden und dürfen nicht getrennt von einander betrachtet werden. Sie ergänzen ſich als unzertrennliche Theile derſelben Ernte. Im Taſſo hiſtoriſche Begeiſterung, in den Elegien Genuß der Gegenwart.

Chriſtiane („die kleine Frau") ſtarb 1816. Einige Verſe auf ihren Verluſt, denen man anfühlt wie der Drang, ein gepreßtes Herz zu erleichtern, ſie hervorgerufen hat, zeigen daß ſie ein Theil von ihm war und wie untröſtlich er ihr nachſah. „Der ganze Gewinn meines Lebens iſt ihren Verluſt zu beweinen"; da dies nun ſo offenbar vorliegt, da nichts verräth, daß Goethe in ſeinem geiſtigen Leben durch Chriſtiane vom Rechten abgelenkt oder daß ſeinen Arbeiten durch ſie Abbruch gethan ſei, da er ihre Anweſenheit vielmehr, wie ſeine Briefe an ſie, und wie perſönliche Erinnerung Anderer an ſie bezeugen, als etwas zu ſeinem Wohlſein Unentbehrliches anſah, ſo weiß ich nicht, warum wir darüber nachdenken ſollen, ob ſeine Ehe mit einer andern Frau glücklicher ausgefallen wäre. Von unſerer heutigen Ferne aus betrachtet, gewinnt die Geſtalt einen humoriſtiſchen Schimmer. Daß wir unſeren vornehmſten Dichter, — vornehm hier in jeder Be-

ziehung genommen — als den Ehegatten einer fidelen, ſtrammen Hausfrau, ja ſogar als den Schwager ihres Bruders, jenes Vulpius erblicken, deſſen Phantaſie der berühmte Räuberhauptmann Rinaldo Rinaldini entſprang, ſchadet Goethe's Andenken durchaus nicht. Robinſon, Goethe's alter Verehrer, der, nachdem er anno 1802 in Jena ſtudirt hatte, alle zehn Jahre circa wieder nach Deutſchland kam, erwähnt Chriſtiane bei ſeinem erſten Aufenthalte. „Während meiner gelegentlichen Beſuche ſah ich die Genoſſin an Goethe's Tiſche, die Mutter ſeiner Kinder. Wie allgemein bekannt, wurde ſie nachmals ſeine Frau. Sie hatte ein angenehmes Geſicht und einen herzlichen Geſprächston; ihre Manieren waren ohne Förmlichkeit und ungezwungen. Wunderliches Gerede erging über ihr unterwürfiges Benehmen und die Freiheit ihres Umganges mit ihm als ſie jung war, aber als ich ſie ſah, waren alle jene Excentricitäten längſt vorüber.“ Wie bei allen Engländern von guter Erziehung hat man auch bei Robinſon das Gefühl der reinſten Aufrichtigkeit. Ohne Zweifel wurde Chriſtiane öfter Gelegenheit gegeben, die Weimariſchen Damen merken zu laſſen, wie wenig ſie Luſt habe ſich um ſie zu kümmern. Goethe's Geſtalt, rein menſchlich betrachtet, verliert ſo wenig durch dieſen Hintergrund, als Sokrates etwa durch ſeine Ehe mit Xantippe in unſern Augen einbüßt. Ich kann es nicht für nothwendig halten, daß wir in Goethe's Gemahlin eine jener Naturen zu verehren hätten, wie Taſſo's Leonoren etwa ſind.

Von Chriſtianen ſind mannigfache Portraits nun noch zum Vorſchein gekommen, darunter die beinahe lebensgroße Zeichnung von Meyer, die die junge Frau mit ihrem erſten Kinde zeigt. Sie hat volle herabhängende Locken um das Antlitz. So haben wir ſie zu der Zeit alſo zu denken, als Goethe die Metamorphoſe der Pflanze für ſie dichtete.

— — —

Achtzehnte Vorlesung.

Rom. — Sicilien. — Neapel. — Philipp Hackert. — Zweiter römischer Aufenthalt. — Rückkehr nach Weimar. — Schiller.

Ich recapitulire: Goethe ging im Herbst 1786 nach Italien und kam im Sommer 1788 wieder. Er war Anfang November 1786 in Rom eingetroffen, im März 1787 nach Neapel, im April von da nach Sicilien gegangen und im Mai nach Neapel zurückgekehrt. Im Juni ist er wieder in Rom und verläßt es jetzt erst nach beinahe einjährigem Aufenthalte, um im Fluge 1788 nach Weimar zurückzugehen.

Die Briefe aus Sicilien sind wohl das Vollkommenste in der Italiänischen Reise. Der Leser ist hier am neugierigsten und bringt zugleich am wenigsten eigne Kritik mit. Dieser Ausflug hebt sich vom Uebrigen als Episode ab. Goethe selber tritt fast ganz zurück: man hat nur die herrlichen Wege vor sich die er zurücklegte und die Stätten die er besuchte. Hier auch bot sich Goethe seltener die Gelegenheit seine eignen Gedanken einzumischen: niemals hat er so unter der Herrschaft der äußeren Dinge gestanden. Er ist nur der Morgens ausreitende, Abends erschöpft einschlafende und in der Zwischenzeit scharf beobachtende Reisende, dessen Gedanken nach Hause kaum zu Worte kommen.

Neapel wiederum regt Goethe zu glänzenden Beschreibungen an. Ich zweifle ob die Darstellung einer Fahrt auf den Vesuv, von irgend Jemand in irgend welcher Sprache, an die in Goethe's Briefen gegebene heranreicht. Neapel selbst aber ist dann nur

wieder als Hintergrund ſeiner bedeutenden Perſönlichkeit ſichtbar. Goethe lernt in Neapel den bei König und Königin wohlgelittenen, im königlichen Schloſſe wohnenden Maler Hackert kennen, deſſen Lebensgeſchichte er in der Folge als Gegenſtück zu der Winckelmanns gegeben hat. Die heute verlaſſenen oder zu Gehäuſen von Sammlungen oder öffentlichen Anſtalten gewordenen, alt erſcheinenden Schlöſſer von Capo di Monte und Caſerta waren damals eben im Entſtehen, Hackert einer der guten Genien die da walteten, und Goethe ihm bald eng befreundet.

Goethe lobt Hackerts Landſchaften, nicht überſchwänglich, aber er lobt ſie als etwas das in hohem Grade Beachtung verdiene. Man iſt heute gewöhnt, mit Achſelzucken darauf herabzuſehen. Die Wenigſten freilich die ſo urtheilen, haben vielleicht Landſchaften von Hackert vor ſich gehabt, und wenn es der Fall war, höchſtens verblaßte Waſſerfarbenmalereien. Eine ſolche Landſchaft, eine Anſicht von Rom obendrein, ſehen wir auf dem Berliner Kupferſtichcabinet im Rahmen hängen. Die Guachefarben haben den milchig ins Grünſpanige ſchleichenden Ton angenommen, in den hinein ſolche Producte zu verwittern pflegen. Ich ſelbſt habe lange unter dem Eindruck dieſer Leiſtung geſtanden, bis ich an andren Stellen Arbeiten Hackerts in größerer Anzahl fand, die mir eine bei weitem vortheilhaftere Meinung beibrachten. Eine Zartheit der Behandlung, ein wahrhaftiger Blick für die Natur, eine Abweſenheit falſcher Effectſucherei begegnete mir da, gepaart mit einem Sinne für die landſchaftliche Linie, die Goethe's Vorliebe für den Meiſter nun begreiflich werden ließen. Wir ſind heute ſoſehr bei Landſchaften an die der Natur roh abgeriſſenen Farbeneffecte gewöhnt, daß uns eine gezeichnete, nur auf die Linie baſirte Nachbildung eines weiten Landes kaum mehr Eindruck macht. Hier liegt Hackerts Stärke und hier das was damals überhaupt verlangt wurde.

Goethe's Italiäniſche Reiſe enthält ſoviel landſchaftliche Schilderungen: es muß mit einigen Worten über den Inhalt dieſes Begriffes geſprochen werden.

Die Darſtellung der kahlen, menſchenleeren Natur, deſſen was ein paar Augen von einem gelegenen Punkte aus umfangen, iſt als Gegenſtand eines abgeſchloſſenen Kunſtwerkes ein ganz modernes Product. Die Alten kannten die Landſchaft nur als Hintergrund menſchlicher Handlungen: der Begriff der Einſamkeit an ſich fehlte ihnen. Die Alten vermochten ſelbſt das Unbelebte nur in menſchlicher Perſonification zu denken, ſie drückten die Dunkelheit aus indem ſie die Figur der Nacht zu den übrigen Geſtalten einer Compoſition hinzufügten, ſie hätten Einſamkeit nur darſtellen können indem ſie die göttlichen Bewohnerinnen von Quellen und Bäumen in den Vordergrund brachten.

Die moderne Landſchaft im heutigen Sinne iſt ſelbſt der Renaiſſance unbekannt und eine Ausgeburt des ſiebzehnten Jahrhunderts. Die herrlichen Darſtellungen von Land und Meer welche Tizian und Giorgione geliefert haben, ermangeln nie menſchlicher Staffage, um zu zeigen, wer über all dieſer Schönheit als Herr walte und ohne wen all dieſe Landſchaft unnöthig ſei. Im 17. Jahrhundert erſt erwachte bei den Menſchen, die ſich politiſch und religiös in unauflösbar ſcheinende Feſſeln geſchlagen ſahen, die Sehnſucht nach einem Terrain wo dieſe furchtbaren Mächte ohnmächtig wären, und es bot ſich ihnen nur die Einöde wo überhaupt Menſchen niemals gewohnt hatten. Es begann damals der Cultus der Natur als einer unperſönlichen, Alles heilenden Gottheit, die Sehnſucht nach der unergründlichen Ferne, das Suchen nach unbetretenen Inſeln, wo der Menſch, vom reinen Triebe ſeines Herzens allein geleitet, ſich mit wenigen ſeines Gleichen zu einem Daſein verbündete, deſſen Geſetze von der Natur gegeben waren. Man begann die Landſchaft als ein Portrait dieſer Natur zu betrachten. Das Wachsthumsgeſetz der Bäume, das Verwitterungsgeſetz der Felſen, die Wellen des Meeres, wie des ſich hinziehenden Bodens, ſollten in Linien ausgedrückt den Geiſt der mütterlichen Erde uns näher bringen. In dieſem Sinne ſind die Landſchaften des vorigen Jahrhunderts aufzufaſſen. Goethe hatte

einen jungen Künſtler mit nach Sicilien genommen, der mit ſeinem harten Blei die Umriſſe der Gebirge und die Linien des Meeres an den Küſten für ihn aufriß. Das gleiche Ziel ſehen wir Hackert in ſeinen Malereien und Zeichnungen verfolgen. Als ſei er der Beſitzer des Landes ſelber, der, mit geübtem Blicke für das was ſein Eigenthum iſt, nichts über- und nichts unterſchätzt, läßt er die geringſten Wellenlinien der weiten Fernſichten, die er am liebſten darſtellt, ſich heben und ſich ſenken. Mit liebevollem Eingehen zeichnet er Bäume und Büſche und geht dem Laufe der Flüſſe nach. Je weniger einem Werke an ſich effectvolle Färbung innewohnt, deſto ſtärker wirkt es auf die Phantaſie des Betrachtenden und ich zweifle nicht, es wird die Zeit kommen, wo der Cours dieſer heute langweilig und blaß erſcheinenden Zeichnungen wieder ſteigen und den ihm gebührenden Stand einnehmen wird.

Goethe hat, wie das ſeine Art war, in Philipp Hackerts Biographie alles irgend die beſondere Exiſtenz dieſes Künſtlers Erklärende hineingezogen. Er hat nicht nur ihm, ſondern auch Hackerts Gönner, dem Könige Ferdinand von Neapel, deſſen dümmlich wohlwollende Liebenswürdigkeit er vortrefflich ſchildert, ſowie der Königin Caroline, der Tochter Maria Thereſia's, deren Geradheit und Gutmüthigkeit er ins ſchönſte Licht ſtellt, ein hiſtoriſches Denkmal geſetzt, das um ſo wichtiger iſt, als er den Zuſtand des Königreichs beider Sicilien vor den auch dort ausbrechenden Nebenſtürmen der franzöſiſchen Revolution und vor der Herrſchaft Murats ſchildert, auf die dann die lange Reihe jämmerlicher Jahre der Tyrannei folgten, die heute endlich zu dem reinen Nichts erſtarrt ſind. Denn auch Neapel iſt heute eine Stadt wie alle andern: ein in eleganter Umwandlung begriffener Zielpunkt für Schaaren neugieriger Reiſender, welche die Hôtels bevölkern.

Das Hauptgewicht des italiäniſchen Lebens jedoch fällt bei Goethe auf den zweiten Aufenthalt in Rom. Jetzt, zum erſten Male in ſeinem Leben, ſetzt er ſich an einer Stelle freiwillig feſt, mit dem Gedanken, als ſei es für immer da ſitzen zu bleiben.

Weder, wie einſt von Frankfurt, ging er ins Exil dahin, noch, wie einſt nach Weimar, lockte ihn ein Fürſt dahin: Goethe läßt ſich in Rom nieder weil die Stadt ihn feſthält. Er fühlt ſich zu Hauſe. Er nimmt ſich eine bequeme Wohnung, er verliert all die frühere Haſt, als müſſe er ſich ſammeln, das Gefühl, als müſſe er vorwärts: er lebt ruhig, bequem und ohne Gedanken an den nächſten Tag. Hier auch wird Goethe in der Schilderung ſeines italiäniſchen Lebens wieder ganz die Hauptperſon und Rom nimmt neben oder hinter ihm den gebührenden Platz der bloßen Landſchaft ein. Goethe's römiſches Daſein von 1787 und 1788 iſt in ſeinen Briefen mit einer Anſchaulichkeit geſchildert, die über das in Dichtung und Wahrheit Geleiſtete hinausgeht. Die behagliche briefliche Form geſtattete einen größeren Realismus: er will keine hiſtoriſchen Gemälde liefern, ſondern ſcheint ſeine Skizzenmappe zum Durchblättern vor uns zu legen. Goethe hat Augen für Alles und dazu die Gabe, es ſich an jeder Stelle wohl ſein zu laſſen. Er reiſt wie ein Fürſt der neue Provinzen beſucht und überall wohin er kommt ſich als Herr fühlen darf.

Das Haus das er in Rom bewohnte, iſt heute vom Municipio mit einer Marmortafel bezeichnet: Hier wohnte Goethe ꝛc. Gnoli hat das Verdienſt, dies angeregt und überhaupt das Haus wiedergefunden zu haben, von dem nur im Allgemeinen bekannt war, daß es am Corſo, dem Palazzo Rondanini gegenüber liege.

Goethe erzählt, er habe aus ſeinen Fenſtern in ein Gärtchen geſehen, wo Citronenbäume in Kübeln ſtanden, die ein alter Weltgeiſtlicher pflegte. Der Name dieſes alten Herrn ſowie der der Familie bei der er wohnte, iſt feſtgeſtellt worden. Das Haus iſt heute getheilt und nicht mehr wie früher eingerichtet. Ein Stückchen dieſes Daſeins ſehen wir auf einer Aquarelle Tiſchbeins, der damals zu dem Goetheſchen Freundeskreiſe in Rom gehörte. Er hat Goethe von hinten gezeichnet wie er in Hemdsärmeln am Fenſter ſteht und hinausſieht.

Als anderes Andenken an Goethe's römiſchen Aufenthalt ſteht in Villa Malta eine Palme, die dorthin verſetzt wurde, während

auch der botaniſche Garten zu Padua, wie mir Herr Paul Hertz erzählt, ſeine palma di Goethe noch beſitzt, dieſelbe, deren Betrachtung Goethe in ſo hohem Maaße anzog und von der er ſich eine Anzahl Blüthentheile abſchneiden ließ, die er in ſpäteren Zeiten noch „wie Fetiſche“ verehrte. Schließlich rühmt eine Schenke im Marcellustheater ſich, laut Inſchrift, von Goethe beſucht worden zu ſein. Ohne Zweifel eines beſſeren Weines wegen als mir dort vorgeſetzt wurde. Der Letzte der von Goethe aus eigner Erfahrung in Rom erzählte, war der alte Landſchaftsmaler Koch, den mancher heute Lebende noch gekannt hat.

Iſt Rom auch nicht mehr das Rom das es vor hundert Jahren war, ſo hat das römiſche Leben genug Merkmale behalten, die auch uns noch ein Gefühl der ehemaligen Exiſtenz geben. Immer noch beſchränkt ſich die Moderniſirung auf gewiſſe Partien der Stadt und im eigentlichen Rom herrſcht die alte italiäniſche Wirthſchaft in höherem Maaße als ſie es in Neapel oder Florenz thut. Die dem päbſtlichen Regimente in der Stille bewahrte Anhänglichkeit vieler Familien, zumal des hohen Adels wirkt conſervirend auf das äußere Anſehen der Stadt. Es wird im innerſten Rom wenig neu gebaut oder umgebaut. Wenn man die ſpaniſche Treppe hinabſteigt, ſo ſieht man auf den Platz unten wie er vor hundert und zweihundert Jahren dalag, die Läden der Kaufleute abgerechnet, und in Villa Ludoviſi oder Doria Pamfili hat ſich wenig verändert. Die Paläſte bilden noch immer die großen Buchſtaben des alten ſtereotypen Häuſersgewirres und das Spelunkenhafte der Erdgeſchoſſe tritt Einem überall noch ſo ſeltſam entgegen wie vor Zeiten. Immer noch geht man in die alten Kneipen wenn man guten Wein trinken will und jemehr man ſich dem Vatican nähert, umſomehr verſchwindet der moderne Anſchein: in Traſtevere gar fühlt man ſich als im vorigen oder vorvorigen Jahrhundert. Dieſe dunkeln Paläſte, mit ihren Schickſalen ſind wie zu lebendigen Geſchöpfen geworden, ſehen uns mit ihren leeren Fenſtern an, als ſei das heutige Leben nur eine machtloſe Maskerade, die fortgekehrt werden könne.

Ich bin niemals am Palazzo Farneſe, den San Gallo begann und Michelangelo beendete, vorbeigegangen ohne dies Gefühl zu haben. Der Bau ſteht mit ariſtokratiſcher Sicherheit da als ſpottete er der Jahrhunderte und wäre in unſichtbaren Lettern an ihm zu leſen: „In hundert und aberhundert Jahren werde ich daſtehen wie heute und auf ſterbliche Menſchen herabſehen, deren Leben eine kurze Spanne Zeit währt, wie deines“. Jemehr man all dieſe Gaſſen und Höfe kennen lernt, dieſe Ueberreſte ſo vieler Jahrhunderte die zu einer gemeinſchaftlichen Maſſe verwittert nebeneinander ſtehen, umſomehr wächſt das ſeltſam hiſtoriſche, gleichſam zeitloſe Gefühl, mit dem man darin herumgeht, als gebe es überhaupt nichts wichtigeres auf der Welt, als dieſe ehemalige Pracht und Herrlichkeit zu betrachten und über vergangene Größe zu philoſophiren.

Und da dieſer Stoff ſo gewaltig und ſo unendlich iſt, ſo kann ein Menſchenleben ſich unverſehens abſpinnen nur im tagtäglichen Umhergehen unter den ewigen Trümmern und im Verkehr mit der immer neu zuſtrömenden Menge der Menſchen, die mit mehr oder weniger feſten Abſichten nach Rom kommen und die früher oder ſpäter, einmal aber ſicherlich, der Ernſt der Schickſale faßt die hier ihren Umſchwung gefunden haben. —

So geſchrieben 1876.

Hätte ich dieſe Vorleſungen heute, 1898, zu halten, ſo würde noch anders zu faſſen ſein, was über die Umgeſtaltung Roms darin geſagt iſt.

Man weiß, wie die Stadt, welche, nachdem ſie Hauptſtadt des Königreichs Italien geworden war, Anfangs eine Reihe von Jahren ſtill dalag, dann aber ſich in modernen Bauten auszudehnen begonnen hat.

Das Rom, welches Goethe ſah und das in dieſer Geſtalt hundert Jahre nach ihm noch dauerte, deſſen letzten Schein ich ſelbſt noch ſah, iſt als Geſammtanblick neueſter Zeit nun völlig verſchwunden. Die Kirchen und Paläſte, in Goethe's Tagen trotz Schmutz und

Ruinenhaftigkeit die ehrfurchtgebietenden Centren ihrer Stadtviertel, liegen heute wie seltsame, unverständliche, graue Ueberbleibsel einer gleichgültigen Vergangenheit innerhalb des eleganten, eben so gleichgültigen, neuen Roms, das bei dem allseitigen Zuwachs seiner von Speculanten aufgeführten Constructionen mit den übrigen großen Menschenwohnplätzen, die unsre heutige Erde trägt, äußerlich und innerlich bald übereinstimmen wird: der älteren Generation ein bedauerlicher Anblick, der jüngeren eine mit der allgemeinen Entwicklung der Welt im Einklange stehende, weiter nicht auffallende Erscheinung.

Späteren Geschichtsschreibern erst wird möglich sein, das was hier sich vollzieht, richtig zu beschreiben. Einstweilen besteht noch das Bedürfniß, Vieles in dieser Entwicklung des neuesten Tages nicht zu sehen oder nicht sehen zu mögen.

Schon einmal hat Goethe zwischen der Welt zweier Jahrhunderte vermittelnd gestanden: die Zeiten vor und nach der französischen Revolution spiegelten sich in seiner, der ihn umgebenden Gegenwart voranschreitenden Persönlichkeit. Noch viel großartiger aber wird Goethe einst dastehen, wenn er unserem zwanzigsten Jahrhundert das neunzehnte erklären und der dann abermals neuen Epoche die vergangene deuten wird. Soweit diese Zwischenbemerkung. —

Nicht nur für Goethe paßte der Ausdruck: zweites akademisches Freiheitsleben, mit dem er bezeichnete was er in Rom erlebte und genoß. Jeder der in Rom länger leben, die Ueberbleibsel der Vergangenheit dort studiren und die Gegenwart zugleich genießen konnte, wird für sich selbst den Goethe'schen Ausdruck in gewissem Sinne als den zutreffenden empfinden.

Niemals hatte Goethe so ganz sich selbst gehört. Er durfte sich daran gewöhnen, als sei es der natürliche Zustand, zu leben, wie es ihm gerade einfiel. Gleich nach seiner Rückkunft von Neapel spricht er ich darüber aus. „Auch neue Gedanken, schreibt er, und Einfälle hab' ich genug, sich finde meine erste Jugend bis auf Kleinig-

keiten wieder, indem ich mir ſelbſt überlaſſen bin, und dann trägt mich die Würde und Höhe der Gegenſtände wieder ſo hoch und weit als meine letzte Exiſtenz nur reicht. Mein Auge bildet ſich unglaublich und meine Hand ſoll nicht zurückbleiben. Es iſt nur Ein Rom auf der Welt und ich befinde mich hier wie der Fiſch im Waſſer und ſchwimme oben wie eine Stückkugel in Queckſilber, die in jedem andern Fluidum untergeht." Das war die Freiheit die Winckelmann nicht wieder entbehren wollte und um derentwillen er die Anerbietungen aus Deutſchland zurückwies. Man lieſt von dem Entzücken der Franzoſen, die nach langer Abweſenheit ſich endlich wieder auf dem geliebten Straßenpflaſter von Paris bewegen, was aber iſt das gegen das Gefühl mit dem man Rom genießt. Der ungeheure hiſtoriſche Druck macht den Einzelnen da beſcheiden. Wie man im Zimmer wo ein Todter liegt, der ja nichts mehr hört, leiſe redet, ſo dämpfen ſich die Gedanken in Rom weil das Vergangene zu mächtig und nahe an uns herantritt. Und doch gewahrt man nirgends ſo wie in Rom wieder die Unvergänglichkeit menſchlicher Größe, denn Raphael oder Michelangelo ſcheinen noch zu leben, es iſt als ſäßen ſie irgendwo in der Stille und die Welt ſei ihnen nur nicht gut genug um hervorzukommen. Nirgends glaubt man die Fußtritte der großen Menſchen ſelber noch zu ſehen wie in Rom, und nirgends fühlt man ſich ſo unausgeſetzt aufgefordert ſich mit ihnen zu beſchäftigen. In Neapel oder Florenz übertäubt das Geräuſch des Tages ſolche Gedanken. Man muß ſich abſondern wenn man ihnen nachhängen wollte. In Piſa oder Siena dagegen, wo Alles alt iſt, fühlt man ſich belaſtet und ſagt ſich gleich, daß man nur auf wenige Tage da ſitzen werde. In Rom aber athmet man dieſen Athem der Vergangenheit leicht ein, er weckt kein bedrängendes Gefühl der Trauer, es iſt als wüchſen einem, wie den Apoſteln aus dem Sarkophage der Maria, aus den Gräbern Roſen und friſches Grün entgegen und man gewöhnt ſich daran, wie Goethe ſagt, „mit Geiſtern zu reden".

Und nun aber! — mitten in dieſem ſchwebenden Daſein er-

wacht und regt ſich ſtärker als Alles was ihn in Rom feſſeln könnte, das Heimweh: nach Hauſe! Weimar, das er wie einen bedrückenden Traum abgeſchüttelt zu haben glaubte, fängt an ſich ſeinen Blicken anders zu zeigen als früher. Alles was er kannte und liebte war dennoch dort. Dieſes egoiſtiſche Leben, ſchrieb er dem Herzoge, mache den Menſchen kalt und frech. Die Heimath trat Goethe in neuer Geſtalt entgegen. Weimar war eine Zeitlang wie untergegangen: plötzlich taucht es empor. Was ihm dort alt und zuviel geweſen war, bekommt wieder friſchen Glanz vor ſeinen Augen. Seine Freunde, die er, einzeln und einſam jeden daſitzend, verlaſſen hatte, vereinigen ſich wie zu einem Kreiſe der ihn erwartet. Er empfindet daß was er in Weimar wiederfände, ſein Häuschen und ſein Garten, doch ſein Neſt war von dem er ausgeflogen war. Wie Dante ſagt il disiato nido, zu dem die Tauben endlich doch zurückkehren. Zurückgelaſſen hatte er da den Herzog, Frau von Stein, Herder, Knebel und ſo viele Andere minorum gentium, die ihm theuer waren weil er ſie kannte.

Dieſes Weimar zeigt ſich ſeinen Blicken wieder.

Es giebt nur eines, was die Menſchen wirklich verbindet: zu wiſſen von einander, ſich gekannt zu haben. Ein alter Spitzbube der von meiner ſeligen Mutter noch weiß, iſt mir lieber als viele ehrliche Leute die ſie nicht kannten. Goethe erinnert ſich an ſo manches Schickſal das ihm zu Hauſe am Herzen lag. Der Gedanke packt ihn, daß er Alles was er erlebe, doch nicht für ſich, ſondern nur für ſeine Weimaraner Freunde erlebe. Für ſie ſammelt er ein, lernt er. Er kann überhaupt nichts für ſich genießen, nichts in Italien ohne die unſichtbare Gemeinde in der Ferne zum Mitgenuſſe einzuladen. Eines Tages überwältigt ihn das Gefühl und der Beſchluß wird gefaßt: wieder fort nach Weimar!

Goethe giebt eine Beſchreibung, wie in ſeiner Bruſt die Trauer um den bevorſtehenden Verluſt Roms und die Sehnſucht nach Hauſe zugleich ſtark und lebendig werden. Daß vom Momente des Entſchluſſes an, abzureiſen, Rom wie hinter ihm liegt, als wäre er

ſchon nicht mehr dort. Er beſchreibt die letzte Nacht, als er im Mondſchein zum Coliſeum wandelte. Er citirt Ovids ergreifende Verſe, in denen dieſer ſeinen Abſchied von Rom beſchreibt als er in die Verbannung ging. In Deutſchland ſpäter ſteigen ihm die Thränen auf wenn er ſie ſich vorſagt: in bald eintretenden Zeiten, wo er Weimar mit Tomi vergleicht. Er beſchreibt, wie er Taſſo als Arbeit für die Reiſe zurechtgelegt. Und nun im Fluge rückwärts!

Den vollen April hatte Goethe noch in Rom genoſſen, vor Ende Juni iſt er ſchon wieder in Weimar. Von Weimar war er beinahe zwei Jahre fort geweſen. Das alſo hatte er wieder erreicht: was nun? So groß war ſeine Sehnſucht dahin geweſen: und Alles was er empfinden mußte als er die erſehnte Schwelle wieder betrat, lautete nur: „wieder untergekrochen im Norden", wieder eingegangen in das alte Gefängniß, wieder fort von Rom! Denn was fand er? Die erſehnten Perſonen. Zuſammen freilich. Mit noch geringerem Zuſammenhange untereinander als früher. Und jede von ihnen zwei Jahre älter geworden! Aber nicht in Rom.

Da ſah er vor allen Dingen Frau von Stein wieder. Als er ihr zuerſt begegnete, zählte er 26 und ſie 35, jetzt er beinahe 40 und ſie beinahe 50. Zwiſchen ihnen lag nichts Trennendes, ihr Briefwechſel war lebhaft geweſen, aber das fühlten Beide doch, daß die „Zehn Jahre" als abgeſchloſſenes Factum der Erinnerung angehörten. Goethe hatte ſich in der Ferne daran gewöhnt, mit ſeinen täglichen Gedanken für ſich allein fertig zu werden. Das Verhältniß zu ſeiner alten Freundin hatte ſeine erſte hiſtoriſch gewordene Periode hinter ſich. Sollte er wieder anfangen, mit ihr all ſeine Ideen zu theilen, mit ihr zu arbeiten? Es wäre, ſelbſt wenn er gewollt hätte, eine Lüge geweſen. Aber er wollte auch nicht.

Den Herzog fand Goethe als vollendet ſelbſtändigen Mann und Fürſten. Carl Auguſt hatte das Alter erreicht, wo es keine unentbehrlichen Menſchen mehr giebt. Auch für ſie Beide war die Vergangenheit abgethan. Es hatte ſo ſein ſollen und es war ſo. Es war vorausgeſehen. Dagegen trat hier etwas ein, das nicht vor-

ausgeſehen war: Carl Auguſt deutete die Vergangenheit inſofern aus, als er Goethe gegenüber eine gewiſſe cordiale Vertraulichkeit zu zeigen fortfuhr, die dieſer nicht erwiedern konnte. Der Herzog hatte dadurch eine Nüance mehr auf ſeiner Palette, die Goethe nicht zu Gebote ſtand, und die Folge war, daß Goethe nur um ſo unverbrüchlicher an der reſpectvollen Form innehielt. Durch nichts läßt er ſich dieſe wieder entwinden. Der Herzog weiß es oft verlockend genug einzurichten, aber Goethe widerſteht. Neu und öde und gleichgültig jedoch mußte ihm dieſes Spiel erſcheinen, das Tag für Tag, Mann gegen Mann von nun an durchzuführen war und das gar keine Zukunft mehr hatte. Denn das Einzige worauf es ankam, war, in jedem einzelnen Falle ſich ſo klug es ging zu benehmen und ſich zu ſagen, daß nichts eine Garantie für die Zukunft geben könne. Wie das der Erfolg, in ganz ſpäten Zeiten zumal, auf das ſchärfſte beſtätigen ſollte.

In dieſen beiden Fällen hatte Goethe verloren; nur Herder gegenüber war Gewinnſt zu verzeichnen.

Herders Charakter war denen die ihm näher ſtanden ein Räthſel. Entweder hatte er blinde Anhänger, oder kopfſchüttelnde Freunde. Es lag etwas Disproportionirtes in ſeinem Weſen. Jacobi ſchreibt 1788: „Leider hat die Natur ſein Ganzes nicht mit günſtiger Hand gemiſcht. Vultu mutabilis albus et ater. Auch zerplatzt ihm Alles und ekelt ihn zum Voraus ſchon an. Schwerlich hat je ein Menſch den andern ſo gedrückt als er.“ Der Ausdruck Zerplatzen war wohl durch Goethe's Vergleich aus früheren Zeiten hervorgerufen, wo er von dem „ewigen Blaſenwerfen“ Herders ſpricht.

Herder aber kannte ſich ſelbſt ſehr wohl. Er wußte, wie unerträglich er Andern und ſich ſelbſt werden konnte. Im Jahre 1769, ehe er nach Deutſchland kam alſo, hatte er über ſich geſchrieben: „Mein Frühling ſchleicht ungenoſſen vorüber. Meine Früchte waren zu früh reif und unzeitig.“ Und noch ungünſtiger urtheilt er über ſich ſelbſt in einem Briefe an ſeine Braut im nächſten

Jahre. Herders Correſpondenz zeigt woran es lag: Herders große Hingebung wurde durch einen noch größeren Egoismus überboten. Er war im Stande, viel für ſeine Freunde zu thun, niemals aber, ſich darüber ſelbſt zu vergeſſen. Und ſo, bei aufrichtiger Freude an dem was Andere thun, quält ihn etwas wie Eiferſucht, nicht ſelber Alles gethan oder gedacht zu haben. Ganz unbefangen und am ſchönſten hat doch nur Goethe über Herder geſprochen und zwar nach Herders Tode, in den Jahresheften von 1803. „Mit der Krankheit, ſagt Goethe, vermehrte ſich ſein mißwollender Widerſpruchsgeiſt und überdüſterte ſeine unſchätzbar einzige Liebensfähigkeit, Liebenswürdigkeit. Man kam nicht zu ihm ohne ſich ſeiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm ohne verletzt zu ſein.“ Ungemeiner Inhalt liegt in dieſen wenigen Worten.

Das Wort Liebensfähigkeit ſcheint beſonders für dieſen Fall erfunden, das Wort Liebenswürdigkeit zeigt das Anziehende, das Herder für die Menſchen hatte, der letzte Gegenſatz aber iſt zugleich das Härteſte was geſagt werden konnte. Will man Herder ganz unbefangen beurtheilen, ſo muß man diejenigen ſeiner Briefe vergleichen in denen er am wenigſten daran denken konnte, irgend welchen äſthetiſchen Effect zu machen. Dies bietet, meiner Anſicht, ſeine frühe Correſpondenz mit dem Buchhändler Hartknoch dar, einem offenbar ſehr rechtlichen, Herder verehrenden Manne. Hier gewinnt man den Eindruck daß Herder launiſch war. Er läßt an dem einfachen, wohlwollenden Geſchäftsmann ſeinen Unmuth aus. Nicht anders hatte er Goethe ſelber behandelt, als dieſer den Götz ſchrieb und mit ſoviel Vertrauen Herders unfehlbares Urtheil erwartete. Hier kann freilich in Betracht kommen, daß Herder wohl erlaubt ſein durfte, einen gewiſſen abſichtlichen Druck auf einen jungen Emporkömmling auszuüben, der ihm ſo ſichtbar über den Kopf zu wachſen Anſtalt machte; aber was Herders Benehmen dennoch auch hier häßlich macht, iſt die ſo klarliegende Abſicht bei Goethe's Argloſigkeit.

Goethe gegenüber war Herder jedoch niemals vielleicht günſtiger

geſtimmt als 1788. Während Goethe mit ſeiner Iphigenie nur einen problematiſchen Erfolg gehabt hatte, waren Herders „Ideen“ ein großer kühner Wurf geweſen, durch welchen Goethe ſelbſt in gewiſſem Sinne wieder zu ſeinem Schüler wurde. Goethe's Urtheile nach hatte Herder nichts Beſſeres producirt als die Ideen. Herder fühlte endlich wieder: er ſei Goethe etwas, und nichts kettet ſo ſehr Menſchen aneinander. Die Wohlthat die ich gebe, nicht die ich empfange, verpflichtet mich.

Goethe bedurfte in Rom neuer hiſtoriſcher Allgemeinbegriffe. Herder öffnete ihm zum zweiten Male jetzt die Augen wie er in Straßburg zum erſten Male gethan. Herder war Schuld, daß Goethe nach Rom Weimar nicht ganz unerträglich fand und ſein Vorſatz, nach Italien zurückzukehren, unausgeführt blieb. —

Allein alles dies wird zur Nebenſache neben den Dingen, von denen nun die Rede ſein wird. Goethe fand als er jetzt wiederkam nicht nur das Alte älter geworden in Deutſchland, ſondern zugleich etwas Neues trat ihm entgegen.

In Italien zuerſt kam ſeine ungemeine Verachtung des Deutſchen Publikums zum Ausbruch, die er ſeitdem niemals wieder verloren hat. Die kühle Aufnahme der Iphigenie war ihm ein Symbol geworden, daß er „vergeſſen“ ſei und er erwiderte dieſes Vergeſſen im vollſten Maaße. Das eigentliche Warum dieſes Vergeſſens ging ihm nun aber erſt auf als er ſelbſt wieder mit Augen ſah was geſchehen war. Eine neue Generation Schriftſteller war bei uns emporgekommen. Goethe hatte völlig aufgehört zu den Jüngeren zu gehören, auf denen die erwartungsvollen Blicke der Leute ruhten.

Es war im Jahre 1788. In Frankreich fing der Puls des Volkes bereits an zu fiebern. Auch in Deutſchland war man weniger als je gewillt, ſich in literariſchen Dingen dem ruhigen Genuß der reinen „hiſtoriſch geläuterten Schönheit“ hinzugeben. An der Form hat den Leuten nie gelegen. Der Stoff ſollte überraſchen, begeiſtern, berauſchen. Und es hatten ſich junge Schrift-

ſteller gefunden, welche dieſe Anſprüche erfüllten. Einer darunter der bedeutendſte: ſo groß, daß wir alle übrigen auf ſich beruhen laſſen. Und dieſer Schriftſteller in Weimar ſelber zu Hauſe als Goethe dahin zurückkehrte.

Schiller.

Wenn irgend Jemand Goethe erwartet hatte, ſo war es Schiller. Wenn irgend Jemand Goethe's ganzes Gewicht fühlte, ſo war es Schiller. Und wenn irgend eine Zeit in Goethe's Leben die ungeeignetſte war, ihn einem Manne wie Schiller begegnen zu laſſen, ſo waren es die Tage dieſer Rückkehr aus Italien. Und ſo werden wir ſehen, welche Folgen ihr Zuſammentreffen, als es endlich nicht mehr zu umgehen war, gehabt hat.

Ich will hier ſo wenig eine Lebensgeſchichte Schillers geben, als es bei Goethe ſelber meine Abſicht iſt. Ich wiederhole zu allem Ueberfluſſe: Schiller, geboren 1759, war zehn Jahre jünger als Goethe. Er war ein Schwabe, ein Süddeutſcher, während Goethe, da bekanntlich Sachſenhauſen als ſüdlich vom Maine gelegen zu Süddeutſchland gerechnet wird, ihm gegenüber als Norddeutſcher gelten konnte. Sein Vater ein kleiner Beamter. Schiller ſelbſt nennt ſeine Jugend eine trübe, freudloſe. Um den Inhalt dieſer Jugend brauchen wir uns hier kaum zu kümmern, denn ſie bildet keinen Prolog gleichſam zu ſeiner ſpäteren Geſchichte wie bei Goethe. Am beſten wäre, wir wüßten überhaupt nichts davon. Schillers äußere Erlebniſſe werden nicht zu Elementen ſeiner Dichtungen wie bei Goethe. Schiller hätte ganz andere Wege gehen können und würde ſeine Stoffe in derſelben Art behandelt haben. Und wärens dieſe Stoffe nicht geweſen, ſo hätte er andere gewählt: immer würden ſie unter ſeinen Händen dieſelbe feſſelnde Wirkung gehabt haben. Bei Schillers Arbeiten handelte es ſich auch in der Folge nicht ſo ſehr um den ſpeciellen Inhalt, als um die Frage, ob ihm ſeine Geſundheit Kraft genug gewähren werde, ſeine Pläne auszuführen. Schillers einziges wirkliches Erlebniß im höheren Sinne iſt geweſen daß er Goethe begegnete.

Keines der Schillerſchen Werke hat eine individuelle Lebensgeſchichte wie die Werke Goethe's. Ich hatte Iphigenie einer Tanne verglichen, die ſich in eine Pinie verwandelte: ſo ließe ſich für jedes Goethe'ſche Stück, bis zum kleinſten Gedichte, ein botaniſcher Vergleich finden. Lindenrauſchen bei Werther, Eichenrauſchen bei Götz u. ſ. w. Bei Schiller fallen die Unterſchiede fort: Baum iſt Baum bei ihm, einerlei ob er runde oder gezackte Blätter hat. Statt vom Dufte der Linden oder der Tannen zu reden, treten allgemeinere Begriffe ein: er kennt ſchattige, breitäſtige, feſte, ſtarkeingewurzelte, zu den Wolken aufragende, blitzzerſchmetterte Bäume, auf andere Unterſchiede läßt er ſich nicht ein. Er ſtellt uns ſo weit zurück, daß botaniſche Einzelheiten verſchwinden und nur noch die großen Maſſen ſich dem Auge bieten. Und ſo die Wirkung ſeiner Werke. Es iſt ihm ziemlich gleichgültig, was der dicht herzutretende, fein empfindende einſame Leſer ſagt, er will Maſſen von Leſern packen, der Einzelne gilt ihm nur ſo weit als er zu dieſer Maſſe gehört: Schiller will ein ganzes Volk mit verbindender Kraft und tragender Begeiſterung erfüllen, ſein Publikum ſoll nach Tauſenden zählen: Goethe hatte ſich immer begnügt, ein paar Freunde zu haben, die ihn verſtänden, es war ihm gleichgültig wer ſpäter mitgenießend hinzuträte. Man könnte auf Goethe das Beiſpiel anwenden, das er ſelbſt von Wilhelm Meiſter braucht: er ſei ausgegangen ſeines Vaters Eſelin zu ſuchen und habe ein Königreich gefunden. Alle Goethe'ſchen Werke haben dieſen Urſprung; der ungemeine Erfolg fand ſich unerwartet ein, und wo es ſcheint daß Goethe darauf gerechnet habe, wie beim Werther, hatte dieſe Erwartung eher etwas von kindlicher, freudiger Ungeduld als von der Berechnung eines Mannes, der bei ſeinen Speculationen von beſtimmter Kenntniß des Publikums ausgeht. Wo Schiller dagegen Königreiche gewinnt hat er ſie ſicher von Anfang an im Auge gehabt. Man leſe ſeinen Briefwechſel mit Cotta. Immer trägt er ſich mit umfangreichen Unternehmungen. Viele Bände, Mitarbeiter, bedeutende Verbreitung, ſtarker Gewinn, und ein feſter

Plan mit Vorausberechnung aller Chancen. Schiller war Dichter und Literat im Sinne Voltaire's. Er ſieht daß er eine Partei braucht, er münzt ſein Gold nicht zu Schaumünzen aus wie Goethe, ſondern zu courantem Gelde das zu Millionen in Umſatz gebracht werden ſoll.

In Goethe's Gedichten merkt man bei jedem leiſen Athemzuge, woher er kommt. Man fühlt die ſüdliche Luft, den Strom des Seewindes der über das griechiſche Meer zu Iphigenie heranweht. Man fühlt den ſüßen Hauch der Lorbeerhecken und der Orangen von Ferrara; man ſaugt den reinen Luftzug des Rheinthales ein wenn man Goethe's Briefe über den Straßburger Münſter lieſt. Bei Schiller fühlt man nur die dynamiſche Kraft des Sturmes, einerlei ob Süd- oder Nordwind. Alles Dichten Goethe's war Gelegenheitsarbeit, ſeine Früchte reifen jenachdem ihm die Sonne ſcheint. Schiller hat keine Zeit das abzuwarten: er baut bei hartem Wetter ein Treibhaus über ſeine Fruchtbäume, damit ja keine Unterbrechung der Produktion eintrete, und heizt ein wenn die Sonne nicht ſcheinen will.

Schiller verlangte Freiheit, er zwang ſeinen kränklichen Körper: der Geiſt ſollte freie Herrſchaft haben über die geiſtige Arbeitskraft. Ihm fehlte das Schwanken, das geduldige Abwarten ob die Hand des Schickſals winken werde, das Nachtwandeln Goethe's: Schiller durchbrach die realen Lebensbande rückſichtslos. Daher in ſeiner Jugend die wilde Wirthſchaft bei ihm, Schulden, Diefluchtergreifen, Gefühl, von den Fäuſten des Schickſals mißhandelt, gehetzt zu werden, das Suchen nach Menſchen, das Sichanklammern an den erſten Beſten. Bei Goethe ſaß das Vorzimmer immer voll Menſchen: er brauchte nur zu winken, ſie drückten ihm die Thüre ein; wenn er ſich einſam fühlte, ſo handelte es ſich nur um das Genügen für die höheren Anſprüche die ſich an den Verkehr von Menſchen ſtellen laſſen; bei Schiller dagegen finden wir bittere, wirkliche Verlaſſenheit, er ſieht die lange Straße herunter und kein Menſch ſichtbar der ſich um ihn kümmert, er hält dem Schickſal den Hut

hin und dankt für die kleinſte Münze die hineinfällt. In Dresden ſaß ein Rath Körner und Frau und Schweſter, gute, ehrliche, gebildete, begeiſterte Menſchen. Sie fühlen ſich gedrungen, Schiller zu ſchreiben. Wie wir ihn da zugreifen ſehen! Wie durſtig er den dargebotenen Trunk an die Lippen ſetzt! Wie daraus eine innige Freundſchaft wird und die Leute, die ſelbſt nichts haben, ihm Geld leihen!

Mit Goethe ließ ſich ſo nicht anbinden. Goethe kannte, als er ſo alt war wie Schiller, längſt alle Weine im Keller der Menſchheit. Er koſtete lange ehe er trank. Goethe durfte ſo verfahren. Goethe konnte behaglich von einem Orte zum andern gehen, während Schiller vom Schickſal per Schub von einer Stelle zur andern gebracht wurde. Er entflieht aus dem Dienſte eines tyranniſchen Fürſten, findet in Mannheim keine neue Heimath, geht aufs Land wo man ihn aufnahm, nach Leipzig, Dresden, überall mit Schulden, und geräth endlich auf nichts als einen bloßen Titel hin, den ihm der Herzog verliehen hatte, nach Weimar, nur um zu probiren ob ſich da leben laſſe. Immer dieſelbe Leier: Arbeit vom Tage zum Tage um leben zu können, Gefühl der drückenden Schulden, Bewußtſein, ſeine beſchränkte ärmliche Familie durch ſein Entweichen noch unglücklicher gemacht zu haben, und Ermüdung: wozu noch Menſchen ſuchen, da es doch vergeblich iſt?

Nur Eins hält ihn aufrecht: das Bewußtſein einer gewaltigen Leiſtungsfähigkeit. Schiller war es zuletzt faſt gleichgültig geworden, in welcher Richtung er ſeine Feder laufen ließ: ob Hiſtorie oder Dichtung; aber daß er, wenn er wollte etwas ſchaffen werde das Erfolg haben müſſe, das wußte er und daraufhin durfte er ſich erlauben, ſtolz zu ſein und ſich zu denen rechnen die in der erſten Reihe ſtanden.

Und nur eine einzige große Erwartung hegte Schiller endlich noch: das Begegnen mit Goethe. Goethe ſollte ſchon zurückkehren als Schiller ſich in Weimar niederließ, von ſeiner bevorſtehenden Ankunft ſprach Jedermann. Denn damals ſchon war es ſelbſtver-

ſtändlich, daß was Goethe that, das erſte große Intereſſe der Weimaraner bildete. Niemand aber wußte wann ſeine Rückkehr erfolgen werde. Man entbehrte ihn ohne es ſich Wort haben zu wollen. Aus Schillers Briefen erfahren wir ſo recht, welch' ein dürrer Boden Weimar war, nachdem Goethe den Rücken gewandt. Er beſchreibt die bürgerliche und adelige Geſellſchaft da, er beſpricht die hervorragenden Perſönlichkeiten mit denen er bekannt wurde, die Häuſer in denen er verkehrte. Wie Goethe einſt, ſaß er ſelber jetzt „in entſetzlicher Einſamkeit" da, nur daß ihm die Arbeit auf den Fingern brannte und das Geld zeitweiſe bis auf die letzten Groſchen ausging. Der Gedanke, Alles das müſſe anders werden wenn nur Goethe erſt wieder da ſei, war der natürliche bei ihm. Man ſieht wie er aus iſt auf Nachrichten von ihm. Er durfte ſich ſelber doch ſchon für bedeutend genug halten, um ſich zu ſagen, auch Goethe werde eine gewiſſe Erwartung hegen, mit ihm zuſammenzutreffen.

Schiller hatte Goethe ſchon geſehen. Auf der Schweizerreiſe mit dem Herzoge im Jahre 1779 war auch Stuttgart von ihnen berührt worden. Schiller als armſeliger Schüler unter den übrigen ſtehend ſah Goethe an ſich vorüber gehen, in der ſteifen Tracht des Hofkleides. Goethe war damals noch von ſeinem jugendlichen Ruhme umgeben. Er machte auf Schiller einen großen Eindruck. Im nächſten Jahre wurde zum Geburtstage des Herzogs Clavigo von den Karlsſchülern aufgeführt und Schiller ſpielte den Clavigo. Damals vollendete er die Räuber, er war 21 Jahre alt. In demſelben Jahre wird er zum Regimentsarzte befördert und, bei tollem Leben, mit erborgtem Gelde der Druck der Räuber begonnen.

Schiller träumte keine Goethe'ſche Laufbahn: er hoffte nicht einmal der Freund eines Fürſten und der Genoſſe des Adels zu werden, er wollte an das wirkliche Theater gelangen, auf die Bretter, er wollte in ſtürmiſchen Verkehr mit dem großen Publikum treten. Nicht Dieſer oder Jener ſollte ihm die Hand drücken, ſondern geklatſcht, geweint, gezittert ſollte werden. Als Schiller ſich auf die

Flucht begab, war das Theater ſein natürliches Ziel, er wurde Theaterdichter und glaubte etwas zu erreichen. Aber die Täuſchung dauert nicht lange und nun folgen Schlag auf Schlag die Enttäuſchungen des Lebens in das er ſich geſtürzt hatte.

1785 hatte Schiller in Darmſtadt Carl Auguſt kennen gelernt, den Goethe damals nicht begleitete. Bis dahin waren die Räuber, Fiesco und Cabale und Liebe von ihm erſchienen. Er las dem Herzoge den erſten Act des Don Carlos vor und hatte eine Unterredung mit ihm. Dafür wurde ihm der Titel eines herzoglich Weimariſchen Rathes zu Theil. Wir wiſſen nicht, ob das durch Goethe's Hände ging.

Darauf erſt, im April 1785 zog Schiller nach Leipzig, ſchrieb im Mai in Gohlis den Don Carlos und ſiedelte, weil er ſich pecuniär nicht halten konnte, im September zu ſeinem Freunde Körner nach Dresden über. Von da im Juli 1787 nach Weimar. Er hatte ein volles Jahr Zeit, ſich dort einzuleben, ehe Goethe zurückkehrte.

Neunzehnte Vorlesung.

Schiller und Goethe. — Ihr Auseinandergehen.

Den 18. Juni 1788, 10 Uhr Abends bei aufgehendem Vollmonde war Goethe in Weimar wieder eingetroffen. „Der vornehme Römer“ wie Herder sagte. Man sieht, wie diesem Manne selbst zu der Zeit wo er Goethe am herzlichsten verehrte ein böser Dämon etwas Beleidigendes in den Mund legte. Herder nannte Goethe's Briefe große Schüsseln mit breitem Rande und wenig Inhalt. Herder wußte am besten, wie wenig Goethe „vornehm“ und wie sehr er gerade jetzt, wo die Sehnsucht zu seinen Freunden ihn zurückgeführt hatte, ein „Weimaraner“ statt eines „Römers“ sein wollte.

Schiller war damals auf dem Lande in Volkstädt bei Rudolstadt. Er hatte Lengefelds kennen gelernt und es begannen ihm, nach der ewigen Heimathslosigkeit seines ganzen Lebens von Kind auf, zum ersten Male Gedanken einer eignen Häuslichkeit aufzudämmern. Nichts Kahleres, Unfruchtbares läßt sich denken als die Lebensverhältnisse von denen er umgeben war. Die aus dieser Epoche an Körner gehenden Briefe sind die verzweifeltsten, trübsten, die er je geschrieben hat. Daher das Entzücken erklärlich, mit dem er die familienmäßig herzliche Aufnahme im Kreise der Frau von Lengefeld und ihrer Töchter genoß.

Eine Woche bereits vor Goethe's Ankunft in Weimar hatte Schiller von Volkstädt Körner mitgetheilt, Goethe werde erwartet.

„Man ist sehr begierig, ob er bleiben wird.“ Den 3. Juli, einige Zeit also nun schon nach Goethe's Erscheinen in Weimar, schreibt Schiller, noch immer aus Volkstädt, an Körner: „Goethe ist jetzt in Weimar seit 14 Tagen. Man findet ihn wenig verändert. Wie es weiter mit ihm werden wird, weiß Niemand.“ Und abermals drei Wochen später (den 27. Juli): „Von Weimar höre ich seit vielen Wochen nichts, doch wird dieser Tage Frau von Stein hierher kommen, die mir von Goethe erzählen soll.“ Das klingt recht unverfänglich, aber man sieht, wie Schiller sich Körner gegenüber zusammennehmen wollte, denn in einer Nachschrift kommt nun doch zum Vorschein, wie erregt er bereits war und wie sich seine Gedanken mit Goethe beschäftigten. „Ich bin sehr neugierig auf ihn, auf Goethe, im Grunde bin ich ihm gut und es sind Wenige deren Geist ich so verehre. Vielleicht kommt er auch hierher, wenigstens nach Kochberg, eine kleine Meile von hier, wo Frau von Stein ein Gut hat.“ Der Styl verräth in jeder Wendung hier Schillers Gefühl. „Neugierig“ sollte doch wohl bedeuten „brenne vor Ungeduld“. „Neugier“ besagt „gespannte Erwartung“ aber „mit Gleichmuth“. „Neugier“ sagt ferner, daß unbefangene Kritik vorbehalten bleibe. Endlich „Neugier“ schließt jeden Gedanken an Unterordnung aus. Und weiter: „im Grunde bin ich ihm gut“ soll doch wohl sagen „ich schwanke in einer mir selbst unerklärlichen Weise zwischen Ab- und Zuneigung“, und daß er nur von Goethe's „Geist“ spricht, den er verehre, zeigt, wiesehr Herz und Gemüth und was sonst zur Persönlichkeit gehört, vorbehalten sei. Aus dem Schlußsatze sehen wir, wie er eine Begegnung und Resultate dieser Begegnung mit Sicherheit erwartete. Und daraus daß dies Alles ungeordnet in einem Nachsatze kommt, schließen wir, wie absichtlich er es Körner zuerst hatte verschweigen wollen und wie es ihm endlich dennoch aus der Feder floß.

Schiller staunte Goethe an, er ermaß völlig Goethes Bedeutung nach innen, wie seine Macht nach außen. Daß ein Mann wie Goethe jetzt nach Weimar käme ohne von Schiller Notiz zu

nehmen, war einſtweilen undenkbar; geſchah es aber, ſo war das ſchon etwas das Schiller nöthigte, ſeiner eigenen Renommée wegen, eine beſtimmte Stellung einzunehmen. Schiller war ein Schriftſteller, der das Metier von Grund aus kannte. Sich Goethe zu beugen, ihm Schritte entgegen zu thun, wäre ihm nicht ſchwer geweſen: aber wer garantirte ihm, wie Goethe das aufnehmen würde? Und ſo blieb ſchon nichts übrig, als, ganz abgeſehen von eigner Ab- oder Zuneigung, ſich klar zu machen, daß Stand gehalten werden müſſe.

Aber es ſollte anders kommen.

Da Goethe ſo gar nichts von ſich hören ließ, begann Schiller in der Stille mit ſich zu capituliren. Schon ſein Brief an Körner zeigt: wäre Goethe nach Kochberg gekommen, ſo würde Schiller nichts dagegen gehabt haben, ſich gleichfalls dort einzufinden. Man wäre ſich ja immer von zwei Seiten entgegengekommen. Goethe kam aber nicht nach Kochberg. Schiller am wenigſten freilich konnte wiſſen, warum. Denn wie ſollte er ahnen, was während er ſo in Volkſtädt wartete, zwiſchen Goethe und Frau von Stein vorgefallen war?

Vom erſten Zuſammentreffen an hatte Frau von Stein die in Goethe's Weſen vorgegangene Veränderung bemerkt. Sie konnte ſie nicht verſtehen, auch mußte ſie ihr unverſtändlich ſein. Goethe's Briefe hatten die Fiction der alten Vertraulichkeit aufrecht gehalten und nun war er da: kalt, gezwungen, ausweichend, vertrauenslos, nicht einmal geneigt ſich auszuſprechen. Frau von Stein ahnte nicht, daß kaum drei Wochen nach ſeiner Rückkehr, Chriſtiane bereits von Goethe Beſitz genommen hatte. Dies Verhältniß hüllte ſich in den erſten Zeiten in tiefes Geheimniß. Einige in trochäiſchem Maaße, das gleichſam die Sehnſucht ausdrückt, gehaltene Gedichte erzählen von Goethe's verborgenem Verkehre mit Chriſtiane. Wie er zu ihr kam, wie ſie zu ihm kam, wie er ſie erwartete. Alle ſeine Gedanken gehörten dem ſchönen Mädchen. Endlich erträgt Frau von Stein dieſen Zwang nicht mehr und ſucht mit Gewalt eine Erklärung herbeizuführen. Goethe aber weiß ihr auszuweichen.

Eine Woche vor jener Nachricht Schillers an Körner, Goethe werde auf Kochberg erwartet, hatte Goethe eins seiner Billete an Frau von Stein folgendermaaßen abgeschlossen: „Ich darf Dir wohl sagen, daß mein Inneres nicht ist wie mein Aeußeres.“ Wir sehen also, Goethe selbst fühlte, daß sein Aeußeres Frau von Stein unbegreiflich sein müsse, verweigert aber nicht nur darüber zu sprechen, sondern begnügt sich, indem er schreibt, mit einer bloß entschuldigenden Wendung, durch welche genugsam angedeutet ward, daß es sich hier um Dinge handle über die zu schweigen er entschlossen sei. Frau von Stein wird das zuletzt zu viel und sie verläßt Weimar. Goethe hatte wahrhaftig nicht die Absicht, ihr jetzt nach Kochberg zu folgen. Was Schiller anlangt, so fiel Goethe'n damals überhaupt wohl nur zu Zeiten ein, daß Schiller auf der Welt sei. Er lebte in der Erinnerung an Italien, dichtete am Tasso, beschränkte sich in der Stille auf Christiane, die er zur Vertrauten seiner botanischen Stunden gemacht hatte, und suchte in Weimar „so fortzuleben, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe war“. So formulirt er seinen Zustand in einem den 22. Juli an Frau von Stein geschriebenen Briefe. „Mögest Du, schließt er, im stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund sein.“ Vor zwei Jahren wäre ihm unmöglich gewesen, seiner geliebten Freundin mit einer solchen Bureauphrase zu kommen, in der sogar nun der heimliche Wunsch lag, Frau von Stein möge so lange als möglich sich fern von Weimar vergnügt und vorzüglich gesund“ befinden.

Und so: Frau von Stein war längst sogar in Kochberg angelangt, als Schiller jene Zeilen an Körner schrieb, daß sie dort erwartet werde; Goethe aber kam nicht hinterher.

Einen Monat saß Schiller und wartete und abermals wird jetzt beim Abschlusse eines Briefes, aus der zweiten Hälfte des August bereits, Goethe genannt. „Goethe habe ich noch nicht gesehen, schreibt er, aber Grüße sind unter uns gewechselt worden. Er hätte mich besucht, wenn er gewußt hätte daß ich ihm so nahe am Wege wohnte als er nach Weimar reiste. Wir waren einander

auf eine Stunde nahe. Er ſoll, höre ich, gar keine Geſchäfte treiben. Die Herzogin iſt fort nach Italien. — Goethe aber bleibt in Weimar. Ich bin ungeduldig ihn zu ſehen.“ Schiller hatte die Sache ſo oft überlegt, daß er bei der einfachen Wahrheit ſtehen geblieben war, die im letzten Satze enthalten iſt. Endlich ſollte nun auch dieſe Ungeduld befriedigt werden. Goethe erſcheint Anfang September in Rudolſtadt im Hauſe der Frau von Lengefeld, Schillers ſpäterer Schwiegermutter.

Herders Frau, Frau von Stein, ſowie deren Mutter, Frau von Schardt, waren dabei. Dazu die drei Lengefeldſchen Damen: die Mutter, Lottchen (Schillers ſpätere Frau) und deren Schweſter (Schillers ſpätere Biographin) Caroline von Wolzogen oder wie ihr Name, in erſter Ehe, damals noch lautete, von Beulwitz.

Schillern ſtand Goethe wohl noch in Gedanken ſo vor den Augen, wie er ihn nun faſt zehn Jahre früher zum erſten und einzigen Male in Stuttgart mit den Blicken verſchlungen hatte. „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, ſchreibt er den 12. September an Körner, worauf Du, wie ich weiß, ſehr begierig warſt. Ich habe vergangnen Montag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und Frau von Schardt beſuchte. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und Alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als

daß ich viel allein mit ihm sein oder etwas Andres als allgemeine Dinge hätte mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlicher Erinnerung von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen."

Hier sehen wir wieder, wie sehr der Styl Schillers Gedanken verräth. Wir empfinden die Absicht, gerecht und vorurtheilslos schreiben zu wollen, und wie er die tiefe Niedergeschlagenheit, das Gefühl, daß er sich in jeder Weise getäuscht habe, nicht bemeistern kann. Schiller hatte geglaubt, irgend etwas werde sich ergeben aus dieser Berührung. Statt dessen: ganz gleichgültiger Verlauf. Körner antwortet auf diesen Theil des Briefes gar nicht, sondern bemerkt nur, fast möchte man sagen, nicht ohne eine gewisse Befriedigung: „Goethens Zusammenkunft mit Dir ist abgelaufen wie ich mir dachte. Die Zeit wird es lehren, ob Ihr Euch wieder näher kommen werdet. Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitige Reibung und Interesse für einander." In Goethe's gleichzeitigen Briefen findet sich keine Spur dieser Begegnung. Nur ein einziges Mal wird Schiller erwähnt und hier sogar mit Umgehung seines Namens, der geflissentlich ungenannt gelassen ward.

Die Gelegenheit war nicht unbedeutend.

Es war damals ein neuer Band der gesammelten Werke Goethe's erschienen, welcher Egmont enthielt. Egmont, bereits in Frankfurt begonnen und in Weimar gelegentlich fortgeführt, nahm in Rom eine neue Gestalt an, die einzige in der wir ihn kennen, da von der früheren Fassung gar nichts veröffentlicht worden ist. In der Frankfurter Bearbeitung scheint das politische bürgerliche Element, das Verhältniß zwischen Clärchen und Brackenburg, mehr im Vordergrunde gestanden zu haben. Doch gebe ich das nur als Vermuthung. Ob die Regentin dann erst durch die Herzogin-Mutter in die Weimarische, zweite Redaction des Stückes gekommen sei, und andere Fragen lassen wir hier auf sich beruhen: nur soviel: auch Clärchen hatte, als das fertige Manuscript von Rom

nach Weimar zum Drucke abgesendet worden war, dort keine Gnade gefunden und Goethe sich ihretwegen zu vertheidigen.

Goethe's neuer Band also war Schiller damals zum Recensiren zugesandt worden und dieser an die Arbeit gegangen. Nicht lange nach jener ersten Zusammenkunft mit Goethe erschien seine Besprechung und machte wie jede literarische Kundgebung damals viel von sich reden.

Goethe las die Recension. Er mußte abermals merken, daß seine Zeit vorüber sei, daß die Tage gekommen waren in denen, wie er sich selbst vernehmen läßt: „das deutsche Publikum nichts mehr von ihm wußte". Eine neue Generation war aufgekommen, für die Goethe's zarte Helden nichts Heldenmäßiges mehr besaßen.

Man könnte Egmont den aristokratischen, weichlichen Zwillingsbruder Götz von Berlichingens nennen. Ein Mensch, der seine eigne edle Natur, von der er sich treiben läßt, zu seinem regierenden Schicksale erhoben hat. Er verhält sich leidend den Eingebungen des Moments gegenüber. Leidend im Sinne der leidenden Natur. Egmont ist wie ein üppiger Fruchtbaum, der es dulden muß wenn plötzliche Kälte im Frühling seine jungen Triebe erstarren läßt. Götz und Egmont bieten sich dem Schicksale dar und nehmen gutes und schlechtes Wetter ohne Murren in Empfang. In diesem willenlosen Zustande liegt das Tragische. Das traumhafte Dahingehen durchs Leben finden wir als das ewige Thema aller Gedichte aus jüngeren Jahren. Seine Helden sind frei und unfrei, beides zugleich in der höchsten Potenz und in der schönsten Erscheinung. Die Vermischung von Freiheit und Unfreiheit war das ewige, alte Problem der mit den Gedanken auf sich gewandten Menschheit, diese Mischung von Wollen und Müssen, für die sich nie eine erschöpfende Formel finden wird.

Goethe empfand sich selbst als den vorzüglichsten Repräsentanten dieses Gegensatzes: immer stellt er sich selbst neu in dieser Richtung dar, um so oder so eine Versöhnung zu finden. In Götz sahen wir die höchste Vaterlandsliebe, welche Unterordnung unter

die Geſetze erfordert hätte, verbunden mit einer individuellen Selbſtändigkeit die aller Geſetze ſpottet; im Taſſo ſehen wir ein faſt andachtsvolles Empfinden für die Wünſche des Herzogs, der im Sinne des 16. Jahrhunderts als halbgottartiges Weſen daſtand, verbunden mit der rückſichtsloſeſten Vernachläſſigung dieſer Poſition ſobald Verdacht und Laune ſich erheben; in Egmont das höchſte Selbſtgefühl eines freien niederländiſchen Edelmannes der ſein Volk repräſentirt, und zugleich die Unmöglichkeit, das individuelle gedankenloſe Dahinleben und den kindlichen Genuß des Daſeins politiſcher Conſequenz zum Opfer zu bringen. Der Abſchluß mußte Egmonts tragiſcher Untergang ſein.

Aber ſchon Götz war, was dieſen innerſten Conflict anlangt, vom Publikum nicht verſtanden worden. Begeiſtert hatte man in dem Stücke das ächte Abbild Deutſchen Daſeins gefunden: die Herzlichkeit, die vertrauende Biederkeit, die unverwüſtliche gutmüthige Kraft bei Götz, und, ihm gegenüber, die Elendigkeit des Hoflebens bis in alle Conſequenzen bei Weislingen ſichtbar. Dazu die Güte und die lebendig verſchiedene Charakteriſtik der Götziſchen Frauen im Gegenſatze zu Adelheid. Soweit ſich dieſe Elemente im Egmont fanden, wurden ſie auch jetzt wenigſtens verſtanden, wenn auch freilich nur im Hinblicke auf Götz: die Volksſcenen wurden für vorzüglich gelungene Genrebilder erklärt, allein auch hier waltete ein Unterſchied zwiſchen Verſtändniß des Einzelnen und begeiſterter Zuſtimmung Aller. Der unbekannte Autor des Götz war wie ein Retter in literariſcher höchſter Noth begrüßt worden, dem bekannten und berühmten Verfaſſer des Egmont wurde mitgetheilt, daß man ihn, unter Bedingungen, immer noch gelten laſſen wolle. Zum erſten Male wurde das Goethe rückſichtslos und öffentlich ins Geſicht geſagt und zwar in Weimar ſelber und zwar von Schiller — zum Willkomm! Schillers mildere Stimmung bei der endlich zu Stande gekommenen perſönlichen Begegnung mit Goethe entſtammte vielleicht einer gewiſſen wehmüthigen Zufriedenheit, die er nun empfand da ſeine Recenſion

des Egmont, worin er sich hart und unabhängig aussprach, bereits fertig war. Sie enthielt sein Programm. Goethe sollte damit Vieles angedeutet werden. Vor allen Dingen ging aus diesem Aufsatze hervor: auch Goethe war in Deutschland nun historisch geworden: dies wurde constatirt. Ferner: daß Jüngere vorhanden seien, welche sich als Inhaber der Zukunft betrachteten und daß diese Jüngeren jetzt — ganz wie Goethe einstens in den Frankfurter Anzeigen — sich erlauben müßten, die ältere Generation unbefangen vorzunehmen und ihr ohne viel Umschweife die Wahrheit zu sagen. Als glänzendster Repräsentant dieser „Aelteren" stehe nun zwar Goethe da, als berechtigter Wortführer der „Jüngeren" jedoch Schiller. Als solcher wünsche er mit Goethe von Gleich zu Gleich zu verkehren. Sei Goethe eine Macht, so sei man seinerseits nicht ohnmächtig. Gehe er aus dem Wege, so suche man ihn nicht: dem Range nach walte kein Unterschied, und sollte das irgendwo geglaubt werden, so gehöre man nicht zu denen die diesen Glauben theilten.

Es ist nicht schwierig, diese Andeutungen in Schillers Egmont-Recension zwischen den Zeilen zu lesen. Schiller beweist Goethe mit der Sachkenntniß eines geschulten Schriftstellers, daß seine Behandlung Egmonts eine verfehlte sei. Er erspart ihm die betreffende historische Vorlesung nicht. Der wirkliche Egmont sei ein verschuldeter hoher Herr und Familienvater gewesen und in keiner Weise König Philipp so gegenüber getreten wie Goethe wolle. Die ganze Weisheit, wieweit historische Helden den wirklichen Persönlichkeiten zu entsprechen hätten, deren Namen sie trügen, wird vorgebracht und alles die Politik Betreffende als verfehlt aus Goethe's Stück ausgeschieden. Dagegen — auch dies im Geiste der Zeitläufte — wird dem volksthümlichen Elemente hohes Lob ertheilt und Goethe schließlich kalt abgefertigt. Zwar ertheilt ihm Schiller „magna cum laude" als Prädicat, aber mit dem Hinweise daß „summa cum laude" diesmal entschieden zurückbehalten werde.

Um nun aber Schiller ganz zu zeigen wie er war: als diese Recension kurz nach seiner Begegnung mit Goethe (im September 1788) erschienen war, erzählt irgend Jemand Schiller, Goethe habe sich anerkennend darüber geäußert. Und Schiller glaubt das! Die ganze Unschuld Schillers liegt in diesem Glauben. Er hielt in der That Egmont für ein schwaches Produkt und stellte Goethe hoch genug, um ihm zuzutrauen, daß er selber das einsehe.

Nur eine einzige Aeußerung Goethe's über Schillers Aufsatz haben wir. Er schreibt Anfang October dem Herzoge, in der Literaturzeitung stehe eine Recension seines Egmont, „welche den sittlichen Theil des Stückes gar gut zergliedere". „Was den poetischen Theil betrifft, so möchte Rec. Andern noch etwas zurückgelassen haben."

Auch hier verräth der Styl deutlich genug was Goethe empfand. Suppliren wir das zwischen den Zeilen zu Lesende, so würde der Brief an den Herzog etwa folgende Gestalt annehmen: „Der von Eurer Durchlaucht zum Weimarischen Rathe ernannte und nun drei Häuser von mir sitzende politische Schriftsteller, dessen Namen ich ja weiter nicht zu nennen brauche, hat seine Dankbarkeit gegen Ew. Durchl. und mich damit bewiesen, daß er über meinen Egmont abgeurtheilt hat."

„Was die in Deutschland jetzt waltende politische Weisheit anlangt, so mag er Recht haben. Was die Poesie anlangt, so versteht er überhaupt nichts davon."

Daß dies Goethe's innerste Gesinnung Schiller gegenüber damals gewesen sei, das zu beweisen, braucht es jedoch keiner fingirten Briefe. Goethe spricht sich mit völliger Deutlichkeit selbst darüber aus.

Zu jener Zeit wo er nach Schillers Verlust — etwa siebzehn Jahre nach dieser ersten Begegnung — eine unbeschreibliche Leere in sich empfand, recapitulirt er sein Verhältniß zu dem verstorbenen Freunde von Anfang an. Er berichtet, wie er, aus Italien zurückkehrend, Alles in Deutschland verändert gefunden habe. Wie

Schiller nebſt Heinſe — deſſen Ardinghello damals verſchlungen wurde — als die vornehmſten Repräſentanten einer Richtung daſtanden, welche er verdammte. Wie die Begeiſterung welche die Räuber erregten, ihn erſchreckt habe. Seine feſte Abſicht ſei geweſen, alles Zuſammentreffen mit dieſem Manne entweder zu vermeiden oder doch auf das Unumgänglichſte einzuſchränken.

Goethe war ein Heros im Schweigen und im Aus-dem-Wege gehen.

Hier nun ſehen wir auch was Schiller in Weimar blühte als er im Spätherbſte vom Lande dahin zurückkehrte. Ich ſagte ſoeben, welcher Täuſchung er ſich über die Aufnahme ſeiner Recenſion des Egmont hingab. Er kam in der beſtimmten Erwartung daß ſein Verhältniß zu Goethe jetzt eine feſte Form annehmen müſſe. Immer noch war in ihm das alte Selbſtgefühl lebendig. Bald dämmert ihm nun aber auf, wie die Dinge in Wahrheit ſtänden.

„Goethe iſt auf einige Tage verreiſt, leſen wir im erſten Briefe an Körner, es iſt nun ziemlich entſchieden, daß er hier bleibt, aber privatiſirt. Im Conſeil ſteht nur noch ſein Stuhl, er iſt aber ſo gut als ausgeſchieden.“ Vierzehn Tage lang ſchreibt Schiller dann überhaupt nicht an Körner, und im Briefe vom 1. December wird Goethe gar nicht erwähnt. Noch den 27. November hatte Schiller an Caroline von Beulwitz geſchrieben: „Goethe ſprach ich noch nicht. Es geſchieht aber dieſer Tage.“ Wollte Schiller ihn aufſuchen, hoffte er ihm irgendwo zu begegnen? Genug, es geſchah keines von beiden und wir finden nirgends, warum nicht.

Goethe, inzwiſchen längſt zurückgekehrt, beginnt ſich nun ſeinerſeits und in ſeiner Weiſe mit Schiller zu beſchäftigen. Es ſollte für ihn, der ohne Gehalt in Weimar ſaß, geſorgt werden: Schillers Berufung als Profeſſor nach Jena kam aufs Tapet.

Eichhorn war von dort nach Göttingen berufen worden und hatte angenommen. Goethe empfiehlt ſeinen Erſatz durch Schiller. Wir haben ſein die Berufung Schillers betreffendes Promemoria vom 3. December (1788). Goethe betreibt die Angelegenheit ſo-

ſehr als eine rein äußerliche, daß er gegen Herder, der damals in Italien war, und dem er aus „Kälte und tiefem Schnee“ nach Rom ſchrieb, darüber kein Wort verliert. Schiller, obwohl er ſich ſelbſt um die Stelle bemüht hatte, beſchlich, als endlich alles ſeinen Wünſchen gemäß verlaufen war, ein Gefühl „daß man ihn übertölpelt habe“. Mit andern Worten: er ſei durch Goethe ehrenvollſt aus Weimar fortgeſchafft worden.

Indeſſen Schiller hatte es gewollt und mußte Goethe für die gewährte Unterſtützung obendrein verpflichtet ſein. Er entſchließt ſich, Goethe eine Dankviſite abzuſtatten. Ueber dieſes Zuſammentreffen leſen wir nichts in ſeinen Briefen: jetzt aber ſcheint das Entſcheidende vorgefallen zu ſein.

Schiller meldet ſich bei Goethe, immer noch in der Hoffnung, endlich als Dichter dem Dichter zu begegnen. Der Coadjutor von Mainz, Freiherr von Dalberg, der in Erfurt als Statthalter reſidirte und der mit Goethe wie mit Schiller innig befreundet war, eine als politiſcher Charakter nicht ſtarke Natur, als Beſchützer von Kunſt und Wiſſenſchaft aber ein von unendlichem Wohlwollen beſeelter Mann, hatte bei Goethe Schritte gethan um einer Annäherung Schillers Erfolg zu verſchaffen. Schiller ſchreibt an Caroline von Beulwitz mit einiger Sicherheit, er hoffe Goethe'n, der „ſo gar ſelten allein ſei“ bei ſeinem Beſuche „nicht nur zu beobachten, ſondern ſich auch etwas für ſich aus ihm zu nehmen“. Es lag alſo der Plan vor, einen Angriff auf Goethe's Herz zu machen. Aber umſonſt. Schiller findet nur den höheren Beamten, den Vorgeſetzten, der das Geſpräch auf den beſtimmten Fall concentrirt und ſich auf nichts außerhalb der Jenenſer Profeſſur Liegendes einläßt. Schiller will nicht, indem er auf ſeine großen Lücken hinweiſt. Goethe ermuntert ihn mit „docendo discitur“ und ſpricht ſich in wohlwollender Weiſe dahin aus, daß die Stelle zu Schillers Glücke beitragen werde. Den 15. December ſendet er ihm das Reſcript aus der Regierung zu, worin Schiller angewieſen wird, ſich auf die Profeſſur einzurichten. Zwar ſieht es aus, als habe Schiller nach-

her noch einmal Goethe aufgesucht, der „überaus gütig“ in dieser Sache gewesen sei: sicher aber war dieser Besuch dann der allerletzte. Mochte auch der Don Carlos die Blicke Deutschlands wiederum auf Schiller gelenkt haben, Goethe will von dem Stücke so wenig wissen wie von den übrigen. Schiller sah, daß von Goethe nichts weiter zu erwarten war.

Wahrhaft jämmerlich ist es nun, zu beobachten, wie Schiller auf die Länge — denn er ging nicht sofort von Weimar nach Jena ab — diese Mißhandlung nicht mehr erträgt. Jämmerlich, wenn wir bedenken, wie in späteren Zeiten Goethe jeden Tag mehr mit Schiller zusammen mit seinem eignen Leben erkauft haben würde. Durch ein besonderes Zusammentreffen mußte Schiller damals zuletzt sich von dem Umgang mit Goethe geradezu ausgeschlossen finden.

Einer von denen die in Rom Goethe's nächste Umgebung bildeten, war Moritz. Moritz hat sein Leben in dem auch heute noch lesenswerthen Romane „Anton Reiser“ beschrieben. Aus elenden Verhältnissen hatte er sich emporgewunden. Sein Ruhm wird bleiben, daß er eine vorzügliche Deutsche Prosa geschrieben und daß seine „Deutsche Verslehre“ Goethe, wie dieser eingesteht, für die abschließende Gestaltung der Iphigenie große Dienste geleistet hatte. Moritz brachte den regierenden Tonfall der Worte mit ihrem geistigen Werthe in Einklang, er gestaltete zu einer Theorie was Klopstock praktisch zuerst eingeführt hat. Er fand für eine quantitätlose Sprache eine Accentlehre welche „geistige“ Längen und Kürzen herstellte und eine Nachahmung der antiken Maaße in Deutsch im antiken Sinne nach festen Principien möglich erscheinen ließ. Wir haben von Moritz Briefe aus Italien, welche in die Goethe'sche Epoche fallen und eine interessante Ergänzung der „Italiänischen Reise“ bilden, vor deren Erscheinen sie herauskamen. Moritz, der aus Italien zurückkehrte, traf im December 1788 in Weimar ein und wohnte bei Goethe.

Mit ihm ward Schiller jetzt bekannt. „Moritzen hatte Goethe seinen Stempel mächtig aufgedrückt“, urtheilte er. „Sein Wesen

hat viel Tiefe, ſeine Seele wirkt ſchwer, aber er arbeitet ſeine Ideen zu möglichſter Klarheit.“ Moritz aber iſt es geweſen, erzählt Goethe ſelbſt, der ſich mit ihm „leidenſchaftlich in den Geſinnungen beſtärkte“, welche Goethe gegen Schiller hegte. Es ſcheint, daß Moritz damals Schiller ausholte und dann Goethe im ungünſtigſten Sinne über ihn berichtete. Jedenfalls ſahen Moritz und Schiller jenerzeit ſich oft und Goethe's Charakter war das Thema, über das heftig und immer wieder von Neuem verhandelt wurde. Es liegt nichts Illoyales darin, weder daß Moritz ſich auf dieſe Geſpräche einließ, noch daß er Goethe davon wiedererzählte. Ja, ſolange Moritz in Weimar blieb, vom December 1788 bis 1789, bildete dieſer Verkehr für Schiller beinahe einen Erſatz für den wirklichen Verkehr mit Goethe, über den er wenigſtens mit einem ſeiner Intimen ſich nun ausſprechen konnte. Denn der Druck der bloßen Gegenwart Goethe's nöthigte die Menſchen ihn als Gegenſtand des Nachdenkens immer dicht vor ſich zu ſehen. Nun aber geht Moritz fort und nun auch ging dieſes Surrogat eines Umganges mit Goethe Schillern verloren. Ihm bleibt nichts mehr als der Briefwechſel mit Körner, dem er jetzt ſein beleidigtes Gefühl auf das Bitterſte auszuſprechen beginnt.

Anfang Februar 1789 ſchreibt er an Körner: „Dieſer Tage iſt Moritz wieder von hier abgegangen. — Moritz iſt ein tiefer Denker, der ſeine Materie ſcharf anfaßt und tief heraufholt. — Die Abgötterei, die er mit Goethe treibt, und die ſich ſoweit erſtreckt, daß er ſeine mittelmäßigen Produkte zu Canons macht und auf Unkoſten aller andern Geiſteswerke herausſtreicht, hat mich von ſeinem näheren Umgange zurückgehalten. Sonſt iſt er ein ſehr edler Menſch und ſehr drollig-intereſſant im Umgange.

„Oefters um Goethe zu ſein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde kein Moment der Ergießung, er iſt an nichts zu faſſen; ich glaube in der That, er iſt ein Egoiſt in ungewöhnlichem Grade. Er beſitzt das Talent, die Menſchen zu feſſeln, und durch kleine ſowohl als große Attentionen

sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, obgleich ich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine Prüde — — —.

„Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Caesar gehabt haben müssen: ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt, nur zu lang hat er sie gefunden, worin er nicht Unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen."

Wir sehen, Goethe hatte Schiller außer sich gebracht. Es konnte keine härtere Tortur erdacht werden für einen Mann von Schillers Selbstgefühl, als so dicht neben Goethe zu leben, immer von ihm zu hören, heimlich ihn als die höchste dichterische und höchste kritische Instanz anzuerkennen, und sich von ihm wie einen Aussätzigen zurückgestoßen zu sehen. Das Schärfste im Briefe an Körner ist offenbar ausgelassen worden. Nach dem Satze: „Ich betrachte ihn wie eine Prüde" finden wir sogar in Gödeke's letzter Ausgabe noch die Gedankenstriche! Wir ahnen daß das hier Gesagte auch heute noch unmöglich schien.

Ueber den möglichen Inhalt dieser ausgefallenen Sätze bedarf

es jedoch nicht groß der Vermuthungen: ein Brief von Anfang März enthält die volle Bitterkeit, welche Schiller erfüllte:

„Ich muß lachen, wenn ich nachdenke was ich Dir von und über Goethe geſchrieben habe.

„Du wirſt mich wohl recht in meiner Schwäche geſehen und im Herzen über mich gelacht haben. Aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen laſſen wie ich bin. Dieſer Menſch, dieſer Goethe iſt mir einmal im Wege, und er erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie vom Schickſal getragen und wie muß ich bis auf die Minute noch kämpfen! Einholen läßt ſich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem Dreißigſten bildet man ſich nicht mehr um — und ich könnte ja ſelbſt dieſe Umbildung vor den nächſten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigſtens meinem Schickſale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft."

So alſo lag die Rechnung. Eine halbverfehlte Jugend, und jetzt, wo der äußerſte Termin geweſen wäre für Nachholung des Verſäumten, die Nothwendigkeit elender Arbeit, um das tägliche Brot zu gewinnen und Schulden zu bezahlen. Und neben ſich den großen Genius, deſſen belebender Umgang dieſe ungeheure Lücke der Vergangenheit hätte ausfüllen können, kalt und gleichgültig an ihm vorübergehend. Das Capitel „Goethe" war für Schiller abgeſchloſſen. Oſtern 1789 ging er nach Jena hinüber. Die Jenenſer Univerſitätsarbeit auf der einen, ſeine glückliche Verheirathung mit Lotte Lengefeld auf der andern Seite nehmen ihn für die nächſte Zeit ganz in Anſpruch. Allerdings, die anfängliche Bitterkeit des Gefühls milderte ſich. Ende September 1789 — ein Jahr alſo nachdem er Goethe dort zum erſten Male geſehen — hatte er von Rudolſtadt aus an Körner über Goethe und über Herder geſchrieben, mit denen Körner inzwiſchen ohne Schiller in nähere Berührung gekommen war. Körnern eröffnete ſich damals eine Exiſtenz in Weimar und an Schiller war es nun, Körner über deſſen unzweifel-

haft bevorstehendes Zusammentreffen mit den beiden großen Männern dort seine Auguren zu machen.

„Was Dich betrifft, schreibt Schiller, so wirst Du hoffentlich die Bekanntschaft mit Goethe und Herder bald auf ihren wahren Werth herabsetzen lernen; aber mit aller Vorsicht wirst Du dem allgemeinen Schicksale nicht entgehen, das noch Jeder erfuhr, der sich mit diesen beiden Leuten liirte." Das heißt, Körner werde zuerst bezaubert werden und sich eines Tages, auf die grausamste Weise sich selbst überlassen, einsam wiederfinden.

Diese Stimmung hielt nicht vor. Im December schon, als die Heirath mit Lotte näher rückte, kam Schiller doch einmal wieder der Gedanke, sich Goethe anzuvertrauen. Und als er dann nach Weimar kommt und Goethe dort gar nicht sieht, beklagt er das in mehr elegischer als gereizter Sprache; „Ich würde mich freuen, schreibt er an Lotte, wenn ich ihm mehr sein könnte." Und als Anfang 1790 die Heirath dann zu Stande kam, hat Lotte vielleicht bei mehr als einer Gelegenheit eine Annäherung herbeizuführen versucht. Aber es gelang nicht. Sie gehen kalt nebeneinander her. Fünf Jahre dauerte diese Entfremdung, während welcher Keiner von Beiden im Stande war, den Anderen im rechten Lichte zu sehen.

Nehmen wir an, einer von ihnen, Schiller oder Goethe, sei während dieser fünf Jahre gestorben! Würden jene schonungslosen, immer neu gewandten, immer heftiger lautenden Urtheile Schillers Goethe in diesem Falle nicht wie ein Brandmal anhaften? Würden sie nicht Goethe's moralische Existenz in Frage stellen und wie ein kalter Moorrauch über ihm liegen und lasten, den zur Seite zu blasen kein Athem stark genug wäre? Würde Jemand den Muth haben, diesen zahlreichen Briefen Schillers entgegen zu treten um ihn für verblendet, ungerecht und parteiisch zu erklären? Würde irgend ein Verehrer Goethe's Aussicht haben, auch nur gehört zu werden wenn er sagte: wäre Schiller (oder Goethe) nur leben geblieben: später würde er schon eingesehen haben, wie sehr

er ſich täuſchte. Wem würde, wäre Schiller oder Goethe vor 1794 geſtorben, erlaubt worden ſein, das was in der That ſpäter dann geſchah, als Hypotheſe aufzuſtellen?

Wir wiſſen heute, daß dieſe Einſicht auf beiden Seiten ſich eines Tages fand. Es iſt eine der glücklichſten Fügungen der Vorſehung, daß trotz allem was zwiſchen ihnen lag, Schiller und Goethe endlich zuſammengeführt wurden.

Zwanzigste Vorlesung.

Goethe's Einsamkeit. — Die Verbindung mit Schiller. — Schillers Frau.

Goethe hatte durch den Eintritt der Familie Vulpius in sein Haus mit der Weimaraner Welt abgeschlossen. Es ist kaum nöthig zu berichten, auf welche Weise der Bruch mit Frau von Stein erfolgte: Goethe schrieb, nachdem die Mißverständnisse immer schärfer und deren geheimer Grund allmälig offenbar geworden war, den berüchtigten Absagebrief, nach dessen Empfang die alte Freundin sich als verabschiedet ansehen mußte. Es kann mancherlei zur Entschuldigung dieses Briefes gesagt werden, wodurch Einzelheiten darin gemildert erscheinen: der Brief selber aber läßt sich nicht fortschaffen und auch die rücksichtslose Gesinnung nicht, mit der er geschrieben worden ist. Ein harter Brief. Ein furchtbares historisches Memento für alle Frauen in ähnlichen Verhältnissen. Stellen wir uns die Lage Charlotte von Stein's vor.

Seit länger als zehn Jahren durch Goethe zur höchsten Richterin seiner Schicksale und seiner geistigen Thätigkeit gemacht, in unermüdlicher Treue mit zahllosen schmeichelnden Beweisen seiner Sorge umgeben, zumal mit allem versorgt was an geistigen neuen Erscheinungen auf den Markt kam, von ihm in ihren besten Fähigkeiten entwickelt, durch ihn zur beneideten Theilhaberin seiner geistigen Existenz erhoben und in keiner Weise auf die nun eintretende plötzliche Entbehrung vorbereitet, sah sie sich ohne sichtbare Schuld von der alten gewohnten Höhe in eine Leere und Dunkel-

heit herabgedrückt, die sie aus eigner Kraft nicht mehr aufzuhellen vermochte. Goethe hatte ihr unmerklich eingeredet, seine Anhänglichkeit werde, wenigstens der Gesinnung nach, niemals aufhören. Und nun brach er auf so schmähliche Weise ab. Denn nicht nur abgesetzt fühlte sie sich, sondern es empörte sie die Persönlichkeit die sie nun an ihrer Stelle sah. Zugleich mußte Charlotte von Stein sich sagen, daß eine natürliche Rache des Schicksals in Alledem liege, oder hätte es sich sagen können. Sie hätte Goethe nicht so in ihrer Nähe leiden gedurft, seine unfruchtbaren Huldigungen nicht in Jahren dulden sollen, wo er sich ein eignes Hauswesen gründen konnte. Gerade sie war vielleicht die erste Ursache, daß Goethe, übersättigt an den feineren Saucen des Lebens bei denen das Herz hungerte, jetzt einen tüchtigen Laib Schwarzbrot unter den Arm nahm in den man hineinbeißen konnte ad libitum, und von dem er fortan sich seine Mahlzeiten zuschnitt. Wie dem nun sei: das Entscheidende war geschehen. Goethe's Thüre war verriegelt und blieb es. Er giebt Gesellschaften wo auch Damen erscheinen, aber sie treten bei Goethe in keinen Familienkreis ein. Der Welt gegenüber war er von nun an Junggeselle. Ueber diese Partie, den Mann der das vornehmste Haus in der Stadt inne hatte, war nicht mehr zu disponiren in der Weimaraner Gesellschaft. Dergleichen pflegt empfunden zu werden.

Goethe hatte ferner durch sein ablehnendes Verhalten gegen Schiller mit der strebenden gleichzeitigen Literatur sich außer Verbindung gesetzt. Es waltete jetzt ein schärferer Geist bei uns als früher. Ehedem hatte es nur Cliquen gegeben, jetzt erleben wir die Anfänge von Parteien. Goethe wähnte in aller Stille aus dem thätigen ins beschauliche Leben eingetreten zu sein, aber sein Verleger sollte bald merken, daß mit der Gesammtausgabe der Goethe'schen Werke nicht viel zu machen sei. Die Sammlung seiner Gedichte, welche Goethe jetzt zum ersten Male Deutschland darbot, fand, wie Düntzer mit Recht sagt, eine sehr kalte Aufnahme. Die Kritik kam über eine höfliche Anerkennung nicht hinaus, das

Publikum ließ ſie ſich eben gefallen ohne irgend in Begeiſterung zu gerathen. Goethe focht das freilich nicht an. Er war vollauf beſchäftigt. Er arbeitete, ſeiner Idee nach, jetzt nur noch poetiſch, um einmal Begonnenes zu vollenden. Bei Taſſo und was ihn ſonſt beſchäftigte, dachte er kaum mehr an das größere Publikum. Schon als er dem Herzoge über den Egmont aus Italien ſchrieb, hatte es in dem Briefe geheißen: „Ich möchte nun nichts mehr ſchreiben, was nicht Menſchen die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben nicht (sic) auch leſen dürften und möchten.“ Goethe's Erwartung eines ſeiner würdigen Leſerkreiſes ſehen wir damit auf einen ſo engen Kreis beſchränkt, daß von Publikum kaum mehr geſprochen werden kann.

Endlich, unter Goethe's amtliche Thätigkeit war ein Strich gemacht worden: im Conſeil erſchien er nicht mehr.

Goethe ſiedelt ſich wie ein Privatmann neu in Weimar an. Die „Zehn Jahre“ waren zur mythiſchen Frankfurter Zeit geſchlagen worden und ein neues Conto ward angelegt. Goethe's in öffentlichen Leiſtungen ſich äußerndes Intereſſe iſt der Pflege der Wiſſenſchaft zugewandt. Aus den Lavaterſchen dilettantiſchen Beſtrebungen war bei ihm ein ſolides anatomiſches, oſteologiſches Studium erwachſen. Botanik und Geologie hatten längſt den Rang von Lieblingsfächern bei ihm eingenommen, in die er ſich nun gelehrtenmäßig immer gründlicher hineinarbeitete. Die Kunſtgeſchichte war ſeit Italien zu einem Felde für ihn geworden, das, wie ein reicher Garten dicht um ſein Haus liegend, ihn zu fortwährender, bald gar nicht mehr fortzudenkender gärtneriſcher Arbeit verleitete (Goethe erkannte daß die Aufzeichnungen der bildenden Künſtler neben denen der literariſchen Hiſtoriker, die beim beſten Willen meiſt doch nur Mythen produciren, das eigentlich exacte hiſtoriſche Material ſeien), und zu Philologie und Literaturgeſchichte ſtand er in ganz neuem Verhältniſſe ſeit er die unentbehrliche Wichtigkeit der griechiſch-römiſchen Cultur als Ausgang aller Fortbildung erkannt und anerkannt hatte, denn ſofort iſt er öffentlich für dieſe Wahrheit eingetreten. Ich

habe den Vergleich ſchon früher einmal gebraucht: Goethe ſtiftet in der Stille in Weimar eine unſichtbare Univerſität, an der er zugleich Rector, Profeſſor in allen Facultäten, Privatdocent, Zuhörer und Pedell iſt. Alles bezieht ſich hier nur auf ihn, Alles geht von ihm aus, Alles beſorgt er ſelber.

Selten iſt eine ſo umfaſſende wiſſenſchaftliche Thätigkeit in ſo ernſter Weiſe von einem einzigen Manne begonnen worden als jetzt die ſeinige. Nur eine Kraft wie Goethe konnte ſich ſcheinbar ſo völlig zerſplittern und das Unternommene nach verſchiedenen Seiten hin dennoch ſo ernſt und ſo umfaſſend durchführen. Die neu erworbenen Kenntniſſe fangen an bei ihm productiv zu werden: entweder indem ſie ihn wiſſenſchaftlich forſchend mit einzugreifen oder, dem Publikum gegenüber, zu erklärender Kritik herausfordern. Sein Verhältniß zu Jena wird dadurch ein immer innigeres. Und, indem ich dieſen Ueberblick abſchließend das zuſammenfaſſe was ſich als Reſultat der erſten Jahre nach Italien ergiebt: Goethe gelingt es, ſich, als einen bereits integrirenden Beſtandtheil des Weimariſchen Staatsweſens, in eine dem Herzoge, den Intereſſen des Landes und ſeinen eigenen Wünſchen entſprechende unentbehrliche Stellung zu bringen. Er erhebt ſich zum Range eines Staatskanzlers für die geiſtigen Angelegenheiten und eröffnet ſich ein umfangreiches freies Feld perſönlichen Wirkens, wobei er ſeine Energie bald dahin bald dorthin wendet, wie ihm gerade zu Sinne iſt. Und alles das macht ſich unmerklich als reiften die Verhältniſſe wie die Aepfel am Baume und ſei nichts davon hinwegzunehmen oder hinzuzuthun. Goethe fühlt ſich als Mann von Vierzig. Equipirt ſich ſo gemächlich als möglich für die kommenden Jahre und geht mit einem gewiſſen Fatalismus vorwärts. Die Stadt Weimar iſt nicht mehr, wie früher in den Steinſchen Zeiten, der unentbehrliche Boden außerhalb deſſen er nicht leben möchte, ſondern für die nächſte Zeit nur ſein Abſteigequartier, wohin er von längeren oder kürzeren Abweſenheiten zurückkehrt, ohne daß jemand Anderes als die Leute in ſeinem Hauſe ſich darum zu kümmern hatten.

Dazu noch Folgendes, um den Hintergrund dieſes neuen Daſeins ganz verſtändlich zu machen.

Goethe hatte ſich ſeit er Frankfurt verließ immer mehr von der allgemeinen Menſchheit zurückgezogen. Er hatte ſich langſam auf die Defenſive geſtellt und wenig Eifer gezeigt mit alten Freunden im Verkehr zu bleiben. Er ſuchte ſich ſeinen Umgang ſorgfältig aus und es umgab ihn, nicht gegen ſeinen Willen, der Schein einer gewiſſen Unnahbarkeit, ja Abſonderlichkeit. Kein Zweifel, daß er Manchen kühl an die Luft geſetzt hat, der ihm wie in guten alten Tagen gemüthlich auf die Schulter klopfen wollte.

Auch das hatte nun wieder ein Ende.

Nachdem Goethe den ehemaligen Begriff perſönlicher Herzensbrüderſchaft in den Zehn Jahren fallen gelaſſen hatte, gab er endlich jetzt ſelbſt den der „Freundſchaft“ auf, Jedermann war nun willkommen, von dem er Förderung ſeiner Zwecke erwartet. Die geſammte Menſchheit verwandelte ſich für ihn in einen höchſt wiſſenswürdigen Gegenſtand. Wo es etwas zu lernen giebt, da iſt Goethe zu finden. Statt der leidenſchaftlichen Abneigung oder Hingabe der früheren Zeit: eine gleichmäßige wiſſenſchaftliche Neugier, mochte es ſich um gedruckte Kenntniſſe und Ideen, oder um die Menſchen handeln welche ſie vermittelten. Auf dieſe Epoche des Goethe'ſchen Lebens paßt Emerſons Ausſpruch: Goethe würde ſeinem Feinde nachgelaufen ſein, wenn er geglaubt hätte etwas Wiſſenswürdiges von ihm lernen zu können. Und deshalb ſehen wir ihn nun auch alte abgethane Freundſchaften mit einer gewiſſen kühlen Zuthunlichkeit wieder aufnehmen: ſie gehörten in ſein großes Inventarium, in dem kein Stück, das etwas gelten konnte, dem Mottenfraße anheim fallen durfte.

Der Werth ſeiner Verhältniſſe wird deshalb von jetzt ab ein anderer. Sie dürfen ſelbſt bei ſcheinbarer Vertraulichkeit nicht überſchätzt werden.

In jüngeren Jahren kommt es bei perſönlichen Verbindungen mehr auf die Einwirkung eines Menſchen im Ganzen auf den andern im Ganzen an. Das was man iſt, Alles mit eingerechnet, der Cha-

rakter, bestimmt das Zusammengehen. Ich brauche nicht auf Goethe's frühere Verbindungen einzeln hinzuweisen, jede ist ein Beispiel dafür. In späteren Jahren dagegen ist nur noch das Einzelne wichtig, wobei es sich um Zusammenarbeiten auf Zeit, um bestimmte Zwecke handelt und wobei die Totalität des Menschen ausdrücklich ignorirt wird. (Wie sollte man sonst im Leben auskommen?) Hierfür sind eine Fülle neuer Verhältnisse Goethe's die Belege.

Schon bei Moritz handelte es sich um bestimmte Punkte, welche Goethe in Gemeinschaft mit diesem wunderlichen Heiligen im Auge hielt, der Rest von Moritzens dunkler Existenz kam außer Betracht. Trotzdem sehen wir ihn zu Goethe in ziemlich engem Verhältnisse. Goethe sitzt in Rom an seinem Krankenlager und nimmt ihn in Weimar in sein Haus auf. Nicht anders war es mit Meyer, dem sogenannten Kunst-Meyer, der als kunsthistorischer Adjutant damals Goethe sich anschloß und seitdem bei ihm in Weimar, zum Theil in Goethe's Hause lebte: auch diese Intimität blieb nur auf die kunsthistorische Provinz beschränkt. Goethe stand zu diesen und vielen Anderen etwa auf dem Fuße wie ein Fürst zu seinen Ministern, deren jeder sich auf sein Ressort beschränkt. Goethe's Verbindungen von nun an, mögen sie amtlicher oder wissenschaftlicher oder gesellschaftlicher Natur sein: stets ist ein festes Programm vorhanden, an das beide Theile sich als gebunden betrachten.

Das konnte der um so viel jüngere Schiller freilich nicht wissen der an den ganzen Menschen in Goethe appellirte. Er hätte zehn Jahre früher kommen müssen. Schon dies also hatte Goethe verhindert, Schillers Ansprüchen gerecht zu werden. Diesen Naturproceß konnte freilich auch Frau von Stein nicht begreifen, welche früher bei Goethe den Schlüssel zur Speisekammer gehabt hatte, und der jetzt bloß herausgegeben werden sollte wie den Uebrigen. Das begriff Christiane aber, welche es niemals nach dem Eintritte in die Gemächer gelüstete die Goethe etwa vor ihr verschlossen halten wollte. Das konnte nun selbst Herder nicht recht einsehen, dessen Verhältniß zu Goethe von jetzt ab langsam wieder erkaltete. Herders Frau

konnte Chriſtiane nicht ertragen: ſie vertheidigte zwar das Verhältniß, ſprach aber darüber ohne Rückhalt.

Nur der Herzog verſtand Goethe jetzt, weil er ſich ſo durchaus im gleichen Falle befand. Mochte Carl Auguſt auch viel jünger ſein: Fürſten fangen früher an zu leben. Wir ſehen zwiſchen ihm und Goethe allein die alte große Wirkung von Charakter zu Charakter fortbeſtehen. Als ächte Grandſeigneurs gehen beide nebeneinander her und die ſie trennende Diſtance waren ihnen gerade recht. Sie kümmern ſich Einer um den Andern genau ſoviel als nothwendig iſt und halten getrennte Wirthſchaft. Aber ſie fühlten, wie nützlich ſie einander waren. Aus Freunden werden Goethe und der Herzog allmälig Verbündete. Während alle Welt an Goethe's verlängerter Abweſenheit in Italien zu mäkeln fand, wollte der Herzog ihm großmüthig weiteren Urlaub zugeſtehen. Als Goethe dann zurückkam, erleichterte er in derſelben fürſtlichen Geſinnung den Gewinn einer neuen Form für Goethe's Wirkſamkeit. Anfang 1790 übertrug er ihm die Oberaufſicht über die Landesanſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft, im Frühjahr 1790 ſendet er ihn der Herzogin-Mutter, welche in Italien war und die Goethe ſelbſt anfangs dort hatte erwarten ſollen, bis Venedig entgegen — dies Goethe's zweiter italiäniſcher Aufenthalt, wobei, in Erinnerung an Chriſtiane, die venetianiſchen Epigramme entſtanden —; im Sommer deſſelben Jahres begleitet er den Herzog zu den preußiſchen Manövern nach Schleſien, wo dann, neben dem Leben im Lager, werthvolle wiſſenſchaftliche und amtliche Verbindungen gewonnen und die Reiſe bis nach Galizien, der Bergwerke wegen, ausgedehnt wird. Ueber „Goethe in Schleſien" haben wir eine gut geſchriebene kleine Monographie von Wentzel. Vom Mai 1791 an dirigirt er das (nachdem 1785 ſchon die Belluomo'ſche Geſellſchaft Weimar wegen Nahrungsloſigkeit verlaſſen hatte um in Göttingen zu ſpielen) neubegründete Hoftheater, für das er eine Menge Dramatiſches liefert: Prologe, Epiloge, Einlagen, Ueberſetzungen, eigene Stücke, und deſſen Schickſale er auf das Umſichtigſte leitet. Decorationen,

Coſtüme, Einſtudiren, Sorge für das perſönliche Wohl des Perſonals: Alles wird wie ein großer neuer Haushalt übernommen und mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit fortgeführt.

Im Juli 1791 ſtiftet Goethe die Verſammlungen bei der Herzogin-Mutter, unter dem Namen Freitagsgeſellſchaft, wo es um Kenntnißnahme wiſſenſchaftlicher Neuigkeiten zu thun war. Im Sommer 1792 folgt er dem Herzoge in den franzöſiſchen Feldzug. Die Frucht dieſer Expedition, die Beſchreibung der „Campagne“ iſt mit anſchaulicher Kraft gegeben: erzählt wird, wie oft dabei neue Bekanntſchaft und unerwartetes Wiederſehen zuſammenlief. Ein Kunſtwerk! In Weimar wird derweile Goethe's Haus umgebaut. 1793 macht er die Belagerung von Mainz mit. Am Schluſſe des Jahres verläßt der Herzog den preußiſchen Dienſt und Weimar wird wieder Mittelpunkt ihrer beiderſeitigen Thätigkeit.

Ich unterlaſſe, die Dinge in annähernder Vollſtändigkeit auch nur anzudeuten. Es gilt von dieſen Erlebniſſen was von Schillers Jugendſchickſalen galt: ſie hätten ausbleiben oder anders eintreten können, ihr Werth wäre derſelbe geblieben. Es war gelegenes Futter für eine energiſche Natur die ſich betäuben mußte weil ein eigentlicher Endzweck ihrer Exiſtenz mangelte. Andere große Herren pflegen in ſolcher Lage weite Reiſen zu machen. Im Ganzen iſt für dieſe Zeit, Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre, nur das eine Reſultat für uns von Wichtigkeit: daß ſie, Alles in Allem genommen, doch nur ſo hingebracht worden ſei. Er lebte ziellos. Goethe beſaß in dieſen Jahren was er wollte und bedurfte. Er hatte ſich ein neues Leben gezimmert und darin eingewohnt, er hatte ſeine tägliche Thätigkeit, genoß Anſehen, Einfluß und Ruhm und konnte den Verfolg ruhig erwarten, wenn er überhaupt damals an die Zukunft groß dachte. Allein dieſem Daſein fehlt ein letzter Glanz, eine höchſte Weihe. Es ſcheint ſich in Einzelheiten aufzulöſen. Er giebt mit einem gewiſſen Cynismus zu daß man älter geworden ſei. Wollte man ehrlich ſein: bei aller Promotion hatte doch ein Stillſtand ſtattgefunden. Egmont und Taſſo zogen

nicht, selbst der 1790 endlich gedruckte Beginn des Faust, der, in früherer Zeit den Freunden vorgelesen, so ungemeine Wirkung hatte, blieb fast unbeachtet. Die Römischen Elegien fanden kein Publikum, und eine Menge anderer Sachen, die hier nicht genannt zu werden brauchen, wurden beinahe übersehen, während die Anfänge der Farbenlehre schon durch den Titel „Beiträge zur Optik" die Mißbilligung der Fachleute erregten. All das waren sich zersplitternde Leistungen eines Schriftstellers, dessen letzte Ziele Niemand mehr zu errathen vermochte und auf dessen Fortentwicklung Niemand mehr neugierig war. Wäre Goethe bei der Kanonade von Valmy durch eine Kugel vom Pferde gerissen oder sonstwie damals hinweggenommen worden, so würden seine besten Freunde vielleicht, wie bei Lord Byron, geurtheilt haben, es sei sein Verlust zwar zu bedauern, für seinen dichterischen Ruhm aber habe er das Nöthige geleistet und man zweifle, ob Größeres noch zu erwarten gewesen wäre.

Das aber war der Wille der Vorsehung nicht. Jetzt endlich kam die Zeit wo Goethe und Schiller einander anders kennen lernen sollten als bis dahin. Ich hatte bei Jacobi das Bild gebraucht, er und Goethe seien eins geworden wie zwei ineinanderfließende Meere — Goethe und Schiller sollten wie zwei Flüsse zu einem großen Strome gewaltiger Wirkungen sich nun vereinigen.

Diese Annäherung ist gerade so organisch als es die ihres anfänglichen Auseinandergehens war.

Schiller saß in Jena. Er war glücklich verheirathet, hatte zu leben, anhängliche Schüler und arbeitete ununterbrochen. Seine dichterische Production trat zurück gegen historische und ästhetische Arbeiten, sein Credit als Schriftsteller aber wuchs zusehends und seine Ideen entsprangen stets dem was im Momente zumeist die Welt bewegte. Seine Frau war eine der intimsten Freundinnen welche am Kummer der an Erinnerung und Gegenwart zehrenden und sich verzehrenden Frau von Stein Theil nahmen. Goethe galt in diesen Kreisen als ausgebrannter Vulcan, als „verlöschter Stern",

als der dicke Geheimrath mit dem Doppelkinn, als der Epicuräer. Seine neuerſcheinenden Sachen finden wir in Schillers Briefen kaum erwähnt.

So ſtanden die Dinge als Schiller auf einer 1793 mit ſeiner jungen Frau in die Heimath unternommenen Reiſe die Bekanntſchaft eines Mannes machte, deſſen entſcheidender Einfluß für ſeine ſpätere Entwicklung nicht zu verkennen iſt: des Buchhändlers Cotta. Seitdem Beider Briefwechſel gedruckt vorliegt, wird offenbar, worin die Erfolge Cotta's lagen: in einer Spürkraft für die Lebensfähigkeit literariſcher Unternehmungen die genial genannt werden muß, in einem ebenſogroßen Geſchick, die rechten Leute nicht nur zu finden, ſondern auch feſtzuhalten, und in einer was den Geldpunkt anlangt vorwaltenden Rückſicht nur auf große Summen. Heute, wo Adelsertheilung als der bereits gewöhnlich gewordene Lohn commercieller Erfolge einzutreten pflegt, kann man deshalb wohl ſagen, daß Cotta ſich durch die großartige Behandlung der Geſchäfte den Freiherrntitel wohl verdient habe.

Cotta ging damals mit den erſten Gedanken der Augsburger Allgemeinen Zeitung umher. Daraus daß ein ſo kalt urtheilender Geſchäftsmann, wie er, Schiller als den Mann erkannte der mit 2000 Gulden an die Spitze eines ſolchen Unternehmens geſtellt werden müſſe, erſehen wir, wie Schillers Stellung eine immer gebietendere geworden war. Schiller war vor allem Anderen jetzt Politiker. Seine Geſchichtsſchreibung bezweckte ſofortige Einwirkung auf das große Publikum, er dachte nie daran, als Gelehrter für Gelehrte zu ſchreiben. Auf Cotta's Plan konnte er ſeiner Kränklichkeit wegen nicht eingehen, dagegen wurde die Herausgabe einer Zeitſchrift verabredet, welche Anfang 1795 zuerſt erſcheinen ſollte: die berühmten „Horen". Alle Monate ein Stück von acht Bogen. Will man wiſſen, was in Deutſchland während der letzten zwanzig Jahre ſich verändert hatte, ſo braucht man nur Wielands „Deutſchen Merkur", als den ſeiner Zeit höchſten Anſpruch an die leſende Welt, und jetzt die Horen zu vergleichen.

In Jena wurden ſie unter Schillers Oberleitung domicilirt. Bei hohem Honorare ſollten die vornehmſten Kräfte Deutſchlands zur Mitarbeit gewonnen werden. Kant, Jacobi und Goethe waren die erſten Schriftſteller: ſchon Cotta hätte darauf beſtanden, Goethe müſſe gewonnen werden, aber Schiller übernahm dieſe Expedition unaufgefordert und ſie gelang ihm. Wir empfangen aus Schillers Correſpondenz mit Cotta neue Beweiſe, wie ſtaatsmänniſch er Goethe beurtheilte und behandelte. Immer iſt er darauf bedacht, Goethe's Eigenthümlichkeiten ihr Recht zu verſchaffen. Die Art, wie er ihn jetzt endlich zu erobern weiß, muß uns mit der reinſten Bewunderung erfüllen.

Jedenfalls hatte Schiller ſeine Leute die ihm Nachricht gaben. Sich nach den verunglückten Verſuchen, die wir kennen, Goethe zu nähern, konnte ein Mann in Schillers Poſition nicht unternehmen wenn der Erfolg nicht ſicher war. Wir erkennen daraus ſchon, mit welcher Klarheit Schiller Goethe's ungünſtige Lage durchſchaute, klarer vielleicht als Goethe ſelbſt, und ermeſſen das Feldherrntalent mit dem er ſeine Belagerung eröffnete und durchführte.

Wir notiren als erſtes Actenſtück den Brief vom 13. Juni 1794. Ehrfurchtsvoll aber geſchäftsmäßig wird im Namen einer ihn „unbegränzt hochſchätzenden Geſellſchaft" — die ſich freilich mit derſelben unbegränzten Hochachtung auch an Kant gewandt hatte, (auch von Humboldt wurde Körner damals unbegränzt geſchätzt) — Goethe zur Mitarbeiterſchaft an den Horen aufgefordert.

Völliger Bruch war zwiſchen Schiller und Goethe nie eingetreten. Zuweilen erſcheint ſogar eine Art von Zuſammenhang. 1790 giebt Goethe die Idee zu einem Titelkupfer für eine der Schillerſchen literariſchen Unternehmungen an; er beſucht Schiller in Jena (einmal oder öfter, was nicht ganz klar iſt), und es wird über Kant'ſche Philoſophie geſtritten: wie kalt aber Schillers Brief, worin an Körner darüber berichtet wird; endlich, Goethe bringt den Don Carlos zur Aufführung und es tritt dabei eine gewiſſe Mitwirkung Schillers hervor. Von da ab kaum Spuren perſönlicher Begegnung.

Zu der Goethe unbegränzt hochachtenden Gesellschaft gehörten übrigens Wilhelm von Humboldt, Fichte und andere Leute von ähnlicher Bedeutung. Goethe läßt die amtlichen vierzehn Tage nicht verstreichen und antwortet unterm 24. Juni kühl, freundlich, ermunternd und zustimmend.

Er hätte einer solchen Unternehmung gegenüber kaum anders gekonnt. Auch sagte er der Gesellschaft und nicht Schiller zu. All das war, wenn es als erster Schritt gelten soll, freilich nur ein sehr kleiner Schritt gegenseitiger Annäherung.

Goethe's engeres Verhältniß zur Universität Jena, als deren oberste Instanz er fungirte, brachte vielfachen persönlichen Verkehr mit sich. Goethe ging oft hinüber. Der heute behaglich sanfte Weg zwischen Weimar und Jena läßt nicht ahnen, daß selbst diese kurze Partie für Wagen damals eine „Reise" nicht ohne Gefahren war. Batsch hatte eine naturforschende Gesellschaft zu Stande gebracht, deren periodischen Versammlungen Goethe beiwohnte. Hier traf er Schiller. Zufällig verlassen Beide zu gleicher Zeit die Versammlung. Es entspinnt sich ein Gespräch, das Goethe bis zu Schillers Wohnung und endlich die Treppe hinauflockt. Beim Abschiede sagte er: er hoffe Schiller bald persönlich wieder zu sprechen. Goethe also war diesmal der gewesen, der seines großen Nachbars Haus zuerst wieder betreten hatte.

Schon am folgenden Tage schickt er für die Horen eingesandtes, ihm zur Begutachtung übergebenes Manuscript mit der Wendung zurück: „Erhalten Sie mir ihr freundschaftliches Andenken und sein Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit Ihnen lebhaft freue". Man muß diese Worte mit den bei weitem gemesseneren Wendungen vergleichen, welche Goethe im brieflichen Verkehre damals zu gebrauchen pflegte, um den herzlich wohlwollenden Accent, und mehr, herauszufühlen. Goethe hatte in seinem Wesen etwas Steifes, Kerzengerades, Dienstmäßiges angenommen, das, schon in seiner Art den Rücken und den Kopf zu halten, den Leuten auffiel.

Nun eine neue Zuſammenkunft in Jena. Man kam tief ins Geſpräch und wieder auf philoſophiſche Dinge, bei denen Schiller gerade am wohlſten und Goethe am unbehaglichſten war. Goethe beſchreibt in faſt dramatiſcher Wirkung, wie Schillers principieller Widerſpruch ihn ſo unglücklich gemacht habe, daß „Alles wieder in Frage geſtellt wurde“. Schiller war eine hagere engbrüſtige Geſtalt die den Kopf etwas gebeugt hielt. Er rauchte und ſchnupfte, was Goethe unerträglich war, und war unruhig und haſtig in ſeinen Bewegungen. Doch, fährt Goethe in ſeiner Erzählung fort, Schillers perſönliche Liebenswürdigkeit ſei unwiderſtehlich geweſen und habe ihn feſtgehalten. Die Lebensklugheit und Lebensart, welche Schillern in weit höherem Maaß als ihm ſelber eigen geweſen, hätten ihn gefeſſelt. Die beiden großen Naturen waren einander zu nahe gekommen um ſich wieder zu trennen. Goethe fiel in die Begeiſterungsfähigkeit ſeiner Jugendjahre zurück, er hatte endlich einmal wieder Jemand gefunden wie Jacobi und Lavater: von dem er nicht los konnte.

Was Schiller mehr beſaß als jene Beiden, wußte er diesmal gewiß ſo gut zu verſtecken, daß es Goethe's rückblickendem Geiſte, als er nach Schillers Tode erzählte wie ſeine Freundſchaft mit Schiller entſtanden ſei, nicht einmal ganz klar ward: Schiller ſtand die unter einem Mantel von Gemüthlichkeit unergründliche Schlauheit der Schwaben zu Gebote. Die Gabe die Homer im Odyſſeus perſonificirte. Das Schickſal hatte Schiller gelehrt mit Menſchen umzugehen. Er kannte alle Züge im Schachſpiele des Daſeins. Mit wem er gutſtehen wollte, mit dem verdarb er es nicht: ich brauche nur an die verbindliche Behandlung Kotzebues zu erinnern. Wen er forthaben wollte beförderte er mit Aplomp, ich brauche nur an ſeinen Abſagebrief an Auguſt Wilhelm Schlegel zu erinnern; und wen er herauf haben wollte, den wußte er zu locken. Schiller konnte eben unbeſchreiblich liebenswürdig ſein, wir brauchen nur zu verfolgen wie er ſeine Schwiegermutter behandelt hatte. Eine alte Dame, aufgezogen als adliges Fräulein, adlige Frau, Mutter

adliger Töchter, Schwiegermutter eines adligen Sohnes — der es niemals im Traume eingefallen wäre, ihre Tochter könne ein bürgerlicher Professor honorarius der Geschichte davontragen, dessen Vater als Chirurg angefangen hatte. Wie Schiller sie herumzubringen weiß! Wie anfangs das Verhältniß vor ihr verheimlicht und zuletzt ein Generalsturm vorgenommen wird, dem eine Klügere unterlegen wäre! Schillers Brief an die „chère mère“ der den Ausschlag gab, ist ein Meisterstück. Mit all ihrem Adelstolze war die gute Frau von Lengefeld geliefert. Wie ein sanfter Windsturm die Segel eines Schiffes voller und voller erfüllt, flog Schillers Beredsamkeit unwiderstehlich heran und überwältigte sie. Er wußte zu überzeugen. Er würde, wenn er heute lebte, keinen seiner Gegner im Reichstage aufkommen lassen und ihnen da bald die Lust vergangen sein, mit ihm anzubinden.

Der entscheidende Schritt für Schiller und Goethe war Schillers Brief an Goethe vom 23. August 1794.

Dieser Brief, lang und ausführlich, in tadellosem, farblosen Deutsch verfaßt, sollte Goethe beweisen, daß nur ein Mensch im Stande sei, unter den in Frage kommenden Mitlebenden, ihn völlig zu begreifen und dafür, daß er ihn begriffen, öffentliches Zeugniß abzulegen: Schiller.

Goethe, in seinem Charakter, in seinen Werken, in seinem ersten Auftreten, in seiner jetzigen vielfach verkannten Stellung konnte in der That von Niemand so gewürdigt werden als von Schiller.

Goethe's ganze Entwicklung legt er ihm dar. Was Goethe gewollt, was er erreicht habe, was ihm zu verdanken sei, was von Niemand erkannt und anerkannt werde, — außer von Schiller.

Abermals trägt er sich Goethe an. Abermals stellt er ein festes Programm auf. Abermals stellt er sich ihm als Macht gegenüber: nun aber nicht mehr auf Gleich und Gleich, sondern in deutlich ausgesprochener Unterordnung dem Range nach.

Und diesmal nimmt Goethe an. Und zwar in einer Art, die auch seine ganze Größe enthüllt. Sein Brief ist vom 27. August 1794.

„Zu meinem Geburtstage, schreibt er, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

„Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie ich zufrieden bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst der in Allem erscheint was Sie geschrieben und gethan haben immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren bekannt zu werden.“ —

Die Leute fallen sich jetzt nicht um den Hals, oder stehen Nachts am Fenster miteinander und sehen zu den Sternen empor, küssen sich und nennen sich Du — sondern sie bleiben in den Formen, die ihrer Lebenserfahrung entsprechen.

Aber sie sagen einander das Höchste was ein Mensch dem andern sagen kann. Goethe ist jetzt der erste, der das Wort Freundschaft ausspricht. Er bietet sich an. Davon war nichts in Schillers Briefe zu lesen, der sich in seinen Wendungen nicht über die Gränzen geschäftlicher Höflichkeit gewagt hatte. Goethe aber ist es unerträglich, einen umfassenden Geist wie den dieses Mannes verkannt zu haben. Mit Scham erinnert er sich seines früheren Benehmens und gesteht das durch den nun angeschlagenen Ton offen ein. Er giebt sich so unbefangen, daß Schiller jetzt seine Bedingungen hätte stellen können. Schillers Größe aber erkennen wir in der Mäßigung mit der er diesen Erfolg ausnutzt. Auch ihm ging nun bald auf, wie falsch er Goethe beurtheilt hatte. Goethe ahnte nichts von den Briefen in denen Schiller auf das Härteste sein Urtheil über

ihn abgegeben: Schiller aber war ſich ſeines Irrthums bewußt und ſuchte ihn wieder gut zu machen. Für Beide war die Trennung eine vorbereitende Zeit der Prüfung geweſen.

Schiller war auf einer kleinen Reiſe abweſend als Goethe's Rückäußerung in Jena eintraf. Er giebt in ſeiner Antwort, die den 31. Auguſt erfolgte, eine Fortſetzung ſeines Briefes vom 23.: „Unſere ſpäte, aber mir manche ſchöne Hoffnung erweckende Bekanntſchaft iſt mir abermals ein Beweis, wie viel beſſer man oft thut den Zufall walten zu laſſen, als ihm durch zuviel Geſchäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwiſchen dem Geiſt des Schriftſtellers und ſeinem aufmerkſamſten Leſer möglich iſt, ſo begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die ſo ſehr verſchiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zuſammen führen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, ſoviel von dem Wege noch übrig ſein mag, in Gemeinſchaft durchwandeln werden, und mit um ſo größerem Gewinne, da die letzten Gefährten auf einer langen Reiſe ſich immer am meiſten zu ſagen haben."

Es iſt nicht denkbar daß das was Schiller hiermit ſagen wollte, beſſer und ſchöner geſagt würde. Schiller iſt der bewußte Meiſter Deutſcher Proſa. Wie zart der Vorwurf in dem Adjectiv „ſpäte Bekanntſchaft", wie ſchön gleich darauf die völlige Entſchuldigung. Wie wehmüthig prophetiſch für einen noch ſo jungen Mann die Wendung „ſoviel von dem Wege noch übrig ſein mag" und gleich darauf das überſtrömende Vertrauen auf von nun an rückhaltsloſe Waffengemeinſchaft. Er geht dann über zu einer Charakteriſtik ſeiner Individualität im Gegenſatz zu der Goethe's. Dieſe erſten Briefe der Correſpondenz erhalten Charakterſchilderungen, welche uns, wären wir es nicht von ſonſt her, vollkommen über beide Männer ins Klare ſetzten. Von dieſen Briefen ab hat der Briefwechſel regelmäßigen Fortgang. Schon den 4. September lädt Goethe Schiller zu ſich nach Weimar hinüber, wo dieſer 14 Tage

in seinem Hause zubringt. Und dann lese man Schillers ersten Brief nachdem er nach Jena zurückgekehrt ist „mit seinem Sinne aber immer noch in Weimar weilt". Ich hatte Goethe einen „Professor" genannt: jetzt endlich hatte er einen Zuhörer gefunden wie er ihn brauchte. Schiller wollte nichts Besseres sein als das. Nie hat er um eine Linie die Gränzen überschritten, welche Ehrfurcht und Dankbarkeit und das Gefühl, zu empfangen während er nichts dagegen bieten könne, ihm Goethe gegenüber zogen.

Es sei, nachdem die Errichtung dieses Freundschaftsbündnisses erzählt worden ist, zum Schlusse ein Element noch erwähnt welches bei ihrem Zustandekommen ganz in der Stille gewaltet hat und ohne das sich die beiden Männer am Ende doch nicht gefunden haben würden, deren Naturen so verschieden waren, daß ihr Zusammengehen wie eine Art Wunder erscheinen muß.

Schiller hatte in seiner neuen Heimath das erzwungen was Goethe ausschlug: die Verbindung mit einer der Familien des thüringischen kleinen Adels. Schiller selbst wurde in späterer Zeit geadelt und seine Frau zumal gehört seitdem wieder zu der vornehmsten Weimaraner Gesellschaft. Während Goethe's „Junge", wie Frau von Stein ihn nennt, als unehelicher Sprößling nebenher lief, waren Schillers Kinder die Blutsverwandten vieler Familien Von, die sich im Reiche Weimar als die ersten dünken durften.

Hob diese Heirath im Allgemeinen Schiller auf eine höhere Stufe, so war seine Frau in noch anderer Beziehung eine sehr werthvolle Errungenschaft.

Die „Deutsche Frau" nach der alten Art steht heute etwas in Mißcredit. Mädchen die schüchtern sind, an Ideale glauben, in zarten Gefühlen schwelgen und auf ihren Wegen durch die Stadt mit einer gewissen Zurückhaltung den Leuten auszuweichen suchen, scheinen nicht mehr die Erziehungsresultate zu realisiren deren es heute bedarf. Man verlangt daß eine junge Dame außer dem Hause ein in Nothfällen aggressives Wesen habe und ihre Ellenbogen zu gebrauchen wisse, damit bösen Menschen nicht bloß aus Respect,

ſondern auch aus etwas, das man eher Furcht nennen müßte, die Luſt verginge mit ihr anzubinden.

Indeſſen die Erfahrung zeigt, daß manche dieſer couragirten jungen Heldinnen ſpäter ſehr unbehülfliche Hausfrauen geworden ſind, während jene beſcheidenen Mädchen in die ſchwierigſten häuslichen Verhältniſſe eintretend mit wunderbarem Erfolge ihre Stellung zu behaupten wußten.

Was eine Frau ſtark macht, iſt eine feine, wohl ausgebildete Beobachtungsgabe. Damit lernt ſie die ſchwachen und ſtarken Stellen der Charaktere kennen mit denen ſie zu thun hat, und regiert, indem ſie gar keinen eigenen Willen zu haben ſcheint, kräftiger als jene reiſigen Naturen, denen es in ihrem eigenen Hauſe ſpäter oft wenig nützt, daß ſie unbekannten Leuten auf der Straße Schrecken einzujagen vermochten.

Eine ſo zart angelegte Natur war Schillers Frau: als Lottchen von Lengefeld aus ihrem Briefwechſel mit ihrem Verlobten allbekannt, als Lotte Schiller ſpäter am ſchönſten aus ihrer kürzlich wieder herausgegebenen Correſpondenz mit einem alten Jenenſer Zuhörer ihres Mannes, Fiſchenich, kennen zu lernen. Ohne dieſe Frau hätte Schiller nicht die zehn Jahre noch gelebt, die ihm neben ihr gegönnt waren. Hingebend, faſt willenlos wo es ſich um Schillers Wünſche handelt, ſehen wir ſie doch niemals in den Ueberzeugungen wanken die der Menſch für ſich allein hat, und als Wittwe ſpäter hat ſie Schillers Andenken würdig aufrecht erhalten und ihre Kinder zu erziehen gewußt. Ihre Gaben waren nicht glänzend, ihr Trieb ſich Kenntniſſe zu erwerben, hat zuweilen etwas Pedantiſches, Mechaniſches, dennoch war ſie es, die mit Schiller zuſammen Goethe's Arbeiten und Gedanken beurtheilte, wie Herders Frau dies neben Herder that, während Goethe beide in dieſer Stellung reſpectvoll gelten ließ. Die Art, wie Lotte bei ſoviel Beſcheidenheit immer wieder vortritt und genannt wird, zeigt wie unentbehrlich ſie auch als geiſtiges Element in ihrem Kreiſe anerkannt wurde. Der Styl ihrer Briefe iſt einfach und fließend und läßt die natür-

liche Begabung erkennen, die in ihrer Schweſter ſich in dem Maaße ausbildete, daß, wie in den Literaturgeſchichten nicht übergangen zu werden pflegt, Carolinens Roman „Agnes von Lilien“ von ſcharfſichtigen gleichzeitigen jenenſer Kritikern mit Sicherheit für ein anonymes Werk Goethe's erklärt wurde. Man ſieht es Lotte Schillers Briefen an, daß ſie Carolinens Schweſter war.

Zu Lotte Schillers Ueberzeugungen gehörte von Kind auf der Glaube an Goethe, und nichts konnte ſie ſpäter darin wankend machen.

Wir ſehen, mit welcher Energie ſie in ihrem Briefwechſel mit Schiller deſſen Abneigung gegen den großen Nebenbuhler umzuſtimmen ſucht. Schiller iſt geneigt, ſich in Allem den Anſchauungen ſeiner Braut anzubequemen, nur da will er ihr nicht Glauben ſchenken, wo ſie ihm von Goethe's gutem, großem Herzen erzählt. Gegen Lotte hat er ſich über Goethe am ſtärkſten ausgeſprochen. Sie nimmt das ruhig hin und wartet: immer wieder erfolgt in ihren Briefen ein Hauptangriff nach dieſer Seite. Endlich ſchweigt ſie hier freilich ganz, um Schiller nicht weh zu thun, aufgegeben aber hat ſie den Gedanken an eine Vereinigung Beider gewiß niemals. Dieſes Feſthalten eines jungen Mädchens an Goethe zu einer Zeit wo er ſich völlig verändert zu haben ſchien, ſo daß ſeine beſten Freunde irre geworden waren, hat etwas Großartiges und erſcheint ſpäter in noch höherem Maaße als der Ausfluß einer auf ſich ſelbſt gegründeten Natur, da Lotte, wie bereits bemerkt worden iſt, als verheirathete Frau Charlotte von Stein's intimſte Freundin wurde, dieſe in ihrem Kummer verſtand, das Verlorene mit ihr betrauerte und gewiß die Abneigung gegen Chriſtiane theilte, deren ewige Gegenwart in Weimar den dortigen Frauen eine Quelle der Beſchämung war. Mußte Lotte unter dieſen Umſtänden oft das Bitterſte gegen Goethe mit anhören, niemals hat dies auf ihre eigne Stellung zu Goethe Einfluß gehabt. Ohne Zweifel iſt Lotte es geweſen, die, als endlich die Möglichkeit ſich bot, beide Männer zuſammenzubringen, ihr Beſtes dazu gethan hat. Denn wenn ich

Schiller auch als einen geübten Schachſpieler dargeſtellt habe, dem daran gelegen war Goethe matt zu ſetzen, ſo blieben ihm doch immer der alte Stolz und das Gefühl, er müſſe ſich ſelber genug ſein, treu, und er wäre niemals weiter gegangen als er gegangen iſt. Die Frauen ſind es zuletzt meiſtens, die Männer trennen oder zuſammenhalten. Wir ſehen bald, in welcher Weiſe zwiſchen den beiden Männern als ſtill waltendes Element Schillers Frau die Dritte im Bunde iſt. Goethe nimmt Lotte und die Kinder mit in ſein Herz auf. Es iſt ein ſchöner Anblick, wie Goethe, nachdem der erſte Schritt hinein geſchehen war, in Schillers Hauſe ſich heimiſch fühlt, und wie Schiller in die anfangs mehr künſtlich conſtruirte Rolle der Unterordnung wirklich hineinwächſt.

Goethe's Beſtreben iſt von nun an, ſeinen Freund nach Weimar zurückzuziehen, was ihm natürlich gelingen mußte.

Ihr Briefwechſel ging dann wieder in das perſönliche Zuſammenleben über und nur wenn Reiſen, oder was ſchlimmer war, Krankheit ſie zeitweiſe von einander hält, nehmen die kurzen Billets den alten Umfang nur inhaltreicher Mittheilungen an.

Einundzwanzigſte Vorleſung.

Schiller und Goethe in Weimar.

Wenn zwei Männer von hervorragenden Mitteln ſich zu gemeinſamer Activität vereinigen, ſo verdoppelt ſich nicht ihre Kraft, ſondern vervierfacht ſich. Jeder von Beiden hat den Andern unſichtbar neben ſich. Die Formel würde nicht lauten G + S, ſondern (G + S) + (S + G). Jedem wächſt die Kraft des Andern zu. Dies iſt der Sinn jedes Compagniegeſchäftes; der disciplinirten Armee, gegenüber den bloß zufällig zuſammenhängenden Einzelkämpfern; der Akademie, gegenüber dem bloß zufälligen Zuſammenarbeiten. „Schiller und Goethe“ iſt ein Collectivbegriff innerhalb der Deutſchen Geſchichte. In Weimar ſtehen ſie nebeneinander mit den Händen den gleichen Lorbeerkranz faſſend. Der Anſicht des größeren Publikums, dem die Einzelheiten nicht gegenwärtig ſind, entſpricht es, daß Schiller und Goethe jetzt ihre beſten Werke mit vereinten Kräften geſchaffen hätten, daß keiner ohne den andern geworden wäre was er geworden iſt.

Hier aber waltete doch ein Unterſchied, und hier, wenn wir es genau nehmen wollen, dreht Rietſchels Weimaraner Gruppe durch den äußerlichen Habitus der beiden Männer das Verhältniß um. Rietſchel hat Goethe in Hoftracht, Schiller in dem ſchlafrockartigen Kleidungsſtück dargeſtellt, das etwa einen Menſchen charakteriſirt, welcher ſelten aus der Studirſtube herauskommt, und deſſen große weite Seitentaſchen eine gewiſſe Bedürftigkeit andeuten. Auch

Begas hat dieſen Rock für die Berliner Statue übernommen, ein Kleidungsſtück, von dem zu wünſchen wäre, daß es wieder abkäme.

Die Dinge ſtanden nicht ſo. Schiller, der jetzt mit ruheloſer Energie in das Leben neu eintritt, iſt der Repräſentant des Bündniſſes. Schillers Kränklichkeit wurde immer privatim abgemacht. Nach außen hin iſt er allen Anſtrengungen gewachſen. Jetzt geht er wieder nach Weimar, wird dort geadelt, erſcheint bei Hofe, braucht Wagen und Pferde und führt überhaupt keinen Haushalt in dem es ärmlich herging, während Goethe neben ihm mehr als der ſtille Geſellſchafter, der Privatmann erſcheint, der den aus der neuen Gemeinſchaft fließenden Ruhm ſoviel als möglich Schiller zuzuwenden ſuchte. Und ſo ſei auch dies gleich ausgeſprochen: für Schiller iſt die Vereinigung mit Goethe der Anbruch einer neuen Epoche geweſen, welcher eine friſche Reihe von Werken entſprungen ſind, an denen Goethe's Mitarbeiterſchaft ſich betheiligte; für Goethe war dieſe Gemeinſchaft nur eine Epiſode und was während ihrer Dauer an neuen Arbeiten zu Stande kam, nimmt innerhalb der Entwicklung Goethe's geringeren Raum ein. Goethe verdankte Schiller das wiedererweckte Intereſſe an augenblicklicher literariſcher Wirkung auf das Publikum. Er arbeitete wieder wie in den alten Frankfurter Zeiten vom Tage zu Tage: aber als Schiller endlich fortging, floß der große Strom im alten ruhigen Tacte einſam weiter.

Schillers und Goethe's vereinigtes Capital war eine Macht, gegen die Niemand aufkam. Nach außen konnten ſie jeder Concurrenz die Spitze bieten: was ſie dem Publikum ſchenkten, mußte mit Entzücken in Empfang genommen werden und ward es. Nach innen waren ſie Beide einander ſoſehr genug, daß Einer der hier ſo natürlich der Dritte im Bunde hätte ſein müſſen, auf das Traurigſte verſtoßen ward. Nicht etwa Wieland, welcher bereits in das Alter unſchädlicher Gemüthlichkeit getreten war und dankbar annahm was man ihm zukommen laſſen wollte, ſondern Herder. Schillers Freundſchaft mit Goethe iſt das Datum der Trennung

Goethe's von Herder, der jetzt in die Epoche der Verbitterung eintrat, aus der er ſich nie wieder herauswand. Herder iſt in jämmerlicher Weiſe überall vom Schickſal an die falſche Stelle gebracht worden und daß er ſelber dies wußte, trug nicht zum Wenigſten zu ſeiner traurigen Lage bei. Ausgerüſtet mit ungeheurer geiſtiger Kraft hat er niemals bei deren Anwendung in vollen Zug kommen können und iſt ſchließlich durch ſeinen Handel mit Wolf, dieſem fatalen Vertreter einer Hypotheſe an der noch jetzt die Alterthumswiſſenſchaft leidet, in würdeloſe Streitigkeiten verwickelt worden, welche ſogar ſeinen Nachruhm angetaſtet haben. Späteren Generationen, die aus der neuen Ausgabe der Herderſchen Schriften den großen Mann neu kennen gelernt haben werden, wird es ein Räthſel ſein, wie eine ſolche Leuchtkraft ſo wenig Strahlen zu werfen vermochte. Herder erinnert an Lionardo da Vinci, welcher neben Michelangelo und Raphael als ein Rieſe erſcheint, aber als ein Rieſe, der, nachdem er ein paar Felſen die keine andere Hand bewegt hätte, von der Stelle gerückt, wie Simſon in der Mühle des täglichen Lebens ſich unnütz abnutzte. Bis zuletzt aber iſt Herder die Kraft geblieben durch ſein Urtheil zu verletzen. Man kann Goethe's dichteriſche Kraft nicht kälter und böswilliger anerkennen als von Herder in ſeinem in der „Adraſtea“ gegebenen Abriſſe der Deutſchen Literaturgeſchichte geſchah. Die Formel lautet: „Theilnahmloſe genaue Schilderung der Sichtbarkeit“. In jedem Worte liegt ein Hieb der bis auf den Knochen geht. Ich bekenne mich, im Gegenſatze zu Freunden die ſich weit kühler verhalten, zu beſonderer perſönlicher Verehrung für Herder: dieſe dämoniſche Macht aber, ſeine beſten, intimſten Freunde zu treffen, flößt mir Schrecken ein. Viel unſchuldiger klingt was Knebel, der ſich durch Schiller ebenfalls abgeſetzt fühlte, Herders Frau als das Stichwort der Jenenſer gegen Goethe mittheilte „der gebildetſte Mann des Jahrhunderts“. Hier iſt nur die Abſicht vorhanden, etwas Böſes zu ſagen, etwa wie Heine Goethe dreißig Jahre ſpäter den „kalten Kunſtgreis“ nannte. Goethe hat ſich damals ſtill von Herder ab-

gewandt, Schiller aber seiner Abneigung starken Ausdruck gegeben. Vielleicht, daß ohne Schiller in Weimar Goethe doch nicht so unerbittlich mit seinem ältesten Freunde und Lehrer zerfallen wäre.

Schillers Gewinnst durch Goethe erstreckte sich auf alle Verhältnisse.

Dadurch, daß er Cotta mit Goethe leise in Verbindung brachte, gab er dem damals unternehmendsten Deutschen Buchhändler, der, tief in Schwaben sitzend, den süddeutschen Markt mit beherrschte, einen Zuwachs an Macht, für den Cotta ihm ewig dankbar sein mußte, während Goethe und Schiller wiederum die Verbreitung ihrer Werke und deren hohe Verwerthung, sowie die bedeutenden Honorare derer sicherten, denen sie die Ehre gönnen wollten ihre Mitarbeiter zu heißen. Es wäre damals unmöglich gewesen, in Deutschland ein Journal zu gründen, welches sich neben den Horen gehalten hätte. Schiller und Goethe hatten unter den besten Kräften die Auswahl und thaten zugleich die Hauptarbeit.

Schiller brauchte sich von nun an auch nicht mehr um den guten Willen der fremden Bühnen zu kümmern: das Weimarische Theater unter Goethe's Direction stand ihm zur Disposition. In Goethe's Hause wurden die ersten „begeisternden" Proben der Schillerschen Stücke abgehalten, von Schiller und Goethe gemeinschaftlich jeder scenische Effect berechnet und probirt. Schiller dagegen inscenirte Goethe's Stücke: Iphigenie, wie schon gesagt worden ist, und Egmont.

Schiller brauchte nun auch keinen fremden Kritiker mehr. Goethe's Kritik stand ihm von den ersten Gedanken seiner Dramen an hülfreich zur Seite. Goethe hat Wallenstein, das größte der Schillerschen Dramen aus dieser neuen Epoche, umgestalten helfen, er es (durchweg in neuen glänzenden Costümen von Atlas) aufgeführt, und er endlich durch seine Besprechung in der Cottaischen Allgemeinen Zeitung dem Deutschen Volke dictirt, was es über das Stück zu denken habe. Ihr Briefwechsel zeigt, wie an allen Schillerschen Schöpfungen Goethe's Hand von jetzt an mitformen

half. Und, was im Allgemeinen ſchon geſagt worden iſt, Schiller wurde von Goethe ſo ausſchließlich und ſo reichlich mit neuen Ideen verſorgt, daß dieſe Verbindung ſeine übrigen unnöthig machte, ja in gewiſſem Sinne aufhob. Körner und W. v. Humboldt bleiben Schillers Herzen immer ſo nah als vorher, allein ihrer Kritik hätte Schiller nun durchaus entrathen können.

Goethe ſeinerſeits fand in Schiller einen Freund, der ihn unabläſſig zu dichteriſcher und kritiſcher Arbeit ermunterte (oder ihm Cotta als zweiten Ermunterer ſanft auf den Leib hetzte), der ihn durch ſeine rückhaltsloſe Anerkennung über Nacht in all ſeinen alten Ruhm zurückverſetzt hatte, ſo daß die dazwiſchenliegenden kühlen Jahre wie fortgeblaſen waren und es den Anſchein gewann als werde die glänzende Frankfurter Zeit fortgeſetzt. Schiller und Goethe organiſiren nun die Meinung des Publikums im beſten Sinne, ſie ſind es, welche Lob und Tadel in Deutſchland austheilen; denen, die nicht damit einverſtanden waren, oder die gern dieſes Amt für ſich in Anſpruch genommen hätten, blieb nur ohnmächtige Wuth übrig. So den Gebrüdern Schlegel, jedenfalls den talentvollſten Schriftſtellern jener Zeit, von denen der eine, nachdem Schiller ihm den Stuhl vor die Thüre geſetzt, wenigſtens mit Goethe in Berührung blieb — auch dieſen Vortheil hatte Schillers und Goethe's Gemeinſchaft daß ſie manche Leute nur „zur Hälfte“ abzuſtoßen brauchten — während Friedrich Schlegel Norddeutſchland gänzlich aufgab und, unterſtützt von ſeiner Frau, von Wien aus einen ununterbrochen überfließenden Giftvulcan gegen Goethe aufwarf. Goethe's Feinde für unſer Jahrhundert ſchreiben ſich in der älteſten Auflage aus dieſer Zeit her. Seine früheren Gegner waren antiquirt: die Vorwürfe der jetzt Aufkommenden aber haben auch für die Bildung unſerer Anſchauungen noch literariſchen Werth. Dicht neben Goethe, in Weimar ſelber, ſetzen ſich jetzt einige dieſer Wanzen an: Kotzebue, Merkel ꝛc. ſtechen in ſicheren Augenblicken und machen ſich mit derſelben Sicherheit unſichtbar. Goethe, wenn es ihm gelang, Heroen wie Herder aus dem Wege zu gehen, erblickt dieſes Geſindel ſo

tief unter ſich, daß es völlig ſtraflos walten durfte. Gehen wir den Dingen aber auf den Grund, ſo tritt hier nun wieder Schillers literariſche Klugheit als faſt bedenkliches Element entgegen, denn auch er hatte ſeine Leute, mit denen er es nicht verderben wollte. Zwiſchen Goethe und ihm iſt dergleichen niemals aber Gegenſtand der Discuſſion geworden. Die große, einmal in Weimar angeſponnene Intrigue, Goethe und Schiller zu trennen, wobei Kotzebues Geſellſchaft Schillers Eitelkeit, die man nach dem eignen Maaßſtab maaß, zu reizen gedachte, bedurfte kaum eines erklärenden Wortes. Schiller und Goethe's Gemeinſchaft beruhte auf feſterer Baſis. Wie hätten ſie einander je entbehren mögen? Sie, zwiſchen denen die höchſten Gedanken ausgetauſcht wurden, empfanden ſo tief die welthiſtoriſche Bedeutung ihres Zuſammengehens, daß all dieſe auf das Geſchwätz von zwei, drei Tagen gerichteten Kleinlichkeiten kaum von ihnen beachtet wurden.

Goethe fand in Schiller einen Freund, deſſen Beſtreben war, ſich in alle Richtungen, welche Goethe's Gedanken genommen hatten, einführen zu laſſen. Raſch fühlt Schiller ſich auf Gebieten jetzt zu Hauſe, in die Goethe ihn eben nur hatte hineinblicken laſſen. Schiller vereinigte den Eifer eines Schülers mit der reifen Kritik eines Mannes der ſich als gleichſtehend empfindet.

Und nun das Glücklichſte für Beide: ihr Verhältniß trug die Möglichkeit unendlichen Wachsthums in ſich. Ihre Naturen waren ſo grundverſchieden, daß niemals der Moment kommen konnte, wo Einer im Andern aufging. Der gute Kunſtmeyer hatte ſich nach einigen Jahren gemeinſamen Lebens ſo in Goethe hineingedacht und dieſer in ihn, daß Einer von ihnen gar nicht mehr im Stande geweſen ſein ſoll, ein Kunſturtheil abzugeben, das der Andere nicht bereits vorausgewußt. Schiller und Goethe würden niemals ſo zuſammen gefallen ſein. Wie zwei einander ſich zuneigende Linien, die durch unendlich dazwiſchen geſchobene kleine Räume immer wieder verhindert werden ſich zu ſchneiden, würde ſich dieſer kleinſte Grund zur Divergenz immer wieder gefunden haben. Goethe dachte

im tiefſten Herzen abſolut anders als Schiller. Er erkannte nur Schillers Perſon, ſein Streben, ſeine menſchliche Größe an. Was Schiller dagegen unter Dichten verſtand, war für Goethe gar kein Dichten. Schillers poetiſches Schaffen war Goethe etwas Fremdes. Schiller ſuchte ſich ſeine Stoffe. Dann modellirte er ſolange daran herum bis ſie ihm bequem lagen. Dann machte er kaltblütig die Dispoſition. Dann wurde tagewerkweis, wie Maurer einen Palaſt aufführen nach beſtimmtem Plane, das Werk emporgebracht. Dann der Bau geputzt, ornamentirt und zum Bewohnen ausgeſtattet und endlich mit einem gewiſſen Neuigkeitsglanz dem Gebrauche des Publikums anheimgeſtellt.

Dieſes Mechaniſche war Schillers Kraft. Er war Dichter von Profeſſion und ließ andre Dichter von Profeſſion neben ſich gelten. Goethe verſtand das wohl, aber nicht für ſich ſelber. Er behandelt die techniſchen Fragen, welche für Beurtheilung von Dichtungen und für deren Entſtehung werthvoll ſind, mit dem größten Ernſte, jedoch als Außenſtehender. Dichten war ihm ein unbegreiflicher Proceß. Wer ſich an Goethe wandte, ob er Dichter werden ſolle, kam ſchön an. Junge verſificatoriſch begabte Leute haben den natürlichen Glauben, es gebe irgendwo einen Areopag, von dem ihnen feierlich und verbindlich die Erlaubniß ertheilt werden könne, Verſe zu machen welche Erfolg haben, d. h. geleſen und bewundert werden müſſen. Goethe wußte nur Eins zu erwidern, was etwa auf das Gleichniß hinauslief: der ächte Seidenwurm brauche nur Blätter zu freſſen, die Seide werde ſchon nicht ausbleiben. Er antwortet ausweichend, abmahnend, bedenklich. Schiller geht friſch darauf ein. Er kritiſirt die eingeſandten Verſe und fordert auf, wenn ſie ihm zuſagen, fleißig fortzufahren. Er ermuntert; freilich, man müſſe ſich der Dichtkunſt völlig weihen wenn man etwas erreichen wolle.

Wie konnte Goethe ſich Schiller gegenüber der Unwahrheit ſchuldig machen, als laſſe er dies gelten, was er doch innerlichſt nicht gelten ließ? Hier kommen wir, nachdem wir das benannt

haben was die Linien jemals ſich zu treffen abhielt, zu dem Andern, was ſie doch immer einander zuſtreben ließ.

Goethe hatte gelernt, daß ohne Eingreifen des Handwerkes keine vollendete Dichtung zu Stande kommen könne. Die bildenden Künſte hatten ihn das zuerſt gelehrt, die Dichtungen der Griechen beſtätigten es. Es war viel „Meiſterſängerei“ bei der griechiſchen Versfabrikation. Goethe hatte ſtets als Mangel an ſich betrachtet, daß dies Handwerksmäßige ihm fehle. Er hätte gewünſcht, ſtatt wie im Traume, mehr bei klarem Bewußtſein dichten zu können. Er hatte, außer an den Griechen, an Shakſpeare die Vortheile erkannt, welche darin lagen, daß ein Mann als erwerbender Theaterdichter die Befriedigung ſeines Publikums als entſcheidendes Kriterium mit ins Auge zu faſſen gezwungen war.

Für ſich ſelbſt freilich vermochte Goethe nicht mehr klug zu werden. Seine Manier blieb die alte. Aber Schillern ſollten ſeine Erfahrungen jetzt zu Gute kommen. Schillers Stücke — man leſe den Briefwechſel — entſtehen zuweilen faſt ſo, daß Schiller als Goethe's Bevollmächtigter dichtet. Goethe commandirt und Schiller führt die Anregungen aus. In Kleinigkeiten ſpringt Goethe ſogar perſönlich bei, indem er zuſetzt oder ausſtreicht. Dieſes Zuſammenarbeiten, bei dem ſie einander dennoch niemals ins Gehege kommen — denn von Goethe's eigenſten Plänen erfuhr Schiller nie etwas, mochte ihm Goethe auch noch ſoviel einreden, daß er ihn um Rath frage — gereichte Beiden zu höchſten Genugthuung. Schiller entfaltet eine umfangreiche, regelmäßig productive Thätigkeit als Theaterdichter — er rechnet einen Sommer für ein Stück —: hier liegt jetzt der Hauptaccent ſeiner Thätigkeit. Goethe beginnt ebenſo planmäßig eine ungemeine Fülle angeſammeltes Material: Verſe, Proſa und Wiſſenſchaftliches, zu veröffentlichen. Er will weniger ſich ſelbſt in neuen Werken offenbaren, als die Einſichten des Publikums befördern, ſich mit dem Publikum in unmittelbarer Verbindung fühlen; hier der Hauptaccent ſeiner Thätigkeit. Auf beiden Seiten bot ſich unermeßlicher Stoff, ebenſo wie Cotta ſtets

unendliches Papier, unendliche Honorare und das Publikum eine unendliche Fähigkeit in Bereitſchaft hielt, all das aufzunehmen.

Nun aber ſtellen wir die Frage: wie würde das fortgegangen ſein, wenn Schiller leben geblieben wäre?

Es ſcheint unnöthig nach etwas zu fragen, was Niemand wiſſen kann und zu wiſſen braucht. Ich habe eben ja dargelegt, daß aus der Verſchiedenheit beider Naturen die Garantie für die Unerſchöpflichkeit ihrer in ſtetigem Wachsthum ſich ausbreitenden Freundſchaft gelegen habe. Aber von Goethe ſelbſt in ſpäteren Jahren gethane, ſein vergangnes Leben betreffende Aeußerungen verleiten uns, zu berechnen, was entſtanden ſein könnte.

Für Goethe war dieſes Zuſammenleben nicht, was es für Schiller geworden war: der Abſchluß einer Lebensarbeit, ſondern nur gleichſam eine zehnjährige Ehe, nach deren Verlauf man einen geliebten Lebensgefährten verliert, lange beweint, ſchließlich aber ruhig beurtheilt. Auch über Schiller hat Goethe endlich unbefangen wie über ſich ſelber geſprochen. Doch darf uns nicht zweifelhaft ſein, daß Goethe als Schiller noch lebte, genau wußte wie ihr Verhältniß beſchaffen ſei. Goethe beſaß die Gabe, das Gleichzeitige hiſtoriſch zu ſehen. Zwar ſagt er: „Unmöglich iſt's dem Tag den Tag zu zeigen“ aber giebt damit nur zu erkennen, wie einzig er mit der Gabe, dies zu vermögen, daſtand. Er ſah mit den Augen der Zukunft. Er urtheilte über die Gegenwart wie wir über Dinge von vor 50 Jahren. Er weiß 1820 bereits, daß „jedes Gefühl vom Werthe der Gegenwart in Deutſchland mangle“. Er hält ſich im hohen Alter politiſch indifferent, weil er vorausſieht, wann der Sturm in Deutſchland auch ohne ſein und anderer Leute Zuthun losbrechen müſſe. Deshalb wirken ſeine Urtheile auch heute mit ſo zutreffender Kraft. Dem ächten Hiſtoriker rücken ſich die Dinge gleich in die rechte Entfernung, wie dem Portraitmaler, welcher weiß wie weit man zurück, wie nah man herantreten müſſe, um einen Kopf im richtigſten Maaße zu ſehen. Es giebt Charaktere die nur in coloſſalen einfachen Linien dargeſtellt

werden können und von denen ab ein weites Zurücktreten nöthig ist, es giebt andere die nur als Miniaturportrait wirken und die man dicht unter das Auge halten muß. Goethe hat im Verkehre mit Schiller niemals vergessen, auf welche Höhe Schiller zu stellen sei, da aber hat er ihn ruhig ins Auge gefaßt und kritisirt, als historisches Object wie jedes andere. Zwanzig Jahre nach Schillers Tode urtheilt Goethe folgendermaaßen über seinen großen Freund: „Schiller, der wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber zur Reflexion hinneigte, und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, zog viele junge Leute auf seinem Wege fort, die aber eigentlich nur seine Sprache ihm ablernen konnten." Damit ist Schillers Rhetorik abgethan. Und weiter, als Eckermann, Goethe's letzter Amanuensis, eines Tages Anweisung zu empfangen wünschte, wie er es selber denn als Autor zu machen habe, sagt Goethe, dem hier einige Ermunterung ausnahmsweise ungefährlich erschien: „Halten Sie Ihre Kräfte zusammen. Wäre ich vor dreißig Jahren so klug gewesen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den Horen und Musenalmanachen nicht für Zeit verschwendet! Grade in diesen Tagen, bei Durchsicht unserer Briefe, ist mir Alles recht lebendig geworden und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folge waren." —

Was heißt das „wobei die Welt uns mißbrauchte" —? Schiller und Goethe hatten sich mit ihren Unternehmungen ja der Welt aufgedrängt? Goethe wollte nicht deutlicher sprechen, um von dem, eine gewisse Linie des Verständnisses nicht überschreitenden Eckermann nicht mißverstanden zu werden. Sein Gedanke war: daß er von Schiller mißbraucht worden sei. Wir müssen das Wort hier im edelsten Sinne nehmen. Er wollte sagen: hätte ich mich stille auf dem einsamen Wege gehalten, der meiner Natur gemäß war, so wäre ich weiter gekommen als auf all meinen großen Ex-

peditionen mit Schiller. Goethe ſah, als er ſeine Faſſung und Ruhe nach Schillers Tode wieder gewonnen hatte, auf dieſe abermals „Zehn Jahre“ zurück wie ein Reiſender der ſich lange in aufreibender Mühſeligkeit in einem fremden Erdtheile umhertrieb, erſchöpft und mit unendlichen Erfahrungen bereichert zurückkehrt, und zu Hauſe angelangt Alles in ganz anderer Weiſe faſt mühelos und durch eigne Schwerkraft fortgeſchritten findet. Er möchte die Erinnerung an ſeine Mühen um keinen Preis hergeben, muß ſich aber doch ſagen, du hätteſt bei geringerer Kraftverſchwendung zu Hauſe vielleicht mehr nützen und erreichen können.

Wir dürfen ſoweit urtheilen. Jedenfalls ſah Goethe im Alter, ſei es auch nur an dem Tage wo er mit Eckermann darüber ſprach, die Dinge ſo an. Er betrachtete ſein Zuſammenwirken mit Schiller als das größte, äußere Ereigniß ſeines Lebens, Schiller als die bedeutendſte Perſönlichkeit der er begegnet war, ſeinen Verluſt als den ſchmerzlichſten der ihn je betroffen. Er dachte an dieſe Zeiten zurück wie ein Feldherr an einen ſiegreichen Feldzug, über deſſen Erfolge kein Zweifel ſein kann, bei dem zugleich aber doch eine gewiſſe Begränzung dieſer Heldenzeit der Dauer nach nicht ausgeſchloſſen blieb. Man möchte nicht ſein ganzes Leben damit verbringen, von Sieg zu Sieg zu eilen. Und deshalb fragen wir: was würde geworden ſein wenn Schiller länger gelebt hätte? Würde es ihm gelungen ſein, in alle Zukunft hinein jedes Jahr eine neue große literariſche Unternehmung zu beginnen und Goethe als Verbündeten dafür in Beſchlag zu nehmen? Man könnte es für möglich halten, denn wer iſt vor und nach Schiller Goethe in den Weg gekommen, der ihn eingenommen hat wie er? Aber Goethe's Unabhängigkeitsgefühl? Vielleicht daß er eines Tages dennoch auch hier empfunden hätte: genug! Daß er, noch einmal fliehend, den ſtets im Hintergrunde lauernden Vorſatz, nach Rom zu gehen und dort zu bleiben, wirklich ausgeführt hätte. Es ſcheint thöricht, ſo zu kannegießern. Aber die Aeußerungen Goethe's nöthigen ſolche Fragen auf. —

Kriegszeiten allerdings sind die zehn Jahre neben Schiller für Goethe gewesen. Kein Jahr war ihr Bündniß alt, als Goethe durch Schiller in eine Affaire verwickelt worden war, die er weder vorhergesehen noch auf eigne Faust jemals unternommen hätte: der berühmte und berüchtigte „Xenienkampf", deutlicher: der Angriff Schillers und Goethe's gegen ihre gesammten literarischen Zeitgenossen, unternommen mit der Absicht, eine Fülle unklarer Verhältnisse mit einem großen Schlage zu bereinigen und die Firma Schiller und Goethe als eine absolut selbständige Macht den übrigen Firmen gegenüber aufzurichten.

Ich möchte behaupten, Schiller habe die nothwendigen Folgen dieser Unternehmung nicht nur deutlicher erkannt, sondern auch entschiedener gewollt als Goethe.

Es handelte sich zuerst dem Anscheine nach um eine Anzahl witziger, unschuldig beißender Ueberschriften in Distichenform zu Dem und Jenem in Deutschland, Dingen und Persönlichkeiten, denen sich ein kleiner Verweis anhängen ließ. Während der Arbeit ging ihnen auf, eine gewisse Planmäßigkeit werde gute Wirkung thun. So kam es, daß Niemand ungewaschen blieb und daß, um Keinem Unrecht zu thun, die nächsten nicht am besten behandelt wurden. Anfangs ist Jedermann unbefangen und die Angegriffenen wissen nicht recht ob man lachen oder weinen sollte. Allmälig aber melden sich Einzelne, bei denen die geführten Schläge zu fest saßen, um zu thun als sei nichts vorgefallen. Und daraus wird bald ein Sturm sittlicher Entrüstung und zugleich treten die Versuche auf, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das Resultat war, daß beide Dichter sich getadelt und angegriffen sahen — dies hatten sie vielleicht gewollt —; zugleich aber, daß sie sich dagegen wehren mußten — dazu wurden sie genöthigt. Schiller war einmal so weit gebracht, daß er an polizeiliche Hülfe gegen die persönlichen Beleidigungen dachte, welche auf ihn und Goethe losgelassen wurden, denn kann man der Sache nach nichts thun so sucht man sich an der Person zu rächen.

Während Goethe der Ansicht war, man müsse den Sturm ruhig ausbrausen lassen, sah Schiller, daß es nur Ein Mittel gebe sich zu retten: die Bildung einer Partei: und dies ist der Anfang einer Dichterschule, deren Namen heute noch seinen Glanz bewahrt hat, der sogenannten „Romantischen Schule", anfangs die Vereinigung der talentvollen, emporkommenden, in Jena ihr Centrum findenden jungen Leute, die man, da man sie brauchte, gewähren lassen mußte, und als deren unnachsichtlicher Hauptmann Schiller das Commando führte. Goethe stand als höchste Macht nur im Hintergrunde.

Die Romantische Schule übernahm es, in so schwieriger Lage für die beiden Häupter einzutreten. Sie erklärte Schiller und Goethe für die großen Dichter ohne Concurrenz, alle übrigen kamen nun gar nicht mehr in Frage, und nur sie selber, die Romantiker, wurden als Erben und Verwandte der wahren Dichtkunst anerkannt. Goethe's Erfolge, dem äußeren Umfange nach, übertrafen jetzt alle früheren. Schillers Werke zogen die seinigen mit, Goethe galt als der erste Dichter Deutscher Nation. Crabb Robinson berichtet vom Jahre 1800: Goethe sei das Ideal des literarischen Publikums in Deutschland. Goethe ließ sich das gefallen, wer hätte das nicht gethan? Kaum aber war Schiller todt, als er die ganze Gesellschaft wieder loszuwerden suchte.

Schiller arbeitete von Anfang an mit zerstörter Gesundheit. Er war schon krank als er nach Thüringen kam: er litt an Brustkrämpfen. Als Goethe ihn das erste Mal einlud bei ihm in Weimar zu wohnen, nahm Schiller an indem er zugleich jedoch auseinandersetzte welche Lebensweise er innezuhalten genöthigt sei: dieser Brief läßt am besten erkennen, unter welch unablässig ihn bedrückender und bedrohender Last Schiller seine größten Werke schuf. In elende zehn Jahre ist seine höchste Lebensarbeit hineingepreßt worden. Er arbeitete fieberhaft, eilte von einem Werke zum andern ehe das vorhergehende nur vollendet war und trug sich neben dem

was er unter den Händen hatte, mit neuen Plänen. Er mußte, wie er ſelbſt geſteht, immer viele große Unternehmungen zu gleicher Zeit betreiben. Von der einen zur andern gehend erhöhte er ſeine Arbeitskraft. Eines Tages aber war das letzte Goldſtück ausgegeben. Er brach ab, wie Byron, wie Raphael, wie Mozart; hätten ſie langſamer gelebt ſo würden ſie bei der großen Krankheit der Jeder von ihnen erlag, mag ſie heißen wie ſie will, vielleicht durchgekommen ſein. Aber ſie hatten zu raſch und reichlich gelebt, um für ſolche Fälle Sparpfennige zurückzulegen.

Schiller dichtete von 1795 bis 1805 die drei Stücke welche zuſammen unter dem Namen Wallenſtein gehen, und ließ Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Meſſina, Wilhelm Tell nachfolgen. Unter den Anfängen des Demetrius ſtarb er. Daneben eine Fülle von kleineren, aber nicht kurzen Gedichten, Bearbeitungen und Abhandlungen. Daneben wiederum eine ungemeine Correſpondenz mit Freunden. Und neben dieſer endlich ein ausgedehnter geſchäftlicher Briefwechſel, die Redaction der Horen, der Muſenalmanache und anderer bedeutender Unternehmungen. Schiller nutzte jede Minute aus, zuletzt indem er durch gewaltſame Mittel ſeine Natur der Uebermacht körperlicher Mattigkeit entreißen mußte. Ein traurigerer Kampf zwiſchen Arbeitsluſt und Zuſammenbrechen iſt niemals gekämpft worden. Ueber Schillers letzte Zeiten lieſt ſich am ruhigſten und rührendſten in den Briefen des jüngeren Voß, Sohn des berühmten Voß, der, ſelber einem frühen Tode zueilend, Lehrer von Schillers Kindern war. Eine ſanfte, zartbeſaitete, durchgebildete Natur, hatte er zu Schiller eine kindliche Liebe gefaßt und war in den letzten Stunden hülfreich bei ihm. Gräfe in Wolfenbüttel hat aus Voß' Briefen Auszüge zuſammengeſetzt, die ein wohlgefügtes und inhaltvolles kleines Buch bilden. Man hat bei Schillers frühem Tode immer das Gefühl, als ſei etwas verfehlt worden. Man meint das Unglück hätte ſich verhüten laſſen. Man ſucht nach Jemand, dem ſich Vorwürfe deshalb machen ließen. Man iſt ſchließlich, da die Dinge ſo ganz natürlich

und unaufhaltſam gingen, darauf verfallen, die Art anzugreifen wie er beerdigt wurde. Und als auch da ſich herausſtellte, daß Alles ordnungsmäßig verlaufen ſei, hat man Goethe vorwerfen wollen, Schiller nicht genug Theilnahme gezeigt zu haben. Goethe war von einer Krankheit befallen als Schiller ſtarb. Wir wiſſen genau, wie er ſich benahm als ihm endlich die furchtbare Nachricht nicht mehr verheimlicht werden konnte. Es giebt nichts Erſchütternderes als Goethe's Anblick, wie er da in Thränen ausbrach; wie er verlaſſen und beraubt daſtand und ſich ſagen mußte, daß dieſe Einſamkeit nun für immer dauern werde. Denn Goethe kannte das Leben genugſam, um zu wiſſen, daß die Natur, die nur „das Nothwendige thut", ihn nicht zum zweiten Male mit einem ſolchen Freunde beſchenken werde.

Zweiundzwanzigste Vorleſung.

Schiller und Goethe (Schluß).

Wenn eine Geſchichte der Deutſchen Literatur gegeben werden ſollte, ſo wäre es unumgänglich, da wo von Schillers und Goethe's gemeinſamer Arbeit die Rede iſt, von der großen literariſchen Bewegung zu ſprechen, welche mit ihr anhebt. Hier liegt das Schöpfungschaos der Gedankenwelt unſeres Jahrhunderts. Weiter brauchen wir nicht zurückzugehen, bis hierher aber zu gehen iſt nothwendig. Die Dichtung, Philoſophie, Philologie und Geſchichtſchreibung, in deren Entwicklung wir heute noch ſtehen, tritt am glänzendſten in der Wirkſamkeit der jenaiſchen Gelehrten am Schluß des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts hervor.

Sobald wir aber nur Goethe ins Auge faſſen, ändert ſich der Anblick. Wir ſahen vor dem Zuſammenleben mit Schiller einen einſamen Mann, der ſich vom Lichte ganz beſonderer Geſtirne den Weg beſtimmen läßt, welchen er einſchlägt. Wir ſehen ihn neben Schiller eine Reihe von Jahren mitten im allgemeinen großen nationalen Fortſchritte eine leitende Stellung einnehmen, allein wir gewahren auch, wie er, ſobald Schiller todt iſt, in die alte Zurückgezogenheit verfällt. Goethe, unſer größter Dichter und Schriftſteller, hat mit der allgemeinen literariſchen Arbeit nur in geringem direkten Zuſammenhange geſtanden. Ihre Vertreter haben ſich mit ihm zu thun zu machen geſucht: aber eine dieſer Verbindung entſpringende conſequente gemeinſame Thätigkeit hat niemals exiſtirt. Goethe hat immer nur herausgegeben, was ihm ein Zufall als

Geſchenk brachte, er hat als Dichter oder Gelehrter nur weniges geplant, gewollt, ausgeführt, es hat ſeine Thätigkeit zu Zeiten, zumal unter Schillers erklärendem Beiſein, wie regelmäßige Production ausgeſehen: geweſen iſt ſie es auch da niemals. Sobald Goethe die Dinge über waren, ließ er ſie liegen. Nur in Sachen der Gelehrſamkeit macht er eine Ausnahme.

Und ferner, obgleich Goethe's Dichtungen zwiſchen 1795 und 1805 unter Schillers Hülfe und Mitarbeit zu entſtehen ſcheinen, ſo hat Goethe in Wahrheit ſie ganz für ſich hervorgebracht. Wir haben auch Iphigenie, obgleich kein Vers darin ohne Frau von Stein's, Herders und Wielands approbirendes Votum für fertig erklärt worden iſt, dennoch nicht als unter dem Beirathe dieſer Perſonen zu Stande gekommen betrachtet, und ſo wird Niemand in Goethe's Sachen eine einzige Wendung nachzuweiſen vermögen, welche auf Schillers Einfluß zurückzuführen wäre. Es iſt alles einſames Goethe'ſches Fabrikat. Schiller hat auf die endliche Geſtaltung des Wilhelm Meiſter Einfluß gehabt, aber nur indem er Goethe zu einigen äußerlichen Aenderungen bewegte, ſo daß dieſer Schiller gleichſam die Feder in die Hand gab. Schiller hätte fehlen können: Goethe würde die früheren gewohnten Kritiker zu Rathe gezogen und ſich ihnen untergeordnet haben. Bei Wilhelm Meiſter iſt Schillers Einwirkung faſt zu bedauern. Ohne ihn würde dieſer Roman nicht eine ſo abſurde Abrundung erhalten haben, ſondern als Fragment von weit größerer Wirkung geblieben ſein.

Goethe war, als er Schillers Bekanntſchaft erneuerte, mit den Römiſchen Elegien beſchäftigt.

Ihr Urſprung iſt bereits genannt worden: es ſind zu Römiſchen Erinnerungen zurückverklärte Abenteuer neueſter Weimariſcher Gegenwart. Nachdem ſie aber einmal als fertige Gedichte Exiſtenz für ſich gewonnen haben, läßt Goethe, der jetzt die Lehren der antiken Meiſter nie wieder vergißt, ihnen eine rückſichtsloſe Feile zu Theil werden. Sie ſollen ſich völlig von ihm ablöſen und die Fähigkeit erwerben, für ſich zu exiſtiren. Er unterwirft ſie der härteſten Er-

ziehung. Er giebt ſie fremden Menſchen in die Hände, damit nichts zurückbleibe, was auf perſönlichen Zuſammenhang deute, und ſo iſt bewirkt worden daß dieſe Verſe etwas für ſich Beſtehendes gewonnen haben, was ſie allem früher Entſtandenen unähnlich macht. Man denkt nicht an Goethe, der uns bloße Erfindungen auftiſcht, ſondern was durch dieſe Hexameter in unſerer Phantaſie erweckt wird, iſt ſo mächtig, daß es als unmittelbare Wirklichkeit wirkt. Mögen wir noch ſo ſehr wiſſen, es ſeien die Weimariſchen Erlebniſſe nach Rom verlegt worden; wir lehnen dieſe Kenntniß ab und genießen die Elegien als „roba di Roma“ ohne über ihren Urſprung uns irgend belehren laſſen zu wollen. Das iſt derſelbe Geiſt, der uns Homers Ilias als Relation buchſtäblich ſo geſchehener Thatſachen aufdrängt, ſo daß heute noch immer nach dem ſkäiſchen Thore, und nach dem Brunnen und Feigenbaume geſucht wird, deren Lage Homer ſo deutlich und unverfehlbar angiebt. Immer wieder werden die Gelehrten mit der Ilias und der Odyſſee in der Hand die troiſche Ebene reconſtruiren oder die Höhle auf Ithaka wiedererkennen, in die der ſchlafende Odyſſeus niedergelegt wurde, und immer wieder wird in Rom die Schenke beſucht werden wo Goethe ſein Abenteuer erlebte. Goethe hat hier eine Realität gedichtet wie Properz das gethan hat, deſſen nächtliche Römiſche Straßenabenteuer uns ſo unbefangen wahrhaftig anſprechen als ſeien es die in Hexameter gebrachten Berichte eines Reporters, dem es überhaupt nicht möglich geweſen wäre aus ſeiner Phantaſie zu ſchöpfen, ſondern der nur das einzige Geſchäft betreibe, das Vorgefallene ſo faktiſch als möglich in Sprache wiederzugeben.

Worin lag nun dieſe Kunſt, im Sinne der Alten ſo zu dichten, daß das zur Erſcheinung kam, was ich eine „Realität“ nenne? Es hätte ſchon bei der Römiſchen Umarbeitung der Iphigenie davon die Rede ſein müſſen, denn es handelt ſich hier um den letzten Grund der entſcheidenden Umwandlung, welche Goethe's künſtleriſches Schaffen in Rom erfuhr, um das Geheimniß welches ſich ihm dort erſt enthüllte und um deſſentwillen die Schriften und

Kunſtwerke der Griechen ihm von nun an unentbehrliche Muſter ſind. Wollen wir dem Geſchehenen den rechten Namen geben, ſo ſagen wir: Goethe gewann in Italien was wir den „Styl“ nennen.

Vom „Styl“ eines Werkes iſt oft genug die Rede. Jeder ſpricht davon. Man ſagt, ein Werk habe Styl oder es mangle ihm der Styl. Es würde nicht Jeder gleich erklären können, einmal, was überhaupt Styl ſei, und zweitens, was er gerade diesmal damit meine. Und doch wird der Unterſchied immer wieder gemacht und der Begriff, ſo undeutlich er ſcheint, iſt ein unentbehrlicher.

Was iſt Styl?

Worin unterſcheidet ſich Iphigeniens letzte Form von den früheren?

Ich will die Wendung jetzt weiter ausführen, welche ich vorhin brauchte: Goethe habe bei den Römiſchen Elegien gewollt, daß ſie, ohne perſönlichen Zuſammenhang mit ihm, *für ſich* exiſtiren ſollten.

Sie wiſſen, von welcher Wichtigkeit die Kenntniß der Entwicklung eines Kindes iſt von den erſten Anfängen der Entſtehung an. Setzen wir ſtatt Kind Kunſtwerk.

Wir glauben bei mehr als einem Goethe'ſchen Kunſtwerke die Entſtehung vom erſten Gedankenblitze verfolgen zu können. Wir beobachten die erſten dunkeln Bewegungen. Es iſt vorhanden und iſt zugleich auch nicht vorhanden. Wir ſehen es wachſen und endlich bei ausgebildeten Gliedern zur Welt kommen. Nun iſt es da und ſchreit. Die Betrachtung dieſes Werdens, dieſer Entwicklung aus dem Nichts zur Perſönlichkeit ſcheint beim Kinde wie beim Kunſtwerke das Wichtigſte. Sobald eins wie das andere erſt einmal lebend ans Licht der Sonne getreten iſt, ſcheint das Geheimniß aufzuhören. Im geiſtigen Sinne beginnt es aber jetzt erſt! Das Entſcheidende in der Carrière eines Kindes iſt nicht der Moment, wo es als Weſen für ſich zu beſtehen beginnt, ſondern die Epoche, wo ſeine Erziehung vollendet iſt und es, ſich von ſeinen Eltern

nun auch geiſtig freimachend, ein nur auf ſich baſirtes Leben beginnt. Wenn der Knabe ein Mann geworden iſt.

Dieſe Macht, geiſtig ganz für ſich zu exiſtiren, ſo daß, wie beim Manne von Vater und Mutter, ſo beim Kunſtwerke vom Künſtler gar nicht mehr die Rede iſt, haben nur die griechiſchen Künſtler ihren Geſtalten verleihen können, und von den nachfolgenden nur die welche den Griechen das Geheimniß abſahen. Bei Dante's, Shakſpeare's und Lionardo's Figuren, bei denen aus Raphaels und Michelangelo's Jugendzeit, drängt ſich die Frage nach dem der ſie hervorgebracht hat, faſt immer wieder als das Wichtigere auf. Dante, Shakſpeare, Lionardo, den jungen Raphael und Michelangelo ſelbſt erblicken wir zumeiſt in den Geſtalten die ſie ſchufen: es ſind ihre Kinder, aber unmündige Kinder, und der Vater ſteht in erſter Linie; ohne ihn würde ſeiner Schöpfung zum Theil die Erklärung fehlen. Homer, Sophokles' und Aeſchylos' Geſtalten aber leben ihr abgeſchloſſenes Daſein: die Väter verſchwinden neben den Schöpfungen.

Und ſo ſind die vor ſeinen Römiſchen Zeiten entſtandenen Werke Goethe's nur abgeſplitterte Theile einer Perſönlichkeit, welche ſelber uns ebenſo wichtig bleibt als ihre Werke, und erſt was er nach der Italiäniſchen Reiſe gedichtet hat, bedarf Goethe's Perſon nicht mehr, um eine vollendete freie Schöpfung mit eignem Willen und eigner Bewegung zu ſein. Das iſt es was die Arbeiten des Jungen Goethe zurücktreten läßt gegen die des Goethe, welcher in Rom den Griechen das Geheimniß des Styles abgeſehen hatte.

Und weiter:

Die griechiſchen Künſtler ſchufen neben der natürlichen eine ideale künſtleriſche Menſchheit, deren Körper niemals mit den natürlichen Leibern übereinſtimmten, ſondern die, wie ein Volk von Erz oder Marmor, ihre eigne Geſtalt hatten. Der Körper, den die griechiſchen Künſtler neu erfanden, iſt einfacher als der natürliche. Nur die edelſten Flächen und Linien, in einer künſtleriſchen Harmonie zu einander ſtehend wie die Natur ſie niemals zeigt, wandten

ſie an. Der Arzt, der Naturforſcher ſieht im menſchlichen Körper einen Complex nie völlig zu ergründender Stoffe und Bewegungen. Für ihn giebt es weder ein Innen noch ein Außen, je ſchärfer er beobachtet, um ſo unerwartetere neue Feinheiten entdeckt er: der griechiſche Künſtler will nur das zur Darſtellung bringen was den geübten Blicken ſeines Volkes als die wünſchenswertheſte äußere Form erſcheint. So wie alle Männer oder Frauen am liebſten ſelbſt gebildet ſein möchten, formt er ſeine Geſtalten. Und indem Generationen von Künſtlern auf dieſes Ziel hin den Geſchmack des Publikums und die Mittel ihn zu befriedigen immer von neuem ſtudirten, gelang es ihnen endlich, das höchſte Maaß von Schönheit ſo zur Anſchauung zu bringen, als habe die Natur ſelber es hervorgebracht. Der griechiſche Künſtler wuchs innerhalb eines Ueberlieferten auf, welches ihm die Freiheit nahm. Dieſes Marmorvolk ſchien ſich ſelber in neuen Generationen fortzuzeugen. Der Zeus des Phidias, wenn auch nur Phidias allein ihn ſchaffen konnte, war den Griechen das Bild des Gottes als ſei Zeus im Marmor gegenwärtig, und habe Phidias nur im Auftrage des Volkes ſo lange an dem Steinblocke gemeißelt und geglättet bis die letzte, nothwendige Form entſtanden war.

Und nun: dieſes Volk von Statuen iſt nicht ſtumm: es redet, und ſeine Sprache iſt die der griechiſchen Dichtung! Dieſen Marmorlippen entſpricht der Vers der griechiſchen Dichter.

Nur diejenige Geſtalt einer Dichtung redet wirklich, deren Worte ſich in dem einfachſten Tonfalle bewegen, der über den zufälligen Accenten des menſchlichen Geſchwätzes erhaben iſt wie die Marmorleiber über den lebendigen. Die dichteriſche Sprache giebt den Worten klaren, abgegränzten Werth. Sie verleiht ihnen zugleich aber den Klang, der an die höchſten Gedanken erinnert deren die Menſchheit fähig iſt. Sie engt die Sprache ſcheinbar ein, zwängt ſie in Regeln und ſchließt gewiſſe Worte aus, denen jener ideale Accent noch fehlt. Nur die Griechen haben ihrer Sprache dieſen Klang und Tonfall ſo zu verleihen gewußt, daß ein Syſtem daraus

wurde; andere Nationen haben es nur zu einzelnen Lauten der dichterischen Sprache gebracht. Angesichts der Kunstwerke Griechenlands in Italien hat Goethe's Iphigenie diese Form und diese Sprache nachträglich angenommen, hat er Tasso und Egmont umgearbeitet. Jede Spur subjectiven Zusammenhanges mit dem Dichter sollte getilgt werden. Iphigenie hat mit der Gestalt der Frau von Stein, Orest mit der Goethe's nichts mehr zu thun. Keine persönlichen Schicksale, unter deren Anstoß sie entstanden waren, kleben den Personen mehr an: sie sind mündig und der Gewalt selbst desjenigen nicht mehr unterthänig, der sie formte und der, ehe er ihnen in Rom die höchste Vollendung lieh, sie nach seinem Willen immer noch hierhin und dorthin lenken durfte.

Eins aber hatte Goethe auch hier nicht fortzuschaffen vermocht: daß diese Gestalten in ihren ursprünglichen Anfängen doch anders geformt gewesen waren als sie endlich erschienen. Die alte erste Anlage behielt ihren subjectiven Ursprung, und sogar bei den Römischen Elegien bleibt ein gewisser letzter Anschein allzu nahen Zusammenhanges mit Goethe's Person, weil er sich als Träger der berichteten Abenteuer einführt. Wir müssen, um zu gewahren wie durchaus Goethe jetzt im Sinne der antiken „Kunstmäßigkeit" zu dichten versteht, uns an eine Anzahl Dichtungen halten, bei denen Inhalt und Form noch auffallender sind: Die Braut von Corinth, Der Gott und die Bajadere, Der neue Pausius und das Blumenmädchen, vor allen aber Alexis und Dora. Diese Gedichte — ich nenne nur die vorzüglichsten — sind im eigentlichen Sinne des Wortes Meisterwerke, das heißt: Arbeiten eines Dichters der sich zur Meisterschaft erhoben hat. Man kann ohne zu übertreiben bei diesen Gestalten, — welche nicht, wie Goethe's frühere, als ganz entfernte himmlische Verwandte des Dichters selbst durch eine verfolgbare Genealogie mit ihm zusammenhängen, sondern die er nun wie aus dem Gewölke uns plötzlich entgegentreten läßt, — von einer Vereinigung griechischer Sculptur, Raphaelischer Zeichnung und Tizianischer Farbe sprechen. Dieser Vergleich drängt sich auf,

weil ein ſo bedeutender Zuwachs an plaſtiſcher, zeichnender und colorirender Kraft bei Goethe hier ſichtbar ward. Er weiß durchaus, welche Effecte er haben will, mit welchen Mitteln ſie zu erreichen ſeien und wie ſchließlich dem Werke eine derartige Vollendung verliehen werden könne, daß von der „Arbeit“ die letzte Spur getilgt wird. „Alexis und Dora“ iſt unübertrefflich. Nicht wie aus dem Griechiſchen überſetzt, ſondern als hätte ein alter Grieche Deutſch zu dichten gewußt. Goethe hatte ſich damals in die antike Welt, als eine lebende, dermaaßen eingelebt, daß er ſogar der Ilias einen Geſang zufügte, ein Beginnen zu dem die neue Theorie, es lägen hier nur zufällig zuſammengeſchweißte Lieder vor, ihn berechtigte. Goethe's Achilleïs iſt kaum bekannt und pflegt als verunglückter Verſuch angeſehen zu werden. Ich ſtimme dem nicht bei. Ich halte dieſes Gedicht für eines, das mit ſeinen gelungenſten in der gleichen Reihe ſtehen darf. Leider iſt es unvollendet geblieben.

Doch es würde dieſer Art zu arbeiten etwas ankleben, was ſie als ein Herabſteigen von der Höhe der Kraft erſcheinen laſſen könnte, hätte Goethe nicht alle Vorzüge dieſer neuen Methode in einem großen Werke zur vollſten Blüthe kommen laſſen, das im artiſtiſchen Sinne als die ſchönſte und tadelloſeſte, und im reinmenſchlichen Sinne als die wahrſte aller ſeiner Dichtungen daſteht: Hermann und Dorothea.

Der Triumph eines Kunſtwerkes, im Sinne der ächten Kunſt, war, wie wir geſehen haben, die Phantaſie ſo zu berühren, daß ſie eine Schöpfung vor ſich zu haben glaubt, bei der, über dem Werke ſelber, der Künſtler ganz vergeſſen werde, ſo daß man nachträglich, und wie aus einer Bezauberung ſich erholend, erſt ſich ſagen müſſe, die Natur, oder das Bild oder die Dichtung verdanke den Händen eines Mannes ihre Entſtehung, ohne den es nicht vorhanden ſein würde. Dieſe Höhe hat Goethe bei Hermann und Dorothea erreicht. In der Form dieſes Gedichtes ſcheint er den Urrhythmus der germaniſchen Sprache entdeckt zu haben; in ſeinem Stoffe verklärt er dasjenige, was die Quelle aller Deutſchen Kraft und Herrlichkeit

iſt, das geſunde, gemäßigte Familienleben. Waren die Römiſchen Elegien aus der Beſchreibung des Glückes entſprungen, das ein aus langer Einſamkeit zum Beſitze einer Geliebten Gelangender empfindet, ſo haben wir hier den Inhalt der ruhigen Häuslichkeit, die aus jenen Anfängen ſich entwickelte, in der ſchönſten Form niedergelegt, die ſich denken läßt.

Ich will zuerſt von dieſer Form reden.

Klopſtock iſt der Schöpfer der modernen Deutſchen Proſodie. Verſuche die vor ihm gemacht worden ſind, ſind eben nur Verſuche geweſen. Klopſtock dichtete zuerſt wirkliche Deutſche Oden; er baute wirkliche Deutſche Hexameter, indem er unſere Sprache, in Nachahmung des antiken Satzbaues und im Nacherſchaffen neuer Wortformen, gleichſam im antiken Maaße einexercierte.

Klopſtock würde mehr geleiſtet haben wenn er weniger geſchrieben hätte: er gewann eine ſolche Leichtigkeit, im antiken Schritte zu gehen, daß ſeine Kunſt die natürlichen Fähigkeiten unſerer Sprache überbieten wollte. Es war nicht mehr Deutſch, ſondern Klopſtockiſch was er ſchrieb, und ſo großes Gefallen das Publikum eine Zeit lang an ſeinen Verſen fand, ſo konnte was nur eine Mode war doch immer nur begrenzte Dauer haben.

Ewald von Kleiſt (der ältere Kleiſt, welcher im ſiebenjährigen Kriege fiel) hat Hexameter und antikiſirende Phantaſiemaaße in discreterer und darum heute lesbarerer Weiſe angewandt. Ich erwähne Kleiſt unter Vielen die hier zu nennen wären — gedenken wir nur Ramlers, von deſſen Oden zu Friedrich des Großen Zeiten Berlin wiederhallte — weil er uns auf den Mann bringen ſoll, dem die eigentliche Gründung des Deutſchen Hexameters verdankt wird: auf Voß. Kleiſt beſaß ſchon etwas das hier bedeutend in Frage kommt und bei Klopſtock vergeblich geſucht wird: er formte nur wenig an der Sprache um, in welcher er dichtete, ſondern ſuchte ſich ihren Wendungen nach Vermögen unterzuordnen. Statt ſie zu zwingen, ſchmeichelte er ihr. Statt neue Erfindungen zu machen, paßt er das vorhandene Material den fremden Maaßen an und vermeidet ſorg-

fältig den Schein der Fremdartigkeit. Er bittet ausdrücklich, man möge ſeine Hexameter und andern antiken Maaße leſen als wenn es einfache Proſa ſei.

In dieſer Richtung iſt Voß weitergegangen und der Entdecker des eigentlich epiſchen Deutſch geworden. Wobei freilich gleich geſagt werden muß, daß auch er ſeine eigne, ſo glücklich erfundene Sprache ſpäter zu einem künſtlichen Idiome zu erheben trachtete, welches die Vortheile wieder einbüßte, die es zuerſt beſeſſen hatte und Voſſens letzte Arbeiten beinahe unverſtändlich gemacht hat. Während Klopſtocks künſtliche Bauten immer doch nur Schwierigkeiten boten die ſich überwinden ließen, wird Voß ledern, oder hölzern, oder ſtarr, oder wie man ſonſt geiſtloſen Formalismus bezeichnen will.

Hier aber iſt von dem Voß die Rede, welcher den Deutſchen zuerſt die Gedichte Homers erſchloſſen hat.

Der Hexameter des Homer war ein Product eines Dialektes: des ioniſchen. Niemals hätte ſich aus dem attiſchen, der Sprache der Denker und Politiker, ein ſo ſanftes Versmaaß gebildet. Der attiſche Erzähler höchſten Styles iſt Plato. Mit allen Hülfsmitteln welche die Syntax überhaupt der Sprache zu bieten im Stande iſt, ſtattet er das aus was er mitzutheilen hat, eine Proſa edelſter Art, wo jeder Satz ſeinen eignen Rhythmus hat. Mir ſcheint: das Beſte was mit menſchlicher Sprache überhaupt geleiſtet werden könne, habe Plato geleiſtet. Eine Harmonie von abhängigen Conſtructionen bis zum feinſten Gewebe, wie ſie Plato's „Gaſtmal" z. B. aufweiſt, iſt nie wieder auch nur verſucht worden. Alle moderne Proſa kommt was die Ausbeutung der Sprache als Material anlangt, gegen die Plato's nicht auf.

Plato's Perioden verlangen angeſpannte Aufmerkſamkeit: Homers Verſe laſſen ſich, im Vergleich zu dieſer Anſpannung halb im Schlafe einſchlürfen. Das Epos bedarf einer einfachen, ſich mühelos breit machenden, durch den Wohlklang der Worte die Gedehntheit der Conſtruction aufhebenden Sprache. Der ioniſche Dialekt war die Sprache der behaglichen Prahlerei mit Abenteuern. Er verhält

ſich zum Attiſchen wie das ſanft rauhe Sicilianiſch zum pointirten Toscaniſch, nur daß das Joniſche zur Schriftſprache erhoben wurde, was dem Sicilianiſchen nie zu Theil ward. Homer war Speiſe für Jedermann. Der gröbſte Geſchmack und die feinſte Zunge ergötzten ſich an ihm. Sein melodiſcher Gang verſetzte den Einen wie in einen Traum, während er den Andern zur Beobachtung ſeiner Feinheiten aufreizte. Die Subſtantiva ſchreiten in Begleitung wohltönender, ſich wiederholender, beinahe inhaltsloſer Adjectiva langſam einher, aber dieſe Beiwörter, wenn man ſie genauer betrachtet, ſcheinen doch unentbehrlich, wie die Schleppen fürſtlicher Gewänder durch unnützen aber prachtvollen Faltenwurf das Auge erfreuen. Dieſes Vorwalten eines wohlklingenden Sprachmateriales, das in Molltönen zu klingen ſcheint, verleiht der Erzählung einen feſten ſinnlichen Grund. Man geht einher wie über eine weite blumenbeſäete Wieſe. Es ſcheinen überall nur dieſelben Blumen, denen man immer wieder begegnet, es iſt ſtets daſſelbe Gras, das am Ende nur die Schritte hemmt, aber es athmet überall dieſelbe Friſche aus, giebt das Gefühl mühloſen, elaſtiſchen Fortſchrittes, bietet willkommene Zögerung und erhebt die Reiſe zum Spaziergang, während ſelbſt die Gleichartigkeit der Blumen ſich zuletzt in unmerkliche Unterſchiede auflöſt. Wer hat im Frühlinge nicht auf den Wieſenflächen der römiſchen Villen die Anemonen gepflückt, die in unendlicher Fülle da aufſprießen? Zuerſt ſieht eine aus wie die andere und es ſcheint ſich bald nicht mehr der Mühe zu lohnen: allmälig erkennt man, wie jede an Farbe und Wachsthum ein eignes Weſen ſei, und man kann nicht müde werden ſie einzuſammeln. So mit Homers einfachen ſich wiederholenden Worten, die an jeder eignen Stelle neue Farbe und Geſtalt annehmen.

Die Deutſche Sprache hat einen Dialekt welcher dem joniſchen nahe kommt: das in den nördlichen Ebenen und an den nördlichen Küſten heimiſche Platt. Ein rauher aber ſanfter Tonfall, ein Beruhen der Stimme auf gebrochenen Vocalen, eine Fähigkeit, breit zu ſein ohne leer zu werden, zeichnet es aus. Die Niederdeutſchen

haben keinen Homer und Herodot gehabt und müſſen es ſich ſchon gefallen laſſen daß dies geſagt werde: vielleicht würde, wären Vorgänger von ſolcher Kraft dageweſen, Voß ſeinen Homer gar nicht ins Hochdeutſche übertragen haben. Voß, als Niederdeutſcher, fand den Ton, in welchem das Joniſch des Homer in einem, man möchte ſagen: als Platt empfundenen Deutſch wiederzugeben ſei. Er wußte ſeinen Hexametern die Ruhe zu geben, die dieſem Maaße unentbehrlich iſt. Voß erhob ſich, nachdem er durch ſeinen Homer eine Proſodie angebahnt hatte, welche eine Deutſche Proſodie zu nennen war, zu eignen Dichtungen. Er ſchuf das Epos „Luiſe" die Geſchichte einer Pfarrerstochter, die mit einem jungen Amtsbruder des Vaters verheirathet wird, und lieferte damit das Vorbild für Goethe's Hermann und Dorothea ſo unmittelbar daß Goethe die Nachahmung gern eingeſtand und daß die Schaar ſeiner Gegner ihm ſogar zutraute, er habe Voſſens Luiſe Concurrenz machen wollen.

Goethe Concurrenz!

Der uralte Gleim, der in Halberſtadt ſitzend nichts mehr zu Stande brachte, als zu Gunſten ſeiner Freunde (die ihn heimlich für einen eitlen alten Narren hielten) in ohnmächtige Wuth zu gerathen, wo er ſie für angegriffen anſah, ſchrieb über Hermann und Dorothea an Voß, er habe Goethe's „Sechsfüßer" angeſehen, denn zu leſen ſei dergleichen ja nicht, und nun ſage er ſich, dieſer Hermann und Dorothea ſei eine „Sünde gegen ſeinen heiligen Voß" — „ich laſſ' es mir nicht nehmen, eine gottloſe Satire: Voſſens Luiſe will der Bube lächerlich machen! Robespierre beging kein größeres Bubenſtück! Hier (in Halberſtadt nämlich) ſind alle guten Seelen meiner Meinung!" Dies war nun gewiß eine Uebertreibung von Seiten des guten Canonicus, im Ganzen aber urtheilte man: Goethe habe Hexameter gemacht, wie ſie vor zwanzig Jahren Mode geweſen. Und heute noch, wo Goethe's Gedicht ausnahmsloſer Bewunderung begegnet, will man die Hexameter nicht alle gelten laſſen.

Ich erlaube mir dagegen zu behaupten, durch Goethe erſt ſei der von Voß zu einem Deutſchen Metrum erhobene Hexameter mit

vollem Leben begabt worden. Goethe's Anfänge, die in die beginnenden achtziger Jahre fallen, ſind freilich öfter ſchwer zu leſen. In Italien aber ging ihm der Fall des elegiſchen wie des epiſchen Hexameters auf. Was ihm früher wie eine mühſam nachgeahmte Tanzbewegung war, wurde ihm zum natürlichen Gange. Jetzt nahm er Voſſens Art in die richtige Schule, ſtreifte dem Deutſchen Hexameter die akademiſche Unbehülflichkeit ab und machte ihn den Lippen des Volkes geläufig. Goethe iſt dabei mit bewußter Vorſicht und zartem Sprachgefühle verfahren. Klopſtocks verfehlte Methode erkannte er: er hatte erlebt wie deſſen Schule aufgekommen war und ſich ſchließlich verflüchtigte; aber er durchſchaute ebenſoſehr Voſſens gefährliche Neigung zum Gemüthlich-hausbacknen: es handelte ſich für Goethe darum, einen hochdeutſchen, nicht fremd klingenden, ungezwungenen Hexameter zu ſchaffen, der dem Genius der Sprache ſich anbequemte. Das iſt ihm gelungen. Goethe's Hexameter fielen dem Spotte der von Voß eingenommenen Schriftſteller anheim. Man leſe über dieſe Frage die inhaltreichen Recenſionen der jenaiſchen Literaturzeitung aus dem Jahre 1807 nach. Goethe's Arbeit erſt, ſein unendliches Feilen, ſein Zuratheziehen Anderer, denen er ein feines Ohr zutraute, ſeine zögernde Auswahl deſſen was ihm als das Beſte erſchien, bei fortwährender Rückſicht auf den Klang der Sprache wie ſie geſprochen wurde, hat den Muſtervers geſchaffen, den wir brauchen.

Merken wir uns das wohl: es giebt keine richtigen Verſe an ſich, ſo wenig wie es eine richtige Sprache an ſich giebt. Es giebt nur Verſe, die große Dichter gemacht haben, und eine Sprache, deren ſie ſich bedient haben. Man hat Goethe's Hexameter und Pentameter durch ſogenannte richtigere zu überbieten geſucht. Platen z. B. hat, Alles in Allem genommen, einige Hundert Verſe dieſer Art geſchrieben, welche in ihrem Bau gewiſſen Feinheiten entſprechen die ſich an griechiſchen Hexametern entdecken laſſen. Platens Hexameter ſind vortrefflich, aber die Goethe's, weil bei ihrer Entſtehung die Rückſichten nicht ſämmtlich

genommen wurden welche Platen walten ließ, ſind darum wahrhaftig nicht etwa geringer. Im Gegentheil, Goethe's ſogenannte incorrecte Verſe ſind unentbehrliche Erweiterungen der uns geſtatteten Freiheit. Unſer heutiges Ohr verlangt nicht mehr als Goethe geleiſtet hat. Es iſt geradeſo mit den Reimen. Goethe reimt:

Allein und abgetrennt von aller Freude
Seh ich ans Firmament nach jener Seite.

Man wirft ihm „Freude" und „Seite" als unreine Reime vor. Ich möchte fragen, wo die Männer denn ſitzen, welche darüber zu entſcheiden haben, ob „Seite" und „Freude" von Goethe hier gereimt werden durften? Unſere ganze heutige Deutſche Verslehre leidet unter dem pedantiſchen, ungerechtfertigten Eingreifen einer Rückſicht auf gewiſſe Eigenſchaften der älteren Sprachen, die zu beobachten für die heutige Sprache ein Ueberfluß ſind. Keinen Nutzen, ſondern Schaden ſtiften dieſe Puriſten, wenn ſie uns ohne den innerſten Genius um Rath zu fragen äußerlich die Regeln griechiſcher und lateiniſcher Proſodie aufzwingen wollen. Wie matt und mühſam klingt das Muſterſtück Deutſcher Homerüberſetzung von Wolf, wie reichen nicht im Durchſchnitt die Ueberſetzungsverſuche griechiſcher und lateiniſcher Dichter, welche mit der Abſicht unternommen wurden, die proſodiſchen Feinheiten zu reproduciren, bis an die Gränze des Unverſtändlichen, ſo daß wer den Urtext nicht kennt oft gar nicht errathen würde was die Deutſchen Worte bedeuten ſollen. Der Mißcredit, in welchen der Betrieb der claſſiſchen Sprachen in neuerer Zeit gerathen iſt, könnte unſchuldiger Weiſe dieſen Unverſtändlichkeiten mit zuzuſchreiben ſein. Die Leerheit ſolcher Künſteleien iſt zu offenbar. Eine Sprache hat ihr zartes Wachsthum. Man muß ihren Ranken den Willen laſſen, wohin ſie ſich wenden wollen, man muß mit geübtem Auge beobachten, wohin der Drang ihres Lebensſaftes ſie vorwärts treibt. Faſt unbegreiflich erſcheint uns die taſtende, zögernde Arbeit Goethe's, der Jahre lang mit ſich und Andern berathſchlagt, wie ein Wort zu

wählen, ein Tonfall zu gestalten sei. Ich sehe eine Zeit kommen, wo diese Sorgfalt einem Studium unterliegen wird, dessen höchsten Nutzen in Zweifel zu ziehen, dann als wissenschaftlicher Hochverrath gilt.

Goethe's Hexameter, wo sie in Hermann und Dorothea fehlerhaft erscheinen, bedürfen nur der richtigen Wortaccentuation bei lauter Recitation, um sich in Wohlklang aufzulösen. Sie sind fürs Ohr und nicht fürs Auge geschrieben.

Was den Stoff des Gedichtes anlangt, bemerke ich:

Vossens Luise hat in ihrer Art eine hohe Leistung. Hier erkennen wir am einfachsten die Einwirkung der classischen Vorbilder. Sie ist ein rundes abgeschlossenes Gemälde, das um verstanden und genossen zu werden, nichts weiter bedarf. Sie hat die Eigenschaft des ächten classischen Kunstwerkes: in der That „vollendet" zu sein, das Wort in beiden Bedeutungen genommen. Goethe las das Gedicht gern vor und zeigte sich bewegt von seiner Schönheit. Die Reize des schleswig-holsteinschen Landes sind durch Voß verewigt worden. Klaus Groth hat in neuerer Zeit hinzugefügt was von ihm etwa nicht gesagt worden war. Voß hatte mit erstaunlicher Treue der Natur ihre Farbengebung abgesehen und von Homer gelernt, Landschaften in Worte zu übertragen. Goethe's Gedicht gegenüber aber kommt Voß nicht auf. Wer außer Goethe vermochte den friedlichen Scenen Hermann und Dorothea's die ungeheure Verwüstung der Revolution zum Hintergrunde zu verleihen, welche damals die Welt verdüsterte?

Goethe hatte diesen Stoff lange Jahre mit sich herumgetragen noch ehe an die französische Revolution gedacht wurde. Er schwankte über die Form, in der er ihn geben sollte: wir sehen, wie beides, die Form und die Beziehung auf die Zeit, ohne welche das Gedicht gar nicht denkbar scheint, erst im letzten Momente hinzukamen. Vielleicht sind sie es, die den Ausschlag gegeben haben. Goethe vollendete das Werk, im Jahre 1796, in der größten Schnelligkeit — der Briefwechsel mit Schiller giebt diese Daten genau an — und

brachte es in raſchem Tempo gleich bis zum Abſchluſſe. Hinterher begann erſt die peinliche Kritik, welche die Mündigkeitserklärung des Gedichtes hinausſchob.

Goethe ſagte zu Eckermann, in hohem Alter, Hermann und Dorothea ſei unter ſeinen größeren Gedichten das einzige, das ihm noch Freude mache wenn er es wiederleſe. Dorothea's Geſtalt ſteht ſo feſt auf dem Boden des Vaterlandes wie meiner Erfahrung nach überhaupt keine andere der Deutſchen Dichtung entſprungene Geſtalt. Sie hat nur eine Schweſter, an die ſie mich erinnert und die wiederum eine der wenigen dichteriſchen Figuren iſt, welche Goethe nicht gekannt haben mag: Gudrun, die Heldin des Gedichtes das mit Recht neben den Nibelungen als die Deutſche Odyſſee gilt. Auch hier tritt uns dieſe Verbindung tiefen Gefühls mit einer gewiſſen Zurückhaltung, dies feſte Beruhen auf dem Boden der Pflicht entgegen, dieſe faſt philoſophiſche Mäßigung in Glück und Unglück. Goethe's Dichtung ſteht das ſo wohl an, daß die ſittlichen Conflikte aus dem Gegenſatze des Deutſchen Charakters zu den Ereigniſſen erwachſen welche eben von den nächſten Nachbarn zu uns ins Land getragen wurden. Dorothea empfängt dadurch eine beſondere Miſſion. Sie tritt für die edelſten Gedanken ein welche die Zeit bewegen und iſt ſich deſſen nicht einmal bewußt. Sie erſcheint als Vertreterin jener geſunden Geſinnung, die nicht darin beſteht daß man ſich an das Alte anklammere, ſondern daß man das Gute mitzuerhalten wirke und die Ruhe in natürlicher Thätigkeit als den Preis des Lebens anſehe. Mit wie ſicherem Fuße ſie einherſchreitet, etwas bürgerlich Heldenmäßiges liegt in ihrem Auftreten. Goethe's andere Geſtalten haben mit ihr verglichen etwas Schwebendes, nicht völlig Conſiſtentes, als kämen ſie mit einer letzten Falte ihrer Gewänder nicht ganz und gar aus dem Gewölk hervor. Man würde es kaum bemerken, ſtände Dorothea nicht als Gegenſatz da. Und doch iſt ihre Geſtalt diejenige, die mehr als alle andern im realen Sinne einzig aus Goethe's Phantaſie zur Entſtehung kam. Es liegt nahe, bei der Mutter und deren

Verhältniß zu Hermann an Goethe's Mutter zu denken. Doch fördern ſolche Vergleiche hier nicht, weil die Geſtalten ihrer nicht bedürfen. Auf das Eine weiſe ich noch hin. Indem Goethe das wohlbegründete unerſchütterte Familienleben des inneren Deutſchlands der durch Frankreichs Nachbarſchaft bereits aus den Fugen gegangnen Exiſtenz am Rheinufer entgegenſetzte, ahnte er damals nicht, daß dieſer Sturm zehn Jahre ſpäter ſich über ganz Deutſchland ausdehnen werde. Das Gedicht verewigt als hiſtoriſches Denkmal die Zeiten zwiſchen den Anfängen der franzöſiſchen Revolution und den Napoleoniſchen Kriegen, einen für uns verhältnißmäßig friedlichen, geiſtig bewegten, erwartungsvollen Zuſtand, der ja auch die Stimmung geliefert hat, aus welcher heraus Schillers Hauptwerke gedichtet und in welcher ſie aufgenommen worden ſind.

Die mißgünſtige Kritik, mit welcher Hermann und Dorothea zum Theil aufgenommen worden war, hatte ihren Entſtehungsgrund in den Xenien. Einem Manne der an einem ſolchen Attentate betheiligt war, mußte gezeigt werden, ſelbſt wenn es Goethe war, daß man auch zu zürnen verſtehe. Es half den Leuten blutwenig: denn bereits im Mai 1798 berichtet Cotta an Schiller über die „ungeheuere Verbreitung“ des Werkes. —

Ich würde Wilhelm Meiſter, als faſt zu gleicher Zeit in Arbeit, hier auf ſich beruhen laſſen, wenn nicht über Schillers Einfluß darauf geſprochen werden müßte. Das Werk war abgeſchloſſen vor der Bekanntſchaft mit Schiller, der nun jedoch durch ſeine Theilnahme daran Goethe in ſolche Geſchäftigkeit verſetzte, daß der Roman, für den Druck abgerundet, als abgeſchloſſenes Ganzes herauskommen ſollte. Schiller hatte übernommen, die neue Schöpfung in dieſer Geſtalt zu rechtfertigen. Er beruhigte vor allen Dingen Goethe ſelbſt durch einige Briefe, die ein Meiſterſtück von Recenſion enthalten, und brachte ſodann in weiteren Kreiſen eine Bewegung zu Gunſten des Romanes hervor, die ohne Schiller, hätte Goethe allein geſtanden, ſchwerlich erfolgt wäre.

Wilhelm Meiſter zeigt am beſten die Eigenſchaften des Goethe-

ſchen Styles. Wie ein Gebirge in ſeinen verſchiedenen Höhenregionen die Flora verſchiedener Zonen beherbergen kann, ſo finden wir hier Stylproben aus allen Epochen Goethe's. Die Erzählung bewegt ſich zuerſt in der lebendigſten Frankfurter Diction, geht durch die Proſa der „Zehn Jahre" hindurch und endigt mit einem ſchematiſch gehaltenen, für bloßes Fertigwerden hingeworfenen Abſchluſſe, der in Sprache und Compoſition weder Linien noch Farben, ſondern nur erſt den ſkizzenhaften Entwurf giebt. Der Roman beginnt als feſtgewebte Novelle, welche auf einen Abſchluß loswill, wird von immer loſerem Stoffe, läßt immer mehr die alten Fäden fallen, während neue dafür eingeſchlagen werden, und endigt in faſt räthſelhaft eiligen Mittheilungen. Der Idee nach, welche jedoch erſt im Laufe der Arbeit ſich bildete: das Leben zu zeigen wie es iſt, konnte der Roman überhaupt nie geſchloſſen werden, ſondern mußte, wie Memoiren thun, an irgend einem Punkte abbrechen. Weil Goethe mit einer Art von Abſchluß die Schickſale der Perſonen nachträglich theils zu erklären, theils in einander zu paſſen und in Verbindung zu halten ſucht, legt man das Buch mit einer Enttäuſchung aus der Hand. Man verlangte das gar nicht.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre beherbergen Mignon und Philine, die beiden ſeltſamſten und liebenswürdigſten Ausgeburten der Phantaſie Goethe's. Weder bei Mignon noch bei Philine wiſſen wir, wie ich ſchon ſagte, woher ſie ſtammen. Es ſind von verſchiedenen Seiten Vermuthungen aufgeſtellt worden, die uns aber ſchon deshalb nicht fördern, weil wir von den Perſönlichkeiten welche genannt werden nicht mehr als die Namen haben. Niemals iſt eine coquette, unruhige, unwiderſtehliche Soubrette realiſtiſcher dargeſtellt worden als in Philine, und niemals ein im Süden gebornes, vom Schickſal zunicht geſchlagenes, träumeriſches, leidenſchaftliches Mädchen ſo hinreißend, rührend und ſo unvergeßlich als in Mignon.

Ein Kind, von dämoniſcher Anhänglichkeit an ihren Beſchützer gefeſſelt, fühlt Mignon plötzlich, daß ſie kein Kind mehr ſei. Als Kind noch ſchleicht ſie Nachts zu ihm, wie ein Hund ſich zu Füßen

seines Herrn betten will, drängt sich unerkannt an sein Herz und indem sie sich plötzlich erwachender Leidenschaft hingiebt, wird ihr Wesen zugleich der Vernichtung geweiht. Sie muß sich von nun an verzehren und ihr Tod ist mit ergreifender Wahrheit geschildert. Nachdem Marianne, welche die Heldin des Romanes in seinen novellistisch für sich bestehenden Anfängen gewesen war, bei Seite geschafft worden ist, tritt Mignon als die ein, um derentwillen die ganze Dichtung sich erneut. Goethe selbst sagt es. Er warf Frau von Stael vor, in ihrer Beurtheilung des Wilhelm Meister Mignon nur als Episode gefaßt zu haben, während um sie doch alles Uebrige sich bewege. Was anders wohl konnte Goethe so erschüttert haben, als er den Weg zwischen Erfurt und Gotha einmal einsam zurücklegend sich mit den Gedanken in den Roman verliert, bis er in Thränen ausbrach? Er schreibt Frau von Stein darüber, es war in den ersten Zeiten. Mignons Schicksal, wie ein dünner Spinnweb von Blume zu Blume gespannt durch einen einzigen Athemzug der Leidenschaft gerissen, muß ihm da vor der Seele gestanden haben.

Goethe hat sich durch Schillers Gesellschaft, welchem er Wilhelm Meister im Manuscripte mittheilte, leider verführen lassen, diesen höchsten, reinsten Effect des Romanes zu zerstören, indem er dem so deutlichen Zuge der Entwickelung entgegen Philine für die erklärt welche in jener Nacht sich zum Helden des Romanes hinwagte. Philinens Charakter ist mit diesem nachträglichen Zusatze zugleich aufgehoben worden. Denn darauf eben beruht ihr Verhältniß zu Wilhelm daß Philine, bei der lockersten Ungebundenheit und indem sie ihm tausendfache Gelegenheit bietet überzugreifen, ihn durchaus kalt läßt. Sie selber nämlich ist kühl von Natur und all ihre Verliebtheit nur eine scheinbare. Sie ist im Vertrauen auf die Gleichgültigkeit ihrer Natur in moralischen Dingen nachlässig bis zum Aeußersten, aber keiner Leidenschaft fähig.

Wilhelm Meister bringt neben entzückender Abwechslung der Scenen eine Fülle von Lebenserfahrungen, die unerschöpflich scheint. Bei jeder wiederholten Lectüre wird man neue Züge ausfindig

machen die von durchdringender Beobachtungsgabe zeugen. Goethe verſetzt uns in die Stimmung ironiſchen Vorherwiſſens bei jedem neuen Abenteuer Wilhelms: er werde ohne rechten Genuß, aber doch mit heiler Haut wieder davonkommen. Das menſchliche Leben erſcheint als eine ewige Folge von Gaſtmälern wo entweder der Hunger oder die Gäſte fehlen, ſowie von Stunden des ſchönſten Appetites wo man mit einer Brotrinde vorlieb nehmen muß. Einige Zeit nach dem Erſcheinen Wilhelm Meiſters lieferten ein paar jüngere Schriftſteller eine Kritik deſſelben: ſie ließen in einem Romane, „Karls Verſuche und Hinderniſſe“ betitelt, einen blöden Menſchen auftreten, welcher, vom Schickſal ewig an der Naſe herumgeführt, zu einer komiſchen Figur wird. Darin aber liegt eben der wahrhafte Inhalt der Goethe'ſchen Dichtung, daß uns Wilhelm Meiſter niemals lächerlich erſcheint. Le Sage hat im Gil Blas von Santillana in derſelben Weiſe ſeinen Helden durch unzählige meiſt reſultatloſe Abenteuer hindurchgeleitet, ohne ihn, ſelbſt da wo er die übelſte Figur ſpielt, lächerlich werden zu laſſen. Denn jeder Leſer wird ſich ſagen: dir hätte es nicht beſſer gehen können.

Goethe's Roman iſt zugleich von literarhiſtoriſcher Wichtigkeit. Er enthält ſehr wichtiges Material für die Geſchichte der Aufnahme Shakſpeare's in Deutſchland. Die in ihm gegebene Erklärung des Charakters Hamlet iſt berühmt und allbekannt.

Nur einen Nachtheil hatte das Werk: die Dinge ſind von Goethe mit einer ſo völligen Ungeſchminktheit genannt und dargeſtellt worden, daß man ihm, wie Schiller mit Recht vorausſah, dieſe Perſiflage der Menſchheit nicht verzeihen konnte. Gerade weil man wußte daß man ſo ſei, ſollte es nicht geſagt werden. Schiller hatte die Welt richtig beurtheilt. Wenn von Goethe's Immoralität die Rede iſt, pflegt man ſich vorzugsweiſe auf Wilhelm Meiſter zu berufen.

Hiermit iſt dasjenige genannt und beſprochen worden was von Hauptarbeiten in die Epoche der Gemeinſchaft mit Schiller an dichteriſcher Arbeit zu ſetzen iſt. Halten wir es neben die das

Deutſche Volk damals begeiſternden Werke Schillers, ſo iſt uns bei dieſer Zuſammenarbeit zu Muthe, als werde, während in einem großen Theaterſaale umfangreiche Orcheſtermuſik und laute Stimmen ertönen, nebenan ein Streichquartett aufgeführt, deſſen zarte Melodien nur manchmal, wenn dort der Zufall eine Pauſe ſchafft, vernommen werden. Goethe dichtete für ſich. Die in plötzliche Theilnahme übergehende frühere Kälte des Publikums war beinahe ein Werk Schillers; kaum war Schiller todt, ſo zeigte ſich der alte Zuſtand. Wieder kamen diejenigen empor, welche Goethe als den großen Mann prieſen, der nun aber genug geleiſtet habe; wieder war Goethe ſelber dies Geſchrei ebenſo gleichgültig als früher. Der Betrieb wiſſenſchaftlicher Thätigkeit erſchien ihm wichtiger als das Schickſal ſeiner dichteriſchen Werke, und es muß davon nun als einer Hauptangelegenheit die Rede ſein.

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Studium der Naturwissenschaften. — Die natürliche Tochter. — Die Wahlverwandtschaften.

Nach Schillers Tode war das natürlichste Mittel, Fassung zu gewinnen, Thätigkeit für Goethe. Eine herrliche Arbeit schien sich jetzt von selbst zu bieten: die Vollendung des Demetrius, des letzten Dramas, welches unfertig auf Schillers Tische lag.

Goethe allein hätte das Stück in Schillers Geiste abzuschließen vermocht. Er, der alle Geheimnisse und Absichten des Hinweggegangenen kannte. Auch glaubte er es im ersten Augenblicke; er hielt sich für berufen und verpflichtet. Die Aufführung des Stückes hätte sich zu einer großartigen Todtenfeier für den verstorbenen Freund gestaltet. Aber trotz des besten Willens: Goethe fühlte sich außer Stande der Aufgabe zu genügen. Nicht einmal Versuche sind von ihm gemacht worden. Das Einzige was Goethe zu Schillers Andenken damals gedichtet hat, ist der Epilog zur Glocke, die zu einer Erinnerungsfeier für ihn dramatisch in Scene gesetzt wurde, der ergreifende Trauergesang, in dem sich die Verse finden:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Warum ist Goethe machtlos dem Demetrius gegenüber?

Warum sinkt mit Schiller selbst Alles in die gleiche Grube mit hinab was Goethe während des Zusammenarbeitens mit ihm so ganz und gar in Beschlag genommen zu haben schien? Goethe, um sich über den unersetzlichen Verlust hinaus zu bringen, flüchtet

ſich in ſeine praktiſche Thätigkeit oder nimmt etwas vor, das ihn am wenigſten an Schiller erinnert: er kehrt zu den Briefen Winckelmanns zurück. Schiller war wie ausgelöſcht. Woran Schiller bei ſeinen Lebzeiten ſich kaum zu betheiligen fähig geweſen war, aus Mangel an Vorkenntniſſen, waren Goethe's Kunſtſtudien: er nahm lebendigen Antheil daran, aber verhielt ſich zu ihnen wie ein Außenſtehender, der in aller Eile ſo viel als möglich zu lernen ſucht, ohne viel auf eignes Urtheil Anſpruch zu machen: hierauf ſchien Goethe jetzt ſeine vornehmſte Kraft richten zu wollen. Schon während Schillers letzter Jahre hatte er damit begonnen. Die äußere Lage der europäiſchen Verhältniſſe machte die Kunſtgeſchichte zu einem mehr und mehr ſich vordrängenden Gegenſtande des öffentlichen Intereſſes. Die große Beute des italiäniſchen Feldzuges Bonaparte's, welche das Louvre in Paris füllte, bot eine Vereinigung von Gemälden und Statuen, wie ſie ſeit dem Beſtehen der modernen Welt noch niemals auf einer Stelle zuſammen ſichtbar geweſen waren.

Indeſſen, das hatte, wie bemerkt, ſich ſchon ereignet als Schiller noch am Leben war: der Hauptgrund, weshalb nach ſeinem Tode Goethe in eine ſo auffallende dichteriſche Unthätigkeit verfiel, iſt, daß eine Abſpannung nach dieſer Seite hin, welche gleichfalls bei Schillers Lebzeiten ſchon begonnen hatte, nun im vollſten Umfange ihre Rechte geltend machte. Zugleich wirkten die beiden großen Ereigniſſe, welche jetzt erſt eigentlich das 18. Jahrhundert abſchloſſen: das Ende der franzöſiſchen Revolution durch Napoleons Kaiſerthum und der Umſturz des Deutſchen Kaiſerthums ſammt dem der preußiſchen Monarchie durch die entſcheidenden Siege der Franzoſen, von denen der eine in Goethe's nächſter Nähe gewonnen wurde. Die Zeiten gemäßigter Freiheit, auf welche Schiller trotz der Schandthaten der franzöſiſchen Revolution bis zu ſeiner letzten Stunde noch hatte hoffen dürfen, waren für alle Völker wie zu einem Traume geworden. Eine furchtbare Ernüchterung verbunden mit dem Schrecken vor der ins Ungeheure wachſenden Macht des einen

Mannes, der alles in den Händen hielt, übertäubte alle andern Gefühle. Goethe, an der Schwelle des Alters ſtehend, mußte erleben, daß Conſtellationen irdiſcher wie geiſtiger Art eintraten, für die ſein bis dahin geführtes Leben in keiner Weiſe ihn vorbereitet hatte. Er erkennt daß eine große Epoche abgethan ſei, und indem er ſich ſtill auf ſich ſelber zurückzieht, erwartet er, welche neue Welt ſich aus dem Chaos entwickeln werde.

Und hier nun haben wir was ſeine dichteriſche Fähigkeit anlangt ein ſeltſames Schauſpiel. Er fängt gleichſam ganz von vorn an. Es beginnt ein Roman in ſeiner Phantaſie zu wachſen, in derſelben Art wie einſt Werther entſtanden war: rein aus innerem Anſtoße, nur für ſein eignes Herz geſchrieben gleichſam und ohne Gedanken an ein Publikum, welches daran Theil nehmen könnte; wie Werther auch nur für einige wenige Leute gedichtet die im Geheimniſſe waren.

Dieſes Werk iſt nun aber doch in einem anderen Geiſte geſchrieben als Werther einſt. Trotz des leidenſchaftlichen Inhaltes fehlt ihm das bewegte perſönliche Element, welches bis dahin das Kennzeichen der Goethe'ſchen Dichtungen geweſen war, nur ſeine damals letzte, die Natürliche Tochter ausgenommen, in welcher dieſer neue Geiſt ebenfalls zu bemerken iſt. Und es war nicht Goethe's Alter etwa, das ſich hier geltend machte, denn derjenige durfte nicht als alter Mann bezeichnet werden, der die glühenden Conflikte der „Wahlverwandtſchaften" zu empfinden und darzuſtellen im Stande war. Etwas Anderes erklärt dieſe veränderte Art zu dichten. Erwähnt iſt bereits um was es ſich hier handelt, nun jedoch muß es in vollem Umfange beſprochen werden: wir haben den Einfluß des Studiums der Naturwiſſenſchaften auf Goethe's Dichtung und Weltanſchauung zu unterſuchen. Ihr Einfluß wird jetzt erſt flagrant. Denn obgleich Goethe ſeit ſeinem Eintritte in Weimar ſich den Naturwiſſenſchaften hingegeben und beſonders nach der Rückkehr aus Italien ſich ſo tief hinein verſenkt hatte, daß Schiller ihn ihrer Herrſchaft geradezu „entreißen" mußte, tritt der Zuſammenhang

dieſes Studiums mit ſeinen Dichtungen nicht eher in ſichtbaren Folgen wirklich zu Tage als in den Zeiten von deren Anbruche ich eben geſprochen habe. Denn ſelbſt von dem was Goethe nach der italiäniſchen Zeit an dichteriſchen Werken ganz neu producirt zu haben ſcheint, war das Meiſte nichts als die Ausführung alter, längſt in ihm lagernder Anſchauungen. Hermann und Dorothea, der Gott und die Bajadere, die Braut von Corinth, die Achilleis haben Jahre lang unausgeſprochen in ſeiner Phantaſie gelegen. Neu dagegen, vom erſten Keime an, ſind die „Natürliche Tochter“ und die „Wahlverwandtſchaften“, bei denen die Angabe des neuen Jahrhunderts auf ihren Titeln zugleich das neue Jahrhundert als die Zeit ihrer Entſtehung anzeigt. —

Goethe hat über ſein ſich allmälig bildendes Verhältniß zu den Naturwiſſenſchaften an vielen Stellen ſeiner Werke ſo ausführlich berichtet, daß wir ihn auch hier von Schritt zu Schritt verfolgen können. Die Anlage dafür war von Anfang an vorhanden. Wir wiſſen, wie er in Leipzig mediciniſche und phyſikaliſche Vorleſungen hörte und ſich in Straßburg ſoſehr dieſen Dingen zuwandte als ob ſie ſein Hauptfach ausmachten. Doch ſchneiden wir dies Alles und andere Momente ſeiner Frankfurter Zeit ab als bloße Vorſtufen, welche gar nicht in Betracht kommen, mit Goethe's eignem Bekenntniſſe: er habe von den Naturwiſſenſchaften bei ſeinem Eintritte in Weimar nichts gewußt. Dort erſt führt ſein Amt ihn ernſthaft in ſie ein. Die Sorge für die Staatswaldungen in die Botanik, die Verwaltung der Jenaiſchen Univerſitätsſammlungen in die Anatomie, der Ilmenauiſche Bergbau in die Geologie, die Kunſtſtudien in die Phyſik. Nach allen dieſen Richtungen ſucht ſich Goethe anfangs nur den Beſtand der vorhandenen Lehre anzueignen, geht raſch jedoch zu ſelbſtändigen Unterſuchungen über und endet mit Entdeckungen, deren Wichtigkeit heute erſt in gebührender Weiſe anerkannt zu werden beginnt.

Es kann, das Wort im ernſteren Sinne genommen, nichts

Anmuthigeres gedacht werden als die umſtändlichen Darſtellungen Goethe's, wie er auf ganz beſondere Weiſe in die verſchiedenen Fächer der Naturwiſſenſchaften theils hineingenöthigt ward, theils in ſie eindrang. Dem Anfänger gewöhnlichen Schlages pflegt die Grundlage alles Wiſſens zu einer Zeit, wo der menſchliche Geiſt für die bloße Aufnahme der Dinge zumeiſt gemacht iſt, wie eine wohlgeordnete Erbſchaft übergeben zu werden, bei der es nur zuzugreifen gilt. Goethe kam als fertiger Mann, bei dem alles Neuaufgenommene ſofort eigne Gedanken erweckt, ſtoßweiſe und gleichſam nur auf Nebenwegen zu den Dingen! Um ſich in der Botanik, mit der er, wie wir ſehen, den Anfang macht, zurecht zu finden, ſucht er in den Wäldern die Förſter, Kräuterſucher und Eſſenzenkocher, an verſteckten Stellen die Beſitzer von Herbarien auf, lieſt in großen Stößen dazu, was die Weimariſche Bibliothek beſitzt, beobachtet im eigenen Garten und beginnt nach Kurzem auf neue, zu allem in Büchern Enthaltenen in Widerſpruch ſtehende Gedanken zu gerathen, die er eifrig, aber ganz im Stillen verfolgt. Nur hier und da bleiben ihm einzelne Stunden dafür übrig. In ſeinem Geiſte bildet ſich die Geſtalt der „Urpflanze", aus der alle anderen geſetzmäßig ſich entwickeln mußten und auf die ſie wieder zurückzuführen ſeien. Plötzlich überraſcht ihn, an dieſer oder jener Stelle, die Fortſetzung der dieſem Phantaſiegebilde gewidmeten Träume. Dann verſinkt alles Uebrige und Goethe lebt in dieſen Gedanken, als habe ſein Leben nur dieſen einzigen Zweck. Lange Jahre braucht er, ehe er ſoweit kommt von ſeinen Ideen öffentlich zu ſprechen, und als er ſich endlich dazu entſchließt, wird er von den Fachleuten mit Achſelzucken und mitleidigem Lächeln abgewieſen. Ihm aber iſt, ſcheint es, am Beifall eines ganz anderen Publikums gelegen. Mit Chriſtiane betreibt er in den erſten Weimariſchen Tagen nach der italiäniſchen Reiſe dieſe Studien. Für ſie faßt er ſeine botaniſche Lehre in ein Gedicht zuſammen, deſſen Hauptinhalt nicht einmal die Wiſſenſchaft, ſondern die Andeutung ſeines geheimen, ihn beglückenden Verkehres mit der Geliebten iſt.

Heute wird von Fachleuten verſichert, daß Goethe's Ideen die grundlegenden Anſchauungen enthalten, auf denen die moderne Botanik beruhe.

Einen ähnlichen Verlauf haben Goethe's anatomiſche Studien gehabt.

Auch hier beherrſchte eine äußerlich vergleichende Methode die Wiſſenſchaft, welcher Goethe ſeine auf eine höchſte ideale Einheit losarbeitenden Phantaſien entgegenſtellte.

In der Botanik wurden eine Anzahl von Familien angenommen, in die alle Pflanzen untergebracht waren. Das entſcheidende Kriterium war ihre Blüthe. Die Verſchiedenheit der Familien blieb als eine im Schöpfungsplane bereits enthaltene vorausgeſetzt. Gegen beide Prämiſſen richtete ſich Goethe's höheres Bewußtſein.

Er wollte nicht die Pflanze nur als Trägerin einer Blüthe beſtimmter Art mit anderen in derſelben Periode ſtehenden Pflanzen verglichen haben: er wollte das einzelne botaniſche Individuum vorerſt gar nicht mit andern vergleichen. Verfolgen wollte er es in der Aufeinanderfolge ſeiner eignen Zuſtände vom erſten Momente ab. Eine Pflanze nimmt er vor, als gebe es nur dieſe einzige auf der Welt, die er in den ſämmtlichen Stadien ihrer Entwicklung kennen zu lernen ſucht. Er beobachtet ihren Samen, ihre Verſuche aufzukeimen, ihr Wachsthum, die Einflüſſe von Boden, Sonne, Licht und Dunkelheit, den Reichthum oder die Armuth ihrer Blätter und Blüthen, das Aufſteigen ihrer Säfte. Er examinirt ſie auf ihre perſönlichen Verhältniſſe in jeder Richtung und ſucht die Geſetze, nach denen die unaufhörliche Folge neuer Zuſtände eintritt, die ſich ſeinem Auge hier bietet. Er hat kein beſtimmtes Ziel für ſeine Beobachtungen, auf welches er gleichſam polizeilich losrecherchirte: er verfolgt unbefangen alle Lebensäußerungen, von denen ſeinen liebenden Blicken keine entgehen ſoll. Allmälig, nachdem er von Pflanze zu Pflanze vorſchreitend, gemeinſame Eigenheiten der Entwicklung zu erkennen glaubt, wagt er Geſetze überhaupt als vorhanden anzunehmen. Dieſe ſind es endlich, die ihn auf jene ideale

Formel aller Pflanzengeſtaltung hinleiteten. Seine Entdeckung war: daß die einzelnen Pflanzentheile, Blatt, Blüthe, Stengel ꝛc. einem gemeinſamen Bildungsgeſetze folgend, nur die verſchiedengeſtaltete Manifeſtation derſelben Urform ſeien, ſo daß Goethe's Urpflanze ſich in Blüthe, Blatt, Stengel und Wurzel nur als ein Agglomerat idealer gleicher Theile zu erkennen giebt, die unter verſchiedenen Einflüſſen verſchieden geformt in die Erſcheinung hervorbrachen. Das gleiche Princip nun ſucht Goethe im Reiche der Thiere nachzuweiſen.

Doch wir dürfen uns hier nicht in Specialitäten verlieren, um Goethe's oſteologiſche Entdeckungen zu verfolgen: genug daß es ihm auch hier anfangs nicht gelang, ſein Princip überzeugend zu begründen, ſondern daß ſeine Entdeckungen erſt nach der Decennien hindurch dauernden Ungunſt der Gelehrten heute nicht nur als begründet, ſondern abermals als grundlegend für die neuere Wiſſenſchaft anerkannt worden ſind. Ich verweiſe auf das was unſere Fachgelehrten darüber urtheilen. Mit einem genialen Scharfblicke, welcher den, wie bei der Botanik nur in abſpringenden gelegentlichen Stunden ſich mit dieſen Studien beſchäftigenden Dichter über alle materielle Arbeit hinaus ſofort in die höchſten Probleme der Forſchung eindringen ließ, erkannte er hier die Gedanken, als deren neueſte Frucht Darwins wunderbares, in ſeiner Begründung großartiges, in ſeinen letzten Conſequenzen grundfalſches Princip zu Tage gekommen iſt. Goethe würde ſich wohl gehütet haben, die Folgerungen der Schule Darwins aus dem abzuleiten, was in dieſer Richtung er zuerſt der Natur abgelauſcht und ausgeſprochen hatte, aber er würde doch mit inniger Genugthuung vielleicht den Effect geſehen haben, den in ſo weltbewegender Weiſe ſeine einſtigen einſamen, mit Hohn aufgenommenen Entdeckungen vorbereiteten.

Wir ſehen Goethe, wenn ihm als Dichter oder Schriftſteller etwas gelungen iſt, zu Zeiten ſeine Freude darüber ausſprechen. Der Ausdruck ſeiner Gefühle überſteigt dann niemals aber den einer ruhigen Befriedigung. Er empfindet ein ſanftes wohlthätiges Be-

hagen an dem Geleiſteten. Niemals aber befällt ihn das directe Entzücken, mit dem er ſeine Entdeckungen als Naturforſcher ſeinen Freunden friſch mittheilt. Hier wird er leidenſchaftlich. Eine „markerſchütternde“ Freude erfüllt ihn. Er vergißt alles Andere in ſolchen Momenten. Man glaubt zurückblickend heute zu erſehen, als habe die Tragweite ſeiner neuen Gedanken ihn im erſten Augenblicke ihres Auftauchens ergriffen wie ein ungeheures Erſtaunen, das ihn außer ſich brachte.

Was die geologiſchen Studien anlangt, ſo ſei nur bemerkt, daß Agaſſiz die erſten Gedanken der die Erde einſtmals beherrſchenden, heute theoretiſch ſo wichtigen „Eiszeit“ Goethe zuſchreibt.

Es bliebe noch übrig, von Goethe's bedeutendſtem wiſſenſchaftlichen Werke, der „Farbenlehre“ zu ſprechen.

Hier dauert die trübe Ungunſt, welche ſeine wiſſenſchaftlichen Anſichten ſämmtlich anfangs erfahren haben, und die auf den übrigen Gebieten dem klaren Sonnenſcheine der Anerkennung gewichen iſt, heute noch fort. Von keiner competenten Seite her wird Goethe's Anſichten Beiſtimmung zu Theil. Er geht von dem gleichen Principe aus, das er überall verficht: er will auch hier auf einfache Anfänge zurück. Er leugnet die Vielheit der Farben, die er ſämmtlich als Zwiſchenſtufen zwiſchen Licht und Dunkelheit auffaßt. Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, in dieſer Frage entſcheiden zu wollen, und ich beſchränke mich, als Nichtfachmann, nur auf folgende, die Sache ſelber kaum berührende Bemerkung.

Als „Buch“ betrachtet, als Product aus Worten und Gedanken, iſt Goethe's Farbenlehre ein entzückendes Werk. Das allein was es an hiſtoriſchem Material, nach unendlichen Richtungen hin, mittheilt, würde ihm dieſe Bezeichnung ſichern. Nach Goethe's Principe, daß man um eine Wiſſenſchaft zu geben die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft liefern müſſe, hat er, indem er über das Verhältniß der Menſchen und Jahrhunderte, der gelehrten Forſchung ſowie der unbefangenen Beobachtung, zu den Farben ſchrieb, ein Buch zu

Stande gebracht, in dem zu leſen derjenige gewiß niemals müde werden kann, der es einmal kennen gelernt hat.

Ueberblicken wir Goethe's naturwiſſenſchaftliche Gedankenthätigkeit vorerſt nur auf den maaßgebenden Gedanken hin: daß die ſchaffende Natur bis zu den einfachſten Gedanken in ihrer Wirkſamkeit verfolgt werden müſſe, ſo erſehen wir nun den Zuſammenhang dieſer Idee mit derjenigen, die wir als Grundprincip der griechiſchen Kunſt erkannten; die thatſächliche Zurückleitung der menſchlichen Geſtalt und der menſchlichen Sprache auf einfachere, aber inhaltsreichere Formen. Nicht in der genauen Nachahmung deſſen, was in niedrigeren Eigenheiten die Erſcheinungen trennt, liegt die Aufgabe des Künſtlers, ſondern in Erfindung einfacher Geſtaltungen, in denen das Getrennte ſich vor uns vereinigt. Goethe's Enthuſiasmus für die Kunſt der Griechen erkennen wir nun als in inniger Verbindung mit ſeiner Naturanſchauung. Doch nicht dies iſt es, worauf es uns jetzt zumeiſt ankommt, ſondern einige wichtigere Geſichtspunkte ſind auszuſprechen, durch welche Goethe's Art die Natur zu beobachten nicht nur für ſeine Zeit eine ganz eigenthümliche war, ſondern durch welche ſie heute noch einen beſonderen Platz für ſich einnimmt.

Goethe's großer Geſichtspunkt iſt die Beſchränkung aller Naturerkenntniß auf das Gebiet des „Zugänglichen", wie er ſich ausdrückt.

Wir haben geſehen, was ihm Spinoza's Philoſophie ſo theuer machte. Nicht weil er Spinoza's Syſtem beſonders verehrt hätte: Goethe geſteht gelegentlich ſogar ein, daß er von Spinoza's „Syſtem" nicht viel wiſſe, ſondern weil er in deſſen Werken einen zuſammenhängenden Reichthum von Beobachtungen über die menſchliche Natur ſah, bei denen auf das Strengſte nur das zur Unterſuchung gezogen war, was dem grübelnden, theilenden, beobachtenden menſchlichen Verſtande faßbar iſt. Kein anderer Philoſoph leiſtete Goethe das. Alle wollten ſie auch das Unfaßbare in Formeln bringen.

Denſelben Unterſchied verlangt Goethe beim Studium der Na-

tur. Von vorn herein wird das „Unzugängliche“ anerkannt, nicht nur als die andere, ſondern als die größere Hälfte der Naturerſcheinungen. Dieſes Unzugängliche, das er auch das „große Geheimniß“ nennt, dominirt in ſolchem Maaße, daß ſich das ihm innewohnende Weſen ſogar auf das „Zugängliche“ erſtreckt, ſo daß Goethe das Zugängliche und Unzugängliche zuſammen als das „große Geheimniß“ bezeichnet. Immer wieder erklärt er davon, daß es dem Einzelnen unmöglich zu begreifen ſei. Immer wieder verſagt er ſich und Andere das Recht, aus dem Bekannten hier das Unbekannte zu conſtruiren. Er ſieht ſich gleichſam als einen Seefahrer an, der einen Erdtheil zu Schiff umkreiſend und höchſtens hier und da die Küſte betretend, ſich nicht anmaaßen dürfe, von dem was nur aus der Ferne ſich ſeinen Blicken offenbare, bindende Schlüſſe auf das Innere des Landes zu ziehen.

Allein, ſo ſehr Goethe dem Verſtande hier verbietet, mehr für Wahrheit zu nehmen als ſich in der That mit den fünf Fingern der Hand greifen laſſe, um ſo voller giebt er der Phantaſie des Dichters das Recht, aus unbewußter, träumender Kraft Bilder deſſen zu ſchaffen, was der Geiſt zu erblicken wünſcht. Nur daß er mit Schärfe die Gränze beider Thätigkeiten aufrecht hält. Längſt hatte, in ſeinen Jugendzeiten ſchon, die große Laplace-Kantſche Phantaſie von der Entſtehung und dem einſtigen Untergange der Erdkugel Platz gegriffen. Aus dem in ſich rotirenden Weltnebel — die Kinder bringen es bereits aus der Schule mit — formt ſich der centrale Gastropfen, aus dem hernach die Erde wird, und macht, als erſtarrende Kugel, in unfaßbaren Zeiträumen alle Phaſen, die Epiſode der Bewohnung durch das Menſchengeſchlecht mit einbegriffen, durch, um endlich als ausgebrannte Schlacke in die Sonne zurückzuſtürzen: ein langer, aber dem heutigen Publikum völlig begreiflicher Proceß, für deſſen Zuſtandekommen es nun weiter keines äußeren Eingreifens mehr bedürfe, als die Bemühung irgend einer außenſtehenden Kraft, die Sonne in gleicher Heiztemperatur zu erhalten.

Es kann keine fruchtlosere Perspective für die Zukunft gedacht werden, als die welche uns in dieser Erwartung als wissenschaftlich nothwendig heute aufgedrängt werden soll. Ein Aasknochen, um den ein hungriger Hund einen Umweg machte, wäre ein erfrischendes appetitliches Stück im Vergleiche zu diesem letzten Schöpfungsexcrement, als welches unsere Erde schließlich der Sonne wieder anheimfiele, und es ist die Wißbegier, mit der unsere Generation dergleichen aufnimmt und zu glauben vermeint, ein Zeichen kranker Phantasie, die als ein historisches Zeitphänomen zu erklären die Gelehrten zukünftiger Epochen einmal viel Scharfsinn aufwenden werden.

Niemals hat Goethe solchen Trostlosigkeiten Einlaß gewährt. Die unendliche Vergangenheit zu enträthseln, ist ihm ein Genuß, der unendlichen Zukunft anders als dichterisch beizukommen aber, reizt ihn nicht.

Während er im Faust, wo nur seine Phantasie waltet, sich nicht scheut die entfernten Himmelsräume in die elenden Schranken einer Theaterbühne zu bringen, rührt er als Gelehrter jene exacten Phantasien gar nicht an. Es würde seinem Begriffe von Freiheit widersprechen, heute bestimmen zu wollen was einst sein wird. Nur Ahnung ist hier gestattet. Ihm ist die Natur ein fortwährend in jungfräulichen Zustand zurückkehrendes Ganzes, dessen Zukunft verhüllt bleiben muß. Offenbaren kann sich nur was zufällig sich aufthut. Kein System umfaßt diese Totalität. Alle Namen und Ziffern sind den Erscheinungen nur aufgeschrieben: jeder Regen löscht sie aus.

Daher Goethe's Unbekümmertheit um die Vollständigkeit seiner Beobachtungen. Er constatirt die ewige Veränderung der Dinge. Einen unendlichen Uebergang aus einem Zustande zum andern beobachtet er: wo denn, fragt er, sei der Moment, in dem ein sich entwickelnder abgetrennter Theil der Natur als in dem Zustande befindlich bezeichnet werden dürfe, welcher die übrigen repräsentire. Der wichtigste Lebensmoment einer Pflanze tritt vielleicht

in einem Augenblicke ein, wo niemals ein menſchliches Auge ſie beobachtet oder nur betrachtet hat. Goethe glaubt nichts als was er ſelbſt geſehen hat und nimmt fremde Beobachtungen nicht an, ehe er ſie nicht wiederholte. Sein Genuß iſt, darzuſtellen was er ſelbſt gefunden hat. Er betrachtet ſich als Reiſenden auf einer Entdeckungsexpedition, für den jeder erſte beſte Gegenſtand Werth und Wichtigkeit hat, und der auch zu notiren nicht unterläßt, wo ihm einmal die Lebensmittel ausgehen oder ſeine Leute rebelliren. Rechts und links bückt er ſich, hebt auf was gerade am Wege liegt und ihm zuerſt in die Augen fällt. Ein anderer Weg würde ihm andere Objecte geliefert haben. Goethe iſt der echte Dilettant. Er hoffte nie auch nur annähernd der Natur ſoviel Geheimniß abzuhorchen, um den verhüllten Reſt danach errathen zu können: es ſind doch immer nur einzelne Laute einer unbekannten Sprache, die an ſein Ohr ſchlägt, von der nur hier und da ein ganz einfacher Satz ihm klar wird. Goethe's Ueberzeugung nach ſtehen alle Erſcheinungen in einem Zuſammenhange, welcher niemals aus der mit noch ſo großer Geſchicklichkeit vorgenommenen Behandlung einzelner, abgeſonderter Theile herauszudemonſtriren ſei. Dies iſt der Sinn ſeines Axioms, daß die Natur „weder Kern noch Schale habe", weder ein Inneres noch ein Aeußeres, weder ein Nothwendiges noch ein Nebenſächliches, ſondern daß jeder Theil neben dem andern Theile als gleich wichtig angeſehen werden müſſe.

Daher die Behaglichkeit mit der er ſich nur in den gelegenſten Momenten den Naturerſcheinungen zuwendet. Ja, dieſes Verhalten ſeiner eignen Perſönlichkeit ſieht er als ein ſo bedeutendes Ingredienz ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit an, daß er ſeine gelehrten Unterſuchungen gar nicht von ſeinem übrigen Leben abtrennen will. Er betrachtet ſie als Symptome ſeiner geſammten Lebensführung, die mit allen andern auf gleicher Reihe ſtehen. Daher die Wichtigkeit, mit der er ſeinen perſönlichen Zuſtand bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten mit in Rechnung zieht. Dieſe Art die Dinge zu betrachten wird ſchließlich zu einer ſolchen Hauptſache bei ihm, daß

er wissenschaftliche Entdeckungen als unvollkommen mitgetheilt ansieht ehe er nicht die Person und Lebensgeschichte des Entdeckers kenne. Daher, als er sich im höchsten Alter der Meteorologie und der Beobachtung der Wolkenbildung zuwandte, sein wunderlich-schönes Verhältniß zu Howard, dem englischen Forscher, der hier zuerst etwas Entscheidendes leistete. Er wollte Howards Resultate nicht eher gelten lassen als bis er wisse wie seine Person dazu stände, fragte in einem Briefe an und erhielt die schöne, rührende und ausführliche Auskunft, die er als Uebersetzung zum biographischen Ehrendenkmale des einfachen Mannes veröffentlichte.

In wie eminenter Weise diese Art die Dinge zu betrachten als die „antike" bezeichnet werden dürfe, ergiebt sich wenn wir einen Blick auf die Stellung des Menschen zur Natur werfen, wie sie seit Jahrtausenden bestand und wie sie sich, im Gegensatze dazu, im Umschwunge des vorigen Jahrhunderts und des unsrigen total verändert und umgewandelt hat.

Die mosaische Schöpfungsgeschichte gipfelt im Menschen, welcher als Inhaber der Nutznießung alles Vorhergeschaffenen eintritt. Auch die griechische Mythe läßt ihre Götter und Titanen im menschlichen Sinne als Herren der irdischen Erscheinungen auftreten, so daß sie als directe Vorläufer der Menschheit dastehen. Selbst Aristoteles würde sich die Welt nicht ohne die Griechen als das ihr Centrum bildende, an sich bevorzugte Volk darin haben denken können, und das Christenthum erhebt den Menschen in solchem Sinne zum Zweck der Schöpfung daß ohne ihn die Welt inhaltslos wäre.

Gegen diese Anschauung empörten sich die Naturwissenschaften. Die Astronomie eröffnete den Kampf, indem sie die Erde, die für den Mittelpunkt des Weltsystems galt, als ein nur untergeordnetes Gestirn erkannte, dessen herrschende Bewohner damit zugleich degradirt wurden. Schlag auf Schlag wurde diese Degradation nun für die Erde selbst aber weiter durchgeführt. Ungeheure Zeiträume ihrer Dauer bevor Menschen existirten wurden nachgewiesen. Kräfte

entdeckt, deren Wirkungen vom Geiſte des Menſchen weder geleitet noch gar erkannt worden ſind; ſtatt der früher in behaglicher Nähe ſtehenden göttlichen Geſtalten nun dunkle, aus ungeheuren Entfernungen wirkſame Mächte.

Und ſelbſt dieſen ſteht der Menſch nicht mehr gegenüber wie er es früher der Gottheit durfte. Neben dem Reiche der Menſchen ſind die der Pflanzen, Geſteine und Thiere die Herren der Erdoberfläche. Kein Gedanke mehr an die alte Unterthänigkeit, als ſei ihre höchſte Aufgabe, der Menſchheit dienſtbar zu ſein: nach unbekannten Conſtitutionen exiſtiren ſie für ſich, ſprechen eine dem Menſchen unverſtändliche Sprache und wiſſen nichts von ihm. Aber der Menſch ſelber weiß nicht mehr, wohin er gehört. Dankbar nimmt er an, daß man ihm im großen Thierreiche eine zweifelhafte Stelle einräume, wo er beſcheiden ſitzend über ſeinen letzten verwandtſchaftlichen Zuſammenhang mit der übrigen Thierwelt beſchämt nachdenken und ſich Mühe geben darf, in ſeinen ohnmächtigen Gedanken zu der Einſicht zu gelangen, daß es weder für die eigne Seele noch für Gott, als deren Schöpfer und letzte Zuflucht, irgend bindende Beweiſe gebe. Dies der geiſtige Zuſchnitt der Menſchheit, welche die einſtmals in jene Schlacke ſich verwandelnde Erde heute mit ſo zweifelhaftem Eigenthumsgefühl inne hat.

Dieſe Anſchauung der Dinge iſt es, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allgemeinwerdend der Herrſchaft der „Römiſchen Welt“ ein Ende bereitete. Denn aus dieſer plötzlich einbrechenden Lehre ging der unerhörte geiſtige Zuſtand hervor, deſſen Folge die franzöſiſche Revolution war. Eine Auflöſung des allgemeinen Bewußtſeins fand ſtatt, auf dem Tauſende von Jahren die Structur des europäiſchen Lebens beruht hatte. Alles wurde in Frage geſtellt und keine Frage gab es, welche nicht als wiſſenſchaftlich erlaubt gelten durfte. Jede praktiſche Bethätigung der ſo gewonnenen Reſultate ſchien geboten. Staat und Kirche waren in Gedanken längſt aufgeopfert ehe das erſte Flämmchen des großen Brandes der franzöſiſchen Revolution aufleuchtete. Nicht bloß der

liberale Bürgerſtand, ſondern Hoch und Niedrig dachte ſo und die katholiſche und proteſtantiſche Geiſtlichkeit leiſtete keinen Widerſtand. Chriſtenthum und Verehrung des antiken Weſens vermiſchten ſich friedlich. Darauf kam es gar nicht an: alle Augen waren geblendet von den neuen Offenbarungen welche im Bereiche der Naturwiſſenſchaften Schlag auf Schlag ſich folgten. Beim Aufſteigen des erſten Luftballons herrſchte wirklich ein Gefühl als fliege man ein Stück Weges in den unendlichen Raum hinein. Aus dem Munde der großen Mutter Natur erwartete man die höchſten Geſetze, denen die neue Menſchheit nachzuleben hatte.

Man ſollte denken, Goethe, der ohne Lehrmeiſter aus eigner Erfahrung in den Umſturz der bisherigen Gedankenwelt hineingeriſſen wurde, hätte ſich am willigſten den neuen Anſchauungen beugen müſſen: gerade hier aber ſehen wir in ihm etwas ſich erheben, was der verzweifelten Logik der Naturphiloſophie ſich unbeſiegbar entgegenſtellte.

Für Goethe's früheſte Zeiten waren jene auflöſenden Gedanken noch nicht vorhanden geweſen, von denen Voltaire freilich ausging, denen Rouſſeau aber Widerſtand leiſtete. Seine Frankfurter Sachen nennt Goethe ſelbſt ſpäter poetiſche Verſuche, welche nur den inneren Menſchen ſchildern und von den Gemüthsbewegungen genugſame Kenntniß vorausſetzen. „Hier und da", fährt er fort, „mag ſich ein Anklang finden von einem leidenſchaftlichen Ergötzen an ländlichen Naturgegenſtänden, ſowie an einem ernſten Drange, das ungeheure Geheimniß, das ſich in ſtetigem Erſchaffen und Zerſtören an den Tag legt, zu erkennen. Ob ſich ſchon dieſer Trieb in ein unbeſtimmtes unbefriedigtes Hinbrüten zu verlieren ſcheint".

Aber auch in den erſten Weimariſchen Zeiten noch beherrſcht die alte Weltanſchauung ſeine Dichtung.

Langſam und unabhängig von dem was um ihn her geſchieht, verändert Goethe ſeinen Standpunkt.

Jemehr er dem „ungeheuren Geheimniſſe" näher zu kommen ſuchte, um ſo mehr trat das ſich vordrängende Gefühlselement zu-

rück, während die Beobachtung deſſen was wir den Verkehr der Natur mit ſich ſelber nennen können, ſich bei ſeiner Anſchauung der Dinge in den Vordergrund drängte. Die der Hiſtorie nahm unter Herders Einfluſſe zuerſt eine andere Geſtalt an. Die Geſchichte trat für Goethe als eine Reihe natürlicher Proceſſe in Verbindung zu den Erlebniſſen des Bodens ſelber, auf dem die Geſchichte ſich abſpielt. Die Völker wurden zu Individuen in ſeinen Augen, deren Bewegungen zu beobachten einen Theil der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung bildet. Und ſo das Leben des Einzelnen: immer tiefer verweben ſich vor ſeinen Blicken die Schickſalsfäden der Menſchheit in das allgemeine Geflecht der Erſcheinungen überhaupt.

Die eignen oſteologiſchen Entdeckungen aber erſt haben Goethe's veränderter Weltanſchauung ganz neuen Boden geliefert. Er findet, daß der von den Gelehrten ſeiner Zeit feſtgehaltene materielle Unterſchied zwiſchen dem Menſchenſchädel und dem der übrigen Thiere nicht exiſtire. Zwar will man es ihm nicht glauben, daß der durch ihn ſo berühmt gewordene „Zwiſchenknochen“ (der eine Theilung des Oberkiefers in mehrere Stücke vollbringt) auch dem Menſchen eigen ſei, (bei dem man die meiſt völlig verwachſene, eigentlich nur ideal vorhandene Trennung nicht erkennen wollte): für Goethe war ſie vorhanden und die Zugehörigkeit des menſchlichen Skelettes in die große Reihe aller anderen Säugethierſkelette ausgeſprochen. Er zuerſt in Europa erlebte in ſeinem Geiſte die definitive Entthronung des früheren Herrſchergeſchlechtes.

Sträubte ſich auch ſein höheres Bewußtſein gegen jede auf das Geiſtige gehende Folgerung, ſo war doch die Summe dieſer neuen Erfahrungen zu ſtark, um nicht eine Revolution in ihm hervorzubringen. Goethe verläßt nun völlig ſeinen früheren Standpunkt. Er erkennt die Menſchheit, und ſich ſelbſt mit, als unter dem Banne einer ſchickſalsmäßigen Knechtſchaft ſtehend, welche für ganze Gebiete die da früher ſcheinbar waltende Freiheit nun als unmöglich erkennen ließ. Seine eignen Erfahrungen, die ununterbrochene ſtille Selbſtbeobachtung mußten es ihm beſtätigen, auch

wenn er Andern nicht hätte Glauben ſchenken wollen. Mit Staunen hatte er längſt in ſich eine periodiſche Wiederkehr moraliſcher (guter und böſer) Erſcheinungen bemerkt, deren „Umdrehungszeit“ er zu berechnen wünſchte. Immer neue Beiſpiele belehrten ihn, wie ſehr der freie Wille dem Einfluſſe der „Geſtirne“ gegenüber machtlos ſei. Immer neue Ketten entdeckte er, deren Endpunkte ſich im Nebel verlieren, aber deren Druck er ſelber nur zu deutlich fühlt. Nichts wäre natürlicher geweſen, als jetzt den letzten Schritt zu thun. Den aber thut er nicht! Goethe verfolgt willig den Weg, auf den die immer größer werdende Macht der Naturwiſſenſchaften ihn drängt: nur aber bis zu einem gewiſſen Punkte läßt er ſich leiten. Erſtaunlich iſt bei all ſeiner wiſſenſchaftlichen Unterordnung unter die Gebote der Natur Goethe's privates perſönliches Verhalten.

Niemals iſt Goethe von dem uralten ariſtokratiſchen Standpunkte herabgeſtiegen: trotz dem was die Wiſſenſchaft dagegen vorbrächte, die Menſchheit dennoch als die Mitte der Schöpfung anzuſehen, um derenthalben Alles da ſei. Niemals iſt ihm eingefallen, für ſein Recht, ſich ſo zu verhalten, erſt Beweiſe vorzubringen: er nahm es in Anſpruch. Hier erblicken wir ihn in flagrantem Gegenſatze zu den Grundbedingungen der Wiſſenſchaft welche auf Erforſchung exacter Dinge geht. Hier zumeiſt könnte man Goethe einen „Griechen“ nennen, den ſein angeborenes Adelsgefühl ſogar der Philoſophie gegenüber nicht verläßt. Er will ſich unter keinen Umſtänden zum Sklaven machen laſſen. Wer hatte ihn darüber zur Rede zu ſtellen? Wo für Goethe's perſönliche, individuelle Gedanken kein Raum iſt, da wendet er ſich ſchweigend ab.

Goethe, den keine Verpflichtungen banden, nutzte ſeine freie Stellung gründlich aus. Er arbeitete an keiner Univerſität, wo er auf Collegen oder Schüler Rückſicht zu nehmen hatte, er war Mitglied keiner Akademie, was ihm vielleicht eine gewiſſe repräſentirende Zurückhaltung auferlegt hätte: er war ganz auf ſich ſelbſt geſtellt. Niemand durfte ihn interpelliren, oder ihm den Kopf mit Gewalt

in dieſe oder jene Richtung wenden, ſo daß er hätte ſehen müſſen, was in ihr lag. Mit ſeinen geſunden fünf Sinnen ſtellt Goethe ſich als die Mitte der Erſcheinungen hin, indem er das dem unbewaffneten menſchlichen Auge Erkennbare als das eigentliche Maaß der Dinge proclamirt. Dies der Grund, weshalb er an Aſtronomie, wozu es der Fernröhre bedarf, und an mikroſkopiſchen Unterſuchungen keinen Gefallen findet. Auch gegen Newton nimmt ihn ſogar der ganz äußerliche Umſtand in gewiſſem Sinne ein, daß dieſer mit einem Prisma operirt, ſtatt direkt von dem auszugehen was das geſunde menſchliche Auge vor ſich hat.

Es wird Niemand Goethe's Verfahren ſchlechthin als nachahmungswürdig empfehlen wollen. Indeſſen da er einmal ſo verfahren iſt, da ſein Beiſpiel ſo offen daſteht, und da er doch als Gelehrter Bedeutendes geleiſtet hat, ſo wird ſich nicht verhindern laſſen, daß diejenigen, welche ſich in ähnlicher Weiſe dem Gutdünken ihres Genius anheimgeben, Goethe als den Schutzpatron dieſer Art, die Dinge anzufaſſen, verehren. Goethe erklärt gelegentlich einmal Wiſſenſchaft und Kunſt für identiſch und proclamirt damit auch für erſtere die Inſpiration des günſtigen Momentes als das Maaßgebende.

Es hat etwas Erquickendes, die Unbefangenheit zu ſehen, mit der er ſich in einer Zeit, wo Alles zu wanken begann, durch dieſes ſubjective Verfahren feſten Grund unter die Füße ſchafft.

Er hatte gelernt die Entwickelung der Menſchheit nur als einen Theil des allgemeinen Fortſchritts der geſammten Natur zu ſehen und das Schickſal des Einzelnen als eine Welle des großen Stromes, deren Sichheben und Sichſenken von Geſetzen beeinflußt wird, welche zu erkennen ins Bereich des „Unzugänglichen“ gehörte. Goethe iſt viel zu praktiſch um die Gränze zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit philoſophiſch herausrechnen zu wollen. Er läßt den Grund der Dinge auf ſich beruhen, aber er unterſucht die einzelnen Fälle. Auf irgend einem Wege, fühlt er, muß das Geſetz ſich von ſelbſt ergeben, und endlich entdeckt er, ausgehend von

naturwiſſenſchaftlicher Vergleichung, die Formel welche auch für das geiſtige Leben paßt.

Sie iſt in ſeiner Erklärung des „Nothwendigen in der Natur“ enthalten.

Als der beinahe letzte ſeiner alten Freunde, Carl Auguſt geſtorben war, und Goethe ſich anſchicken mußte, deſſen Sohn, den er von den erſten Lebensmomenten her kannte, als ſeinen neuen Herrn zu begrüßen, hat er dieſem einen Brief zugehen laſſen, worin er ihm ſeine formelle Huldigung darbringt. Dieſes Schreiben, das alle Zeichen des Styles trägt welcher Goethe's, wie Gervinus ſagt, „orphiſche“ Periode auszeichnet, hat etwas in ſeinen Wendungen greiſenhaft Umſtändliches. Man kann erleben, daß uralte Männer, indem ſie eine theure Erbſchaft weitergeben, ein ſeltſam ceremoniöſes Weſen annehmen, weil ſie durch ein langes Leben von der Wichtigkeit auch der nur unbedeutend erſcheinenden Handlungen überzeugt, wenn dieſe nun gar ſich über den gewöhnlichen Inhalt erheben ſich zu feierlichen Umſchweifen gedrängt fühlen. So Goethe in dieſem Schreiben, aus deſſen Sätzen ich den folgenden herauswähle: „Die vernünftige Welt iſt als ein großes unſterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltſam das Nothwendige bewirkt und dadurch ſich ſogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.“ Dieſes „Wort eines großen Weiſen“ wird hier als die letzte Conſequenz aller Betrachtung überhaupt gegeben.

Wir ſehen wie Goethe hier zu einer Idee gelangt, bei welcher die phyſiſche und die moraliſche Welt im genaueſten Zuſammenhange ſtehen. Für die phyſiſche formulirt ſich das Geſetz des Nothwendigen dahin, daß die ſchaffende Natur ſich gleichſam ihr feſtes Budget machte, deſſen Gränzen ſie nicht überſchreitet, ſo daß wo ſie ihren Geſtalten auf der einen Seite ein plus giebt, dieſem ein minus auf der andern nothwendiger Weiſe entſprechen müſſe. Goethe führt das in Beiſpielen ſorgfältig aus. Für die moraliſche Welt dagegen gewinnt er ſo das Eintreten gewiſſer unabwendbarer Folgen aus vorhergegangenen Handlungen und Zuſtänden, deren

Erfolgen in beſtimmter Form er nicht verlangt, deren dynamiſches Erſcheinen er aber für unabänderlich hält. Und hier gilt ihm für die kleinſte menſchliche Handlung daſſelbe Geſetz, welches die Thaten der größten Maſſen regelt: überall eine der „Sparſamkeit der Natur“ entſprechende Compenſation des Geſchehenden. Man könnte dieſe Anſchauung der Dinge einen nach rückwärts gewandten Fatalismus nennen.

Ihr begegneten wir in ſeinen Dichtungen zum erſten Male, wie ſchon geſagt worden iſt, in der Natürlichen Tochter.

Goethe ſieht hier davon ab, das Publikum überraſchen zu wollen, die poetiſchen Geſtalten wie Fiſche durcheinander ſchwimmen, ſie vor den Augen des Beſchauers, und voreinander ſelbſt, graciös gleichſam Verſteck ſpielen zu laſſen, ſo daß der goldene Schuppenſchimmer an der Stelle immer in vollem Lichte glänzt, wo man ihn am wenigſten vermuthete. Er läßt diesmal ſeine Geſtalten, denen er nicht einmal allen Namen giebt, ſondern die er nur mit Gattungsbegriffen bezeichnet, als König, Herzog, Gerichtsrath u. ſ. w. wie Repräſentanten, halb hiſtoriſcher, halb allgemein menſchlicher Abtheilungen der großen Geſellſchaft, halb frei, halb unfrei, ſich vorwärts bewegen zu unvermeidlichen Kataſtrophen.

Goethe hatte den Griechen abgelernt, daß die menſchlichen Figuren, in deren Kreiſe ſich ein wahrhaftiges Schickſalsdrama entwickeln ſollte, gleichſam auf ihre moraliſche höchſte Eſſenz zu reduciren und dann einander in unausweichbaren, ihre ganze Kraft erfordernden Situationen entgegenzuſtellen ſeien. Wir wiſſen, auf wie einfache Formeln Antigone, Kreon, Oreſt, Iphigenie ſich zurückführen laſſen. So, auf die letzten Conſequenzen ihrer geiſtigen Exiſtenz hin, meint Goethe, müßten auch die modernen Individualitäten zu formuliren ſein und er verſucht es. Er läßt in Eugenien, der Heldin der Tragödie, ein Mädchen auftreten, deſſen Schickſal daran hing, ob ſie fortan als hervorragende Fürſtentochter oder als bloß beliebiges Bruchſtück der großen gleichmäßigen Menſchenmaſſe gelten dürfte. In dem Momente der Prüfung zeigt ſie, daß

ſie nichts als ein gutes, aber neugieriges und eitles junges Mädchen ſei, und ihr Loos iſt geworfen. Aber dieſe entſcheidenden Scenen entwickeln ſich in einer kalten Nothwendigkeit als ſetzte man einen Pendel in einem luftleeren Raum in Bewegung um jede feinſte Schwingung möglich zu machen.

Es hat etwas Beängſtigendes, dieſe äſthetiſch präparirten Geſtalten erſcheinen und handeln zu ſehen, von deren Leben alles Zufällige abgetrennt iſt, ſo daß nur der, man könnte ſagen, in höchſter chemiſcher Reinheit hergeſtellte freie Wille des Individuums übrig bleibt, deſſen Entſcheidung die Kataſtrophe bewirkt.

Goethe hat die Trilogie nicht vollendet, auf welche dieſes Stück berechnet war, und in der er, wie er ausſpricht, das furchtbare Ereigniß der franzöſiſchen Revolution dichteriſch zu geſtalten hoffte. Er hat den Verſuch aufgegeben, weil er beim Publikum durchaus kein Verſtändniß fand für das was er wollte. Wir haben nur Schemata der Fortſetzung, aus denen ſich nichts erkennen läßt. Aber er ſuchte die Behandlung menſchlicher Schickſalswendungen, die ihm hier mißlungen war, an einem anderen Stoffe durchzuführen, den „Wahlverwandtſchaften“. Wie er in der Natürlichen Tochter die franzöſiſche Revolution darzuſtellen unternahm, ſo ſollte in den Wahlverwandtſchaften ſein Verhältniß zu Frau von Stein endlich die künſtleriſche Verklärung empfangen. Wie eine tiefe Wunde welche Heilung begehrte, lag es in ſeiner Bruſt. Aber nach Jahren erſt gelang es, auch hierfür die Form zu finden.

Wir dürfen hierbei nichts Aeußerliches im Sinne haben: als habe Goethe eine Dichtung wie ein Pflaſter auf die Wunde legen und damit die verſchobenen Dinge wieder ins Gleiche rücken wollen.

Er war längſt wieder mit Frau von Stein wenn auch nicht verſöhnt, ſo doch in ein erträgliches Verhältniß zu ihr zurückgekehrt. Mit ihrem Sohne hatte er immer in Verbindung geſtanden. Der junge Menſch hielt in alter Anhänglichkeit an ihm feſt. Eine Anzahl Briefe bezeugen es. Nur Anfangs wird darin von den Eltern nichts geſagt, nach kurzer Zeit aber finden wir in ihnen bereits

wieder Grüße an Vater und Mutter und nach abermals kurzer Zeit iſt der Verkehr mit der Familie ganz hergeſtellt. Schon 1789 hatte Herders Frau Goethe wieder bei der Stein getroffen. Doch war das wohl nur ein äußerlicher Verkehr. Zu gegenſeitigem Ausſprechen kam es erſt viel ſpäter. Schillers ſcheinen am meiſten dabei gewirkt zu haben. 1796, als Frau von Stein Morgens einmal unter den Orangenbäumen vor ihren Hauſe ſaß, kam Goethe mit ſeinem Söhnchen an der Hand zu ihr durch den Park den alten Weg herüber, und als er endlich gegangen war, ſchreibt ſie nieder, wie es nur möglich geweſen ſei, daß ſie ihn ſo lange verkannt habe. Als Frau Charlotte im ſelben Jahre bei Schillers zweitem Sohne Pathe ſtand, wunderte ſie ſich, nicht Goethe neben ſich zu finden, der ſeinerſeits dann durch Schiller Grüße an ſie ſenden läßt. Von Jahr zu Jahr kehrt das Verhältniß mehr in die alten Formen zurück, und es darf uns nicht wundern, im neuen Jahrhundert Goethe in freundlicher Correſpondenz mit ſeiner alten Freundin zu finden. Ein mildes Vertrauen hatte wieder zwiſchen ihnen Platz gegriffen.

In dieſem Sinne war alſo kein Ausgleich mehr nöthig. Auch ſollte mit dem Romane in keiner Weiſe eine Entſchuldigung ſeines Bruches oder Verklärung der ehemaligen Geliebten vorgenommen werden.

Ich ſage dies ausdrücklich, weil es trotzdem ſo ſcheinen könnte. Es wäre nicht unnatürlich geweſen, wenn Goethe das Problem ſich geſtellt hätte, zu verkörpern, was etwa geworden ſein würde wenn er Frau von Stein, nach dem Tode ihres Mannes, geheirathet hätte. Der Roman ſcheint ſogar ſo zu beginnen. Ein Wittwer, aber noch junger Mann beredet eine ihm an Jahren gleichſtehende gleichfalls verwittwete Freundin, für die er vor Zeiten vergeblich geglüht, auf Rechnung jener alten Liebe hin nachträglich ſeine Hand anzunehmen. Die Heirath kommt zu Stande. Ein junges Mädchen, Ottilie, wird in dieſes Hausweſen eingeführt. Zwiſchen ihr und Eduard, dies der Name des Mannes, entzündet ſich eine Leiden-

ſchaft, an der Eduard, Charlotte die Frau, und Ottilie alle drei zu Grunde gehen.

Nichts natürlicher ſcheinbar, als die Annahme, Goethe habe als Phantaſiebild ausführen wollen, was menſchlicher Vorausſicht nach ja hätte eintreten müſſen falls Frau von Stein ſpät noch ſeine Frau geworden wäre. Der Zweck des Romanes wäre dann geweſen, zu zeigen, wie wohl er daran gethan habe, wenn auch in noch ſo harter Art dem Verhältniß zu rechter Zeit ein Ende zu machen.

Faſt möchte ich glauben, Goethe habe dieſen Anſchein abſichtlich geſucht, und deshalb auch Eduards Gattin in ſo auffallender Weiſe Frau von Stein's Vornamen verliehen. Er wünſchte vielleicht die Kritik auf falſche Wege abzulenken. Weimar war ein zu gefährlicher Boden: es ſollte kein Klatſch entſtehen. Goethe durfte, ſobald ihm geglückt war die Spürkraft der Geſellſchaft falſch zu leiten, nun ſein Verhältniß zu Frau von Stein, zum zweiten Male gleichſam, in demſelben Romane in voller Prägnanz auffaſſen. Goethe (der wegen des als unmoralich angefochtenen Inhalts der Erzählung in der Folge öfter Anfragen über das was der eigentliche Inhalt der Dichtung ſei, zu beantworten hatte), ſpricht einmal einfach aus: das was der Roman wolle, ſei ja ſo deutlich: er bilde nur eine Illuſtration des Wortes Chriſti: „Wer ein Weib anſiehet, ihrer zu begehren, der hat ſchon die Ehe gebrochen mit ihr.“ Das konnte ſich nicht auf ſein ſpäteres Verhältniß zu Frau von Stein beziehen als er ſie verließ, ſondern auf ſein anfängliches, als er ihrer noch begehrte!

Faſſen wir in drei Worten noch einmal den Inhalt ſeiner „Zehn Jahre“ neben Frau von Stein zuſammen:

Ein junger Mann iſt zu einer verheiratheten Frau in eine Verbindung getreten, die man eine geiſtige Ehe nennen konnte und aus der, wäre der Mann nicht dageweſen, ſicherlich eine volle Ehe hervorgegangen wäre. Schon dieſe geiſtige Ehe aber verſtößt gegen die Moral der menſchlichen Geſellſchaft, welche in den zehn Geboten

und in höchſter Conſequenz in jenen Worten Chriſti (Matth. 5, 28) enthalten iſt.

Goethe ſtellt demgemäß ein Ehepaar hin, das beiderſeits die erſte Blüthe der Leidenſchaft einander nicht mehr darbringen konnte, wenn es auch aus Liebe ſich heirathet. Ein Paar alſo, das, wie Herr von Stein und ſeine Frau, halb aus äußerlichen Urſachen zuſammengekommen war. Dieſen Eheleuten nun läßt er durch Ottilie das widerfahren was Stein und ſeiner Frau durch ihn ſelbſt einſt widerfahren war.

In Charlottens und Eduards Ehe tritt Ottilie ein, wie Goethe einſt in Frau von Steins Haus eingetreten war. Goethe hatte nicht ſofort, ſondern langſam, wie ein moraliſcher Polyp, ſich in der Steinſchen Familie feſtgeſogen. Im Jahre 1780, vier Jahre nachdem dieſe Freundſchaft begonnen, ſchreibt er Lavater über Frau von Stein: „Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebten nach und nach geerbt und es hat ſich ein Band geflochten wie die Bande der Natur ſind.“ Goethe war Frau von Stein's Sohn, Bruder und Bräutigam geworden. All das mußte im Romane nun zur Schuld eines armen Geſchöpfes werden, dem Goethe dieſe Laſt aufbürdete. Ottiliens Schuld iſt das Hineinwachſen in jene Stellungen zu Eduard, in welche Goethe zu Frau von Stein getreten war. Bei aller Unſchuld Ottiliens — wie Goethe unſchuldig einſt ſich zu Frau von Stein hingezogen gefühlt hatte — wurde ſie dennoch ſchuldig von dem Augenblicke an, wo ſie dem Gedanken Raum gab, Eduard könne durch eine Scheidung von Charlotten frei und ſie Eduards Frau werden. Wie Goethe durch das geiſtige Element, welches er in die Familie Stein hineingetragen hatte, ſo großes Uebergewicht gewann daß eine Trennung von ihm undenkbar wurde, ſo läßt er Ottilie durch ihr geiſtiges Uebergewicht zwiſchen Eduard und Charlotte eine unantaſtbare Stellung erlangen. Dieſes Mädchen iſt mit einem natürlichen Verſtändniſſe alles Menſchlichen ausgerüſtet, dem gegenüber man ſich machtlos fühlt. Wer verdenkt Eduard ſeine Leidenſchaft, wer Charlotte daß ſie um Ottiliens

willen in eine Scheidung willigen will? Wer einſt hatte Frau von Stein verdacht, ſich einen Geiſt wie den Goethe's in freier Abhängigkeit zu halten? Goethe hätte gehen müſſen. Ottilie allein trägt unſchuldig die Schuld an allem Unheil, und muß dafür büßen.

Nicht weil er in Herrn von Steins Rechte eingreifen wollte, war Goethe einſt ſchuldig geweſen, ſondern weil er gegen ein göttliches Gebot verſtoßen hatte, das er nun als einen Theil der natürlichen Weltordnung auffaßte, deren Geſetze unbeachtet zu laſſen, Verderben bringen mußte. In ihrem Verhältniſſe zu Charlotte war Ottilie kaum ſchuldig zu nennen. Charlotte ſelbſt wollte ja zurücktreten um Eduards Ehe mit Ottilie zu ermöglichen: ſchuldig war Ottilie nur weil ſie den Gedanken, eine Ehefrau aus dem Herzen ihres Mannes zu verdrängen, in ſich aufkommen ließ. Und darin erkannte Goethe nachträglich ſeine Schuld: daß er in einer Stellung Jahre lang verharrte, welche eine Sünde gegen die geheiligten Ordnungen war auf deren Bewahrung die Menſchheit gegründet war. Hier ſchon ſehen wir den Einfluß der neuen Weltanſchauung Goethe's, der das Allgemeine im Auge haltend, ſeinen beſonderen Fall jetzt unter dem Geſichtspunkte des großen ſittlichen Weltverkehrs beurtheilt und verurtheilt.

Davon war bei Werther keine Rede geweſen, daß dieſer in ſeiner Liebe zu Lotten nicht nur Alberts Rechte, ſondern zugleich die Grundgeſetze des menſchlichen Daſeins beſchädigte. Ottiliens Liebe zu Eduard ſtellt ſich zuletzt die Natur ſelbſt gleichſam entgegen, welche für die Heilighaltung ihrer Ordnungen eintritt. Die geiſtige Ehe Ottiliens und Eduards neben deſſen realer Ehe mit Charlotte war nichts als feinere Bigamie, gegen welche die Mächte der Vorſehung ſich empören mußten. Eine ſolche geiſtige Ehe, wie wir geſehen haben, hatte zwiſchen Goethe und Frau von Stein beſtanden. In dem, was ihnen beiden einſt der erlaubteſte, unſchuldigſte Erſatz für alles Verſagte erſchien, ſah Goethe jetzt das Unerlaubte, Schuldige, Beſtrafungswürdige.

Ziehen wir die Geſammtheit aller in den Wahlverwandtſchaften

auftretenden Perſonen in Betracht, ſo ſehen wir, nach welchem feſten Principe die Compoſition diesmal aufgeführt worden iſt. So pflegte Goethe früher nicht zu arbeiten. Jetzt ſcheint er Schillers Methode ſich angeeignet zu haben. Jede Handlung iſt vorausbedacht, die Effecte ſteigern ſich in bewußt geſchaffener Stärke bis zum Abſchluſſe. Es iſt eine in Form einer Erzählung ſich aufbauende Tragödie. Nichts mehr von dem früheren fragmentariſchen Drauflosſchreiben.

Die Ueberlegung, mit welcher der Roman mehr auf den Totaleffect geſchrieben worden iſt, verleugnet ſich auch im Styl nicht. Goethe hat nicht wie früher bis auf jedes Wort eine unruhvolle, immer neuanſetzende Feile angewandt, welche er endlich aus Ermüdung neben ſich legte, ſondern er hat der ſtyliſtiſchen Arbeit ihr beſtimmtes Quantum Zeit gegönnt und ſie dann als genügend nicht weiter getrieben. Daher kommt es daß einige Stellen mit offenbarer Nachläſſigkeit obenhin behandelt ſind, andere die Abſicht, vermittelſt ſtyliſtiſcher Behandlung beſtimmte Effecte erreichen zu wollen, offen zur Schau tragen. So die in abſichtlich kurzen Sätzen gehaltene Erzählung von dem Tode des Kindes durch Ottiliens Schuld. Der Leſer ſoll durch die athemloſe Satzfolge erregt werden. So endlich das äußerliche Mittel, Ottiliens geiſtigen Reichthum dadurch als ſehr bedeutend erſcheinen zu laſſen, daß ihr unter dem Titel „Tagebuch“ eine Fülle der feinſten Lebenserfahrungen in einzelnen Aperçus untergeſchoben wird. Dieſe Beobachtungen ſind die einer älteren geiſtreichen Perſon und konnten niemals der Seele eines jungen Mädchens wie Ottilie entſprungen ſein.

Aber in etwas Anderem noch ſehen wir Goethe's neue Weltanſchauung bei dieſem Romane durchbrechen. Er ſucht die „Nothwendigkeit“ des ſich Ereignenden dadurch zu erklären, daß er jeder Figur gleichſam einen doppelten Werth verleiht. Er läßt jeden Mitſpieler einmal als naturhiſtoriſches willenloſes Stück Schöpfung agiren, wie einen Würfel, von höheren dämoniſchen Mächten auf den Tiſch geworfen, der ſelber nicht mit zu entſcheiden hat, wieviel

Augen fallen; und auf der andern Seite läßt er dieſelbe Geſtalt als freien, verantwortlichen Menſchen handeln, der jeden Gedanken ſeiner Seele zu verantworten hat. Dadurch entſteht im Leſer derſelbe wunderbare Zwieſpalt mit dem man aus der Ferne geſchichtliche Ereigniſſe zu beurtheilen pflegt, deren Unabwendbarkeit man erkennt und bei denen man trotzdem Niemandem die Laſt eigner Verantwortlichkeit abnehmen kann.

Um dieſes fataliſtiſche Element anzudeuten, hat Goethe das zu ſoviel Mißverſtändniſſen Anlaß gebende Beiſpiel aus der Chemie gewählt, nach dem er den Roman genannt hat.

Er ſtellt die Menſchen als Elemente hin, welche ſich abſtoßen und verbinden, ohne daß etwas, was irgendwie Willen genannt werden könnte, dabei in Frage käme. Um ihn hier zu begreifen, muß man allerdings in ſeinen Werken bewandert ſein. Dieſe Anſchauung war bei ihm bereits durch die Art angebahnt worden, in welcher Spinoza die menſchlichen Dinge behandelt. Den Vergleich geſellſchaftlicher Verbindungen mit chemiſchen finden wir ſchon im Briefwechſel mit Schiller, als einfachen Vergleich, bei dem an nichts Beſonderes gedacht wird. In der Einleitung zu den Wahlverwandtſchaften erſt gewinnt dieſes Bild das den Leſer beleidigende fataliſtiſche Anſehen, welches Goethe gar nicht hineinlegen wollte. Denn der Roman ſelbſt iſt ein Beweis des Gegentheils. Er ſollte zeigen, wie all dieſer chemiſche Zwang von der Verantwortlichkeit für das nicht entbindet, in das die dämoniſchen Mächte den Menſchen hineinſtoßen. Goethe wollte ſagen: was auch durch fremde und eigne Verſchuldung hier entſtehe, wie ſehr auch unerkannte ſchickſalsbildende Mächte über allen Sterblichen walteten: daß aus ihrer Macht zu entrinnen, dem Menſchen dennoch zuletzt gegeben ſei. Dies aber vermochte das Publikum nicht herauszufinden. Goethe behielt den Anſchein, als ſehe er die ſittlichen Handlungen als unfrei, ja als Ausflüſſe einer dem Stoffe anklebenden unerklärbaren, bewegenden Kraft an, welche die Bewegungen der menſchlichen Seele hervorbringe, ſo daß dieſe als der Spielball finſterer Dämonen

erſcheint, deren Abſichten, ſelbſt wenn wir ſie kennten, wir niemals abändern könnten.

Zu einer rechten Klärung dieſer Anſichten iſt es auch nie gekommen, weil die Wahlverwandtſchaften, nachdem ſie fünfzig Jahre lang als das gefürchtetſte Werk Goethe's immer von neuem beſprochen wurden, heute, vorübergehend, nur noch wenig gekannt ſind.

Dürfen wir für die Entſtehung der Wahlverwandtſchaften nach Maaßgabe der übrigen Werke Goethe's urtheilen, ſo liegt die Anlage viel weiter zurück als der Beginn der Arbeit. Goethe verräth gelegentlich, daß es zuerſt nur auf eine kurze Erzählung abgeſehen war. Auch hat der Roman der Form nach dieſen Charakter behalten: er iſt auf die einzige große Entwicklung angelegt und man erkennt an vielen Stellen Einſchiebſel und abſichtliche Dehnungen. Offenbar unterblieb die ſchließliche Ausführung ſolange, weil Goethe, nachdem er das Ganze zu innerer Selbſtändigkeit gebracht und von den perſönlichen Trägern der Erfindung abgelöſt hatte, neuer Erlebniſſe für die neueintretenden Träger der Ereigniſſe bedurfte, die in ſeiner Phantaſie ſich entwickelten. Immer war ja dies der Verlauf bei Goethe's Dichtungen geweſen. Seine Fabeln, auch wenn ſie aus den perſönlichſten Erfahrungen entſtanden, ſind ja niemals bloß verhüllte Wiederholungen des Erlebniſſes, ſondern geſtalteten ſich, jemehr ihr Wachsthum ſich ausbreitet und abrundet, zu neuen Schöpfungen, deren letzte Vollendung eben darin beſteht daß der Charakter des Erlebten, auf dem zuerſt Alles beruhte, zuletzt vernichtet wird.

Um Ottiliens Geſtalt zu gewinnen, bedurfte es für Goethe eines neuen Erlebniſſes; nach dieſem erſt war es möglich den Roman abzuſchließen. Wir wiſſen wie er dazu gelangte. In derſelben Weiſe wie, was Goethe's Herz anlangt, um Frau von Stein gekämpft wird, iſt auch um das junge Mädchen, daß für Ottiliens Urbild gilt, der Kampf entbrannt. Es ſoll mit beweiſenden Gründen feſtgeſtellt werden, wieweit Goethe's Gefühle ſich erſtreckten, ob er

Ottiliens Urbild geliebt oder ſich ihr gegenüber nur in den Gränzen leidenſchaftlichen aber väterlichen Wohlwollens gehalten habe.

Auch hierüber haben wir bereits eine kleine Literatur. Es handelt ſich diesmal nicht darum, der ſchönen, guten, liebenswürdigen Minna Herzlieb etwas anzuhängen, ſondern eher, ihr zu der gebührenden Ehre zu verhelfen, Goethe wirklich eine Leidenſchaft eingeflößt zu haben, auch einige Sonette als an ſie gerichtet anzuerkennen, welche Bettina, die Tochter jener Max Laroche, welche Brentano geheirathet hatte, als an ſie gerichtet für ſich allein in Anſpruch nahm.

Was dieſe Sonette anlangt, ſo hat, wie feſtgeſtellt iſt, Goethe nach verſchiedenen Seiten eigenhändige Abſchriften verſchenkt und dadurch bei Bettina den Glauben erregt, ſich als die einzige geiſtige Inhaberin anſehen zu dürfen. Der Inhalt iſt wenig leidenſchaftlicher Natur; wie man heute ſagen würde: mehr akademiſch.

Was dagegen Minna Herzlieb anlangt, ſo brauchen wir weder die vielfach zu deutenden Aeußerungen Goethe's unter die Preſſe zu legen, noch Minna's ausdrückliche Angaben: es ſei niemals zwiſchen ihr und Goethe von Liebe die Rede geweſen, auf den Grad ihrer Glaubwürdigkeit hin mit Säuren zu behandeln: Ottiliens Geſtalt in den Wahlverwandtſchaften zeigt, daß ſie keine Conception der Leidenſchaft geweſen ſei. Goethe ſchildert ihre und Eduards wachſende Neigung mit den lebendigſten Farben und weiß mit Meiſterſchaft den Leſer auf die höchſte Stufe der Theilnahme zu führen; allein er ſteht dabei als ruhig erzählender epiſcher Dichter, welcher nicht ſein Herz im Sturme erleichtern ſondern einen tragiſchen Vorgang geſetzmäßig erzählen will, über den Geſtalten. Er entwickelt Ottiliens Charakter wie ein Vater den ſeiner geliebten Tochter entwickeln würde. Und wenn Goethe ſpäter gelegentlich einmal die Wendung gebraucht (und zwar ohne Noth und bei ganz gleichgültiger Gelegenheit) „er habe das Mädchen mehr geliebt als er ſollte", ſo iſt dies eine Wendung die in keiner Weiſe den Stempel eines „Geſtändniſſes" trägt. Ottilie iſt ein Erzeugniß der künſt-

leriſchen Reflexion eines Dichters, welcher, als er dieſen Roman ſchrieb, Alles vermochte, nur das Eine nicht: in eine bloß epiſche Erzählung mit Leidenſchaft ſeine Gefühle hinzuwühlen, wie er früher gethan. Der Ausdruck, er habe das Mädchen mehr geliebt als er ſollte, iſt aus der ſeinem Alter eigenen, zuweilen geheimnißthümelnden Weiſe zu erklären. Es ſollte damit ein höchſter Grad des behaglichen Wohlwollens angedeutet werden, mit dem Goethe ſich öfter nun an junge Mädchen und Frauen anſchloß. Wir wiſſen jetzt, wie in die um Suleika ſpielenden Liebeslieder das leidenſchaftliche Element erſt hinterher hineingemiſcht wurde.

Goethe's Roman machte bei ſeinem Erſcheinen ungemeines Aufſehen und erregte neben rückhaltsloſer Bewunderung den ſchärfſten Widerſpruch. Cotta betrachtet ihn als „Schatz der höchſten Lebensweisheit". Die jüngere Generation ſah in Ottilie ihr Ideal. Ein einſam in der Welt ſtehendes unſchuldiges Mädchen, daß ſo recht offenbar von den himmliſchen Mächten ins Leben hineingeriſſen war um ſchuldig zu werden, die Verbindung ſchüchterner Beſcheidenheit mit umfaſſender Weltkenntniß, demüthiger Unterthänigkeit mit eiſerner Willenskraft, erſchien als die Vereinigung der edelſten Eigenſchaften.

Die ältere Generation dagegen ſah mit Erſtaunen und Unmuth, welche bedenklich irdiſchen Geheimniſſe an manchen Stellen des Romans mit beinahe antiker Scheuloſigkeit beſprochen und erzählt wurden.

Die Intimen endlich ſuchten herauszubekommen, wer zu den verſchiedenen Geſtalten Portrait geſeſſen haben könne.

Ich brauche bei dieſen Verſuchen nur an das zu erinnern was wir über die Geneſis anderer Goethe'ſcher Figuren wiſſen, um auf die Hoffnungsloſigkeit der Mühe derer hinzuweiſen, welche ganz ſichere Daten hier herzuſtellen hofften. Obgleich Minna Herzlieb ſo gewiß Ottilie iſt als Lotte Buff Werthers Lotte war, ſo ſchützt dieſes Zugeſtändniß Minna Herzlieb durchaus nicht vor weiteren Theilnehmerinnen an Ottiliens Urſprung. Es gab „mehrere

Ottilien“ wie es einſt „mehrere Lotten“ gegeben hatte. Es hilft Minna nichts, daß ſie allein hier zufällig bekannt iſt: denn ein Zufall kann alle Tage enthüllen, mit wem ſie etwa ihren Ruhm zu theilen hätte. Bei Charlotten dürfen wir doch nur von weitem an Frau von Stein denken. Bei Luciane rieth der Jacobi'ſche Kreis auf Bettina; Mittler, der Freund, der überall die Wahrheit ſagt, guten Rath giebt und damit nur Unheil anrichtet, könnte Knebel ſein. Dieſen Aehnlichkeiten nachzugehen hat aber nur für diejenigen wahres Intereſſe, welchen das geſammte literariſche Material bekannt iſt und die mit Sicherheit von ſich ſagen dürfen, daß nichts ihrer Aufmerkſamkeit entgangen ſei. Ohne ſolche Kenntniß handelt es ſich um ein leeres Vermuthen, bei dem nicht einmal eine Befriedigung oberflächlicher Neugier erreicht wird.

Es iſt bereits geſagt worden, wie ſehr auch die Geſtalten der Wahlverwandtſchaften darin denen der Natürlichen Tochter gleichen, das ſie ſichtlichen Mangel an Individualität haben. Sie ſind nicht was man im gemeinen Sinne intereſſant nennt. Sie haben das Allgemeine der Figuren der griechiſchen Tragödie. Es ſind Typen. Es fehlt ihnen die ſcheinbar intimere Wahrheit, mit welcher die Figuren im Werther oder in den Anfängen des Wilhelm Meiſter uns anmuthen. Goethe hat ſogar die Landſchaft in allgemeinen Linien dargeſtellt. Während man im Werther jeden Baum zu kennen glaubt von dem er ſpricht, und ſich von Garbenheim angeheimelt fühlt, gewinnen wir nirgends eine rechte Anſchauung des Parkes, von deſſen Anlage in den Wahlverwandtſchaften ſo viel die Rede iſt. Es ſind die Beſchreibungen eines Ingenieurs. Der Teich, in dem das Kind ertrinkt, ſteht uns nie landſchaftlich deutlich vor Augen, während die unzähligen Blicke ins Freie, welche Goethe's Briefe erfüllen uns mit wenig Worten ein ſo volles Gefühl der Natur geben. Diesmal haben die Naturbeſchreibungen etwas Couliſſenartiges: ſie bilden kein organiſches Ganzes mit den Geſtalten zuſammen, ſondern dienen nur als Hintergrund.

Die Wahlverwandtſchaften ſind, wie dargethan worden iſt, eine

in das Gewand einer Erzählung gehüllte Tragödie, in der die ethiſchen Motive vorwalten ſollten. Dächten wir, Goethe hätte die dramatiſche Form für ſie gewählt, ſo würden die Figuren vollends etwas Unperſönliches empfangen haben, gleich denen der Natürlichen Tochter. Auch dies mag denn mit der Grund geweſen ſein, daß man das Walten chemiſcher Verwandtſchaften hier für mehr gehalten hat als es ſein ſollte. Das ſtarke Hervortreten des Reinmenſchlichen in dem Romane wirkte zu ſchwer und brachte falſche Auffaſſungen mit ſich. Und ſchließlich mag es jedem Leſer etwa wie jener jungen Frau gegangen ſein, welche, wie ſie Goethe erzählte, das Buch, das ihr zuerſt unverſtändlich war, plötzlich verſtanden hatte ohne es doch zum zweiten Male geleſen zu haben: es gehörten beſtimmte Erfahrungen dazu um ihr die Dinge ſpäter begreiflich werden zu laſſen. Nicht Jeder macht ſolche Erfahrungen. Der Hauptgrund jedoch warum die Wahlverwandtſchaften einen ſo verwirrenden Eindruck machten, muß aus dem allgemeinen Umſchwunge der Dinge in Deutſchland und Europa entwickelt werden, wie ihm Goethe als Dichter und Menſch im Jahre 1810 gegenüberſtand als der Roman herauskam. Sein Werk gelangte, ohne daß Goethe ſich deſſen recht bewußt geweſen zu ſein ſcheint, an eine ganz andre Adreſſe als an die es gerichtet war.

Goethe ſchrieb ſeinen Roman in Gedanken an ein Publikum, das ſchon nicht mehr da war. Herder und Schiller waren todt, Knebel und Wieland alte Männer und Frau von Stein zählte nun auch beinahe Siebzig. Diejenigen, für die dieſe Apologie längſt verrauſchter Ereigniſſe gedichtet war, gehörten nicht mehr zu den Leſern neuer Werke. Die Herzogin, welcher Goethe den Roman vorgeleſen und deren Beifall ihn fortzufahren ermuntert hatte, war nur noch eine der wenigen übriggebliebenen Repräſentantinnen einer vergangenen Zeit, in die Goethe als Dichter ſich zurückverſetzt hatte.

Nun kam das Buch heraus, friſch, als neueſte Neuigkeit, und wurde von einer jugendlichen Generation ergriffen, die ſich darin wiederzufinden hoffte und ſich entweder nicht fand oder, indem ſie

ſich an dem Werke begeiſterte, Dinge darin entdeckte, die zum Theil nicht beabſichtigt waren. Und ſo konnte das Urtheil des Tages nur das ſeltſame Echo einer Stimme geben, die Goethe in ein ganz andres Gefilde hineingerufen hatte als das war welches in der That den Ton aufnahm und zurückwarf.

Aber auch das genügte nicht, um den wunderlich verſchobenen Standpunkt zu kennzeichnen, auf dem die Wahlverwandtſchaften ſich der Welt zuerſt ſichtbar machten. Nicht lange vor ihnen war ein anderes Werk erſchienen, deſſen Reflex das Urtheil verwirren mußte.

Davon in den beiden Vorleſungen, die noch übrig ſind.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Goethe als Politiker. — Napoleon. — Faust.

Wir erleben in unserem Vaterlande heute (1874) was das heiße: neue Zeiten brechen an, es kommt eine frische Generation auf. Verglichen mit den Zuständen von vor zehn Jahren scheint die Welt anders geworden. Das Frühere gilt als veraltet, bei jedem Gesetz versteht sich von selber, daß es für die neue Zeit umgeschrieben werden müsse: einerlei, ob es hundert oder mehr als hundert Jahre in der bisherigen Gestalt gute Dienste geleistet; es kann nicht mehr passen, weil es nicht neu ist. Niemals, scheint es, war eine herrschende Generation sosehr von der Unzulänglichkeit dessen überzeugt was früher geschah, als die unsrige. Wenn ein Mann zwischen Sechzig und Siebzig heute sich zurückzieht weil er die Dinge und Menschen nicht mehr verstehe, so wird das nur in seltenen Fällen auffallend erscheinen.

Und doch ist was wir erleben nur ein Nachspiel der europäischen Bewegung welche mit der französischen Revolution dem Umsturze des Römisch-Deutschen Kaiserthumes begann. Was damals sich ereignete war ein so gränzenloser Umsturz des Bestehenden wie er niemals vorher erlebt worden war und wie er auch nachher nicht wieder erlebt werden konnte, da es sich bei allen späteren Revolutionen nur um die fortgesetzte Bewegung von Elementen handelte welche sich zeitweise wohl zu scheinbarer, aber doch nur oberflächlicher Festigkeit wieder in einander geschoben hatten, wie sich beim Eisgange in großen Strömen die Schollen zuweilen wieder stauen

und aufs Neue feſt werden. Jeder weiß daß das nur auf kurze Zeit ſein kann und daß heiße Tage die Dinge bald wieder in Fluß kommen laſſen. Bei der erſten franzöſiſchen Revolution aber handelte es ſich um das plötzliche Berſten einer feſten Bahn, auf der ſeit tauſend Jahren Schlittſchuh gelaufen war: nun zeigte ſich daß die Gewäſſer in der Tiefe die lang vergeſſene Macht noch beſaßen ſich zu heben. Man glaubte nicht daran weil man es nicht begriff. Die tauſend Riſſe die ſich zeigten hatten die durcheinandergleitende bunte Geſellſchaft nicht gewarnt: man tanzte und lachte weiter und die Muſik ließ die gewohnten alten Melodien hören: da eines Tages thut der Abgrund ſich auf, die Wellen ſtrömen über und empor und ein unerhörter Untergang beginnt: ein Untergang von Menſchen, Vermögen und Meinungen. Damals war in anderem Sinne als heute eine neue Zeit erſchienen und eine friſche Generation ans Ruder gekommen.

Nur daß der Einbruch dennoch langſamer erfolgte als man heute denken möchte.

In Deutſchland kam die große Fluth viel ſpäter als in Frankreich. Zu uns floß ſie erſt herüber als nach der Schlacht von Jena ſich die eigentliche Maſſe des inneren Deutſchlands aus einer, ſagen wir öſterreichiſchen in eine franzöſiſche Provinz verwandelt hatte. Wir bedenken heute zu wenig, daß Napoleon 1806 nicht Deutſchland, ſondern nur das trotz Friedrich des Großen Eroberungen noch ziemlich außerhalb Deutſchlands liegende Preußen beſiegte. Deutſchland, wozu auch Thüringen gehörte, hatte der fremden Kraft keine eigne entgegenzuſetzen gehabt, es war nur der dienende Tiſch auf dem fremde Hände Würfel ſpielten. Der franzöſiſche Feldzug gegen Preußen war für Deutſchland wie der Ausbruch eines raſch weiterziehenden Gewitters. Die Armeen kamen plötzlich von Weſten und Oſten her, platzten auf einander und wälzten ſich als Sieger und Beſiegte raſch nach Oſten weiter. War es, mit heutigem Maaßſtabe gemeſſen, vorher politiſch ſtill geweſen in Deutſchland, ſo regte ſich auch nachher nichts. Das geplünderte

Weimar richtete ſich ruhig wieder auf wie ein verhagelter Garten am nächſten Morgen wenn die Sonne den Schaden wieder auszugleichen beginnt. Man ſah die Franzoſen nicht als Feinde an. Sie waren die Vorkämpfer der Freiheit unter einem jugendlichen Helden, der die Revolution im eigenen Lande niedergeworfen hatte. Der Druck der franzöſiſchen Tyrannei mußte ſich von da an erſt dichter und dichter über Deutſchland legen um im Herzen des Volkes das Gefühl deſſen zum Erwachen zu bringen was in Preußen vernichtet ſei: daß man ſich anſchließen müſſe an Preußen, daß man Eins mit ihm ſei, daß man ſich zu neuem politiſchen Daſein umgeſtalten müſſe. Bei verhältnißmäßig friedlichen Zuſtänden begann dieſe Ueberzeugung langſam jetzt aufzuwachſen, und wieder einer Reihe von Jahren bedurfte es, ſie zu zeitigen. In dieſen Jahren war es wo die neue Dichterſchule aufkam der man ohne rechten Grund mit jener älteren Jenenſer literariſchen Geſellſchaft den gemeinſamen Namen der „Romantiker“ gegeben hat, deren innere vaterländiſche Richtung aber etwas ganz Neues war. Während der Zeiten der franzöſiſchen Uebermacht geſtaltete dieſe Schule die Deutſchen Univerſitäten um und gab den Wiſſenſchaften neue Conſtitutionen.

Wenn dieſer neuen Bewegung gegenüber ein Mann wie Goethe ſich zurückzog, war das natürlich. Mit der Blüthe Jena's und Weimars war es nun auch im bisherigen ausſchließlichen Sinne vorüber: Jena hatte Erfurt einſt ausgeſtochen, Halle trat jetzt neben Jena in den Vordergrund. Bald wurde ſodann Berlin zur Univerſität erhoben. Die älteren Romantiker, die Schlegel und Tieck, durften vor der Schlacht von Jena noch als Anhängſel und Ausflüſſe des Weimariſchen geiſtigen Lebens gelten: die in den neuen Zeitläuften emporkommenden Jüngeren aber ſproßten überall auf Deutſchem Boden auf, fanden ebenſogut wie in Jena, in München und Heidelberg ihre Centren, betrachteten Goethe bereits mit bloß hiſtoriſcher Bewundrung und hatten ſtatt ruhiger äſthetiſcher Ziele, deren Verfolg auf die Antike leitete, politiſche leidenſchaftliche

Hintergedanken, deren ideales Gebiet die eigne vaterländiſche Poeſie und Geſchichte waren, an denen ihnen mehr lag als an den Schätzen des griechiſchen Alterthums. Nichts natürlicher doch als daß da auch Goethe ſich mehr auf ſich zurückzog.

Goethe konnte ſchon deshalb mit dieſer Jugend nicht zuſammengehen weil ihm dasjenige fehlte worauf die neue Generation gegründet war: der Haß gegen Frankreich. So wenig vermochte er dieſes Gefühl ſeinem Herzen einzuimpfen, daß es ihm ſelbſt in den Tagen nicht gelang, wo der Deutſche Freiheitskrieg endlich zum Ausbruche kam. Man hat es ihm ſcharf vorgeworfen.

Suchen wir feſtzuſtellen, wie dieſer in ſpäterer Zeit erſt aufgekommene Tadel überhaupt entſtehen konnte.

Es iſt bereits genug von Goethe's allgemeiner Weltanſchauung geſagt worden, um ohne Weiteres verſtehen zu laſſen, warum Goethe die Ereigniſſe, die er jetzt, zwiſchen ſeinem ſechzigſten und ſiebzigſten Jahre, erleben ſollte, mit derſelben philoſophiſchen Ruhe ſich gefallen ließ mit der er Alles von nun an behandelte. Dieſe leidenſchaftsloſe Aufnahme des Geſchehenden — hätte er auch überwinden wollen was der Erfüllung der Aufgabe ſonſt entgegenſtand — wäre allein ſchon genügend geweſen, ihm nach Schillers Tode die Fortführung des Demetrius unmöglich zu machen. Goethe war kein handelnder Politiker.

Schiller ſtand auf dem Standpunkte der franzöſiſchen Revolution. Zwar hatte er nie Gelegenheit, ſich, mit den eigenen Händen zugreifend, an der Umarbeitung der öffentlichen Verhältniſſe perſönlich zu betheiligen, im Allgemeinen aber war er radical. Als er den Wilhelm Tell ſchrieb, der den Tyrannenmord predigt, war bei der erſten Conception jener Parricida nicht vorhanden, der zuletzt auftretend dem Publikum ſagt, man dürfe zwar Landvögte aber keine Kaiſer umbringen. Schiller war die Lehre vom ſouveränen Volk ſo völlig ins Blut gemiſcht worden, daß er bei ſeinen Dichtungen unwillkürlich davon ausgeht. Marie Stuart iſt die von der legitimen Eliſabeth gemordete nicht minder

legitime Rebellin. Die Jungfrau von Orleans ist das in Gestalt eines Schäfermädchens unbesiegbare niedere Volk, dessen Kraft erlischt sobald in seine reine Leidenschaft egoistische Motive hineinspielen. Wallenstein ist der Genius einer Armee, deren edelste Anstrengungen in nichts verfliegen weil sie einem elenden Kaiser dient, dessen Anhänger und Willensvollstrecker als nackte Egoisten dastehen. Ueberall stellt Schiller großartig angelegte Naturkräfte im Kampfe gegen politische Verhältnisse dar, die sich wie Schlangen um ihre Füße winden. Goethe besaß nichts von dieser Auflehnung gegen das historisch Gegebene. Sogar beim Götz von Berlichingen war die politische Begeisterung nur eine gelehrte, ästhetische gewesen: Goethe's eigentliches Glaubensbekenntniß ist im Egmont enthalten. Wie da Clärchen verzweifelnd durch die Straßen irrt und die Bürger theilnahmlos sie anstarren: so sah er als Historiker das Volk an. Wie Goethe als praktischer Staatsmann in seinem engen Kreise die unteren Classen bemitleidete und ihr damals jammervolles Loos zu verbessern trachtete, darüber haben wir Zeugnisse genug, die sich aus den Weimarischen Archiven wahrscheinlich in großartigem Maaßstabe vermehren lassen könnten. Dieses Volk aber interessirt ihn nur als moralisches Object, er kümmert sich um die Einzelnen: universell reorganisirende Ideen, wie sie die französische Revolution aufbrachte und wie sie heute Jedermann geläufig sind, hegte Goethe damals nicht. Das Politische im heutigen Sinne existirte nicht für ihn.

Wie genau sieht er sich in Italien Alles an: die schauderhaften politischen Zustände aber sind für seine Blicke kaum vorhanden, denen doch keine Regung des Volkslebens sonst entging. Er nimmt sie wie Klima ꝛc. als ein Gegebenes. Bei der Betrachtung der Mißwirthschaft im Kirchenstaate scheint ihm der Gedanke niemals zu kommen, daß diese Bevölkerungen eines Tages über ihre Erniedrigung Scham empfinden und sich aus eigner Kraft aufraffen könnten.

Freilich sehen wir, daß der Herzog auch in politischen Dingen

Goethe's Urtheil verlangte, daß Goethe bei den wichtigen Verhandlungen welche die Bildung des Deutſchen Fürſtenbundes bezweckten die Protokolle geführt hat, wir haben einen ausführlichen Brief von ihm an den Herzog, worin er ſeine Anſichten über die Deutſchen Verhältniſſe, unter Kaiſer Joſeph noch, darlegt. Vieles derart iſt gewiß noch unveröffentlicht, ſo daß dieſe Seite der Beamtenthätigkeit Goethe's ſpäter als eine viel breitere erſcheinen wird. Allein was will dies ſagen? Für Deutſche, franzöſiſche, italiäniſche politiſche Zuſtände im heutigen Sinne des Fortſchrittes ſcheint Goethe keine Augen zu haben. Die politiſche Bewegung war damals nur auf das allgemein Menſchliche gerichtet, ſpielte international innerhalb der gebildeten Kreiſe und hatte nichts zu thun mit den Regierungen.

Hier erinnere ich an den früher dargelegten Unterſchied zwiſchen der definitiv für uns abgeſchloſſenen europäiſchen Geſchichte, welche die Roms war, und der ſeit 1850 beginnenden, die fünf Welttheile umfaſſenden Weltgeſchichte, welche die germaniſche iſt. Goethe ahnte dieſe letztere nur, während er in jener voll drinſteckte. Denn in ihren Anſchauungen war er erzogen worden.

Die römiſche Geſchichte hat eine Vertretung des Volkes im germaniſchen, demokratiſchen Sinne niemals hervorgebracht. Sie kennt, in ariſtokratiſcher Auffaſſung, Stände mit Repräſentanten denen die Vertretung ihrer Rechte aufgetragen iſt: allein dieſe Vertreter ſind in keiner Weiſe die des geſammten Volkes. Das Volk im Ganzen hat nur einen Vertreter: den Kaiſer, der die rechtloſeren von ſeinen Unterthanen gegen die berechtigteren in Schutz nimmt; der Gedanke einer einheitlichen Nation und einer Anzahl Leute aus ihr hervorgehend, die neben dem Kaiſer ſtehend die Schickſale des Landes im Auge halten ſo daß ohne ihr Ja und Nein überhaupt kein legaler Act möglich wird, war Goethe ſo unfaßbar als er es den Franzoſen, bei denen in der Revolution dieſe Lehre zum erſten Male angewandt werden ſollte, anfangs ſelber geweſen iſt. Man begeiſterte ſich in Frankreich an Formeln, deren

Tragweite man nicht verstand. Dem Volke, gewöhnt an eine felsenschwer lastende Regierungsmaschine, begann schwindlig zu werden als diese plötzlich nicht mehr da war. Eine unerhörte Selbstzerfleischung nahm ihren Anfang, bis Napoleon auf die roheste Weise den alten Zustand zum Theil wieder herstellte indem er seine eiserne Faust als Beschwerung auf die in alle Winde zerflatternden Verhältnisse daraufl egte.

Goethe hatte sich zwar zu Rousseau gehalten, von dem die Lehre der Nationalitätssouveränetät ausgegangen war. Er hatte die wohlthätige Gährung eintreten sehen, welche durch diesen Gedanken in den stagnirenden Zuständen überall hervorgebracht worden war: niemals aber wäre ihm in den Sinn gekommen, dergleichen könne in Wahrheit zur Norm für Bestehendes gemacht werden. Und als er es in Frankreich erlebte, hätte er es nicht in Deutschland für möglich gehalten. Als Goethe an dem Feldzuge von 1793 Theil nahm, ging er als Privatmann mit, der sich Ereignisse mitansieht, deren letzte Gründe seine eigne Theilnahme niemals bis in alle Tiefen herausfordern könnten. Die wie in patriotische Krämpfe gerathenen Franzosen waren ihm Gegenstand höchster Verwunderung. Kein Gedanke, dieses vom Tag zum Tage fortstürmende Volk könne einmal zu einem furchtbaren Angriffe gegen das von Jahrhundert zu Jahrhundert sich langsam fortwälzende Deutschland aufstehen, mit seinem Fieber uns anstecken und Ursache revolutionärer Umgestaltungen sein. In Deutschland hatte Friedrich der Große Preußen als einen so gesund scheinenden Großstaat zur Garantie alles Bestehenden geschaffen, daß der Gedanke an Preußen allgemein beruhigend wirkte. Erhob dieses seine Stimme, so war Alles wieder in Ordnung. Es gab Kreise damals bereits, die für einen preußischen Kaiser von Deutschland schwärmten. Man sah deshalb im Innern des Landes dem was an den Gränzen geschah in voller Gleichgültigkeit zu und selbst als die Franzosen in ihren Händeln mit den süddeutschen Staaten dicht an die nördlichen herankamen, regte dies Niemand zur geringsten Aengstlichkeit auf. Man war über-

zeugt, die in Frankreich jetzt ſich ſammelnden Erfahrungen würden der ganzen Welt friedlich zu Gute kommen. Für Schiller, wie eben geſagt wurde, waren dieſe Jahre die Epoche freudiger Hoffnung, der er ſich hinzugeben fortfuhr während in Frankreich und Italien die verfaulten Balken der alten Zuſtände mit weitem Echo zuſammenbrachen. Schiller, indem er in der Jungfrau von Orleans den franzöſiſchen Nationalgeiſt verherrlichte, dachte gar nicht daran, daß Franzoſen und Deutſche hier nicht „als Menſchen“ ein und daſſelbe bedeuteten. Schiller ließ ſich ſein franzöſiſches Bürgerdiplom gefallen „es könnte vielleicht ſeinen Kindern einmal nützen“. Niemand ſah in Frankreich ein feindliches Element und ſelbſt Knebel wünſchte ſich Bonaparte's Erfolge „beſingen“ zu dürfen, deſſen Thaten wie ein von der Natur geſtaltetes Heldenepos wirkten. Endlich ward Preußen denn doch genöthigt, dieſem Heros Widerſtand zu leiſten. Wir wiſſen was geſchah. Ein ſo überraſchender Sturz der öffentlichen Meinung war niemals erlebt worden. Der eiſerne Coloß hatte nicht nur auf thönernen Füßen geſtanden, ſondern war ganz und gar nur von Thon geweſen. Preußen war nicht geſchlagen: es hörte auf. Mit Genugthuung boten Oeſterreich und Sachſen die Hand dazu: es waren noch keine 50 Jahre her daß Friedrich der Große ſie gedemüthigt hatte. Preußen war ſo rettungslos vernichtet daß die preußiſche Größe wie eine kleine Epiſode der Deutſchen Geſchichte nun abgeſpielt zu haben ſchien.

Dieſe abſolute Vernichtung aber wirkte beruhigend. Napoleons Siegeszug im Jahre 1806 war kaum ein Krieg zu nennen. Die Feſtungen ergaben ſich ohne Belagerung. Er zog in Berlin ein, und weiter, ohne Gegner zu finden. Alles machte ſich wie von ſelbſt. Deutſchland zerfiel von jetzt an auf faſt zehn Jahre in drei Hälften: die Staaten des mit Frankreich faſt zuſammengehörigen Rheinbundes: das wahre Herz Deutſchlands; das mit Frankreich verknüpfte, bald verſchwägerte Oeſterreich; und, fern im Nordoſten, die niedergetretenen Länder Preußens, denen ausſaugende Contributionen am Leben zehrten. Damals iſt der Reichthum des preußiſchen Adels daraufgegangen.

Dieſer Zuſtand wurde dadurch zu einem noch ſeltſameren, daß ſoſehr Napoleon allmälig auch verhaßt zu werden anfing, die Franzoſen ſelber perſönlich nicht gehaßt wurden. Unſere guten Familien verdankten ihre ſolidere Bildung den Franzoſen. Deutſche Literatur war ein Emporkömmling und noch ohne das feſte Fundament der franzöſiſchen. Aber auch die Republik verehrte man. Die neuen bürgerlichen Freiheiten welche ins Land kamen, hatten unendlichen eingewurzelten Mißbräuchen und Unerträglichkeiten im Sinne vernünftiger bürgerlicher Freiheit ein Ende gemacht. Die Wohlthaten der franzöſiſchen Siege wurden bei uns ebenſo lebhaft empfunden als ihre Nachtheile. Das Emporkommen des Deutſchen bürgerlichen Elementes wurde den Franzoſen verdankt. Eine Aera wirthſchaftlichen Aufſchwunges begann: das weſtliche Deutſchland, ſo hart es vom Kriege mitgenommen war, athmete auf unter bequemen Inſtitutionen nach franzöſiſchem Muſter.

Allmälig erſt trat hier der Umſchwung auf. Noch überall wo Franzoſen als Eroberer gekommen ſind, iſt beobachtet worden, wie bald ſie aus liebenswürdigen Geſellſchaftern zu übermüthigen Despoten wurden. Das in Frankreich als unerträglich empfundene Polizeiregiment, welches, mit falſchen Berichten operirend, eine erlogene Stille im Lande auf immer gewaltſamere Weiſe aufrecht erhielt, wurde in Deutſchland nun gar zum unerträglichen Drucke. Mehr und mehr fühlten wir, daß die ſyſtematiſche Niederhaltung Preußens Eins ſei mit dem Untergange des Deutſchen Volkes. Die Wuth mit der die preußiſchen Beamten, die adligen wie bürgerlichen Familien, die unwürdige Rolle ertrugen die ſie zu ſpielen gezwungen waren, theilte ſich dem übrigen Deutſchland mit. Innerhalb der jüngeren und jüngſten Generation erwachte das Gefühl der Auflehnung, welches als der Anfang der Erhebung im Jahre 1813 daſteht, und als der Grund unſerer heutigen Freiheit zu dem Ehrwürdigſten gehört das wir kennen. Woher aber ſollte Goethe, dem Staatsmanne der alten Schule, dem intimen Miterleber von ſoviel Schwachheit in den höchſten Kreiſen, außerhalb Preußens das Ver-

trauen zu einer populären Regung kommen, deren Nachhaltigkeit zu würdigen er nicht im Stande war?

Vor allen Dingen doch hätte, Goethe's Gedanken nach, jede erfolgreiche Bewegung von den Regierungen ausgehen müssen. Goethe wußte zu gut, wie es mit diesen bestellt war. Keine seiner Erfahrungen konnte ihm den Begriff eines Volkes verleihen, welches aus eigner Kraft, undisciplinirt und nur auf ungewisse ideale Regungen vertrauend, in eine Bewegung eintrat die doch ganz privater Natur war. In Frankreich hatte man den König guillotinirt und sich selbst an seine Stelle gesetzt: in Deutschland aber sollte, nicht im Widerspruche zu König und Regierung, sondern mit Umgehung aller bestehenden Gewalten, eine stille Erhebung vorbereitet werden, ohne Plan und Hülfsmittel, von der man erwartete sie werde Deutschland Freiheit und Frieden und Größe bringen. Um sich an einer solchen Agitation zu betheiligen, bedurfte es entweder daß man ein junger begeisterter, historisch fanatisirter, unerfahrener Lebensanfänger war, oder daß man als Preuße zu denen gehörte, welche von den bestehenden Verhältnissen materiell und geistig so furchtbar gedrückt wurden, daß man va banque zu spielen immer noch für das Menschenwürdigere hielt. Dies die Gründe, warum Goethe, der niemals in Preußen gelebt hatte, dessen erste und zweite Heimath auf der damaligen Karte von Deutschland weitab von Preußen lag, der die Rathlosigkeit des Hofes und die Erschöpfung des Landes kannte, der sich in Carlsbad erzählen lassen mußte wie es in Berlin aussah, unsere Zustände als unheilbare betrachtete. Nur einen einzigen Krieg im Geiste der neuen germanischen Welt hatte man bis jetzt gesehen: den Abfall Amerika's von England. Hier aber erschien doch zweifelhaft, ob England ohne die Gegnerschaft Frankreichs zu gleicher Zeit und ohne die damals sehr weite Abgelegenheit Amerika's nachgegeben hätte. Der Gedanke einer „Erhebung Deutschlands", eines „Aufstehens des Volkes" war für Goethe nicht einmal ein Traum. Der bis zum letzten Momente übermächtig bestehenden Centralgewalt Napoleons gegenüber mußte ein „einiges

freies Deutſchland in Waffen“ eine Verrücktheit erſcheinen. So däuchte es vielen unſerer beſten Patrioten ſogar dann noch, als nach dem nordiſchen Feldzuge die Anzeichen vom Ende Napoleons eintraten und York ſchon zu den Ruſſen übergegangen war. Leſen wir, wie, als das Volk ſich zu bewaffnen begann, Graf Gesler, der im Jahre 1813 dem Vater Theodor Körners tröſtend zur Seite ſtand, an Caroline von Wolzogen, eine glühende Patriotin, ſchreibt: „In meine Nation iſt eine Exaltation gefahren die mir manchmal lächerlich vorkommt. Wir gehen wie ein Volk von Donquichote's für unſere Nationalehre zu Grunde. Von oben herab iſt es nicht gekommen, es kam rein aus der Nation. Wie alle die heterogenen Elemente, die ſich zuſammenſetzen konnten, ſo homogen geſtimmt werden konnten, unter den ungünſtigſten Umſtänden, begreife ich nicht. Indeſſen habe ich es geſehen wie man ein Mirakel ſieht, mit einer Kälte und Ruhe, die ich zu verbergen ſuchen muß.“ Goethe konnte nicht anders denken. Es war nicht Mangel an Vaterlandsliebe, es war die Unmöglichkeit, ſich mit 64 Jahren wieder in einen Jüngling von Zwanzig zu verwandeln. Dieſer heimliche Zweifel auch der Grund, weshalb Goethe, als in Weimar die Freiwilligen ſich organiſirten, ſeinen Sohn zurückhielt. Goethe konnte ſogar bei einem Freiheitskriege den die Regierungen unternahmen, an keinen Erfolg dieſer freiwilligen Elemente glauben, die, wie er Anno 1793 den Krieg ſelber kennen gelernt hatte, im Felde nur zur Laſt fallen mußten.

Zu beſprechen iſt hier endlich Goethe's Vorliebe für Napoleon. Wir wiſſen, wie Napoleon in Erfurt Goethe kommen ließ und die berühmte Unterredung mit ihm hatte, deren Abſchluß ſein Ausſpruch war: „voilà un homme“, eine Wendung die ſich überſetzen ließe: endlich einmal ein Mann, der mir in Deutſchland gegenüberſteht! Napoleon hatte Goethe durchſchaut, Goethe aber auch wußte Napoleon zu würdigen.

Inmitten einer Verwirrung die unüberwindlich ſchien, hatte Goethe dieſen Feldherrn jugendlich wie einen antiken Heros ſich er-

heben ſehen, der mit Keulenſchlägen, Einer gegen Alle, ganze Völker überwindet.

Nun endlich erfuhr man in Deutſchland an ſich ſelber Napoleons Kraft. Die preußiſche Armee war zerſtoben vor dieſem Manne, in deſſen Händen das widerwillige franzöſiſche Revolutionsgeſindel als wohldisciplinirtes, auf den Wink gehorchendes Werkzeug operirte. Goethe lernte Napoleon in der Mitte ſeiner Marſchälle kennen mit denen er arbeitete. Niemals hatte er dergleichen für möglich gehalten. Liebenswürdige, gebildete junge Männer ſah er, denen Kunſt und Wiſſenſchaft nicht fremd waren, deren ungeheuere Energie ſogar in ſanften Formen ſich geltend machen konnte, unabhängig von jeglichem Vorurtheil, ſtrotzend von Kraft, Ehrgeiz und Geſundheit, daran gewohnt Beſieger zu ſein wo ſie auftraten: was vermochte dieſem unerhörten Elemente Widerſtand zu leiſten. Was ſchien ſelbſt Friedrich der Große dagegen, der ein feſtes fügſames Volk unter ſich hatte, während Napoleon mit ungeſchirrtem Roſſe einherſprengend, ſein zur Frechheit verwildertes Volk zugleich bezähmte indem er fremde Völker überwand.

Als hiſtoriſches Phänomen machte der Kaiſer einen ſolchen Eindruck auf Goethe, daß keine Macht der Erde, ſoweit ihm dieſe Mächte bekannt waren, genügend ſchien, gegen ihn aufzukommen.

Wir wiſſen, wie allgemein dieſer Glaube in Europa herrſchte und wie wenig ſogar der ruſſiſche Feldzug ihn zu erſchüttern vermochte. Der aus Moskau allein durch Deutſchland nach Paris eilende Kaiſer war was die Furcht der Völker anlangt auf dieſer Flucht noch ebenſo mächtig als beim Beginne des Feldzuges.

Deshalb: weder Goethe, noch den Andern welche wie er rechneten, wollen wir Mangel an Patriotismus vorwerfen. Sie waren zu betäubt vom Erlebten, um es überſchauen zu können. Nun aber auch ſei ausgeſprochen, was ebenſo wahr iſt.

So ſehr Goethe praktiſch die Zeit noch nicht für gekommen anſah, ſoſehr er zu den Staatsmännern gehörte welche auch nach dem Unheil in Rußland an den Erfolg der Deutſchen Volksbewegung

nicht glaubten, ſoſehr hat ſein Herz doch den Gedanken ſtets, und beſonders in jenen Zeiten, gehegt: was ein freies und einiges Deutſchland ſein könnte. Hierfür haben wir die Beweiſe. Natürlich mußte ein Mann wie Goethe zurückhaltend in ſeinen Aeußerungen ſein, aber man leſe was Dr. Kieſer aus Jena, der in Weimar das Freiwilligencorps organiſirte, von ſeinen Unterredungen mit Goethe Luiſe Seidler damals erzählte. In welches Feuer Goethe gerathen konnte wenn er ſein Herz wirklich eröffnete. Wir halten die damaligen Verhältniſſe für flüſſiger als ſie waren. Wir beurtheilen Alles von der Stimmung in Berlin aus. Wir bedenken nicht, wie zerſtreut, nachrichtslos und mißtrauiſch das übrige Deutſchland nicht wußte wohin es die Blicke wenden ſolle. Wenn man nach oben hin blickte, hatte man ſchwankende Geſtalten vor Augen, von denen niemals eine ermuthigende Aeußerung die Bevölkerung erreichte; nach unten dagegen ein von hiſtoriſcher unklarer Begeiſtrung angeregtes Volk, das ſich ſeiner Ohnmacht bewußt war.

Dieſen Zuſtänden auch entſprach die Art wie Goethe in der Folge unſere Siege und Erfolge aufgenommen hat. Er war überraſcht und hat das niemals verheimlicht. Er hatte, als Mann der alten Schule der den Fürſtenbund ſcheitern ſah, immer nur die auseinanderfallenden Fürſten vor Augen, welche die Völker repräſentirten, und ſah die große Beſiegung Frankreichs als eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit an, die er nimmermehr erwartet hatte. Im December 1813 ſchreibt er an Knebel, er habe die Deutſchen nie einig geſehen als im Haſſe gegen Napoleon; er wolle nun ſehen was ſie anfangen würden wenn dieſer über den Rhein gebannt worden ſei. Es iſt als habe Goethe alle die Jämmerlichkeiten des Wiener Congreſſes voraus gewußt, ſowie daß nach kurzer Dauer des Siegestaumels das politiſch ungeſchulte Volk die Regierungen nöthigen würde, im reactionären Sinne vorzugehen. Nun erſt, als er den zukünftigen Gegenſtoß der Völker berechnete, erwachte ſeine Ueberzeugung, daß eine neue Epoche eintreten werde. Jenes „Gefühl von der gänzlichen Werthloſigkeit der Gegenwart“

überkam ihn, das bis an sein Ende dauerte. Er sah ein, daß der Abschluß seines Lebens, nach allzu gewaltsamen politischen Kämpfen, in eine Epoche der Erschöpfung, Ruhe und leisen Vorbereitung für neue Stürme falle, in deren Voraussicht er nun wieder all seinen Zeitgenossen voraus war. Jetzt erwachte bei Goethe, da ihm offene liberale Opposition als verfrüht und unnöthig erschien, der ironische Geist, der sich in den politischen Partien des zweiten Theiles des Faust geltend machte, und der mit der vielfach mißverstandenen Gesinnung verglichen werden kann, welche Alexander von Humboldt am Hofe Friedrich Wilhelm IV. hegte.

Goethe und Humboldt wußten daß ein Sieg der liberalen Idee unaufhaltsam heranrücke. Sie sahen aber auch, daß das Zuthun des Privatmannes das welthistorische Heranschreiten der Bewegungen, welche dann Europa erschüttern würden, nicht beschleunigen könne. Sie begnügten sich, die Nebenrolle des politischen Mephisto zu spielen und pro virili parte für die bevorstehenden Stürme an der Arche Noah im Voraus mitzuarbeiten, in welcher während der Zeit der hohen Gewässer all unsere geistige Arbeit eingeschlossen den Winden und Wogen preisgegeben wäre. Goethe's Unterhaltungen in den letzten zehn Jahren seines Alters offenbaren ein volles Verständniß der Zeit. Allein er wußte sicher, daß er für seine Person den Umschwung nicht mehr erleben werde. Die französische Julirevolution interessirte ihn kaum; der damals schwebende Streit über naturwissenschaftliche Dinge, der zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire entbrannte, war ihm bei weitem bedeutender als die Pariser Straßenkämpfe.

Ich habe hier Goethe's politische Ansicht vorweg im Ganzen zu fassen gesucht. Kehren wir nun auf den Punkt zurück, wo, einige Zeit nach der Schlacht von Jena, bei gewaltsamer Pacification Deutschlands durch den allmächtigen französischen Kaiser, die Deutsche Jugend nach Gedanken suchte, an denen sie sich in der Stille über die erlittene große Schmach trösten und für eine bessere Zukunft vorbereiten könnte.

Niemandem wäre damals in den Sinn gekommen, Goethe's Gesinnungen untersuchen zu wollen, ob er nicht etwa ein Freund der Franzosen sei. Nie auch sind Verdächtigungen dieser Art gegen Goethe erhoben worden so lange er lebte. Aufgebracht wurden sie in den dreißiger und vierziger Jahren, als die heutige Gestaltung des Deutschen Kaiserreiches sich vorbereitete und bei Jedem der auf Ruhm und Größe Anspruch hatte, das politische Verhalten, auch nachträglich, untersucht wurde. Da schien es, als habe Goethe in den Jahren der Unterdrückung und der Freiheitskriege seine Pflichten gegen das Vaterland nicht erfüllt. In Goethe's eigenen Zeiten wurde anders empfunden.

Der Gedanke an Goethe war ein erhebender für Jung und Alt. Sein Name war unauslöschlich in das Buch des Deutschen Ruhmes eingezeichnet. Schien seine Thätigkeit als Dichter auch abgeschlossen zu sein: Goethe war der Altmeister. Man freute sich einen so gewaltigen Mann noch bei frischen Kräften zu sehen. Eine Wallfahrt nach Weimar begann zum Nothwendigen zu gehören. Die von dort ausgehende Kritik gewann an Wichtigkeit. Wie in früheren Zeiten die älteren Dichter und Schriftsteller der in Goethe sich erhebenden neuen Macht geschmeichelt hatten um ihn für sich auszunutzen, so versuchten es jetzt die jüngeren. Goethe ließ sich das gefallen wie er es ehemals gethan: eines Tages nun aber zeigt er den Leuten, daß auch er noch mitzuarbeiten gedenke und daß all das was er bisher geleistet habe doch wieder nur die Vorstufe gewesen sei für seine größte Leistung, mit der er Deutschland nun überraschte!

Machen wir uns klar, daß bis jetzt dasjenige Werk beiläufig nur erst erwähnt worden ist, auf dem heute nicht nur der Ruhm Goethe's, sondern der unserer ganzen Deutschen Literatur zumeist beruht: der Faust. Die im Jahre 1790 erschienenen geringen Fragmente waren so gut wie unbemerkt vorübergegangen: erst 1808, als der erste Theil in seinem vollen Umfange erschien, machte er Eindruck, nun aber auch in solchem Maaße, daß Goethe's sämmt-

liche bisherige Leiſtungen neben dieſer letzten neuen Dichtung im Schatten ſtanden.

Vom Fauſt ſoll nun die Rede ſein, von dem Werke, das den Dichter jetzt, wie im Traume, in die Zeiten ſeines erſten jugendlichen Ruhmes zurücktrug, ihm die erſte Stelle unter den Dichtern neu ſchenkte, als ſei er jung wie alle übrigen eben erſt eingetreten, und von deſſen Erſcheinen ab erſt der Weltruhm datirt, der Goethe von da an bis zu ſeinem Tode begleitet hat und heute noch dauert.

Jeder, der Goethe nennt, nennt den Fauſt in Gedanken mit.

Fauſt iſt Goethe's ſchönſtes, größtes und wichtigſtes Werk. Das, das er am früheſten begann, und das, an dem er über ſeinen Tod hinaus arbeitete. Keines, auf das der Ausdruck Lebenswerk mit ſolcher Wahrheit angewandt werden kann als dieſes. Fauſt würde genügen, Goethe zu unſerm größten Dichter zu machen, auch wenn alles Uebrige niemals von ihm geſchrieben worden wäre.

Fauſt iſt für uns das „poetiſche Werk an ſich". Legen wir nicht nur Goethe's übrige Dichtungen, ſondern unſere ganze poetiſche Literatur auf die andere Schaale und warten wir ab, welche ſinkt! Fauſts Perſon erſcheint uns heute als ein natürliches, unentbehrliches Product des Deutſchen Lebens. Ich würde ſagen: der Deutſchen Geſchichte, wäre „Geſchichte" hier nicht ein unzureichender Begriff. Geſchichte bezieht ſich zuſehr auf die rohen Ereigniſſe: das Element, dem Fauſt entſprang, iſt feiner und umfaſſender. Es umgreift neben den äußeren Erlebniſſen des Volkes auch die Geſtalten der Phantaſie. Dieſe ſind unſere eigentlichen Unſterblichen! Nehmen wir eine Handvoll unſerer edelſten Namen: Carl der Große, Otto der Große, Friedrich der Hohenſtaufe, Friedrich der Große, oder, nach einer andern Richtung, Friedrich Schiller, Leſſing oder Goethe ſelber: ſetzen wir dieſen allen Fauſt entgegen, ſo werden ſie etwas Lückenhaftes, Vergängliches, zum Theil Verblaßtes, zum Theil Nachgedunkeltes empfangen: das Gefühl, daß ſie ſämmtlich neben all ihrem unſterblichen Daſein doch nur ſterbliche, längſt be-

grabene, verweſte Menſchen geweſen ſeien, wird uns beſchleichen: und Fauſt, der in Träumen wie aus Nebeln zuſammengeblaſen wurde: welche Lebenswärme dieſe Geſtalt ausſtrahlt! Wie unverwüſtlich feſt er daſteht!

Fauſt iſt für uns Deutſche der Herrſcher unter den übrigen Figuren der geſammten europäiſchen Dichtung. Hamlet, Achill, Hector, Taſſo, der Cid, Frithiof, Siegfried und Fingal: all dieſe Geſtalten erſcheinen unſeren Blicken nicht mehr ganz friſch wenn Fauſt erſcheint. Das Licht das auf ihnen ruht, bekommt etwas von Mondenſchein, während Fauſt in voller Sonne ſteht. Ihre Sprache empfängt irgendwie einen fremden Klang, während Fauſt ſo redet daß jeder erſte Beſte dem er begegnete ihn bis in die kleinſten Accente verſtehen würde. Der Athem jener Helden, mit dem ſie uns anhauchen, iſt nicht ſo bergluftartig friſch wie der der Fauſts Lippen zu entſtrömen ſcheint. Ihr Geiſt, ſo weite Schwingen er hat, zeigt nicht die Spannweite der Flügel, von denen emporgehoben Fauſt über der Welt und ihren Erſcheinungen ſchwebt, um ſie mit ſeinen Blicken zu durchdringen. Ich ſetzte, um Schillers Weltkenntniß und dialektiſche Schärfe zu kennzeichnen, den Fall daß er heute auf der Tribüne unſeres Reichstages zu erſcheinen hätte. Ich habe dieſen Vergleich gewählt, weil man, wo es ſich darum handelt die Realität einer Erſcheinung feſtzuſtellen, die allerſchärfſten Proben anſtellen muß. Eine Romanfigur muß aushalten, daß man ſich frage, wie würdeſt du ſie anſehen wenn ſie ein halbes Jahr in deiner Familie lebte, ein Gemälde muß ertragen, daß man es in Gedanken als an der Wand der eignen Stube hängend betrachte, ein Theaterfeldherr muß ſich in Gedanken von der Bühne in wirkliches Schlachtgetümmel verſetzen laſſen. Denken Sie, in den Reichstag, die Verſammlung der unnachſichtigen Kritiker, welche Deutſchland auswählt, um in ſeinem Namen zu controliren was als die höchſten Intereſſen des Volkes erſcheint, träte auch irgend eine jener Geſtalten ein, welche Phantaſie und Geſchichte hervorgebracht haben: ob nicht ſofort ſich zeigen müßte, daß ihre Sprache nicht die unſere,

ihr Gedankengang veraltet, ihr Auftreten unbehülflich sei. Was würden Achill, oder Cäsar oder selbst Friedrich der Große heute zu sagen haben, das, ohne ihnen oder uns Gewalt anzuthun, aus ganz natürlichem Verständnisse der Weltlage hervorzugehen schiene? Und nun ließen wir auch Faust erscheinen, mit Mephisto neben sich: ob diese beiden nicht sofort überblickten, um was es sich im Momente handelte, und den richtigen Augenblick erspähten, um sich mit ein paar durchschlagenden Gedanken aufmerksame Zuhörer zu verschaffen. Faust ist freilich das jüngste unter den dichterischen Phantasiegeschöpfen die sich aufzählen ließen. Er steht uns räumlich näher als die übrigen. Allein bedenken wir dennoch, wie lange Jahre verflossen sind, seitdem er entstanden und auch seitdem er vollendet worden ist! Wie wenig Goethe als er daran schrieb vom Leben des heutigen Tages wußte, wie wenig die Generationen, die zuerst am Faust sich begeisterten, die Eigenschaften besaßen welche für unser heutiges öffentliches Leben werthvoll erscheinen: und doch gelang es Goethe eine Gestalt zu schaffen, welche heute so lebendig erscheint als habe der neueste Tag sie mitformen helfen. Ganz andere Seiten Fausts erscheinen heute beleuchtet als vor 50 Jahren erschienen, und doch glauben wir seine Gestalt heute im richtigsten Lichte zu sehen. Wer weiß, was diejenigen an ihr und in ihr einst entdecken, die von unserer Zeit ab in 100, 500, 1000 Jahren über sie urtheilen werden, wie wir über die Helden Homers sprechen, die seit 3000 Jahren nun bereits im Gedichte lebendig sind.

Und wie Faust zu den Männern sich verhält, so Gretchen zu den Frauen.

Antigone, Iphigenie, Ophelia, Imogen müssen ihr, was die innere Lebenskraft anlangt, den Vortritt lassen. Selbst Shakspeare's Julie kann neben ihr nicht aufkommen: sie steht uns ferner; wir müssen bei Julie zuviel fremde Zuthaten erst fortdenken, während Gretchen kein Wort sagt, keinen Schritt thut, der uns nicht verständlich wäre.

Ich hatte, als von Hermann und Dorothea die Rede war,

Dorothea zu Goethe's übrigen Frauengestalten in Gegensatz gestellt. Keine besaß meiner Meinung zufolge die Realität Dorothea's; ich hatte in der Liste der aufgezählten Namen jedoch wohlweislich Gretchen ausgelassen, das über allen Goethe'schen Schöpfungen doch den höchsten Platz einnimmt. Denn Gretchen besitzt nicht nur Dorothea's Realität in vollem Maaße, die uns ganz nahe heranzutreten gestattet, sondern sie ist zugleich trotzdem durch jenen idealen Nebelschleier wieder von uns getrennt, der sie, dicht vor unsern Augen, dennoch wie aus unnahbaren Fernen vor uns erscheinen läßt. Diese Vereinigung des herzlichsten Verständnisses, als sei sie unsere Schwester, und eines unergründlichen Geheimnisses, als sei sie eine Heilige, verleiht ihr einen so entzückenden Reiz in unsern Augen, daß wir sie unbedenklich über alle Gestalten erheben die, soweit unsere Kenntniß reicht, überhaupt jemals der Phantasie eines Dichters entsprungen sind. Alle Vorzüge sind ihr eigen welche Goethe's erste jugendliche Kraft den Werken seiner früheren Jahre verlieh, und alle die zugleich, welche seine in reifer Zeit erworbene Kritik der ursprünglich in ihm liegenden schaffenden Fähigkeit hinzufügte. Und diese Vorzüge doppelter Art vereinigen sich auf das Natürlichste in Gretchen, da sie die erste seiner Schöpfungen und zugleich die letzte ist. Menschenalter hindurch hat er an diesem höchsten Werke gearbeitet und bis zuletzt immer noch hinzuzufügen und zu bessern gefunden.

Dadurch daß wir Faust und Gretchen besitzen, stehen die Deutschen in der Dichtkunst aller Zeiten und Nationen an erster Stelle. Auch wird dies neidlos zugegeben. Immer wieder erscheinen englische, französische und italiänische Uebersetzungen, deren Autoren ihre Arbeit von vornherein nur als Versuche geben, da die Schönheit des Originales zu erreichen unmöglich sei. Keinem andern Werke gegenüber würde man in so ehrfurchtsvoller Weise sich persönlich unterordnen. Es ist als sei Faust ein über den modernen Nationen stehendes Allgemeingut, auf das Deutschland nicht einmal mehr besondere Ansprüche habe.

Daß unter dieſen Umſtänden Fauſts Geſtalt ſich bereits von Goethe als ihrem Urheber emancipirt habe, darf nicht Wunder nehmen. Auch bei den vollendetſten Werken Goethe's, jenen claſſiſchen Erzeugniſſen ſeiner vollen Kraft, welche für ſich allein ſtehen, blieb doch immer Goethe's Hand ſichtbar wenn auch nur inſoweit als gerade er und kein anderer Künſtler als ihr Urheber möglich ſchien. Es war Goethe's Sprache die ſie redeten, Goethe ſelber ſtreckte immer doch als der große Fruchtbaum aus der Ferne uns die Aeſte entgegen, an denen dieſe goldnen Aepfel gewachſen waren: Fauſt aber ſteht ſo gänzlich allein da als ſei er überhaupt nirgends gewachſen, ſondern fertig vom Himmel gefallen.

Und doch, ſo losgetrennt Fauſt von Goethe's übrigen Arbeiten erſcheint, ſo unentbehrlich iſt er für ſie. Denn jetzt nun, nachdem wir endlich auf Fauſt gekommen ſind, darf auf einen Mangel der anderen Goethe'ſchen Männergeſtalten hingewieſen werden, den ich bis dahin verſchwiegen habe, weil ich ihn erſt dann erwähnen wollte wenn ich ihn zugleich als nothwendig erklären durfte.

Wir waren bei der Betrachtung des dichteriſchen Schaffens Goethe's ſtets zu dem Fundamentalſatze zurückgekehrt: es ſei als eine ewige Confeſſion aufzufaſſen. Eine Uebertragung ſeines Lebens in dichteriſche Form.

Daraus entnahmen wir die Berechtigung, beſonders die Frauengeſtalten ſeiner Dichtungen auf lebende Urbilder zurückzuleiten. Wir würden bei Homers Nauſikaa nie darauf kommen, ebenſowenig bei Sophokles' oder Aeſchylos' Frauen, noch weniger bei denen Molière's, Shakſpeare's oder Schillers. Den Frauenfiguren dieſer Dichter fehlt die individuelle Beimiſchung ganz, die uns bei denen Goethe's ſo fragwürdig erſcheint. Romeo's Julia hat etwas Elementares: man denkt nicht daran, feſtſtellen zu wollen, wie weit perſönliche Neigung zu einer beſtimmten Frau Shakſpeare hier begeiſtert haben möchte, ſoſehr auch, wie von Leſſing geſagt worden iſt, die Liebe ſelber an dem Stücke mitgearbeitet zu haben ſcheint.

Während Goethe's Frauen durch dieſe Beſonderheit nun die

feinen Unterſchiede, wie das Leben ſelber ſie ſonſt allein hervorbringt, als ein Vortheil verliehen worden ſind, iſt Goethe's männlichen Figuren der Umſtand nachtheilig geworden, daß ſie ſämmtlich auf Goethe's eigne Perſon zurückzuführen ſind. Es ſcheint immer derſelbe etwas verſchwommene Charakter in anderer Verkleidung wiederzukehren. Goethe hat oft genug über ſich ſelbſt geſprochen und ſeine Eigenſchaften gleichſam inventariſirt: meiſtens begegnen wir bei ſeinen Männern in veränderter Zuſammenſtellung nur einer Auswahl dieſer Elemente ſeines eignen Weſens.

Indem Goethe bald dieſe bald jene Seite ſeiner Natur bei der Anlage zum Ausgange nahm, wohnt ſeinen männlichen Geſtalten etwas Fragmentariſches inne. Sie runden ſich nie ganz ab. Sie zeigen uns nur die eine Seite welche zufällig beleuchtet iſt. Wollte man Werther, Taſſo, Eduard, und die Andern, als volle Figuren betrachten, ſo würde ſich herausſtellen, daß der Dichter ganze Partien ihrer Erſcheinung ausgelaſſen habe. Wir würden bei Werther oder Taſſo z. B. vergebens danach fragen, durch welche abſonderlichen Fügungen denn dieſe Charaktere ſich ſo hätten geſtalten dürfen, um ſich kurz vor der Kataſtrophe ihres Schickſales ſo zu benehmen wie der Roman und die Tragödie ſie zeigen. Nur die ſeltſamſten Lebenswege hätten ſie zu dieſer unendlichen Zartheit der Empfindung leiten können. Welche aber waren es? Erſt aus Goethe ſelber wird ihre Exiſtenz erklärbar. Alle dieſe Figuren ſcheinen nur in den Momenten gleichſam lebendig zu ſein, in denen Goethe ſie handelnd vor uns erſcheinen läßt.

Faſſen wir ſie nun jedoch als Incarnationen Goethe's, der in ſtets wechſelnden Verhältniſſen immer nur in eigner Perſon wieder auftritt, ſo fehlt ihnen ſämmtlich aber auch dann eine gewiſſe rohe Kraft, ohne die ein voller Mann nicht zu denken iſt. Dieſe Goethe'ſchen Männer riechen nicht recht nach Menſchenfleiſch. Sie transpiriren nicht, ſie eſſen und trinken nie vor unſern Augen, ſie würden, rekrutenmäßig unterſucht, eine zu zarte Haut und keine feſten Muskeln haben.

Goethe selbst aber war doch anders. Er konnte Strapazen ertragen, behielt in schwierigen Verhältnissen zu Wasser und zu Lande seine Energie und Spannkraft, konnte grob sein wenn es nöthig war, hatte eine gute Verdauung und stand überhaupt stets seinen Mann wo es sich menschlich zu bethätigen galt. Warum haben seine poetischen Abbilder sammt und sonders diesen Zusatz von mondscheinhafter Bläße, während der Dichter selber so gesund und wetterbraun umherging?

Wir haben uns bei all jenen Figuren Faust als unsichtbaren Doppelgänger zu denken!

Faust, den Goethe niemals los ließ so lange er athmete, war der ältere Bruder dieser ganzen Gesellschaft, der immer die besten Bissen vorab bekam und der für sie alle einstehen muß.

Neben Werther, Tasso, Wilhelm, Eduard, Ferdinand und der ganzen Reihe steht unsichtbar immer Faust und macht sein Erstgeburtsrecht geltend. Er ist der Kronprinz, auf den einmal das Reich übergeht, die Andern sind nur nachgeborene Söhne und haben sich mit dem zu begnügen was nebenher abfällt. Faust hat Goethe immer sich zur rechten Hand; die Uebrigen behandelt er nach Belieben und theilt ihnen nicht mehr zu als ihr Pflichttheil beträgt.

Vor Faust fürchtete sich Goethe selber. Dieser Junge war ihm zu früh schon über den Kopf gewachsen und ließ sich nichts gefallen. Lange Jahre rührt Goethe ihn gar nicht an, weil er sich nicht Manns genug fühlt ihn zu erziehen. Faust aber auch ist zuletzt übrig geblieben als alle Andern längst abgethan waren. Er repräsentirt für Goethe am letzten Ende seine gesammte Dichtung. Er allein überlebt seinen Meister, der ihn so lange er selber noch Leben hatte als vollendet nicht hatte fortgeben wollen. Faust aber auch wird in kommenden Perioden Goethe selber und all seine schwächlicheren jüngeren Brüder durch das Meer der Vergessenheit durchreißen, wie Moses die Juden durchbrachte. Denn daß Epochen kommen werden, in denen Goethe's Werke ihrem gesammten Um-

fange nach nur Wenigen bekannt sein werden, läßt sich als Möglichkeit wohl denken. Faust aber wird eine Ausnahme machen. Er wird immer verstanden werden. Faust werden sich die erdbewohnenden Völker nie wieder entreißen lassen.

Es ist wunderbar zu beobachten, wie Goethe von Anfang bis zuletzt dieses Gedicht mit einem besonderen Respect behandelt hat. Ich sagte eben: er scheute sich davor, es war ihm zu mächtig. Wir kennen seine Abneigung, seine Werke für mündig zu erklären: immer meint er, es fehle noch Arbeit daran. Früher oder später aber macht ein Entschluß diesem Zaudern äußerlich wenigstens ein Ende. Beim Faust hat er den Gedanken, dies Gedicht könne jemals zum Abschlusse gelangen, überhaupt nie fassen können.

Diese Arbeit war ihm die liebste von Anfang an und doch findet er stets Vorwände sie aufzuschieben. Von Zeit zu Zeit liest er sie vor, aller Beifall aber kann ihn nicht reizen, sie zu beendigen. Das dauerte bis zur italiänischen Reise. Für die erste zusammenfassende Ausgabe seiner Werke hofft er jetzt den Faust „zu bewältigen". Er packt das Manuscript ein und arbeitet gelegentlich daran, und doch, als Alles andere absolviert war, hatte er hier so gut wie nichts gethan. Am Schluß des Jahres 1787, als die Heimkehr scharf ins Auge gefaßt wurde, schreibt Goethe dem Herzog, an den Faust wolle er ganz zuletzt gehen. „Um das Stück zu vollenden," heißt es dann in dem Briefe weiter, „werde ich mich sonderbar zusammennehmen müssen. Ich muß einen magischen Kreis um mich ziehen, wozu mir das günstige Glück eine eigene Stätte bereiten möge."

Dieser magische Kreis und diese eigene Stätte wurden Goethe aber niemals gewährt. Von Jahr zu Jahr beobachten wir seine Furcht, sich mit den Faustpapieren zu befassen. Die 1790 gedruckten Fragmente waren fast eher ein Versuch, die Dichtung weiter zu verheimlichen, als sie herzugeben. Schiller macht die größten Anstrengungen, Goethe auf die Arbeit hinzulenken. Auch gelingt es ihm: immer aber wieder läßt Goethe die Hände sinken. Auch was

1808 erſchien und ſo großes Aufſehen machte, war für Goethe nur erſt ein Fragment. Schließlich gewöhnte er ſich an den Gedanken, das Gedicht als Lebender überhaupt nicht abſchließen zu wollen, und er würde, hätte er länger gelebt, wahrſcheinlich auch das, was aus ſeinem Nachlaſſe herauskam, nicht in der Form gegeben haben, in der es ſo zum Vorſchein gekommen iſt.

Fünfundzwanzigste Vorlesung.

Faust. — Abschluß.

Für das Verständniß des Faust halten wir vor allen Dingen fest, daß er ein Ganzes bildet. Erster und zweiter Theil, Prolog, Vorspiel, kurz was als Faust heute zusammengedruckt wird, muß als Einheit angesehen werden. Goethe sagt, das Gedicht sei ihm *seinem ganzen Umfange* nach vor den Blicken aufgestiegen als seine Phantasie zum ersten Male davon berührt wurde.

Goethe spricht dies in einem Schriftstücke aus, welches, gleich jenem Briefe an den jungen Großherzog, worin über das Nothwendige in der Natur gehandelt wird, etwas besonders Feierliches hat: es ist das Allerletzte was er überhaupt geschrieben hat. Kurz vor seiner letzten Krankheit verfaßte er diesen Brief an Wilhelm von Humboldt, den 17. März 1832, fünf Tage vor seinem Tode. Das Schreiben enthält seine letzte Confession: das einfachste, großartigste, inhaltvollste Bekenntniß über sich selbst, das seinem Munde entströmte. Goethe's wissenschaftliches Testament haben wir darin vor uns. Und doch nicht wie die Worte eines Sterbenden, sondern fast wie die eines bereits über das irdische Leben Hinausgegangenen tönen sie, der mit einem letzten Gedanken in die eben verlassene Laufbahn zurücklenkend noch ein einziges Mal sich der Sprache bedient, um über seine irdischen Absichten Rechenschaft zu geben.

Damit dergleichen zu Stande käme, bedurfte es zweier Männer: der eine, der sich mittheilt, und der andere, der die Mittthei-

lung herauslockt. Es war für Goethe (und für uns) die günſtigſte Fügung, daß in der zweiten Hälfte ſeines Lebens ein Mann wie Wilhelm von Humboldt neben ihm herging. Man könnte dieſen einen Fürſten der Kritik nennen. Niemals wieder ſind große Dichtungen in der Art durch gleichzeitiges Urtheil erklärt worden wie Schillers und Goethe's letzte Werke durch Wilhelm von Humboldt. Ihm iſt es zu verdanken, um mit dem Niedrigſten zu beginnen, daß von den neunziger Jahren an über Alles was Goethe und Schiller producirten, ſofort in der würdigſten Weiſe bei uns geurtheilt wurde. Humboldt hat verhindert, daß der brillanteſte geiſtreichſte aller kritiſchen Schriftſteller jener Tage, der zugleich aber unzuverläſſig, launiſch und eitel war, nicht emporkommen konnte als maaßgebender Urtheilsſpender: Auguſt Wilhelm Schlegel. Wilhelm von Humboldt hat Goethe's und Schillers Werke zuerſt eigentlich auch den Deutſchen Gelehrten und Philologen vermittelt. Und um Humboldts bedeutendſte Leiſtung zuletzt zu nennen ſoweit ſein Wirken Goethe und Schiller angeht: er iſt ihnen bei der ſtyliſtiſchen Vollendung ihrer Werke behülflich geweſen. Es gab keine ſprachliche Feinheit, die ihm entgangen wäre. Unermüdlich nimmt er das Neue entgegen und hält das Alte in erneuter Betrachtung feſt. Nur einem Manne wie Humboldt gegenüber würde Goethe ſeine letzten Gedanken ſo zuſammengefaßt haben, wie er in dem Briefe gethan hat von dem ich hier nun mittheile was uns beſonders angeht.

Goethe betrachtet in dem höchſten Sinne, in welchem Ariſtoteles den Menſchen als Object kalter Beobachtung ſetzt, ſich ſelbſt hier gleichſam als „dichtendes Geſchöpf“ und kritiſirt demgemäß ſeine Entwicklung.

„Die Thiere“, heißt es in dem Briefe, „werden durch ihre Organe belehrt, ſagten die Alten. Ich ſetze hinzu: die Menſchen gleichfalls; ſie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wiederzubelehren.

„Zu jedem Thun, daher zu jedem Talente, wird ein Ange-

borenes gefordert, das von ſelbſt wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit ſich führt, deswegen auch ſo geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in ſich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Menſch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunſt giebt, die ihm zur geregelten Steigerung ſeiner natürlichen Anlagen verhelfen, deſto glücklicher iſt er. Was er auch von außen empfangen, ſchadet ſeiner eingeborenen Individualität nichts. Das beſte Genie iſt das, welches Alles in ſich aufnimmt, ſich Alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbeſtimmung, demjenigen was man Charakter nennt, im Mindeſten Eintrag thue. — —

„Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwiſchen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man ſich ein muſikaliſches Talent, das eine bedeutende Partitur aufſtellen ſoll: Bewußtſein und Bewußtloſigkeit werden ſich verhalten wie Zettel und Einſchlag, ein Gleichniß das ich ſo gern brauche. Die Organe des Menſchen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerſtand, und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtſein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, ſo daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erſtaunen ſetzt.

„Es ſind über ſechzig Jahre, daß die Conception des Fauſt bei mir jugendlich, von vorn herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich, vorlag. Nun hab' ich die Abſicht immer ſachte neben mir hergehen laſſen, und nur die mir gerade intereſſanteſten Stellen einzeln durchgearbeitet, ſo daß im zweiten Theile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Intereſſe mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier nun trat freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorſatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen ſollte. Es wäre aber auch nicht gut, wenn es nicht auch nach einem ſo lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich laſſe mich keine Furcht angehen: man werde das Aeltere vom Neueren, das Spätere

vom Früheren unterſcheiden können; welches wir denn den künftigen Leſern zur geneigten Einſicht übergeben wollen."

Hier alſo ſein Teſtament was Fauſt anbetrifft: er erkenne dieſes Werk als die Aufgabe für welche ſein poetiſches Talent eigentlich angelegt war. Goethe verlangt ausdrücklich, es ſolle das Werk als ein Ganzes betrachtet werden, und weiſt die kritiſche Unterſcheidung der Jahrgänge ſeiner Arbeit zurück.

Er giebt damit das Datum der Entſtehung: mehr als 60 Jahre früher als 1832, mithin 1772.

Damals ſtand ihm das Werk in einem günſtigen Momente plötzlich vor Augen!

Es war der Abſchluß ſeiner Studentenzeit, als er 23 jährig in Straßburg eben Doctor geworden war.

Von dieſem Datum an wollen wir das Werk nun begleiten und werden ſehen, daß ſeine Geſchichte ſeine beſte Erklärung und Deutung ſei.

Wenn Goethe ſagt, das ganze Gedicht habe ihm 1772 gleich fertig vor der Seele geſtanden, ſo verräth er damit nicht, wieviel damals niedergeſchrieben worden ſei. Er ſagt: „die ganze Reihenfolge, aber weniger ausführlich". Sind die Zuſätze, welche die Ausgabe von 1808 bringt, überhaupt ſpätere Zuſätze und iſt alles im erſten Manuſcripte Enthaltene 1790 abgedruckt worden? Aus Jacobi's Aeußerungen dürfte man das ſchließen, aber dieſe lauten nicht ganz klar. Jedenfalls enthält die Ausgabe von 1790 Stellen, welche das Manuſcript von 1772 nicht enthielt, welche Goethe wenigſtens Jacobi nicht daraus vorgeleſen hatte. Ließ er dieſe damals aus, während ſeine Phantaſie ſie ſchon beherbergte? Waren die Lücken ſo bedeutend, von denen Goethe an Humboldt ſchreibt? So kommen wir auf die Frage: was fand Goethe im Jahre 1772 an verwendbarem geiſtigen Materiale in ſeiner Umgebung, wie in ſeiner Phantaſie vor? Wie weit war damals ſein Horizont? Worin müſſen die Figuren, welche er in der Ausgabe von 1808 erſcheinen ließ, ſich von denen welche das Fragment von

1790 auf die Scene brachte, und weiter, ſich von denen unterſcheiden welche 1772 durch ſeine Phantaſie zogen? Und endlich: hat was nach Goethe's Tode als letzter Zuſatz und Abſchluß erſchien nicht auf das geſammte Werk ein abermals neues Licht zurückgeworfen, wodurch alles Frühere ſeinem Werthe nach verändert wurde? Oder lagen auch dieſe allerletzten Anſchauungen 1772 bereits vor ſeinen Blicken?

Nehmen wir an, Goethe hätte wie er den 1772 entſtandenen Fauſt 1790 gleichſam zum erſten Mal offenbar werden ließ, ebenſo den im Jahre 1773 gedichteten Werther etwa erſt im Jahre 1786 (wo er ihn für die Sammlung ſeiner Werke umarbeitete) zum erſten Male erſcheinen laſſen. Werther lag Goethe 1786 als ein allbekanntes Factum vor und durfte deshalb nur ſehr vorſichtig verändert werden: dennoch führte er bedeutende Zuſätze und Umgeſtaltungen ein, mit der ausgeſprochenen Abſicht, dem Gange des Romans in manchen feineren Motiven eine andere Wendung zu geben. Was dagegen würde Goethe gethan haben, hätte der Werther noch ungedruckt in ſeinen Papieren gelegen und er aus freier Hand ihn 1786 zum erſten Male dem Publikum mitzutheilen gehabt? Würde er ſich in dieſem Fall bei jenen im Ganzen ſehr beſcheiden zu nennenden Correcturen begnügt haben?

Goethe hätte ſich ſeinem Romane gegenüber jetzt ſagen müſſen: entweder, du läßt Alles wie es iſt; dann wird es ausſehen, als ſei deine Abſicht, längſt vorübergegangene Zeiten darzuſtellen — was beim Niederſchreiben des Romanes doch nicht Goethe's Abſicht geweſen war —; oder: du paſſeſt die Ereigniſſe, die Unterredungen, die Briefform der neuen Zeit an: dann müßte die geſammte Compoſition eigentlich von Friſchem aufgebaut werden. Und ſo fragen wir angeſichts der Redaction des Fauſt von 1790, und weiter, angeſichts der Redaction von 1808, wie könnte das Manuſcript von 1772 beſchaffen geweſen ſein, nicht nur die feineren Unterſchiede, ſondern auch den gröberen Zuſchnitt betreffend? Sind organiſche Veränderungen vorgenommen worden? Sind es dieſelben Worte,

in denen Goethe in den Frankfurter Zeiten Jacobi, Klopſtock und dem Herzoge den Fauſt vorgeleſen hatte?

Gehen wir darauf hin die einzelnen Figuren durch:

Wir blicken vor allem auf Gretchen.

Goethe hatte in der letzten Straßburger Zeit, als der Fauſt entſtand, den ihn peinigenden Vorwurf auf der Seele: ein argloſes Geſchöpf in eine Leidenſchaft verlockt zu haben und dann treulos davon gegangen zu ſein. Ohne Zweifel iſt Gretchen auf Friederike von Seſenheim zurückzuführen. Kein Gedanke dabei an das was man bürgerlich gemeinhin eine Verführung nennt: geiſtig aber eine Verführung im höchſten Grade. Goethe mußte empfinden, daß Friederike nach dieſem Verlaſſenwerden für immer zu einer Wittwe gleichſam geworden ſei. Er wußte, was er für ſich hinweggenommen und für Friederike zerſtört hatte. Er hatte ſich eingedrängt in die Seele eines jungen Mädchens, ihm das Gefühl gegeben, als habe eine Verbindung hier begonnen, die ewig ſei, und eines Tages ſie merken laſſen, nun genug, lebwohl, ſieh wie du darüber hinwegkommſt. Goethe faßte dieſe furchtbare Grauſamkeit ſymboliſch auf. Das Verhältniß wuchs in ſeiner frei ſchaltenden dichteriſchen Phantaſie in die äußerſten Conſequenzen hinein, deren es in Wirklichkeit hätte fähig werden können. Im Kunſtwerke mußte wirkliche Verführung ſichtbar hinzutreten, um die Schuld völlig zu dem zu machen, was ſie hätte ſein können. Alle nur denkbaren Folgen mußten vorgeführt werden. Damit war das Verbrechen der Kindesmörderin gegeben: Goethe brauchte ſeiner Phantaſie nur die Zügel über den Hals zu werfen und der Weg von Friederike zu Gretchen fand ſich von ſelber. Goethe brauchte Friederiken ſogar noch nicht einmal verlaſſen, ſondern die eigne Treuloſigkeit nur erſt ahnend vor ſich geſehn zu haben: darauf hin allein ſchon konnte ſie ſich in Gretchen verwandeln, das ſo offenbar mit Friederikens Weſen übereinſtimmende Züge trägt. Man fühlt heraus, wie Goethe, als er ſpäter Friederikens Bild zeichnete, dieſe Aehnlichkeit andeuten wollte. Das reizend Schnippiſche ihres Auftretens,

das so völlig Vertrauensvolle bezeichnet er in Dichtung und Wahrheit als Friederikens vorleuchtende Eigenschaften.

Diese Züge also bildeten von Anfang an, bei der ersten dichterischen Vision die Grundlage der Gestalt und ihres Schicksals. Daran durfte und konnte später nichts verändert werden. Alle Zusätze und Fortlassungen konnten keiner Hauptlinie in den Umrissen Gretchens eine andere Richtung geben. Die wenigen Scenen des Fragmentes von 1790 enthalten Gretchen der Idee nach schon ebenso vollständig als die Ausgabe von 1808, und im ersten Manuscripte kann sie nicht anders enthalten gewesen sein.

Wohl aber könnte Gretchen, wie sie, nach ihrem Tode, in verklärter Gestalt unter den Seligen schwebend mit Faust wieder zusammentrifft, eine Schöpfung der späteren Jahre scheinen. Hier wäre eine der im Briefe an Humboldt erwähnten Lücken später ausgefüllt worden. Doch auch hier ist kritisch mit Vorsicht zu verfahren. Goethe war gerade in seiner Jünglingszeit in mystisch-religiösen Anschauungen so wohl zu Hause, zu denen er — auf ganz anderem Wege — im höchsten Alter naturgemäß zurückkehrte, daß diese letzte versöhnende Scene ebensogut in der ersten Anlage vorhanden gewesen sein kann, als sie für eine Ausgeburt seiner letzten Tage ausgegeben werden dürfte. Denn, wenn Fausts Existenz gleich in der ersten Anlage des Gedichts ihre Versöhnung fand (was anzunehmen wir genöthigt sind), warum die letzte Begegnung mit Gretchen hier ausschließen?

Und nun gestehen wir uns: die Scenen des ersten Theiles in der Ausgabe von 1808, in denen Gretchen sich entwickelt (auch die, welche in der von 1790 *nicht* enthalten sind aber die ohne Zweifel gleich zu Anfang mitentstanden), athmen eine Kraft, eine Lebensgluth aus wie nichts Anderes was in den siebziger Jahren von Goethe gedichtet worden ist. Wären sie nachträglich niemals gedruckt worden, was ja ein böser Zufall so leicht hätte herbeiführen können, so würde uns heute der Ruhm der ersten jugendlichen Dichtung Goethe's um seine besten Beweisstücke verkürzt erscheinen. Seine

Verſe ſtrahlen hier ein unmittelbares Feuer aus, das wir weder im Werther noch in den anderen Dichtungen der erſten Zeit empfinden. Nicht an jene übrigen Werke, welche damals Goethe's Ruhm begründeten, ſondern an Fauſt zumeiſt denken wir heute wenn wir von dem überwältigenden Eindruck leſen, den Goethe's Erſcheinung auf Alle machte die ihn in ſeiner Jugend kennen lernten, und doch war Fauſt damals nur einigen Wenigen bekannt. Dieſe Jugendkraft ließ Fauſt im Jahre 1808 auf die jüngere Generation ſo ſtark wirken, die Goethe nun wieder als einen der Ihrigen betrachtete und, gerade wie es beim Erſcheinen des Götz und Werther geweſen war, jetzt neue und noch größere Werke von Goethe erwartete. Die ſich auch in ihren eignen dichteriſchen Verſuchen nun von vorn herein als von dem neuerſtandenen Heros überboten und überwunden gab.

Deshalb zumeiſt werden die Wahlverwandtſchaften als ſie 1809 nach dem Fauſt erſt erſchienen, mit ſolcher Gier von den jüngeren Leuten aufgenommen, an die Goethe, als er den Roman ſchrieb, am wenigſten vielleicht gedacht hatte. Das kam Ottilien jetzt zu Gute, daß ſie wie Gretchens ältere Schweſter gleichſam einherging mit der vereint ſie die früheren weiblichen Figuren der Goethe'ſchen Dichtung in Schatten treten ließ.

Gretchens Geſtalt iſt ſich in allen Phaſen und Lebensaltern des Gedichtes gleich geblieben. Anders aber ſtellt ſich die Rechnung bei Mephiſtofeles.

Gewöhnlich, weil Goethe ſo auffallend und ſo gefliſſentlich Merck mit Mephiſto identificirt, wird dieſer als der Urſprung der Geſtalt und als die einzige Perſon angeſehen, auf die es hier ankomme. Was aber wußte Goethe von Merck als er in Straßburg den Fauſt erfand, und wie wäre ohne Mephiſto das Gedicht denkbar? Wir haben andere Anfänge für dieſe Geſtalt zu ſuchen.

Goethe war als ſouveräner Geiſt nach Straßburg gegangen, der ſich längſt ohne fremde Führung die richtigen Wege zu finden getraute. Der die Abſicht hatte, Alles der Reihe nach zu ſtudiren:

Jurisprudenz, Theologie, Physik: wie sie im Eingange des Faust aufgezählt sind. Der daran gewöhnt war, daß wer ihm begegnete sich ihm unterordnete oder wenigstens entschiedene Rücksicht auf ihn nahm. Und der auf diesem Wege, nachdem es ihm einige Jahre so geglückt, sich schon trefflich weit gekommen zu sein dünkte.

Da begegnet er Herder! Es muß was diesen anlangt längst Gesagtes nun noch einmal berührt werden.

Der erste Mensch der Goethe durchaus an sich herankommen läßt. Der auch dann wenig nach ihm fragt, als Goethe sich neben ihm erniedrigt wie er niemals vorher gethan, ja, der sich gar nichts aus ihm zu machen scheint und ihn, je nach Stimmung und Belieben, abfallen läßt. Der nichts von dem brauchen kann was Goethe ihm etwa darbieten könnte, sondern seine fertige, selbsterworbene Weltanschauung besaß. Und der Goethen geistige Perspectiven eröffnete, von denen dieser fühlte, daß er sie für sich allein nimmermehr erworben haben würde. Herder gab Goethe zuerst einen historischen Weltstandpunkt.

Und das Alles mit fast höhnischem Verzicht auf die etwaige Dankbarkeit Goethe's. Herder strömte seine Ideen aus: sie standen Jedem zu Gebote, der ihm nahe kam. Keinem aber auch der die Hände danach ausstreckte, blieb die Mißhandlung erspart, welche Herders kostbare Geschenke zu begleiten pflegte.

Nun das eben ist es was Mephisto's Gestalt so großartig erscheinen läßt: daß er Alles kennt, nicht nur das Böse, sondern auch das Gute, Große und Edle. Daß er jedes Factum als in seiner allumfassenden Weltanschauung längst vorhanden nachweist. Daß er nach allen Richtungen Fausts Wissen im weitesten Maaße überbietet. Daß er diesem die Geheimnisse des Daseins aufschließt, ihm eine Welt nach der andern zeigt, alle geistigen und irdischen Genüsse und Reichthümer der Menschheit vor ihm ausbreitet —: aber nur wie zum Spotte, um zu beweisen daß Groß und Klein, Gut und Böse identisch und die ganze ungeheure Summe gleich Null sei.

Soweit ging Herder, dieſer großartige, poſitive Charakter, natürlich nicht, aber er verleitete Goethe, im Stillen ſeinerſeits ſoweit zu gehen! Das war es was Goethe bei Herder ängſtigte: daß Herder unaufhörlich mit dem Golde der Ideen in den Taſchen klimperte, es mit vollen Fäuſten herauszog, es in der Sonne funkeln ließ und dann als werthloſe Kohlen hinwarf. Herders dämoniſche Eigenſchaft war, das innerſte Vertrauen zuerſt herauszulocken und dann das ſich arglos offenbarende Weſen ſeiner Freunde vor ihren Augen in Nichts zerrinnen zu laſſen.

Goethe erkannte bei Herder zum erſten Male die furchtbare Macht kalter, uneigennütziger aber ſchonungsloſer Kritik. Wer käme je von einem Menſchen wieder los, von dem man weiß, daß er uns durch und durch ſchaut, Gutes und Böſes ſieht, ohne einen Gedanken an Gewinn für ſich ſelbſt? Darin liegt, daß Fauſt ſich ſofort Mephiſto unterordnet und den Vertrag mit ſeinem Blute unterſchreibt. Nicht um des verheißenen Genuſſes willen, ſondern aus dem Gefühl rettungsloſen Verlorenſeins an dieſe geiſtige Uebermacht. Mephiſto ſeinerſeits will nichts, als dieſe geltend machen. In allem Menſchlichen ordnet er ſich Fauſt unter. Fauſt iſt der Herr, Mephiſto der Sclave. Fauſt genießt; Mephiſto kuppelt ihm willig zu, was irgend Genuß zu gewähren ſcheint: Eins aber behält er ſich vor: hinterher überzeugend darzulegen daß Alles doch nicht der Mühe werth geweſen ſei. Noch einmal: ſo weit ging Herder nicht, ſo weit zu gehen aber leitete er Goethe an. Wie Gretchen die Ausbildung deſſen enthielt was aus Friederike hätte werden können, ſo Mephiſto das wohin Herders Lehren Goethe vielleicht geführt hätten. Herder war es der Goethe's natürliche Mitgift zuerſt ausbildete: ſich durch Kritik im Genuſſe zu unterbrechen. Mitten in der Leidenſchaft vorher zu wiſſen daß man ſchließlich treulos davongehen werde. Goethe ſchildert bei der gemeinſamen Lectüre des Vicar of Wakefield ſymboliſch dieſe verderbliche Kunſt Herders, den Genuß eines Kunſtwerkes durch Kritik im Genuſſe ſelber noch aufzuheben.

Jetzt erſt, nachdem Herder die Elemente vorbereitet hatte, aus denen Mephiſto erwachſen konnte, traf Goethe mit demjenigen zuſammen, der die Geſtalt dazu lieferte, mit Merck. Wir haben geſehen, wie das öfter der Weg für Goethe war: zuerſt eine Figur nur in der Empfindung zu tragen und dann zu warten bis eine irdiſche Begegnung ihm das Modell lieferte, deſſen Portrait er benutzen dürfte. Nun erſt empfing Mephiſto Individualität, Sprache und das Element bodenloſer Gemeinheit das ihn auszeichnet.

Merck, ſo hoch Goethe ihn ſtellte, hätte bei weitem nicht genug poſitiven Inhalt beſeſſen, um für eine Geſtalt den Thon zu liefern, die von ſolcher Höhe herab die Dinge betrachtete wie Mephiſto thut. Mercks Kritik zerſtörte, ſie baute nirgends auf. Merck iſt der Geiſt der nur verneint, der nichts als verneinen kann weil ihm die ſchöpferiſche Kraft fehlt. Mephiſto aber, was auch Goethe ſelbſt dagegen ſagen mag, trägt eine ganze Schöpfung in ſich. Man ſehe ſeine Ausſprüche näher an, ob in ihrer verneinenden Kritik nicht zugleich doch ein höchſt poſitiver Inhalt liegt. Goethe, wie geſagt, ſtellt es in Abrede, auch war es nicht ſein Plan: hier aber wuchs die Figur über die Abſichten Goethe's hinaus in einer höheren Natur auf. Mephiſto, als Examinand gedacht, würde nicht etwa ſeine Examinatoren bloß zum Narren haben, ſondern ihnen zugleich zeigen, daß er mehr verſtehe als ſie ſämmtlich, daß ihm die ganze Literatur bekannt und alle Theorien praktiſch geläufig ſeien. Merck war nicht bedeutend genug, um Mephiſto's ſpäterem geiſtigen Umfange zu genügen.

Für Mephiſto alſo war, anders als bei Gretchen, in der Bethätigung ſeines Weſens ein unermeßlicher Zuwachs möglich. Alles was Goethe an Erfahrungen in der Stille ſammelte, ſeiner eignen Perſönlichkeit wie ſeinen Freunden und der ganzen Welt gegenüber, wurde Mephiſto, als dem Doppelgänger ſeines eignen Geiſtes zu nackter Kritik vorgelegt und von ihm beurtheilt. In jede Geſellſchaft begleitete ihn Mephiſto, bei jedem Buche las er, ihm über die Schulter ſehend, mit, und, weil die Bekanntſchaften und Er-

fahrungen Goethe's ſich immer weiter ausdehnten und damit Goethe's Fähigkeit ſich ausbildete, ſchließlich in jeder Geſellſchaft den richtigen Ton anzuſchlagen, ſo lernte Mephiſto das gleichfalls mit und empfing als Realität immer neue Seiten. Das Vornehme, Weltmänniſche, geſellſchaftlich Ueberlegene kam allmälig in ſeine Geſtalt hinein. Er wurde immer feiner und eleganter; aus dem anfänglichen Zerrbild eines verrotteten Univerſitätsmagiſters, der ein von ihm verdammtes Metier zum Ueberdruſſe kennen gelernt hat, wie wir ihn 1772 wohl zuerſt kennen gelernt hätten, wird Mephiſto allmälig zur Caricatur eines geiſtreichen hohen Staatsbeamten, der nach einer verfehlten Carrière ſich widerwillig zur Ruhe geſetzt hat und unbarmherzig ſein Scheidewaſſer auf Alles ausgießt.

Hierzu trug ein Umſtand beſonders bei, der bereits erwähnt worden iſt. Goethe hatte das Schickſal, was die politiſchen Zuſtände anlangt, die er erlebte, zwei große Umſchwünge mit durch zumachen. Zuerſt, im vorigen Jahrhundert, den aus der Epoche ſanfter Erwartung in die der furchtbarſten Empörung, dann, im jetzigen Jahrhundert als in Deutſchland ſelbſt der Kampf begann, den Uebergang aus dem Sturme nationaler Begeiſterung in die zu gewaltſamer, ſich ſteigernder Stille gebrachte Atmoſphäre des Druckes der Regierungen auf die Völker, eine Stagnation, die ihn zu jener 1820 gethanen Aeußerung nöthigte, daß das volle Gefühl vom „Unwerthe der Gegenwart“ herrſchend ſei. Goethe war von Grund aus liberal, allein er mußte die nach den Freiheitskriegen bei uns und überall eintretende reactionäre Strömung nicht nur begreifen, ſondern ſogar in ihrer Berechtigung anerkennen und unterſtützen. Oeffentlich etwas dagegen zu ſagen, war unmöglich, ebenſo unmöglich aber die Kritik zu unterdrücken welche ihn die bloß palliative Wirkung dieſer politiſchen Wirthſchaft erkennen ließ und ihm eine ſpätere Revolution weiſſagte, deren Hereinbrechen er mit Sicherheit vorausſah. Für dieſe doppelte Rolle war Mephiſto ein treffliches Organ. Sein Benehmen als Fauſts Adjutant am Hofe des

Kaiſers liefert, in ungefährlich erſcheinender Form, eine Kritik der Dinge die Goethe vor Augen ſah. Nur im ganz Allgemeinen drückt Goethe ſich aus, jedes ſeiner Worte aber ſchneidet tief ein. Kein Vorwurf würde ihm auf ſeine Verſe hin zu machen geweſen ſein, und trotzdem weiß er mit Machiavelliſtiſcher Unbarmherzigkeit durch Mephiſto's Mund das Beſtehende zu geißeln.

Natürlich, daß dieſe Seite des mephiſtofeliſchen Weſens nachträglich hinzukam. 1772 konnte Goethe nur wenig in dieſer Richtung vorſchweben.

Neben Gretchen und Mephiſto bleibt nun nur Fauſt ſelber noch zu beſprechen: alle andern Perſonen und Erſcheinungen bedürfen weiterer Erklärung nicht: Wagner, der Schüler, Valentin, Martha und die Uebrigen ſind feſte Typen, über deren Auffaſſung kein Zweifel walten kann, während die allegoriſchen und mythologiſchen Perſönlichkeiten des zweiten Theiles dem Erklärer nur dadurch Schwierigkeiten bereiten, daß Goethe ſie zuweilen abſichtlich räthſelhaft geſtaltet, ſie theils doppelſinnige, theils einſtweilen unerklärbare Dinge ſagen oder thun läßt und eingeſtandenermaaßen Abſichten dabei hatte, die zu durchdringen nicht möglich war. Goethe wollte Vieles ſagen das aber nur bis zur Unkenntlichkeit verhüllt hervortreten durfte, er hatte dabei öfter wohl das zuwachſende Verſtändniß einer noch ferneren Zukunft im Auge als ſelbſt unſere jetzigen Jahre ſind. In Loepers Fauſtausgabe finde ich das Erklärbare am einfachſten ausgelegt und zuſammengetragen. Spätere Ausgaben werden immer wieder Neues liefern.

Die wichtigſte Figur des Gedichtes alſo iſt die, deren Namen es trägt.

Wir ſahen wie die ununterbrochene Selbſtbeobachtung, in der Goethe befangen war, ſchon in früheren Jahren bei ihm begann. Als Knabe bereits betrachtet und behandelt er ſich gleichſam als Object außer ſich ſelbſt: er trug zwei Menſchen in ſich: einen der handelte, und den andern der mitten im Handeln darüber nachdachte. Wiederum in Straßburg mußte er bei dieſer

Selbſtkritik ſich im ärgſten Zwieſpalte mit ſich erſcheinen. Er hatte die erſte Jugend hinter ſich, das Examen ſollte ſeinen Lernjahren den Abſchluß geben: er empfand das Unzureichende ſeiner Kenntniſſe, zugleich aber das ſeiner Examinatoren. Eine ſogenannte bürgerliche Exiſtenz ſtand bevor: er fühlte ſich in keiner Weiſe ausgerüſtet für ſie. Er ſollte, wie Fauſt, Lehrmeiſter ſein und glaubte entdeckt zu haben daß aller Lehrſtoff, ſowohl der bisher aufgenommene als der den er weitergeben könnte, eine Maſſe leerer Formeln ſei. Einen unverſöhnlichen Gegenſatz ſchien ſeine Exiſtenz zu enthalten wohin er ſich auch wenden mochte. Von der einen Seite umfingen ihn ganz regelmäßige Verhältniſſe: wohlgeſetzte, gute Familie, annehmbare bürgerliche Poſition, genoſſene gute Erziehung, gehegte vorzügliche Abſichten, fleißig durchgemachtes Fachſtudium und ausgedehnte allgemeine Bildung. Dem entgegengeſetzt aber wühlte in ihm das Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit bei noch ſo ausgebreiteten Verbindungen, die Ungewißheit, ob er es in irgendwelchem bindenden Verhältniſſe aushalten werde, und bei unbezähmbarer wiſſenſchaftlicher Neugier das vorwurfsvolle Bewußtſein der Oberflächlichkeit. Goethe geſteht im Alter einmal offen ein, er habe nie ein neues Buch aufgeſchlagen ohne ſich einzubilden, noch ehe er eine Seite darin geleſen, Alles beſſer zu wiſſen als ſein Verfaſſer. In ſpäteren Jahren nahm er dieſe Betrachtung ſeines doppelten Weſens das er ſo gut kannte, ruhiger vor; in früheren, wo ſie ihn noch überraſchten, erſchütterten ihn dieſe Entdeckungen. Er ſah daß dieſe Widerſprüche eine unvertilgbare Eigenſchaft ſeiner Natur bildeten. Wie auch das Gute in ihm walten mochte, das Böſe ſtellt ſich zugleich ein und gewinnt die Oberhand. Die ungeheure Frage war ſchließlich, ob er das Böſe als etwas Poſitives zu betrachten habe, oder ob es immer nur ein Phantom ſein und beim Abſchluſſe der Rechnung in nichts zuſammenfallen werde. Goethe's Glauben war das, aber er ſuchte Sicherheit. Dieſe, ſahen wir, fand er in Spinoza's Lehre als das was ihn am meiſten zu dieſem hinzog. Das war das eigentliche Problem des Fauſt. Goethe

ſagt einmal: von allen Verbrechen könne er ſich denken daß er ſie begangen habe, alle Laſter ſehe er als möglich bei ſich ſelber an (nur den Neid ausgenommen): das ſollte im Fauſt verkörpert werden. Und dann, als zuletzt eintretende Verſöhnung, die Darſtellung, wie dieſer irdiſche Wuſt beim Tode als überwundene Qual vom Menſchen abfalle, damit er rein in die Hände ſeines Schöpfers zurückkehre.

Für dieſe Widerſprüche und Probleme ſuchte Goethe eine dichteriſche Geſtalt, in der er ſie mittheilen könnte. Eine quälende Sehnſucht ſich ſelbſt zu entfliehen, die ſich bis zu Selbſtmordsgedanken ſteigerte, empfand er. In Straßburg, zu einer Zeit, wo das mit unerträglicher Gewalt wieder über ihn kam, trat ihm irgendwie die Geſchichte Dr. Fauſts in der alten Volkscomödie entgegen. Das war die Figur die er brauchte! Eine plötzliche Erleuchtung durchzuckt ſeine Phantaſie. Alles was dieſes rohe Schauſpiel enthält, bot ſich ihm als Ausgang dichteriſcher Viſionen, die ihm ſeine innerſten Gedanken zu formen, auszuſprechen, von ſich loszuſchaffen erlaubten. In märchenhaften Bildern ziehen ſeine Vergangenheit, ſeine Gegenwart, ſeine Zukunft ihm vor der Seele vorüber und nehmen bleibende Geſtalt an. Die läppiſchen Scenen des Schauſpieles formen ſich um zu Theilen eines Dramas voll hohen ſymboliſchen Inhaltes. Seine quälenden Gedanken werden von Perſonen übernommen, die plötzlich ſich vor ſeinen Blicken erheben, wie uralte Bekannte, die bis dahin gleichſam in einem verwünſchten Berge hauſend durch eine Erderſchütterung Ausgang gewinnen, und, dicht vor ihm ſtehend, nun ihm mehr noch als ſeine nächſten Verwandten ſind. Was er in ſich verdammte und nicht beſiegen konnte, wälzt er in ihre Seelen hinüber; zugleich aber das Gefühl ſeines unverwüſtlichen Selbſtvertrauens, und den verkörperten Triumph dieſes Glaubens zeigt ihm ſeine Phantaſie nun in der endlichen Löſung des Dramas, das als das Evangelium der Erlöſung des Menſchen durch Thätigkeit gelten darf. Wie wäre es möglich, dieſen Inhalt des zweiten Theiles abgeſondert

zu denken? Die letzte Phase des zweiten Theiles mußte mit dem ersten Theile zugleich entstehen: die Verhöhnung Mephisto's, die Rettung Fausts aus seinen Krallen, denen die Macht, ihn festzuhalten, genommen wird. Durch colossale reale Schöpfungen wird diese Rettung vorbereitet. Faust ringt dem Meere ein neues Stück Welttheil ab. Die höchste Verherrlichung menschlicher schaffender Thätigkeit, die denkbar ist, sehen wir in Fausts Lebensausgang vor uns.

War Mephisto aber eine Figur die sich während Goethe's Leben fortschreitend erweitern mußte, so war diese fortwährende Umgestaltung für Faust noch nothwendiger. Darüber braucht weiter nichts gesagt zu werden.

Wie begreiflich, daß Goethe diese Dichtung niemals abschließen wollte. Die Natur seines Werkes und dessen vornehmster Gestalt war, daß sie unendlich sein mußten. Wir dürfen heute behaupten, es sei nothwendig gewesen, daß Goethe den Druck des Abschlusses bis über seinen Tod hinaus verzögerte. Erst nach seinem Lebensende konnte Faust selber dem deutschen Volke als fertige Gestalt geboten werden.

Wir hatten gesehen, wie dadurch, daß Faust die beste dichterische Kraft Goethe's vor allen andren Kindern seines Geistes zugewandt war, bei diesen andern nun ein gewisser Mangel an innerem Gewicht erklärbar werde. Wir haben Werther als Werther plus Faust, Egmont als Egmont plus Faust und so die Reihe durch zu nehmen. Und so verfahren wir unbewußt immer in der That. Es ist keine künstliche Rechnung. Sie aber wieder macht nun klar, was Faust für sich allein anlangt: warum diese kräftigste aller Goethe'schen Gestaltungen nach außen ein gewisses formloses, verschwimmendes Dasein empfing. Faust hat etwas Unbedingtes in seiner Erscheinung. Er empfindet, genießt, stürmt durchs Leben ohne festen Fuß zu fassen, wie ein Dämon der in menschlicher Gestalt zu leben genöthigt ist. Das irdische Schicksalmäßige ist bei ihm bloß zufällige Nebensache. Er fliegt dahin und dorthin, nir-

gends festgehalten: Zeit und Entfernung, mit denen wir alle zu rechnen gezwungen sind, scheinen gleichgültige Elemente zu werden.

Dies eben entspringt als nothwendige Folge aus jener getheilten Existenz. Bedurften jene Gestalten Fausts als unsichtbaren Zusatzes, so bedarf Faust Goethe's selber als seines sichtbaren Zwillingsbruders. Faust repräsentirt Goethe's wirkliches Leben. In seiner allgemeinen Existenz wird Faust fähig, mit Goethe zu altern und doch jung zu bleiben. Bis zu den letzten Tagen nimmt er ihm jeden Gedanken ab. Faust ist der verkörperte Geist Goethe's, dem keine Entfernung zu weit, keine Erfahrung unmöglich war. Wir trauten Faust zu, alle Gedichte Goethe's, all seine wissenschaftlichen Werke geschrieben zu haben. Was Goethe an einzelnen Versen und Gedanken hinterlassen hat, die der Moment von ihm ablöste, könnte sammt und sonders als Paralipomena zum Faust betrachtet werden.

Damit ist die Genesis auch dieser Gestalt und damit die des ganzen Gedichtes in fortschreitender Entfaltung gegeben. In demselben Maaße als Goethe's geistige Fähigkeiten wuchsen, strömte seinem Drama neue Kraft zu. Im Alter genügte ihm Vieles nicht mehr in der Fassung in der er es jung geschrieben hatte. Er bringt in Verse was ihm in der prosaischen ersten Gestalt zu grell vorkommt. Immer neue Umgestaltungen nimmt er vor, immer neuen Vorrath arbeitet er hinein, immer neue Versuche stellt er an, die Composition abzurunden. Er vergleicht das Werk Schiller gegenüber einmal mit einem Haufen von Pilzen, die an einander gepreßt gleichzeitig aufgeschossen sind, während jeder doch für sich ein Ganzes bildet. Er will damit das agglutinative Wachsthum des Dramas charakterisiren, dessen einzelne Theile trotz ihres Fürsichseins als Mitglieder derselben Familien kenntlich seien. Goethe durfte mit Recht in seinem letzten Briefe sagen: eine auflösende Kritik mache ihm diesem Werke gegenüber nicht bange.

Auf das Glücklichste aber kam ihm bei diesem Bestreben, der Dichtung einheitliches Colorit zu geben, das locale Element zu

ſtatten. Goethe brauchte 1772 ſeine Phantaſie nicht auf weite Reiſen zu ſchicken, er hatte nur zuſammenzuſtellen was die nächſte Erinnerung ihm verlieh, und Fauſt und Gretchens Vaterſtadt waren fertig. Auch daran war nachträglich nichts zu beſſern und zu ändern.

Frankfurt ſchon lieferte die Grundlage: die mauerumgebene, abgeſchloſſene, uralтbegründete Deutſche Reichsſtadt, von deren Gaſſen und Gäßchen, Durchgängen, Winkeln und Ecken mit Handwerksgeräuſch und -geruch heute die letzten Reſte verſchwinden. Unſere kahlen Wohnſtätten ſind nicht mehr die heimathlichen Neſter jener Zeit, die von Vater, Großvater und Urgroßvater warmgewohnt, in jeder Dielenritze bekannt und ehrwürdig, als mitlebende Gehäuſe der Familie daſtanden. Zu Goethe's Zeiten war das noch das Natürliche. Die engen Häuſermaſſen bewohnt bis unter die Dächer, die Kirchen mitten darin als die Hauptſchauplätze ſtädtiſchen Pompes. All das ſtrebte in tauſend Spitzen der Höhe zu, weil ſich der Breite nach zu entfalten kein Raum war, oben lag die Sonne auf den Dächern und Schornſteinen, unten, je mehr man hinabſtieg, war es dumpfig und dämmerte ſelbſt am hellen Mittage. Da gab es enge Hinterhäuſer mit Gärtchen und Mauern, fließende Brunnen mit ſchwatzenden Mägden, feſte Thore aus denen an Sonn- und Feſttagen die Menge ins Freie ſtrömte.

Das hatte Goethe in Frankfurt vor den Augen gehabt und in Leipzig und Straßburg wiedergefunden. Und ſogar in Weimar vor ſeinem Hauſe fehlte, als Mitte des dreieckig unregelmäßigen kleinen Platzes davor, der Brunnen nicht, an dem Abends die Mägde einander den Stadtklatſch zutrugen.

Damit war den Geſtalten des Dramas ein feſtes Coſtüm gegeben. Die Scenen am Hofe des Kaiſers ſchloſſen ſich an die ſtädtiſchen Abenteuer des erſten Aufzuges organiſch an, und auch die allerletzten Scenen, wo Fauſt erblindet, ordnen ſich äußerlich in eine gewiſſe Zeit ein, eine Beſchränkung, der ihr Inhalt zu widerſtreben ſcheint. Sogar den himmliſchen Scenen paſſen ſich

ſo die Darſtellungen der Renaiſſancenmeiſter des 16. und 17. Jahrhunderts als Decorationen an und ſelbſt für die im claſſiſchen Alterthume ſpielenden Partien ergiebt ſich eine bildliche Anlehnung an die Auffaſſung der Antike die den Meiſtern des 16. Jahrhunderts geläufig war.

Dieſes äußerliche ſceniſche Element tritt heute endlich mehr in den Vordergrund.

Anfangs hatte man Fauſt als bloßes Gedicht angeſehen. Nur der geiſtige Inhalt ſchien wichtig, die Bühne auf der das Drama ſpielt in der Phantaſie aufgeſchlagen und ſelbſt der erſte Theil ſo wenig für das wirkliche Theater geeignet, daß die erſte Bühnendarſtellung des Fauſt in Weimar nicht früher als im Jahre 1828 erfolgte. Zur Feier von Goethe's achtzigſtem Geburtstage wurde das Wagſtück unternommen. Daß der zweite Theil jedoch darſtellungsmöglich ſein könne, kam Niemandem wohl in den Sinn, noch weniger, daß Goethe auch hier ſtets wirkliche, praktiſch erreichbare Bühneneffecte im Auge gehabt. Goethe allein wußte, daß die ſceniſche Darſtellung der ganzen Dichtung ein Werk der Zukunft ſei. Er äußerte gelegentlich, es werde einmal ein Franzoſe darüber kommen und ein Spectakelſtück daraus machen müſſen, und er hat ſelbſt mit dieſem Scherze Recht gehabt. Ein franzöſiſcher Componiſt hat vor nicht zu langer Zeit eine große Zauberoper aus Fauſt gemacht. Und ſo iſt in Leipzig und dann in Weimar und Berlin und ſonſt der zweite Theil als Dramas mit handelnden Perſonen aufgeführt worden. Wer ſich das Werk ernſthaft hierauf anſieht, wird herausfinden, daß dergleichen nicht auf den erſten Schlag gelingen könne. Es werden nach langen Verſuchen Drama, Oper, Ballet und Decorationsdarſtellung zuſammenwirkend die richtige Methode ausfindig machen müſſen. Dann erſt kann hervortreten, welche großartigen Effecte für die Bühne Goethe im Auge hatte, die ſeinen Blicken anfangs allein ſichtbar waren und deren Auffindung er ſpäteren Tagen als Erbſchaft getroſt überließ. Ich zweifle nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo Aufführungen

des zweiten Theiles des Fauſt, vereint mit dem erſten, ſich zu wirklichen dramatiſchen Volksfeſten geſtalten könnten. Die Laufbahn dieſes größten Werkes des größten Dichters aller Völker und Zeiten hat erſt begonnen und es ſind für die Ausnutzung ſeines Inhalts nur die erſten Schritte gethan worden.

Die Erklärung oder Deutung des Fauſt gehört zu unſeren wiſſenſchaftlichen Problemen. Das Werk enthält neben ſeinen offenen dichteriſchen Schönheiten einen ſo coloſſalen Schatz an Weltweisheit, zum Theil in räthſelhafter Form, daß es den Scharfſinn der Leſer, beſonders aber den der Deutſchen Gelehrten immer aufs Neue herausfordert. Wir haben eine eigne Literatur darüber, deren Zweck es iſt, nicht nur Goethe's Credo, ſondern das Credo ſeines geſammten Jahrhunderts im Fauſt nachzuweiſen.

Fauſt machte gleich 1808 den Eindruck einer literariſchen Offenbarung. In dieſem Werke, in den Wahlverwandtſchaften und in den bald folgenden Nachrichten über ſein früheres Leben, worin Goethe ſich in ſeinen Anfängen als zukünftigen Bürger des neunzehnten Jahrhunderts conſtruirte, ſchien ein neuer Genius in der alten Geſtalt aufzuſteigen. Wie Goethe's erſte Lebenszeit ſich im Werther geſpiegelt hatte, auf den ſeine Bewunderer die mit ihm jung geweſen waren ſtets zurückkamen, ſo begann Goethe's neueres Daſein, der Goethe unſeres Jahrhunderts, mit Dichtung und Wahrheit, mit den Wahlverwandtſchaften und mit Fauſt, zu denen das Frühere nun wie in prähiſtoriſchem Verhältniſſe ſteht. Die wahre Popularität Goethe's nimmt mit dieſen Werken ihren Anfang, zugleich aber hören ſeine engeren perſönlichen Verhältniſſe nun auf, maaßgebend für unſer Urtheil über ihn zu ſein. Jetzt, wo Generation auf Generation, das geiſtige Leben in Deutſchland auf Goethe hinlenkt, wird es faſt gleichgültig, wem aus dieſem großen Kreiſe er noch in beſonderem perſönlichen Verhältniſſe näher trat. Goethe hat bedeutenden Menſchen die entſcheidende Richtung gegeben, welche niemals, oder beſten Falles ein-, zweimal mit ihm in perſönliche Berührung treten durften. Es wäre nicht nur

ungerecht, ſondern geradezu falſch, die Verhältniſſe, welche die im engeren Weimaraner Daſein nun ſich folgenden Tage für Goethe geſtalteten, als den Rahmen ſeiner Biographie zu betrachten. Wo eine Sonne einen ganzen großen Frühling hervorruft, einen Sommer befruchtet und einen Herbſt zeitigt, an dem ein geſammtes Volk Theil hat, da wird man nicht als das Wichtigſte betrachten, von welchen nächſten Wolkenbildern umgeben tagtäglich das große Geſtirn am Himmel aufſteigt und ſeinen Weg vollendet. Es könnten andere Wolken ſein, es brauchten auch gar keine zu ſein.

Hiermit ſchließe ich die Betrachtung Goethe's in dieſen Vorleſungen ab.

Ich habe zu Anfang geſagt, ich würde von ſeinen Werken ausgehen: ſie ſind beſprochen worden.

Nach Dichtung und Wahrheit erſcheint bei nebenherlaufender unabläſſiger Production anderer Sachen, dichteriſcher wie wiſſenſchaftlicher, deren nicht abbrechende Fülle ſich faſt vom Tage zum Tage verfolgen läßt, der „Weſtöſtliche Divan" als abermaliges Hauptwerk. An dieſe Sammlung neuer Gedichte im orientaliſchen Gewande knüpft ſich die Erinnerung der Freundſchaft Goethe's mit Marianne Willemer, die er als Suleika darin verherrlicht hat. Im „Buche des Timur" dagegen ſind Goethe's letzte Gedanken über Napoleons Sturz und Größe niedergelegt. Der weſtöſtliche Divan hat aus dem Grunde beſondere Wichtigkeit, weil in ihm eine neue Phaſe der Goethe'ſchen Proſodie hervortritt, welche ſich von den antiken Metren abwendend zu neuen Freiheiten aufſchwingt. Abermals ſeiner Zeit voraneilend hat Goethe hier den Ton angeſchlagen, in dem Rückert, Platen und Heine gedichtet haben und über den ſich die heutige lyriſche Dichtung noch nicht zu erheben vermocht hat.

Nach dieſen Gedichten trat die „Italiäniſche Reiſe" als letztes großes ſelbſtändiges Werk hervor, im Jahre 1817. Darauf be-

ginnt die Sorge für die neue Geſammtausgabe der Werke Goethe in Anſpruch zu nehmen, an die ſich, nach ſeinem Tode, die vielen Bände der nachgelaſſenen Werke anſchloſſen, von denen er nicht wollte, daß ſie vor ſeinem Abtreten von der Lebensbühne gedruckt würden.

Bis zu ſeinem Tode aber blieb Goethe, ſo Viele auch ihn kannten und von ihm wußten, ſeinen eigentlichen Schickſalen nach eine halb mythiſche Geſtalt für die Deutſchen. Außer verhältnißmäßig geringen Bruchſtücken ſeiner Correſpondenz war damals von ſeinen Briefen nichts bekannt. Dieſe ſind jetzt unſere vornehmſte Quelle für ſeine hiſtoriſche Betrachtung. Denn es ſind auch diejenigen Männer faſt alle ſchon vorübergegangen, auf deren Entwicklung Goethe als Lebender in ſeinen letzten Tagen noch einwirkte: eine jüngſte Generation hat begonnen, die ihn niemals von Angeſicht kannte, aber unendliches Detail aus ſeinem Leben weiß und die ſein Wirken ſo gut ſie vermag zu faſſen ſucht.

Nehmen wir, aus dieſer uns heute zu Gebote ſtehenden Kenntniß, Goethe's letzte zwanzig Jahre zuſammen, ſo ergiebt ſich:

In einer Zeit der politiſchen Zerriſſenheit und dumpfen Schweigens im öffentlichen Leben war die Verehrung für Goethe eins der wenigen vaterländiſch-gemeinſamen Gefühle welche offen bekannt werden durften. Ihm allein gegenüber war von einem einigen Deutſchland zu reden erlaubt. Hier liegt Goethe's politiſche Wirkung höchſter Art. Er war der leuchtende Punkt, auf den in trüben Tagen, die nicht enden zu wollen ſchienen, in den Zwanziger und Dreißiger Jahren, jedes Auge ſich wandte.

In dieſem Sinne hat man zu Goethe's Lebzeiten bereits damit begonnen, ihm Denkmale zu errichten. Den Anfang machte Frankfurt, andere Städte ſind nachgefolgt. Die ſchönſte unter dieſen Bildſäulen iſt, der Idee nach, die im Weimaraner Muſeum (in beinahe unſichtbarer Weiſe aufgeſtellte) Coloſſalſtatue Steinhäuſers, als Ausführung der von Bettina erfundenen und modellirten Skizze, welche in Berlin ſteht. Goethe ſitzt in antiker Gewandung jupiterhaft thronend da, in der einen ruhenden Hand einen Kranz, mit

der andern erhobenen eine Leier haltend, in deren Saiten ein zwiſchen ſeinen Knien ſtehender kindlicher Genius hineingreift. Seltſam iſt der Uebergang von dieſer, zu Goethe's Zeiten faſt nothwendigen, antikiſirenden Auffaſſung zu der nach ſeinem Tode immer mehr eingreifenden, das hiſtoriſche Coſtüm berückſichtigenden. Den Anfang machte Rietſchel bei der Weimaraner Doppelſtatue. Die Berliner Bildſäule von Schaper ſtellt Goethe als kräftigen Mann dar, in der Kleidung des vorigen Jahrhunderts, die im Sinne der heutigen Tracht jedoch idealiſirt worden iſt.

Ein anderes Denkmal aber noch ihm zu errichten bleibt übrig. Einer unſerer Deutſchen Akademieen ſcheint die Pflicht obzuliegen, Goethe's Werke würdig herauszugeben. Doch davon heute zu reden, würde zwecklos ſein, wenn auch zugeſtanden werden müßte, daß die Sammlung und Edition ſeiner Briefe als eine bereits faſt unaufſchiebbare nationale Aufgabe in Angriff zu nehmen ſei.

Erſt wenn die Zeiten bei uns gekommen ſind, wo, erhaben über einſeitige Anwandlungen, die Sorge für Deutſche Sprache und Dichtung zur ächten Volksſache geworden iſt, wird Goethe in vollem Maaße für das Volk ausgenutzt werden können. Dann auch wird vielleicht ſein heute ſo traurig verſchloſſen daſtehendes Haus, in deſſen unbetretenen Zimmern ſeine Sammlungen einem ungewiſſen Schickſale entgegengehen, aller Welt zugänglich wieder offenſtehen, wie in den Tagen in denen Goethe ſelber noch lebte. Wie damals wird es dann, nun als ein Heiligthum der Erinnerung, wiederum betreten werden*).

Goethe's Haus war in ſeinen letzten Jahren zu einem Wallfahrtsorte geworden. Weimar war damals nicht mehr, wie zu Schillers Zeiten, eine Brutſtätte für literariſche Thätigkeit, ein Heerd für Intriguen und perſönliche Händel, es war ganz zu Goethe's Ruheſitz geworden, der dort in ſtiller Arbeit neben Carl Auguſts Reſidenz die ſeinige hatte. Dieſes ungeſtörte und zugleich bewegte

*) So 1874. Heute, 1898, würde das natürlicherweiſe anders lauten.

Daſein war für ſeine Natur ein wahres Geſchenk der Vorſehung. In natürlicher Weiſe thronte er da, unbehelligt von der Eiferſucht Anderer, und nahm mit kaiſerlichem Wohlwollen Jeden gern an, der an ſeine Thüre klopfte. Weimar bildete nun die vermittelnde Gränzſtation zwiſchen Nord- und Süddeutſchland. Eine gewiſſe feierliche Abgemeſſenheit war in Goethe's Art und Weiſe eingedrungen. Seine Sprache bewegte ſich nun zuweilen in faſt befangener Weiſe in den von ihm ſelbſt gefundenen Wendungen, ſeine Urtheile wurden oft in einer Form gegeben, deren lapidaren Styl man bewegter gewünſcht hätte. Am offenbarſten zeigt ſich Goethe's Styl der letzten Periode im Briefwechſel mit Zelter, dem Berliner Componiſten, mit dem ihn eine faſt nur auf äußerem Zuſammengehen beruhende, trotzdem aber innige Freundſchaft verband.

Verlangen wir eine getreue Darſtellung dieſer Weimaraner Exiſtenz, wie ſie Tag für Tag ſich abſpann, ſo treten Goethe's letzte zehn Jahre am ſchönſten hervor wenn wir Eckermanns Erinnerungen, vereint mit denen des Kanzlers von Müller leſen. Hier ſehen wir, als hätten wir es miterlebt, wie Goethe bis zuletzt ſich mit der herrſchenden Jugend in Berührung zu halten beſtrebt war. Er ſagte, daß dies das einzige Mittel ſich zu verjüngen ſei. Seine Lebenskraft war unerſchöpflich. Noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre hatte ein ſchönes junges Mädchen eine Leidenſchaft in ihm entzündet, die niederzukämpfen ihn ungeheure Anſtrengung koſtete, ein Kampf, aus dem leidenſchaftliche Dichtungen entſprungen ſind. Goethe, indem alle Vortheile des Alters ihm zuſtrömten, ſchien die alten Kräfte ſeiner Jugend nur zu verſtecken, nicht aber verloren zu haben. Alle ſeine Freunde waren endlich todt: der Herzog, Frau von Stein, ja ſogar ſein Sohn war ihm vorausgeſtorben. Er läßt es ſich nicht anfechten. Zu leben war ihm bis zum letzten Tage ein Genuß, immer wieder entzücken ihn Frühling und Sonnenſchein, locken ihn in ſein geliebtes Land hinein nach allen Seiten, und die aufſteigenden Erinnerungen vergangener Zeiten erquicken ihn ſtatt ihn traurig zu machen. Er ſieht mit heiterer Erwartung, mit ächt

menſchlicher Neugier: was denn nun kommen werde, jedem neuen Tage entgegen.

Am 22. März 1832 ſtarb er. Er hätte noch Jahrzehnte ſo fortleben können wie die Patriarchen von denen das Alte Teſtament berichtet. Und deshalb kam ſein Verluſt ſo unerwartet und wurde ſo tief empfunden: es ſchien unmöglich, daß ein Mann mitten aus dem Genuß ſeiner beſten Kräfte herausgeriſſen werden ſollte.

„Am anderen Morgen nach Goethe's Tode, leſen wir in Eckermanns Aufzeichnungen, ergriff mich eine tiefe Sehnſucht, ſeine irdiſche Hülle noch einmal zu ſehen. Sein treuer Diener Friedrich ſchloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgeſtreckt, ruhte er wie ein Schlafender, tiefer Friede und Feſtigkeit waltete auf den Zügen ſeines erhaben-edlen Geſichts. Die mächtige Stirn ſchien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von ſeinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich ſie ihm abzuſchneiden. Der Körper lag nackend in ein weißes Betttuch gehüllt, große Eisſtücke hatte man in einiger Nähe umhergeſtellt. Friedrich ſchlug das Tuch auseinander und ich erſtaunte über die göttliche Pracht dieſer Glieder. Die Bruſt überaus mächtig, breit und gewölbt; die Arme und Schenkel voll und ſanft musculös; die Füße zierlich und von der reinſten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, Abmagerung und Verfall.

„Ein vollkommener Menſch lag in großer Schönheit vor mir und das Entzücken das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergeſſen, daß der unſterbliche Geiſt eine ſolche Hülle verlaſſen. Ich legte meine Hand auf ſein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu laſſen.“

Zeittafel.

1474—1533. Arioſt.
1544—1595. Taſſo.
1564—1616. Shakſpeare.
1600—1681. Calderon.
1606—1684. Corneille.
1622—1673. Molière.
1632—1677. Spinoza.
1639—1699. Racine.
1689. Richardſon geboren.
1694. Voltaire geb.
1700. Gottſched geb.
1710. Johann Kaspar Goethe (G.'s Vater) geb.
1712. Friedrich der Große und Rouſſeau geb.
1713. Diderot geb.
1716. Gellert geb.
1719. Gleim geb.
1724. Klopſtock geb.
1728. Oliver Goldſmith geb.
1729. Leſſing geb.
1730. Hamann geb.
1731. Eliſabeth Textor, Goethe's Mutter geb.
1733. Wieland geb.
1739. Anna Amalia von Sachſen-Weimar geb.
1741. Lavater geb.
1742. Merck und Frau von Stein geb.
1743. Fr. Heinr. Jacobi geb.
1744. Herder geb.
1748. Die erſten Geſänge des Meſſias erſcheinen. Gottfr. Aug. Bürger und Chriſtian Stolberg geb.

1746. Heinse geb.
1749. 28. August. Geburt Goethe's.
1750. Cornelia Goethe, Fritz Stolberg und Caroline Flachsland geb.
1751. J. H. Voß geb.
1754. Umbau von Goethe's Vaterhaus.
1755. Erdbeben von Lissabon.
1756. Mozart und Schillers Freund Körner geb.
1757. Karl August geb.
1758. Zelter geb.
1759—61. Franzosen in Frankfurt. Fräulein von Klettenberg. Geburt Schillers. Richardson stirbt.
1763—65. Krönung Joseph II. „Höllenfahrt Christi". 6. Juni 64 Christiane Vulpius geb.
1764. Frau von Stein verheirathet.
1765—68. Goethe in Leipzig. 19. Oct. 65 Immatriculation. „Die Laune des Verliebten". „Die Mitschuldigen". Oeser. Lessings Dramaturgie erscheint. Dresdener Gallerie. Blutsturz. Aus Leipzig 28. August 68. Gottscheds Tod. Wilh. v. Humboldt, Lotte Schiller, Aug. Wilh. Schlegel geb.
1768—70. Frankfurt. „Neue Lieder", Breitkopf und Sohn, Leipzig 1770. Gellerts Tod. Cuvier, Alex. von Humboldt, Napoleon, Beethoven geb.
1770—71. Straßburg. Ankunft 2. April 70. Sesenheim: October 70. 6. August 71 Promotion. Aus Straßburg 28. August 71. 1770 Hölderlin geb.
1771—72. Frankfurt. Walter Scott, Friedrich Schlegel und Geoffroy de St. Hilaire geb.
1772. Wetzlar. Lotte Buff, Jerusalem. Rheinreise. Ehrenbreitstein. Frau von Laroche. „Von Deutscher Baukunst". „Frankfurter Gelehrte Anzeigen".
1773. „Götz von Berlichingen" erscheint. Cornelie Goethe verheirathet sich mit Schlosser. Die Stolberge.
1774. „Pater Brey" „Götter, Helden und Wieland". „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", „Satyros". Maximiliane von Laroche mit Brentano verheirathet. „Faust". „Werthers Leiden". „Clavigo". Lavaters Besuch in Frankfurt. Rheinreise, Pempelfort, Fritz Jacobi, „Prometheus", „Mahomet", „Der ewige Jude". September. „Werther" erscheint. Klopstock und die Weimarischen Prinzen in Frankfurt. Frl. v. Klettenberg stirbt.

1775. Verlobung mit Lilli. Schweizerreiſe mit den Stolbergen. „Fauſt“. 22. Sept. Karl Auguſts Einladung nach Weimar. 3. Oct. Vermählung des Herzogs. 7. Nov. Ankunft in Weimar. Wieland. Frau von Stein.

1776. Mit dem Herzog in Leipzig. Lenz kommt nach Weimar. Klopſtocks Brief. Legationsrath mit 1200 Thalern Gehalt. 20. Oct. Herders Antrittspredigt. Nov. Lenzens „Eſelei“. „Stella“ und „Claudine von Villa-Bella“. Liebhabertheater. „Die Geſchwiſter“. „Proſerpina“. Goethe-Bildniß von Kraus, Radirung von Chodowiecki.

1777. Frau von Stein. Wilhelm Meiſter. Harzreiſe. Heinr. v. Kleiſt geb.

1778. „An den Mond“. Reiſe nach Potsdam. „Der Fiſcher“. Rouſſeau und Voltaire ſterben. Clemens Brentano geb.

1779. 28. März. Erſte Faſſung der „Iphigenie“ vollendet. 6. April. Erſte Aufführung. Friedrich der Große in Schleſien im Lager. Ettersburg, Execution an Jacobi's „Woldemar“. Geheimrath. Zweite Schweizerreiſe 12. September — 13. Januar 1780. Wiederſehen mit Friederike und Lilli. „Geſang der Geiſter über den Waſſern“. „Jery und Bätely“. Karlsſchule, Schiller. May's Goethe-Bildniß.

1780. „Briefe aus der Schweiz“, zweite Abtheilung. „Die Vögel“. Schreibt am „Taſſo“. Schillers „Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen“. Schwere amtliche Arbeit in der Kriegskommiſſion.

1781. „Erlkönig“. „Nur wer die Sehnſucht kennt“. Corona Schröter. Anfänge des „Elpenor“. In Deſſau und Gotha. Anatomie und Oſteologie. Leſſing ſtirbt. Geburt Achim von Arnims. Schillers „Räuber“.

1782. „Miedings Tod“. „Die Fiſcherin“ erſcheint. Geologiſche Studien. Goethe's Vater ſtirbt. Erhebung in den Adelſtand. Schillers Flucht aus Stuttgart.

1783. „Elpenor“. Fritz Stein bei ihm. Geburt Karl Friedrichs von Sachſen-Weimar. Zweite Harzreiſe. „Ilmenau“. „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh“. Auf den Brocken, Göttingen. „Der Sänger“, „Der Harfenſpieler“, „Mignon“. Schillers „Fiesko“.

1784. Ueber die Entſtehung des Intermaxillarknochen. Ilmenau. Dritte Harzreiſe. „Geheimniſſe“, „Scherz, Liſt und Rache“. Diderot's Tod. Marianne von Willemer geb. „Kabale und Liebe“.

1785. „Prüfung meiner Zustände". „Was abging". Mit Knebel ins Fichtelgebirge. Botanische Studien, daneben osteologische, mineralogische, geologische. Hamlet. Karlsbad. Schillers Eintritt in Leipzig. Geburt Bettina's.

1786. Uebung im Italiänischen. Redaktion der Schriften. „Zuneigung". 17. August Tod Friedrichs des Großen. 3. Sept. verläßt Karlsbad. 9. Sept. über den Brenner. Venedig 28. Sept. bis 14. Oct. 29. Oct. Rom. „Iphigenie in Tauris" und „in Delphi".

1787. 22. Febr. nach Neapel. 2. April bis 14. Mai: Sicilien. „Nausikaa". Büste von Trippel, Porträts von Angelika Kauffmann und Tischbein. „Goethe's Schriften. Mit Kupfern". Leipzig bei Göschen. 1787—90. 4 Bde. Uhland geb. Schillers „Don Karlos". Heinse's „Ardinghello".

1788. „Faust". 22. April Abschied von Rom. Florenz. Tasso. 18. Juni in Weimar. 7. Sept. Zusammentreffen mit Schiller. Christiane Vulpius. „Römische Elegien". Moritz in Weimar. „Egmont" kommt heraus. Hamanns Tod. Rückert geb. Lord Byron geb.

1789. H. Meyer. Tasso beendigt. 25. Dec. Goethe's Sohn August geb.

1790. Oberaufsicht über die Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst. „Metamorphose der Pflanzen" gedruckt. Optische Studien. „Torquato Tasso" „Faust-Fragment" erscheinen. Reise nach Venedig, Epigramme. Nach Schlesien. Riesengebirge, Galizien.

1791. Uebernimmt die Leitung des Hoftheaters. „Prolog" vom 7. Mai. „Beiträge zur Optik" erscheinen. Mercks und Mozarts Tod.

1792. Feldzug in Frankreich. Valmy. Nach Pempelfort und Münster. Fürstin Gallitzin. „Groß-Cophta" gedruckt. Lips' Goethe-Bildniß.

1793. „Der Bürgergeneral", „Die Aufgeregten", „Unterhaltungen der Ausgewanderten", „Reinecke Fuchs". Optische und Kunststudien mit Meyer. Belagerung von Mainz. Oberstallmeister von Stein stirbt.

1794. Verbindung mit Schiller. Schillers Brief vom 23. August. 14tägiger Besuch Schillers bei Goethe. „Horen". Briefwechsel mit Schiller. „Reinecke Fuchs" erscheint. Bürger stirbt.

1795. 25. Januar das erste Stück der Horen. Voß' „Luise". „Epigramme". „Wilhelm Meister", Bd. 1 u. 2, erscheinen. Karlsbad.

1796. Uebersetzung des Benvenuto Cellini, für die „Horen". Schillers Bearbeitung des „Egmont". „Alexis und Dora", „Wilhelm Meister Bd. 3 und 4" und die „Xenien" erscheinen. „Hermann und Dorothea" begonnen. Platen geb.

1797. „Hermann und Dorothea“ als Taſchenbuch für 1798. Balladen. Arbeit am Fauſt. Dritte Schweizerreiſe. „Euphroſyne“, „Amyntas“.

1798. „Farbenlehre“. Die Horen gehen ein. Plan zur „Achilleis“. Das erſte Stück der „Propyläen“ erſcheint. 12. Oct. Eröffnung des neuen Theaters, Schillers Prolog, Wallenſteins Lager.

1799. Proben zu den Piccolomini und Wallenſteins Tod. Mohamet von Voltaire übertragen. Schiller läßt ſich in Weimar nieder. Geburt Heine's.

1800. Arbeit an „Fauſt“. „Helena“. „Paläophron und Neoterpe“. „Tankred“, nach Voltaire. „Propyläen, letztes Stück“. Schillers „Wallenſtein“.

1801. „Ungeheure Krankheit“. Arbeit an Fauſt. Aufführung des „Tankred“ durch Schiller. Nach Pyrmont. Göttingen. Kunſtausſtellung in Weimar. Leſſings Nathan aufgeführt. Lavaters Tod. „Maria Stuart“.

1802. Schillers „Jungfrau von Orleans“ und „Turandot“. Friedrich Schlegels „Alarkos“. „Natürliche Tochter“.

1803. Vorſtellung des erſten Theiles der „Natürlichen Tochter“. 2. April. Fichte entlaſſen. Neue Jenaer Allgemeine Literaturzeitung mit Eichſtädt. Frau von Stael in Weimar. Herders, Gleims, Klopſtocks und Heinſe's Tod. Schillers „Braut von Meſſina“. Kleiſts „Familie Schroffenſtein“.

1804. Recenſion der Gedichte von Voß. „Götz von Berlichingen“ fürs Theater bearbeitet. Maria Paulowna in Weimar. „Wilhelm Tell“. Brentano's „Ponce de Leon“.

1805. Schillers Tod 9. Mai. Will deſſen „Demetrius“ vollenden. Epilog zur „Glocke“. Beſuche von Wolf, Fritz Jacobi, Zelter, Gall. Vierte Harzreiſe. „Rameau's Neffe“ und „Winckelmann und ſein Jahrhundert“ erſcheinen.

1806. „Farbenlehre“. „Stella“ umgearbeitet. Karlsbad. Geologiſche und morphologiſche Arbeiten. „Krieges-Züge. Folgen“. Trauung mit Chriſtiane Vulpius den 19. October. „Des Knaben Wunderhorn“.

1807. Herzogin Mutter ſtirbt. Beſuch Bettinens. Karlsbad. Plan zu „Wilhelm Meiſters Wanderjahren“. „Neue Meluſine“, „Gefährliche Wette“, „Mann von 50 Jahren“, „Pilgernde Thörin“. Hackerts Biographie. Minna Herzlieb. „Wahlverwandtſchaften“. Zacharias Werner. „Sonettenwuth“. „Pandorens Wiederkunft“. Neue Ausgabe der Werke, bei Cotta. Bd. 1—4.

1808. Karlsbad. Frau Rath stirbt. Audienz bei Napoleon. Werke, Bd. 5—12; Bd. 8 enthält den ersten Theil des „Faust". „Pandorens Wiederkunft" erscheint in der Zeitschrift „Prometheus".

1809. „Wahlverwandtschaften" erscheinen. Plan zu „Dichtung und Wahrheit".

1810. Maskenzüge. „Farbenlehre" beendet. Karlsbad. „Meisters Wanderjahre". „Das nußbraune Mädchen". „Farbenlehre" erscheint. Porträt von Kügelgen. Arnims „Dolores".

1811. Calderons „Standhafter Prinz" aufgeführt. „Hackerts Leben" gedruckt. Sulpiz Boisserée in Weimar mit Zeichnungen von Cornelius zu den Nibelungen und seinen eigenen Entwürfen für den Kölner Dom. Karlsbad. „Romeo und Julie" für das Theater bearbeitet. „Dichtung und Wahrheit" erster Theil erscheint. Kleists Tod.

1812. Karlsbad, Teplitz. Dichtet „Die Wette" für die Kaiserin von Oesterreich. Beethoven. Will „Faust" für die Bühne einrichten. „Egmont" neu redigirt. „Dichtung und Wahrheit" zweiter Theil.

1813. Wielands Tod. Rede auf Wieland. Kriegsunruhen. Teplitz „Shakspeare und kein Ende". „Ruysdael als Dichter". Arbeit an „Dichtung und Wahrheit". Im August nach Weimar zurück. 26. August Theodor Körner fällt. Schlacht bei Leipzig. Anfänge des „Westöstlichen Divans".

1814. „Westöstlicher Divan gegründet". Besuch von Fr. A. Wolf. „Epimenides". Reise in die Main-, Rhein- und Neckargegenden. Redaction der „Italiänischen Reise". „Dichtung und Wahrheit dritter Theil" erscheint. Freimund Reimars (Fr. Rückerts) „Deutsche Gedichte".

1815. Neue Ausgabe der Werke. Redaction der Sicilianischen Reise. 30. März: „Epimenides" in Berlin aufgeführt. Frankfurt und Wiesbaden. Marianne von Willemer. Arbeit am „Divan". Hundert Tage Napoleons. Höhepunkt des Weimaraner Theaters. Uhlands Gedichte erscheinen. Caroline Herder stirbt.

1816. 6. Juni Christianens Tod. Arbeit an „Dichtung und Wahrheit" und der „Italiänischen Reise". „Kunst und Alterthum" erstes Heft.

1817. Goethe's Sohn heirathet Ottilie von Pogwisch. Hund des Aubry. Byrons „Manfred" recensirt. Divan, Kunststudien. Porträt von Jagemann.

1819. Redaction der „Tages- und Jahreshefte". „Divan" erscheint. Karlsbad 70. Geburtstag. Fritz Jacobi und Fritz Stolberg sterben.

1820. Karlsbad. „Wolkendiarium". Arbeit an den „Wanderjahren". Voß contra Stolberg. Rauchs Goethe-Büſte.

1821. Redaction der „Campagne in Frankreich". „Zahme Xenien". Beſchäftigung mit Byron, Scott, Calderon, indiſcher Poeſie. Der erſte Theil der Wanderjahre kommt heraus. Napoleon und Chriſt. Stolberg ſterben.

1823. Eckermann. „An Lord Byron". Ulrike von Levetzow. „Marienbad 1823".

1824. Redaction des „Briefwechſels mit Schiller" und der „Annalen". Byrons „Cain". Byrons Tod. „Trilogie der Leidenſchaft". Lotte v. Schiller ſtirbt.

1825. Arbeit am „Zweiten Theil des Fauſt". Wanderjahre neu bearbeitet. Redaction des „Briefwechſels mit Zelter". Annalen beendigt. Jubiläum Carl Auguſts. Jubiläum Goethe's.

1826. „Helena" beendet. Redaction der neuen Ausgabe der Werke in 40 Bänden. Redaction der „Wanderjahre" fortgeſetzt. Studium Dante's. Porzellanmaler Sebbers malt Goethe auf eine Taſſe. 29. Auguſt: Rückſendung der Briefe an Frau v. Stein. 17. Sept. Aufſtellung der Büſte Schillers von Dannecker. „Bei Betrachtung von Schillers Schädel". „Annalen". Novelle vom „Kind und Löwen". Voß ſtirbt. Platens „Verhängnißvolle Gabel".

1827. Riemer, Göttling, Eckermann unterſtützen die neue Ausgabe. Bd. 1—10 erſcheinen. Der 4. Band enthält die „Helena". Brief von Walter Scott. Beſuch Ludwigs von Baiern am 28. Auguſt. Ueber franzöſiſche, böhmiſche, ſerbiſche, chineſiſche, deutſche Poeſie. Arbeit an „Fauſt" und den „Wanderjahren". Frau von Stein ſtirbt den 6. Januar. Beethovens Tod.

1828. Karl Auguſts Tod. Bd. 11—20 der Werke erſcheinen. Arbeit an „Fauſt" und den „Wanderjahren". „Zelters 70. Geburtstag". „Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe", Theil 1 u. 2 gedruckt. Goethe-Bildniß von Stieler. Lotte Keſtner ſtirbt.

1829. „Wanderjahre" und „Zweiter Aufenthalt in Rom" abgeſchloſſen. Soret überſetzt die „Metamorphoſe der Pflanzen". „Briefwechſel mit Schiller 3. Theil" und Werke Bd. 21—30 erſcheinen. Paganini, Zelter in Weimar. Arbeit an Fauſt. Bildhauer David modellirt ſeine Büſte in Weimar. Fr. Schlegel ſtirbt.

1830. Tod der Großherzogin Louiſe. In „Dichtung und Wahrheit" Darſtellung des „ſchmerzlich-ſüßeſten" Lebensjahres. Felix Mendelsſohn in Weimar. „Klaſſiſche Walpurgisnacht". Franzöſiſche Juli-

revolution; Cuviers und Geoffroy de St. Hilaire's Streit. Werke Bd. 31—40 erſcheinen. 28. October Auguſt von Goethe ſtirbt in Rom.

1831. Neue Bearbeitung der Metamorphoſe der Pflanzen. 20. Juli „Fauſt" vollendet. David aus Paris überſendet Goethe's Marmorbüſte; ſie wird am 28. Auguſt enthüllt. „Dichtung und Wahrheit 4. Theil" beendet. Ordnung des Nachlaſſes. Achim von Arnims Tod.

1832. Cuvier's Tod. „Ueber plaſtiſche Anatomie". Ueber die „Principes de philosophie zoologique par Geoffroy de St. Hilaire". „Ueber den Regenbogen". Ueber die Oper: „Die Athenerinnen". Porträt von Schwerdgeburth. Zelters und Walther Scotts Tod. Goethe's letzter Brief vom 17. März. Beginn der Krankheit 16. März. Entſchlummert den 22. März, Vormittags halb Zwölf Uhr. Prellers Umrißzeichnung.

1832—34. Goethe's „Nachgelaſſene Werke, 15 Bde.", erſcheinen.

1835. „Briefwechſel mit einem Kinde". Platens Tod.

1836—7. Goethe's poetiſche und proſaiſche Werke, 2 Bde., erſcheinen.

1842. Goethe's nachgelaſſene Werke, 5 Bde., erſcheinen. Tod Clemens Brentano's.

1843. Hölderlins Tod.

1844. Goethe's Denkmal in Frankfurt von Schwanthaler. Tod ſeiner Enkelin Alma.

1845. A. W. Schlegels Tod.

1852. Steinhäuſers Goethe-Statue nach Bettina's Skizze.

1856. Heine's Tod.

1857. Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals von Rietſchel in Weimar.

1859. Bettina's Tod.

1860. Marianne von Willemers Tod.

1862. Uhlands Tod.

1866. Rückerts Tod.

1872. Tod der Schwiegertochter Goethe's.

1880. Enthüllung des Goethe-Denkmals in Berlin.

1883. Tod Wolfgang von Goethe's.

1885. Tod Walter von Goethe's. Freiwerden des Nachlaſſes.

1887. Erſcheinen des erſten Bandes der „Goethe-Ausgabe der Großherzogin Sophie von Sachſen".

Vorreden

der vierten und der fünften Auflage.

Widmung und Vorrede der vierten Auflage (1887).

I.

Widmung.

Zu Julian Schmidt's Gedächtniß.

Indem ich diese neue Auflage meiner Vorlesungen über Goethe vorbereite, muß ich derer gedenken, an die ich das Buch beim ersten Erscheinen im Stillen richtete.

Julian Schmidt und ich sind keine alten Freunde gewesen. Ich nannte ihn einmal so: er wies darauf hin, wie spät wir uns kennen gelernt. Aber er hat stets an mir gehandelt als wären wir von Jugend auf zusammen gegangen. Man ist im Leben von mehr Freundschaft und mehr Verrath umgeben als man immer weiß, und man weiß auch nicht, von welcher Seite das Eine oder das Andere gerade komme: bei Julian Schmidt wußte Jeder wie er mit ihm daran sei. Er ermüdete nicht in der Förderung derer denen er seine Neigung zugewandt hatte, und war frei von der doppelseitigen Gewissenhaftigkeit, mit der Mancher seine Genossen, damit ihm nicht Parteilichkeit vorgeworfen würde, am härtesten beurtheilen zu müssen sich für verpflichtet hält. Aufkommenden Talenten nützlich zu sein erschien ihm als eine der ihm aufgelegten Pflichten. So entschieden er abrieth wo ihm dies geboten zu sein schien, so kräftig suchte er weiter zu helfen wo er bedeutende Begabung entdeckt zu haben glaubte. Redlichkeit und Uneigennützigkeit traten so klar bei

ihm hervor, daß die Härte, mit der er ſich zuweilen ausſprechen konnte, niemals mißverſtanden wurde. Ich habe ihn von ſeinen Gegnern heftig, verächtlich, höhniſch reden hören: niemals aber ein Wort aus ſeinem Munde vernommen, das nach angeborener Mißgunſt oder gar wie Neid geklungen hätte. Es war nichts Unächtes an ihm. Wenn man ihm etwas vorzuleſen wünſchte, bei dem ſein Urtheil von Werth war: wie unbedenklich er ſich da in der Arbeit unterbrechen ließ; mit welcher durchdringenden Aufmerkſamkeit er hörte; wie offenherzig einſprechend oder zuſtimmend wo er durfte, ſtets mit dem beſten Rathe zur Hand wo es ſich um Schwierigkeiten handelte, er dann die Dinge aufnahm als ſei es ſeine eigne Angelegenheit. Bei Julian Schmidt konnte Jeder ſeiner Freunde ſich darauf verlaſſen, er werde, wo die Gelegenheit es forderte, ſcharf für ihn eintreten. Von früh ab an das literariſche Leben in freier Luft gewöhnt, fühlte er ſich völlig zu Hauſe darin und wußte den Ton zu treffen, in dem man zur Geſammtheit redet.

Julian Schmidt war nicht durch die Philologie, ſondern durch die Philoſophie zur Literaturgeſchichte gelangt. Der Sinn für Prüfung der Texte und der Quellen ging ihm ab. Die Jahrhunderte die mit dem unſrigen nicht in directer Beziehung ſtanden, waren ihm gleichgültig. Auch die uns eingeprägte Sorge für Vollſtändigkeit des Materiales fehlte ihm. Seine Lectüre hatte oft etwas Zufälliges. Wie viel Zartgefühl aber beſaß er für die Schönheit der lebendigen Sprache, für das ſpecifiſche Gewicht der Gedanken und des Characters der Schriftſteller, für ihren Antheil an der öffentlichen Bewegung! Mancher würde ihm den Titel eines Gelehrten im zünftigen Sinne verſagt haben, den er ſelbſt nie beanſpruchte, würde ihm zuweilen Ungenauigkeit in Nebendingen haben vorwerfen dürfen: das feine Gehör aber für das Streben des Volkes, worin beim Hiſtoriker das eigentlich Exacte denn doch liegt, war ihm verliehen. Schmidt wußte ſeinen Anſchauungen die Weite zu geben, die ſie ſo eindringlich und wirkſam machte. Sein Urtheil wurde getragen von dem höchſt lebendigen Gefühle,

daß nie der Hinblick auf die allgemeine große nationale Entwicklung fehlen dürfe wo das Einzelne in Betracht komme.

Von dem gedruckt Vorliegenden ging er bei der Beurtheilung der Schriftsteller aus. Was Andre über sie gesagt hatten, kümmerte ihn weniger. Immer kehrte er zu den Hauptwerken zurück, die er von neuem las oder sich vorlesen ließ. Sein Urtheil empfing hierdurch die Einfachheit die es auszeichnet. Deshalb verschmähte er auch alle Polemik die nicht die großen Fragen betraf. Seiner Literaturgeschichte, die in letzter Auflage jetzt nach seinem Tode erst vollends erscheint, indem das hinterlassene Manuscript der fehlenden Bände von den Händen seiner Frau in würdiger Weise herausgegeben wird, gereicht der Umstand, daß Schmidt fest auf dem Boden der Gegenwart stand, zum Vortheil. Dieses Buch ist dem Bedürfniß derer angepaßt, welche sich den Dichtern und Schriftstellern als Trägern dessen, was unsre Zeit bewegt und was sie braucht, geistig verbunden wissen wollen.

Dem Bedürfnisse des Tages zu genügen, war die Aufgabe die er sich gestellt hatte. Seine Meinung geltend zu machen, erschien ihm als das Vornehmste, und er fand, wie mit dem Auge des geübten Waidmannes, den Moment heraus, wo der Schuß fallen mußte. War er einmal für etwas eingetreten, dann ließ er nicht wieder ab. Hier stand ihm die Gabe, in einen harten Stamm einen harten Keil zu treiben, zu Gebote und es erfüllte ihn mit Befriedigung wenn die Schläge getroffen hatten. Auch wußte man, daß er solche Kämpfe durchführte.

Neben aller streitbaren Gesinnung hegte er ein tiefes Bedürfniß nach Freundschaft, das sich bis auf die Kinder erstreckte, die ihm besonders anhänglich waren. Wenn ich auf der Straße zuweilen mit ihm ging, bemerkte ich, wie die Jungen in der Gegend wo er wohnte die Mützen vor ihm zogen. Oft brach bei ihm die Kindlichkeit des Gemüthes durch, mit der er an kleinen Geschenken und an den freundlichen Aufmerksamkeiten seine Freude hatte. Mit einmüthigerem Wohlwollen konnte ein Fest nicht begangen werden,

als das welches seine Freunde zu seinem sechzigsten Geburtstage veranstalteten. Der ihm dargebrachte kostbare Schreibtisch trug auf silberner Platte eine lange Reihe von Namen. Der Kaiser ehrte Julian Schmidt damals durch Verleihung eines Jahrgehaltes und durch andre Auszeichnung.

Es kann geschehen, daß bedeutende Menschen, deren Leben, von dem der Masse sich loslösend, eigene Beleuchtung gewinnt, durch Zufälle so stark beeinträchtigt werden, daß ihre Wege wechseln weil andere Ziele eintreten. Tiefinnerliche Naturen sehen wir zuletzt der Befriedigung des Eitelkeitstriebes nachgehen, liberale Gesinnung sich in Befehlshaberei verkehren, und humanes freundliches Gefühl zu Neid und Ehrgeiz sich verhärten, der Andre niedertreten möchte. Selbst bei hervorragenden Erfolgen gewinnen solche Lebensläufe dann den Anschein verfehlter Schicksalsbildungen, neben denen die Gestalten derer, welche nicht mit ihren Zielen gewechselt haben, sich in edlem Umrisse abheben. Julian Schmidt hat nie mehr erreichen wollen als er erreicht hat, hat stetig eine rein daliegende Straße verfolgt und seinen Freunden seine Wünsche und Absichten nie verborgen gehalten. Es lag das Einheitliche in ihm, wodurch das Fortleben im Gedächtnisse der Menschen verbürgt wird. Julian Schmidt's gesammtes Wesen ist auf eine einfache Formel zu bringen. Er hat sich ein Piedestal geschaffen, auf dem er innerhalb der Geschichte der Deutschen geistigen Bewegung dasteht.

II.

Goethe's Enkel.

Seit dem Erscheinen der letzten Auflage dieses Buches hat sich etwas ereignet, das für die Goetheforschung als der Beginn einer neuen Epoche anzusehen ist. Aus dem mit seinem literarischen und künstlerischen Inhalte und mit seinen Reliquien verschlossen gehaltenen Hause in Weimar ist nach dem Tode des letzten Goethe das

Goethe-Nationalmuſeum geworden: aus dem unnahbaren Goethe'ſchen Archivzimmer das im Weimaraner Schloſſe eingerichtete, den Gelehrten zugängliche Goethearchiv. Ich habe in der Vorrede zu der von der Großherzogin Sophie von Sachſen unternommenen Ausgabe der Werke Goethe's berichtet, wie all dies ſich ereignete.

Goethe's einziger Sohn war vor ſeinem Vater im Jahre 1830 geſtorben. Er hatte eine Tochter und zwei Söhne hinterlaſſen. Die Tochter, Alma, ſtarb in jungen Jahren, die Söhne wurden alt.

Unvergeſſen iſt, wie hart von den Brüdern an dem Entſchluſſe, nichts herzugeben von den ihnen zugefallenen Schätzen, feſtgehalten wurde. Jahrzehnt auf Jahrzehnt dauerte das. Man mochte noch ſo wohl empfohlen ſein: unter Ausflüchten empfing Jeder verneinende Antwort. Man hatte ſich zuletzt an dieſe Lage der Dinge gewöhnt.

Warum haben die Erben des wichtigſten geiſtigen Nachlaſſes, der jemals vielleicht der Familie eines großen Mannes anheimfiel, dem ihnen damit zugetheilten Amte ſich nicht gewachſen gezeigt?

Die Welt hatte den Enkeln Goethe's nicht gehalten, was der engere Kreis in dem ſie ſich von Kind auf bewegten und den ſie für die Welt anſahen, im Namen der Welt ihnen verſprechen zu dürfen geglaubt hatte. Ihrer Meinung nach vom Schickſal dazu auserleſen, in geiſtiger Production das Höchſte zu erreichen, traten ſie in unſchuldigem Vertrauen auf Erfolg mit muſikaliſchen und dichteriſchen Werken hervor, die es höchſtens zur Anerkennung edlen Strebens brachten, auch dieſe nur von Freunden des Hauſes ausgeſprochen. Mit den Jahren begann Verbitterung ſich ihrer zu bemächtigen, in dem Maaße wachſend als die Zahl der angeſtammten Freunde geringer werden mußte. Nicht mehr gehoben, ſondern bedrückt von dem übermächtigen Namen den ſie führten, nahmen ſie bei angeborener Zartheit der Empfindung was das Leben an erzieheriſchen leichteren und ſchwereren Schlägen Niemanden erſpart als Kränkung hin. Der ſtets hoffnungsreiche Gleichmuth des Großvaters war ihnen nicht verliehen. Alle Erlebniſſe endlich ſchienen ſich ihnen in Unheil und Bedrängniß zu

verkehren. Wenn ſie den Nachlaß Goethe's zuſchloſſen, ſo hatte Anfangs vielleicht nur das ſie dazu aufgefordert, daß die mehr als liberale Behandlung deſſelben von Seiten des Vormundes Mißtrauen zur Pflicht machte. Manches von der Maſſe hatte ſich zerſplittert. Sie glaubten, ihre nächſte Aufgabe ſei, den alten Beſtand, zumal der Briefe, erſt wieder herzuſtellen. Später, ihnen unbewußt, ſcheint dann das Gefühl unverdienter Vernachläſſigung, der ſie ſich verfallen glaubten, den Entſchluß, überhaupt Alles zu verweigern, hervorgerufen zu haben. Mit Bedauern ſahen die, welche Walther und Wolfgang von Goethe näher kannten, ſo reiche geiſtige Begabung, ſoviel Liebenswürdigkeit und Liebefähigkeit (wie Goethe es nennt), ſolche Tiefe der Empfindung mit ſoviel Unfähigkeit gepaart, das „Gemeine des Lebens“ zu begreifen. Mit dieſen Worten hatte Goethe ſelbſt einſt einen Fehler bezeichnet, unter dem er ſein Leben lang gelitten habe. Man gab auf, Einfluß auf ſie haben zu wollen. Sie fielen der Vereinſamung anheim, aus der der Tod erſt ſpät ſie erlöſte.

Ich erinnere mich aus meinen beinahe noch Kinderzeiten wie Anfangs der vierziger Jahre Wolfgang von Goethe in Berlin erſchien und an einer Reihe beſtimmter Tage Jacob Grimm und Schelling als alleinigen Zuhörern ein langes Gedicht bei uns vorlas, das ſpäter gedruckt erſchien. Mein Onkel ſprach ſich nicht offen aus. Er ſagte nur, es ſeien recht tief empfundene Sachen darin. Wolfgang war ſchlank, faſt zu ſchmal, hatte dunkles bis zu den Schultern voll herabhängendes Haar und dunkle große Augen. Er tauchte zuweilen in Berlin auf. Er war unſtät und wuchs nirgends feſt. Er lebte in Rom, in Wien und an anderen Stellen. Später, als ich mehr zu ſeinen Jahren herankam, lernten wir uns kennen. Seine Aeußerungen waren reſignirender Art, ſeine Gedichte aber, deren er einen Band veröffentlichte, ſprechen aus, daß er den Ehrgeiz hegte, auf den Namen Goethe als Dichter neuen Ruhm zu bringen. Als ihm das ſo offenbar nicht gelang, wandte er ſich gelehrter Arbeit zu. Sein Buch über das Florentiner Concil, aus den Quellen gearbeitet, wollte er nicht herausgeben, ſondern ſchenkte es nur Wenigen. Seine Handſchrift

war von angewöhnter peinlicher Regelmäßigkeit. Dies Förmliche nahm immer mehr von seinem ganzen Wesen Besitz. Alles was man unter dem Begriffe rücksichtsvoller, zurückhaltender, fast ausweichender, sanfter Freundlichkeit zusammenbegreifen möchte, bildete den Grundton des Verkehres seinerseits. Er wollte nicht gesehen sein. Nichts beanspruchen zu wollen, wie ein vertriebenes Fürstenkind, das, nachdem sein Reich verloren war, nun überhaupt nichts mehr zu verlieren hätte: dies Gefühl schien ihn zu beherrschen. Es rief bei seinen Freunden den wehmüthigen Wunsch hervor, ihm wohlzuthun, verbunden mit der Trauer, es nicht zu vermögen. Wie gern hätte man ihm irgend vergolten was das Vaterland seinem großen Vorfahren verdankte. Wie oft ist darüber nachgesonnen und berathschlagt worden. Aber es bot sich keine Möglichkeit, ihm nahe zu kommen mit etwas das ihn erfreute. Die wunderbare Insel, das Vaterland seiner Kindheit, war versunken und ließ sich nicht wieder emporbringen.

Walther, der ältere und überlebende Bruder, der sich der Musik geweiht hatte, war noch tiefer in sich hinein verschüchtert worden. Er war, wie sein Bruder, eine gesellige und geistreiche Natur, aber eine stets durchschimmernde Aengstlichkeit, die er nicht überwinden konnte, lag in ihm. Er bewegte sich in der Erinnerung an Vergangenes. Seine peinliche Sorge, Niemanden den Zutritt zum Archive zu gewähren, ja, jeden Anspruch, der in dieser Richtung etwa noch an ihn gelangen könnte, von sich fern zu halten, entsprang, scheint es, dem Gefühl, innerhalb einer Art barbarischer Generation verlassen dazustehen, deren Blicke die Reliquien des Hauses entweihen könnten. Bis auf unbedeutende Kleinigkeiten dehnte sich seine Mühe aus, das Vorhandene zu erhalten. Er hatte uns (meine Frau und mich) einmal (vor langen Jahren) in den Garten am Parke eingeladen. Es war von dem die Rede, was dieser Garten Alles gesehen habe. Walther machte uns darauf aufmerksam, daß die Bank, auf der wir saßen, nur scheinbar neu sei. Er hatte das Sitzbrett einer alten, mürbe zusammengefallenen Bank unter dem Sitzbrette der neuen festnageln lassen, damit das Andenken des zu Grunde gegangenen Möbels so noch gewahrt bliebe.

Er durfte ſicher ſein, daß ich ihn nie über die Goethe'ſchen Papiere anreden würde, dennoch gab er gleichgültigem Geſpräche manchmal eine andere Wendung, weil er zu fürchten ſchien, man könne doch auf dieſes Thema kommen. Selten nur ließ er ſich auf das ſeine Familie Angehende bringen, führte den „Großvater" dagegen gern an in dem was er geſagt und gethan habe. Als Steinhäuſer's, heute in einer Mauerniſche des neuen Weimaraner Muſeums halbverſteckte Coloſſalſtatue Goethe's aus dem Parke, wo ſie Anfangs ſtand, an ihre jetzige Stelle kam, führte man die gewaltige ſitzende Marmorfigur auf einer Schleife mit vielen Zugthieren langſam durch die Straßen der Stadt. Walther erzählte uns, wie er das von den Stufen vor dem Theater mit angeſehen, „wie der Großvater — ſo nannten die Brüder ihn ſtets — langſam an ihm vorüberzog". Ich fühlte plötzlich, wie die Erzählung ihn ergriff. Nur Wenige endlich noch, die ſeine Natur verſtanden und mit treuer Sorge bis zuletzt eine Art Heimath um ihn ſchufen. Mit ſeiner Mutter, die er überlebte, hauſte er in den oberen Dachſtuben des großväterlichen Hauſes, die auch ſein Vater bewohnt hatte. Ein unvergeßlicher Anblick bot ſich mir dar, als ich kurz nach Walthers Tode in die eben eröffneten, viele Jahre unangerührten Bodenkammern eintrat, wo der Wuſt Goethe'ſchen alten Hausrathes zuſammengehäuft und ſtaubbedeckt daſtand. Heute iſt er, unter Carl Rulands Leitung, ſorgfältig gereinigt im Hauſe wieder vertheilt worden; damals bildeten dieſe Dinge ein Chaos. Wer hätte der ängſtlichen Natur Walthers zumuthen wollen, ſie anzurühren, die Vergangenheit noch näher heranzubeſchwören, die verſchnürten Briefpaquete zu eröffnen, Fremde ſie durchwühlen zu laſſen? Die Zeit nahte ja, wo ſie fremder Macht endlich dennoch anheimfielen. Mit Aengſtlichkeit verbarg er ſogar den Inhalt ſeines Teſtamentes, das ſeine Freunde hätte befriedigen müſſen. Und ſo war eines Tages auch das letzte dieſer Kinder, die Goethe mit ſo beruhigtem Gefühl als die Vertreter ſeines Namens einſt hatte zur Welt kommen ſehen und deren Anfänge von der ſchmeichelnden Freundlichkeit Vieler umgeben waren die das Haus betraten, hinweggenommen worden.

Zu der großen Menge der fragmentariſchen Exiſtenzen gehörten beide Brüder. Das Loos derer theilten ſie, die den Kampf um das aufgeben, was bei denen, die den Sieg davontragen, ſo leicht zu erringen ſcheint. Wie viel Arbeit, Widerſtandskraft und Glück gehören dazu, um auch nur mittleren Erfolg gewinnen zu laſſen. Hätte innerhalb ihrer ſo gedehnten, immer ſchattenvoller werdenden Laufbahn das Schickſal ihnen nur einen einzigen ſonnenreichen Sommer noch gewähren wollen, ſo würden ſie die, die der Goethe'ſchen Papiere wegen ihnen näher zu treten ſuchten, vertrauensvoller vielleicht aufgenommen haben.

Ich wiederhole nur kurz was von mir in der ſchon erwähnten Vorrede zu der neuen Ausgabe der Werke über Walthers Teſtament geſagt worden iſt. Ich habe an jener Stelle ausgeführt, es ſei durch dies Teſtament alles was man an Vorwürfen gegen ihn hätte erheben können ausgeglichen und der Name der beiden Brüder in reinem Glanze dem des Großvaters neu vereinigt worden. Das heutige Goethe-Schillerarchiv iſt die Schöpfung der zur Erbin des Nachlaſſes eingeſetzten hohen Frau. Schillers Enkel, der Baron von Gleichen Ruswurm hatte was er beſaß hinzugegeben. Das Goethe'ſche Haus ſelbſt wurde von Walther dem Staate vermacht und eine bedeutende Summe für ſeine Inſtandſetzung von ihm angewieſen. Mit beſonderer Sorgfalt iſt das Schickſal des Gartens am Parke und des Häuschens im Teſtamente vorgeſehen, in dem ſoviel erlebt worden war und das heute am freundlichſten in Weimar an Goethe erinnert: damit ſein Andenken den zukünftigen Mitgliedern des Großherzoglichen Hauſes in natürlichſter Form erhalten bleibe, iſt dieſer Garten, der in ſeiner Eigenthümlichkeit beſtehen und mit dem Parke nie vereinigt werden ſoll, zum Spielplatz der großherzoglichen Kinder beſtimmt worden.

III.

Italiäniſche Reiſe.

Goethe's Briefe aus Italien an Frau von Stein laſſen das von mir gegebene Beiſpiel ſeines Verfahrens bei der Redaction der „Italiäniſchen Reiſe“ als nicht correct erſcheinen.

In dem Buche, wie Goethe es 1817 drucken ließ, fand ich folgendes Stück:

„Rom, den 19. Februar 1787.

Das Wetter fährt fort, über allen Ausdruck ſchön zu ſein; heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erholte ich mich auf der Villa Medicis, Neumond iſt eben vorbei, und neben der zarten Mondſichel, konnte ich die ganze dunkle Scheibe, faſt mit bloßen Augen, durch's Perſpektiv ganz deutlich ſehn. Ueber der Erde ſchwebt ein Duft, des Tages über, den man nur aus Gemälden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen aber in der Natur nicht leicht ſo ſchön ſieht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüthen von den Bäumen; die Mandeln blühen, und machen eine neue luftige Erſcheinung zwiſchen den dunkelgrünen Eichen, der Himmel iſt wie ein hellblauer Tafft von der Sonne beſchienen. Wie wird es erſt in Neapel ſein! Wir finden das meiſte ſchon grün. Meine botaniſchen Grillen bekräftigen ſich an allem dieſen, und ich bin auf dem Wege neue ſchöne Verhältniſſe zu entdecken, wie die Natur, ſolch ein Ungeheueres, das wie nichts ausſieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltigſte entwickelt.

Der Veſuv wirft Steine und Aſche aus, und bei Nacht ſieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lavafluß. Nun kann ich kaum erwarten bis auch dieſe großen Gegenſtände mir eigen werden.“

Und, dicht an dieſen Brief angeſchloſſen war folgender:

„Rom, den 20. Februar 1787. Aſcher-Mittwoch.

Nun iſt die Narrheit zu Ende. Die unzähligen Lichter, geſtern Abend, waren noch ein toller Spectakel. Das Carneval in Rom muß man geſehen haben, um den Wunſch völlig los zu werden, es je wieder zu ſehen. Zu ſchreiben iſt davon gar nichts, bei einer mündlichen Darſtellung möchte es allenfalls unterhaltend ſein. Was man dabei unangenehm empfindet, daß die innere Fröhlichkeit den Menſchen fehlt, und es ihnen an Gelde mangelt, das bischen Luſt was ſie noch haben mögen auszulaſſen. Die Großen ſind ökonomiſch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend. Das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel, ſo unendlich rein und ſchön, blickte ſo edel und unſchuldig auf dieſe Poſſen."

Offenbar waren beide Briefe nicht im Jahre 1787 ſo geſchrieben, ſondern 1817 geglättet und ausgefüllt worden. Es fehlt ihnen das Aphoriſtiſche, Abgeriſſene, das die 1874, als ich meine Vorleſungen hielt, bekannten ächten Briefe aus Italien, deren Goethe ſich 1817 als Unterlage bediente, beſaßen, während ſie Goethe's ſpäterer Schreibweiſe in der eigenthümlichen Abrundung der Gedanken und Sätze eher entſprechen, die den Styl ſeines Alters kennzeichnet. Es erſchien mir nicht nur erlaubt, ſondern nothwendig, einen von den ächten, 1787 geſchriebenen Briefen zum Vergleiche heranzuziehen und zwar den vom 19. Februar 1787 an Knebel, ein Stück das faſt denſelben Inhalt wie die beiden obigen hat. Mit Fortlaſſung von Anfang und Ende, die hier gleichgültig ſind, lautet es:

„In wenigen Tagen geht's nach Neapel, dort erwartet mein eine neue Welt, die ich, wie die zerſtückte hier, mit offenen und geſunden Augen anzuſehen hoffe. Indeß bin ich immer fleißig. Nun wird an Taſſo gearbeitet, der geendigt werden ſoll. Neue Ideen bieten ſich mir zu hunderten dar, die ich vor's erſte ablehnen

muß. Wenn mir das gute Geſchick frohen Muth erhält, ſo kann ich viel und vielerlei thun.

Der Veſuv wirft Aſche und Steine aus und bei Nachtzeit ſieht man den Gipfel in Feuer. Nun ein Lavaſtrom, und ich habe nichts weiter zu wünſchen. Wegen Sicilien laß ich das Schickſal walten. Vorbereitet bin ich, wenn das Glück mich lockt, geh ich. Lebe Du indeſſen wohl und hilf den Freunden leben. Gerne ſchrieb ich viel und intereſſantes. Ja ich wollte, von Rom abſcheidend, wenn ich Zeit hätte, nur über das was mir beſonderes vorgekommen und aufgefallen, einen Quartband ſchreiben. Meine Lage war ſehr glücklich und erwünſcht hier, ich habe die drei Monate recht radikal nutzen können, und wenn ich manches habe müſſen bei Seite liegen laſſen, ſo hab ich dagegen andre Theile geſehen und kennen lernen, wie wenig Fremde in einer ſo kurzen Zeit. Rechneſt Du dazu, daß ich die Hälfte der neuen Arbeit an Iphigenie hier gethan habe, ſo wirſt Du ſagen, daß ich nicht müßig war. Uebrigens iſt Rom eine Welt, und es gehört ein mehrjähriger Aufenthalt dazu, um ſagen zu können: ich kenne ſie nur einiger Maaßen. —

Das Carneval muß man ſehen, ſo wenig Vergnügen es gewährt: ebenſo iſt's mit den geiſtlichen Mummereien. —

Ich bin wohl und das Wetter iſt unbeſchreiblich ſchön."

Dieſer Brief zeigte an einigen Stellen ſo entſchiedene Verwandtſchaft mit den beiden oben abgedrukten, daß meine Vermuthung, er habe 1817 als Unterlage zur Herſtellung des Textes gedient, eine faſt gebotene war. Die Briefe haben aber dennoch nichts miteinander zu thun! Am ſelben 19. Februar 1787 nämlich, an dem Goethe an Knebel ſchrieb, hatte er auch an Frau von Stein geſchrieben:

„d. 19. Febr. 87. Rom.

Dein lieber Brief vom 26. Jan. verdient wohl, daß ich noch einige Worte mehr darauf ſage, als neulich in der Carnevalszerſtreuung geſchehn. Auch heute haben mich die Narren wieder recht herzlich müde gemacht und ich freue mich, daß morgen ein Ende wird.

Du willſt mir wegen Sicilien, wegen eines längeren Außenbleibens nicht rathen; ſo muß ich es in Deine Seele thun und was mein Schutzgeiſt ſagt, will ich denken, es ſeien Deine Worte. Gedenke an mich wenn Du allein biſt. Da ich Dich verließ, hoffte ich auf den Umgang Deiner Schweſter für Dich, die Dir ſo viel iſt. Gedenke mein und freue Dich einer frohen Rückkehr.

Nur zehn Bildchen ſind in Rähmchen gebracht und ſoweit fertig, daß ein Hannoveraner, der übermorgen abreiſt, ſie nach Deutſchland mitnehmen kann. Er wird ſie meiner Mutter bringen, von der Du ſie erhältſt. Noch mehrere ſind umriſſen und recht intereſſante, abſtechende, die ich aber nicht mitſchicken mag. Sie ſollen Dir auch erſt lebhaft bunt entgegenkommen.

Zur Neapolitaniſchen Reiſe iſt das ſchönſte Papier gekauft und wir haben die feſteſte Intention, brav zu zeichnen. Wenn es nur die Schönheit und die Menge der Gegenſtände zuläßt. Das Tagebuch der Reiſe ſchicke ich ab ſobald wir dort angekommen: Du wirſt nach dieſem Brief nicht lange darauf zu warten haben.

Das Wetter fährt fort, über allen Ausdruck ſchön zu ſein, heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Es iſt Neumond und ich konnte heute Abend, auf der Villa Medicis, die ganze dunkle Scheibe, faſt mit bloßen Augen und ganz deutlich durch's Perſpektiv ſehen. Ueber der Erde ſchwebt ein Duft des Tages über, den ich nur aus den Gemälden und Zeichnungen des Claude kannte, das Phänomen in der Natur aber nie geſehen hatte. Nun kommen mir Blumen aus der Erde die ich noch nicht kenne und neue Blüthen von den Bäumen. Wie wird es erſt in Neapel ſein. Wir finden das Meiſte ſchon grün und das Uebrige wird ſich vor unſern Augen entwickeln."

Goethe hatte mithin an demſelben 19. Februar 1787 zwei Briefe geſchrieben die ziemlich daſſelbe enthielten: einen an Knebel und einen an Frau von Stein. Wer konnte das ahnen, oder, wem das als Vermuthung aufgeſtiegen wäre, wer hätte die Kühnheit *gehabt*, es auszuſprechen? —

Ich habe die unrichtige Vermuthung im Texte gelaſſen wie ſie daſteht, weil das daran geknüpfte, Goethe's Styl in ſpäteren und früheren Jahren Betreffende trotzdem ſeine Richtigkeit behält. Wie verſchieden ſind beide am 19. Februar 87 über daſſelbe Thema geſchriebenen Briefe! An Knebel, den alten Lebensgenoſſen, ſchreibt Goethe, im Anklang an den in den erſten Zeiten zwiſchen ihnen waltenden Ton, unbefangen frei, notizenhaft (vielleicht nicht völlig natürlich mehr); an Frau von Stein wendet er ſich mit einer gewiſſen gemeſſenen Lehrhaftigkeit. Ihr gegenüber notirt er nun nicht mehr bloß, ſondern ſtellt dar. Dies claſſiſch ruhige Darſtellen war das neue Element, das Goethe in Italien in ſich aufnahm. 1787 laufen beide Schreibweiſen, die ältere und die neuere, noch nebeneinander her; 1817 dagegen war die claſſiſche Art, die ich Geheimratsſtyl nenne, längſt die herrſchende bei ihm geworden. Goethe warf die Sätze nicht mehr hin wie ehedem, ſondern ließ ſie ſanft abrinnen. Noch anders hat er wiederum zehn Jahre ſpäter ſeine allerletzten Gedanken eingekleidet. Faſt prieſterlich ſchreiten ſie nun einher. —

Wer ermeſſen will, mit welcher Sorgfalt Goethe 1817 für den Druck arbeitete und in welchem Maaße die „Italiäniſche Reiſe“ ein Kunſtwerk ſei, vergleiche die in dem letztangeführten, von Erich Schmidt zuerſt gedruckten Briefe an Frau von Stein enthaltene Stelle über den Frühling in Villa Medici: „Das Wetter fängt an über alle Beſchreibung ſchön zu ſein“ ꝛc. mit der entſprechenden Stelle in der gedruckten Italiäniſchen Reiſe. Der Text von 1817 zeigt ſich als eine Erhöhung des früheren zu claſſiſcher Vollendung. Man glaube nicht, daß der am 19. Februar 1787 an Frau von Stein geſchriebene Brief in der originalen Faſſung, wie er jetzt nun zu Tage kommt, weil dieſe die natürlichere, unbefangenere iſt, höher zu ſchätzen ſei; denn erſt in derjenigen Geſtalt, die ihm 1817 verliehen worden iſt, wurde er nach Form und auch Inhalt zu dem was er ſein ſollte. Die urſprüngliche Niederſchrift giebt, wenn auch ſchon ſtyliſirt, doch nur in ſkizzenhaften Zügen den erſten momentanen Eindruck, die zweite erſt

arbeitet dies Material zu einem durchgeführten Gemälde aus, in welchem erſter Eindruck und Erinnerung ineinander fließen. Wir ſind heute zwar geneigt, bei den großen Meiſtern auch der Malerei die Skizzen oft höher zu ſchätzen als die ihnen entſprechenden ausgeführten Gemälde, aber es iſt Täuſchung dabei im Spiel. Den aus dem vollendeten Werke empfangenen Eindruck, den wir beſitzen, tragen wir in die Skizzen, aus denen die fertige Arbeit entſtanden iſt, hinein, ſo daß wir in ihnen nun die ſpätere Vollendung bereits als etwas Vollbrachtes vor uns zu haben glauben.

Es iſt um ſo wichtiger auf dieſe Täuſchung hinzuweiſen, als ſie ſich heute oft vollzieht. Nicht ſelten glaubt man im Hinblicke auf das Vollendete die erſten Gedanken höher ſchätzen zu dürfen, ohne zu bedenken, wie inhaltslos dieſe ohne den Hinblick auf jenes daſtehen würden.

IV.

Schiller.

Ueber Schiller noch einige Worte.

Zu einer meiner Angaben gebe ich mit wahrer Freude jetzt einen berichtigenden Nachtrag. Unter Donndorfs Leitung iſt innerhalb der Stuttgarter Kunſtſammlungen eine Zuſammenſtellung der Werke Danneckers in Originalen, Abgüſſen und Modellen aufgebracht worden, die einen Schein vom Genie dieſes Bildhauers gewähren, der, hätte man in ſeiner engeren Heimath einſt mehr für ihn gethan, ihr in höherem Grade noch zur Ehre hätte gereichen können. Welch eine Grazie der Erfindung, klarer Blick für die Natur, Gabe zarteſter Ausführung! Danneckers Werke ſtehen alſo nicht mehr, wie ich früher noch ſagen mußte, in einem Winkel der ihrer unwürdig iſt, ſondern ſind, frei und licht aufgeſtellt, in erfreulicher Weiſe ſichtbar. Doch iſt dieſe Sammlung immer noch klein und es muß im Intereſſe des

Landes für ihre Vervollständigung mehr geſchehen. Würtemberg hat hier einer Verpflichtung nachzukommen.

Zum erſtenmale ſah ich jetzt das Werk, das für Schiller in beſonderer Weiſe biographiſchen Werth hat: dasjenige früheſte Exemplar ſeiner Coloſſalbüſte, welches Dannecker im Atelier behielt und an dem er, wie Profeſſor Donndorf mir erzählt, bis zu ſeinem Tode ſtill fortgearbeitet hat. Ein Abguß des anderen Exemplares ſteht daneben, ſo daß man vergleichen kann. Die Büſte entſtand damals, als Schiller mit Frau und Kindern in die Heimath reiſte um ihnen Schwaben, und um ſeinen Verwandten und Freunden dort ſeine Familie zu zeigen. Schiller trug den Keim der tödtlichen Krankheit in ſich. Man glaubt es ihm anzuſehen. Aber in dem Exemplare das Dannecker fortgab wurde das gemildert, in den Marmor dagegen den der Bildhauer zurückbehielt hat er ſeine Erinnerung hineingearbeitet. Dieſe ſchmale, magere Wange zwiſchen Kinn und Backenknochen in rührend zarter Modellirung hinlaufend als ſuche ſie den kürzeſten Weg, und ſein Mund und ſeine Stirne ſcheinen anzudeuten, daß Schiller ſich des Schickſals bewußt ſei, dem er verfallen war.

Von der erſten Auflage dieſes Buches ab kamen mir Vorwürfe zu, ich hätte Schiller nicht genug gethan. Bei der zweiten wiederholten ſie ſich ſtärker und bei der dritten nöthigte man mich zu einer öffentlichen Entgegnung. Denn diesmal wurde (in einem ſüddeutſchen Blatte) was ich von Schiller geſagt hätte als der Inhalt der öffentlichen Meinung Norddeutſchlands ausgegeben. Allgemein werde bei uns mißgünſtig über Schiller gedacht und Anerkennung ihm nur widerwillig zugeſtanden. Ich wies auf die Schillerſtatue in Berlin hin und auf die Begeiſterung, die bei ihrer Errichtung zum Ausbruche kam. Jeder erinnere ſich, wie die Jungfrau im vorigen Winter über fünfzig gedrängt volle Vorſtellungen bei uns erlebte und wie Don Carlos und Wallenſtein immer wieder verlangt werden. Und wie iſt auch Uhlands Gedenktag in Norddeutſchland überall gefeiert worden!

Wo ich in dieſen Vorleſungen von Schiller ſpreche, ſuche ich die Thatſachen und das Perſönliche ſo kühl zu ſchildern und ſo ruhig zu be-

urtheilen wie bei Goethe, Herder, Leſſing, Klopſtock und den Anderen. Das Vergängliche ihres Erdenlebens war nicht der vornehmſte Träger ihres Ruhmes. Höhere Kräfte waren in ſie eingeſenkt und kamen zum Ausbruche. Der Grund, warum ſie unſterblich genannt werden, liegt in ihren Schriften, die jenes Gefühl erwecken, man habe mit Perſönlichkeiten zu thun, die fortarbeitend noch in unſerer Mitte wirken.

Es giebt Unterſchiede in der Art, wie die Menſchheit ſich zu denen verhält, die mit berühmtem Namen aus dem Leben ſcheiden. Blicken wir in der heute lebenden Generation um uns, ſo ſehen wir überall Männer thätig, die, mit Arbeitskraft, Initiative und Gaben des Geiſtes ausgeſtattet, die Leitung der Dinge in Händen haben. Ihre That, ihr Wort, ihre bloße Exiſtenz ſind hochgeachtet. Sie regieren. Sie urtheilen. Sie gehen mit zwingendem Beiſpiele voran. Sie beherrſchen die Aelteren und beeinfluſſen die heranwachſende Generation.

In allen Epochen aber ſind ſolche Männer dageweſen, haben die ſchwierigen Zeiten durchgekämpft und ihrer Mühe ſind Fortſchritt und Entwicklung ſichtbar verdankt worden. Sie ſtrotzen von vorzüglichen Eigenſchaften. Auf ihren Grabmälern finden wir die lobenden Epitaphien, in der gleichzeitigen Literatur die bewundernde Darſtellung ihrer Lebenstage, in den Gallerien heute noch ihre Bildniſſe: charaktervolle Geſtalten, gedankenreiche Stirnen: Staatsmänner, Beamte, Generäle, Gelehrte, Paſtoren, Dichter, Fürſten.

Man fragt nach ihren Namen.

Alle hatten ſie das Ihrige gethan und ihre Zeiten ihnen dafür gedankt. Wer jedoch wiederholt dieſen Dank heute? Wer erkennt ſie nach ihren Porträts? Weſſen Verluſt unter ihnen iſt länger als fünfzig Jahre betrauert worden?

Nun aber gewahren wir, daß neben dieſen Reihen vorzüglicher Menſchen weniger dauerhaften Ruhmes andere noch von den Völkern producirt werden, die der Vergeſſenheit nicht anheimfallen gleich ihnen. Dieſe verhalten ſich anders.

Ihre Anzahl iſt ſo gering, daß manche Epochen, auch wenn wir die ganze Bevölkerung der Erde als Einheit betrachten, überhaupt

keine hervorbrachten. Ihr Nachruhm iſt ſehr oft unabhängig von dem was ſie bei ihren Lebzeiten gegolten haben. Niedrige unbekannte Perſonen können ſie geweſen ſein, von deren Daſein nur Wenige wußten.

Nicht bloß durch die Dauerhaftigkeit ihres Nachruhmes aber unterſcheidet ſich dieſe letztere Art Männer von jenen erſtgenannten, ſondern die Menſchheit auch verhält ſich anders ihnen gegenüber. Denn während jenen erſteren Hochachtung und Verehrung dadurch bezeugt worden war, daß man das ihnen zum Lobe Gereichende hervorhob, das ihnen Nachtheilige minderte oder überging, verhalten wir uns dieſen gegenüber mißtrauiſch als lebten ſie, ziehen genaue Nachrichten über ihre Lebensführung ein und betrachten ſie mit der unnachſichtigen Schärfe, mit der wir Diejenigen beobachten, die handelnd und arbeitend um uns ſind, vor allen Dingen aber uns ſelbſt beurtheilen. Ihren Fehlern ſpüren wir nach; wenden auch ihre Werke kritiſch immer wieder um und um; ſind leichtgläubig in Betreff aller böſen Dinge die ihnen nachgeſagt werden, und fragen mit Verwunderung, wer uns das verbieten wolle. Und ſo bringen wir heraus, daß dieſe, alle anderen Menſchen übertreffenden Männer dieſelben Eigenſchaften hatten wie wir. Leute waren, denen es gut und ſchlecht ging wie unſereinem.

Wenn wir Schillers eigne Briefe leſen und die welche er empfing, und das was Andre über ihn ſchrieben dazuthun, ſo tritt uns ein Mann entgegen, der in verwirrten und ängſtlichen Lebenslagen ſich durcharbeitete und das allgemeine Schickſal Vieler theilte, die in ähnlichen äußeren Unheilscombinationen die Welt in ähnlicher Weiſe anders behandelt haben würden als ſie in freundlicheren Tagen gethan hätten. Goethe, Herder, Leſſing und die Anderen unterlagen günſtigen und ungünſtigen Fügungen, und es ſind ihre angeborenen Naturanlagen nach der einen oder anderen Seite hin mehr oder weniger freundlich geſtaltet geweſen. Die ſouveräne Ruhe Goethe's wurde durch äußere Glückslagen oft erhöht, die Unruhe Schillers, Herders

und Leſſings durch zufällige böſe Erfahrungen geſteigert. Eins aber tritt bei allen ſtets hervor: die über das Kleinliche erhabene Weltanſchauung, die ſie den irdiſchen Dingen gegenüber bewahren, die Geringſchätzung aufgeſchminkter Ehre gegenüber dem eigenen Urtheil, und neben dem Bewußtſein ihres Werthes die Beſcheidenheit beim Vergleichen ihrer Leiſtungen mit denen Anderer. Es gab Zeiten, in denen Schiller Abneigung, ja etwas wie Haß gegen Goethe in ſich trug: wie demüthig aber lautete auch dann ſein Urtheil! Wollten wir bei der Beſchreibung ſeines Lebens dieſen Widerwillen abſchwächen, ſo würde es ausſehen als gehöre Schiller zu denen bei denen etwas verſchwiegen werden müſſe. Es iſt niederdrückend, in Goethe's Abſchiedsbrief an Frau von Stein zu ſehen, wie er die vergötterte Freundin langer Jahre von ſich ſtieß: dies zu übergehen aber, wäre nur ein Zeichen, daß man Goethe nicht zutraue, was an übler Nachrede und von woher es auch immer ſei ihm erwachſe nicht ertragen zu können. Ich kehre in meinen Gedanken immer wieder zu Goethe's Worten zurück: das Ewige wird in den Menſchen hineingelegt und zu vergänglichen Schickſalen mit fortgeriſſen."

Dieſes vergängliche Theil kann ſich bei einzelnen Männern ausnahmsweiſe zu etwas geſtalten, das ſchön und entzückend für ſich iſt. Schillers Lebensführung in Jena und Weimar ſteht in dem allgemeinen Anblick, den ſie bietet, gegen die Goethe's zurück. Schillers geiſtige Erſcheinung löſt ſich ab von der irdiſchen. Denn wem käme bei ſeinen Schriften in den Sinn, daß er ein kränklicher Mann war, dem oft die körperliche Spannkraft verſagte? Schiller war trotzdem ein mächtiger Heerführer. Es liegt etwas Heldenhaftes in ſeinen Verſen. Er wußte dem Deutſchen Volke die Ahnung ſeiner Kraft und Größe zu geben. Die gemeinſame Begeiſterung, die wir für Alles empfinden was uns ſtark und ſiegreich macht, erfüllte ihn und er wußte ſie mitzutheilen. Wo er auftritt iſt es als ob ſich eine große Fahne entfaltete, auf der heilige Worte ſtehen, die Deutſchland durchrauſchen. Er beſaß das Geheimniß, einfache Worte mit *einem* ungeheuren Echo zu umgeben als ob unzählige Stimmen ſie

von allen Seiten her wiederholten. In seinen Dramen bewältigt er die Geschichte im Großen, auf die großen Massen der Nation mit ihnen wirkend, deren geistiges Bedürfniß er in seiner elenden Einsamkeit verstand als ob er von Jugend auf im Gewühle eines politisch bewegten Volkes gestanden habe. Schillers Gang durchs Leben aber hatte etwas Gehetztes. Auch dann verlor sich das nicht, als er in Ruhe und Behaglichkeit endlich seinen Arbeiten sich hätte hingeben dürfen. Das Gefühl des herannahenden Todes nagte jetzt an ihm.

Sollte Schillers sterbliches Dasein ergreifend von der Hand eines Künstlers dargestellt werden, so leistet Danneckers Büste diesen Dienst. Aber die bildende Kunst besitzt noch höhere Mittel. Sie erhebt sich über die Nachahmung dessen was ist, und schafft sich ihre eigne Welt im inneren Anblicke erhabenerer Wirklichkeiten. Die wahrste Erscheinung Schillers gewährt ein anderes Werk, ebenfalls in Stuttgart heimisch: die Bildsäule die Thorwaldsen schuf. Als einen breitschultrigen Mann hat Thorwaldsen Schiller gebildet. Das Haupt leise vorgebeugt, wie als beschwere es der Lorbeerkranz den es trägt. In der herabgesunkenen Linken hält er ein Buch als sei er in der Arbeit unterbrochen worden und habe den Finger hineingelegt um die Stelle wiederzufinden wo er aufhörte. Aber er beginnt nicht wieder! Was er vernimmt, ist eine Botschaft die ihn für immer hinwegruft. Wie er mit der rechten Hand das Gewand emporzieht, scheint er sich für den letzten Gang vorzubereiten. Ich halte diese Statue für die ergreifendste die Schiller errichtet worden ist und ich würde sie, stände im Lateran nicht die des Sophokles, für die schönste halten die ein Dichter empfing. Für Thorwaldsen aber beweist sie, wie nahe die nordischen germanischen Völker im Verständnisse dessen was sie an Schönem und Großen hervorbringen, geistig untereinander verbunden sind.

Stuttgart. September 1887.

Vorwort zur fünften Auflage (1894).

I.

Wilhelm Scherer. Gustav von Loeper. Julian Schmidt.

Bei den Vorlesungen über Goethe als Buch kam es mir auf das Urtheil zweier Freunde und Mitarbeiter an: Julian Schmidt's und Gustav von Loeper's. Dem Ersteren habe ich die vorige Auflage besonders zugeeignet und der Widmung einige Worte über ihn hinzugefügt, die zu sehr nur dem Momente dienten als daß ich sie hier wiederholte. Julian Schmidt ist, was ich selbst bis zum Beginne von 1870 war, sein Leben lang geblieben: ein Privatmann, der sich mit Schriftstellerei befaßt. Er hat durch seine Bücher, als Redakteur und überhaupt durch sein persönliches Auftreten die öffentliche Meinung bestimmt. Aeußerlichen Auszeichnungen verdankte er nichts: Alles sich selbst. Er war rücksichtslos, wußte sich dem Publicum verständlich zu machen und fand, wenn er sich hören ließ, den rechten Augenblick und die rechten Worte. Seinen Sätzen wohnte eine eigene Wuchtigkeit inne. Er hatte einen gewissen Kürassierhieb an sich, mit dem er gerade durchschlug. Er ließ sich wenig auf Hin- und Herreden ein, sondern sprach seine Meinung aus. Seine Art, die politischen Dinge zu betreiben, hatte etwas Literarisches, die Literatur zu behandeln etwas Politisches. Leute von seinem Kaliber bringen die jetzigen Zeiten nicht mehr hervor. Uebrigens wußte Jeder *fofort*, daß man es in ihm nicht mit einem Gelehrten von Fach,

ſondern mit einem Schriftſteller von Fach zu thun habe. Schmidt hatte hiſtoriſch-ethiſche Ziele, auf die er losſteuerte. Er kümmerte ſich bei den Heroen unſerer Literatur zunächſt um den Geſammtinhalt ihrer Hauptwerke, dann um ihre ſchriftſtelleriſche Lebensführung, endlich um den Nutzen ihrer Schriften und ihres Geſammtdaſeins für das Beſte des Vaterlandes. Weder ihr ehemaliges eigenes Publicum, noch das heutige, nur in der Stille ſie leſende lagen ihm am Herzen bei dem was er in Betracht zog, ſondern nur das an die freie Luft tretende Urtheil der Zeitgenoſſen berückſichtigte er. Dieſe bildeten das herrſchende Element an das er ſich wandte, und das ſeine Anſicht gern und aufmerkſam vernahm.

Ich lernte Schmidt erſt ſpät kennen. Bald wurde mir ſeine Freundſchaft unſchätzbar. Er gab mir ſtets ein ſcharfes und ungefärbtes Urtheil und wußte, daß ich es reſpectirte. Er ſchrieb ohne Sorgfalt auf ſeinen Stil zu verwenden, wußte Die aber herauszuerkennen, die es hier an keiner Mühe fehlen ließen. Seine Literaturgeſchichte entſtand aus unendlichen Artikeln, die er getrennt publicirt hatte; da er ſich aber ſtets gleich blieb, ſchloſſen ſie ſich leicht zu einem Ganzen zuſammen.

Schmidt ſtand ſeiner Natur nach zu Goethe in dem Verhältniſſe der Heerfolge. Für ihn war, was in Goethe nicht Schriftſtellerei war, Beiwerk. Gleich ihm beurtheilte ſich ſelbſt, ging von Einem zum Andern, ihm war nichts gleichgültig. Er hegte ein Selbſtgefühl, das ihm ſeine Art, die Dinge zu behandeln, als die natürliche erſcheinen ließ, und indem er ſich der Strömung hingab, auf der es ihn forttrug, ſah er ſich ſtets dahin geführt, wo er ſich heimiſch fühlte. Er bedurfte Niemandes. Er gewahrte wohl, daß Andere ſeiner bedurften und daß Keiner ſich zur Aufgabe machte, die hohe Meinung, die er von ſich ſich gebildet hatte, herabzuſtimmen. Denn all' dem war die Beſcheidenheit eines Mannes zugemiſcht, der ungeſtört ſeine Straße ziehen will und nichts weiter. Loeper und Wilhelm Scherer hatten gewiß an Julian Schmidt viel auszuſetzen, aber keinem von uns Anderen wäre der Gedanke gekommen, daß er anders ſein könne als er nun einmal war.

Guſtav von Loeper glich ihm nur darin, daß auch er mit gleicher Entſchiedenheit ſeine Straße verfolgte; an Unnachgiebigkeit gab er Julian Schmidt nichts nach. Auch ihn lernte ich erſt in den ſpäteren Semeſtern des Lebens kennen. Zeitweiſe haben Julian Schmidt und Wilhelm Scherer ihm näher geſtanden als ich. Er war Corpsburſche geweſen und zu hohen Aemtern gelangt. Dies erforderte immer eine gewiſſe ideale Rückſichtnahme. Auch legte er einen Accent darauf, der Jedem wohl anſteht der ihn aus voller Berechtigung anwendet, daß er ein „preußiſcher Edelmann“ ſei. Mit dieſem Titel ſind weittragende Gedanken an Leiden und Leiſtungen verbunden. Loeper war aber auch vornehmer Beamter. Es lag in ſeinem Gefühl, Goethe näher zu ſtehen, eine Miſchung all dieſer Elemente, und zwar eine harmoniſche. Loeper war eine, wie man ſagt, durch und durch muſikaliſche Natur. Er ſpielte Bach ausdauernd wenn er einmal begonnen hatte. Er war gütig und wohlwollend Denen gegenüber die ſich in idealen Dingen an ihn wandten; kalt und hart wenn etwas ſeinen Anſchauungen widerſprach.

Er beſaß eine koſtbare Goethebibliothek. Schmidt bewunderte Loeper's ſtets präſente Kenntniß unzähliger Dinge, welche mit Goethe zuſammenhingen ohne doch eigentlich das zu betreffen was Schmidt anging. In dem geiſtigen Haushalte des großen todten Goethe war Loeper der Hofmarſchall. Und doch fehlte ihm Alles zum Hofmanne. Er war weder liebenswürdig noch geſprächig, noch gewandt; aber es umſtrahlte ſein Weſen Hingebung an den Mann, dem er ſich geweiht hatte, Ehrlichkeit im Ausdrucke ſeiner Meinung, Unermüdlichkeit in der Verfolgung ſeiner Aufgabe und — das Zeichen höherer Gelehrſamkeit — Abweſenheit jeder neidiſchen Regung.

Loeper ging aus bei Goethe von deſſen perſönlichen Beziehungen und Lebensführung und von den Ausgaben der Werke. Seine Verehrung hatte eine Beimiſchung von beamtlicher Ueberwachung: es ſollte ihm nichts entgehen das mit Goethe irgend im Zuſammenhange wäre. In dieſer Art ſchrieb er. Notizen waren ſeine Freude, die ſo neu *und exact* zu liefern nur ihm gegeben ſei. In dieſer Richtung machte

er Reiſen und Geldaufwand. Vieles Goethe Angehende iſt ihm anvertraut worden. Seine höchſte Leiſtung ſollte das Leben Goethe's werden, das er für die Weimaraner Ausgabe zu ſchreiben auf ſich genommen. Es würde, wäre es zu Stande gekommen, ein gewaltiges Stück Moſaikarbeit geworden ſein.

Guſtav von Loeper wie Julian Schmidt war zu Gute gekommen, daß ſie mit bedeutenden Männern in Verbindung geſtanden hatten. Anerkennung fremden Verdienſtes entſprang bei ihnen nicht einſamem Studium, ſondern lebendigem Verkehr. Loeper's Begegnungen aber waren nicht die mit Schriftſtellern, ſondern mit Beamten, und dies drückte ihn etwas im Verkehre mit uns. Von Hauſe aus war er Juriſt. Wo Männer aus hohen Stellungen heraus ſich mit gelehrten Dingen beſchäftigten, ſteigen ſie zu gleicher Zeit empor und herab, und es gehört ein bedeutendes Innengewicht reiner Perſönlichkeit dazu, dieſen Gegenſatz auszugleichen.

Zu dieſen beiden kam ich ſelbſt von ganz andrer Seite her. Meine Gedanken gingen auf allgemeine Kunſthiſtorie, die ich mit Literaturgeſchichte verband: Geſchichte der nationalen bildenden Phantaſie. Mir war bei Goethe weder, wie Julian Schmidt, um die moraliſchen Wirkungen, noch, wie Loeper um die einzelnen Erlebniſſe, Manuſcripte und Drucke zu thun.

Was Goethe erlebte, um es in Phantaſiebilder umzuwandeln, dies zu erkennen, erſchien mir als die höchſte Aufgabe. Ich verließ mich auf eigenes Gefühl und eigene Erfahrungen, indem ich, was Andere ſagten, ohne Umſtände für unzureichend hielt. Ich lebte in meiner Jugend in einer Umgebung, von denen faſt Alle perſönlich mit Goethe verkehrt hatten, und rechnete mich ſelbſt dazu, als ſei mir dies Vorrecht durch eine Art von Erbſchaft zu Theil geworden. Doch drängte ich meine Ueberzeugung Niemandem auf, und kam mit Julian Schmidt und G. von Loeper vortrefflich aus. An Beleſenheit und an Kenntniß von Beſonderheiten ſtand ich ihnen nicht nach. Wir ergänzten einander, ohne uns die Kreiſe zu ſtören. Dies war der Zuſtand, aus dem heraus meine Vorleſungen und

darauf das Buch ſich bildeten. Loeper theilte ich es in den Correcturbogen mit und er mir in enggeſchriebenen langen Briefen ſeine Bemerkungen.

Viel ſpäter erſt traf Wilhelm Scherer, aus Straßburg berufen, dauernd in Berlin ein. Um Jahrzehnte jünger als wir drei Norddeutſchen. Aus Wien kommend. Durch ſeine Stellung als amtlich berufener Profeſſor der Deutſchen Literatur auch für das, was ſpeciell Goethe anging, uns gleichſam vorgeſetzt. Ein jugendlicher, aggreſſiver, rückſichtsloſer Geiſt, der, was uns Dreien am meiſten fehlte, mit den Lehren der Lachmann-Hauptiſchen Schule vertraut, die ſogenannte „wiſſenſchaftliche Methode“ dieſer Schule nicht nur mit Leichtigkeit anwandte, ſondern auch ſie energiſch zu vertreten willens war. Wir drei Aelteren gingen aus von Goethe's Perſönlichkeit, Scherer von den Manuſcripten und Lesarten ſeiner Werke. Scherer verlangte vor allen Dingen einen „ſauberen Text“. „Jeder Text,“ lautete ſeine Lehre, „iſt verderbt“: es gilt, ihn ſo zu ediren, daß auf ihm ſicher gefußt werden kann. Dieſe Edirung zu bewirken, gab es Mittel, die er genau kannte. Uns drei Anderen waren ſie gleichgültig. Loeper jedoch, der ſeine eigene (Hempel'ſche) vorzügliche Ausgabe von Werken Goethe's bereits hinter ſich hatte, erkannte Scherer's Uebermacht endlich an. So kam es, daß dieſe beiden ſich untereinander zuletzt beſſer verſtanden.

Ihrer Verbindung eröffnete ſich nun ein prachtvolles Arbeitsfeld. Es ereignete ſich das in Weimar, was eine Goethe-Ausgabe nach den Grundſätzen Lachmann's möglich zu machen ſchienen. Von Wilhelm Scherer und Guſtav von Loeper wurde die Ausgabe der Werke in Weimar feſt beſprochen. Beide redigirten die Principien der Edition und vertheilten die einzelnen Werke an eine beträchtliche Zahl von Mitarbeitern, welche, bis auf wenige, ſich bereit erklärten. Ohne Scherer's imperatives Organiſationstalent wäre die Unternehmung unmöglich geweſen. Er beſaß ein Talent, zu beherrſchen und jüngeren Talenten die Richtung anzugeben, das in Berlin imponirende Geſtalt *annahm*. Seine Wiener Erziehung verlieh ihm außerordentliche Hülfs-

mittel für dieſe Rolle. Die Leichtigkeit, mit der er ernſt wiſſenſchaftlichen Dingen, ohne ihnen in den Augen der Fachgenoſſen zu ſchaden, die Geſtalt eines Feuilletons der Wiener Preſſe zu geben wußte, war erſtaunlich. Ebenſo ſeine Productivität als Recenſent. Im Leſen der Bücher bemächtigte er ſich der leitenden Gedanken, um ſie wie im Spiel gleichſam erſt an die rechte Stelle zu bringen. Seine Schüler bemühten ſich, dieſe Leichtigkeit der Federführung ſich anzueignen. Sie bewunderten ihn und ſcharten ſich um ihn; ſeine Feinde fürchteten ihn, ſeine Gegner unterhandelten und ſuchten ihn dann als Bundesgenoſſen. Bald beherrſchte er erfahrene ältere Kräfte, denen er den Schein ließ, als ob ſie die leitenden ſeien. Dabei Jugend, Friſche, Unermüdlichkeit und die in ſeinem Weſen liegende Drohung, nach immer neuen Seiten hin ſiegreiche Feldzüge zu unternehmen. Und all' das eines Tages zuſammenbrechend.

Niemals würde mir, hätte er gelebt, die Aufgabe zugefallen ſein, für den erſten Band der Goethe-Ausgabe der Großherzogin Sophie von Sachſen die Vorrede zu ſchreiben. Wilhelm Scherer und ich haben einander treue Freundſchaft bewahrt, ſind aber was Goethe anlangt zuletzt nicht mehr ſo eng nebeneinander hergeſchritten wie Anfangs. Ich lehnte von vornherein ab, mit der Weimaraner Ausgabe zu thun zu haben, da Collegialität bei geiſtiger Production meiner Natur widerſpricht. Erſt als Scherer nicht mehr da war, bat ich, mich ſpeciell an ſeiner Stelle in das Redactionscollegium eintreten zu laſſen, mit der ausgeſprochenen Abſicht, unbedingt für die Aufrechterhaltung ſeiner Gedanken einzutreten. Julian Schmidt hat niemals für dergleichen Intereſſe gehabt. Seine Arbeit blieb die Fertigſtellung der neueſten Auflage ſeiner Geſchichte der Deutſchen Literatur. Belehrend iſt, dieſes auch in der letzten Geſtalt ſcheinbar veraltete Werk mit Scherer's Deutſcher Literaturgeſchichte zu vergleichen. Neben beiden beſtehen auch Gervinus und Vilmar noch fort. Ihre Urheber ſind dahin gegangen. Es wird ſich zeigen, welches von den vier Büchern den Sieg der Dauerhaftigkeit davon trägt.

II.

Kaiser Wilhelm I. Die Kaiserin Augusta.

Am Christabend 1876 wurde ein Brief bei mir abgegeben:

„Die Durchsicht Ihres Buches „Goethe", von welchem Sie Mir unter dem 20. vor. Monats ein Exemplar vorgelegt haben, hat Mir sehr angenehme Eindrücke gewährt. Es ist Ihnen gelungen, dem lichtvollen Bilde des großen Dichters noch manchen lebenswarmen Zug feinfühlig einzufügen und für das Verständniß der Beziehungen zwischen den äußeren Vorgängen seines Lebens und seinen Werken neue Gesichtspunkte zu gewinnen. Indem Ich Mich überzeugt halte, daß die unmittelbar vor dem Weihnachtsfeste den Verehrern des Dichters gespendete sinnige Gabe als eine werthvolle Bereicherung der Goethe-Literatur anerkannt werden wird, danke Ich Ihnen freundlichst für den Genuß, welchen ich persönlich aus dem Buche geschöpft habe.

Berlin, den 24. December 1876. Wilhelm."

Als ich das Blatt jetzt wieder vor Augen hatte, erschienen mir dessen letzte Worte in neuem Lichte. Sie erhoben es zu einem Documente das Goethe angeht. Zu Etwas das zu meinem Buche gehörte.

Vor zwanzig Jahren, als ich diese Vorlesungen hielt, lag uns das zwanzigste Jahrhundert ferner als heute. Der geistige Inhalt des neunzehnten beginnt sich jetzt erst zusammenzuschließen. Auch Kaiser Wilhelm I. gehörte dem Zeitalter Goethe's an. 1876 lebten noch Viele die unter Goethe's directem oder von seiner Person abzuleitendem Einflusse standen. Heute leben ihrer nur Wenige. Um 1900 werden sie ausgestorben sein. Es wird dann von einer Goethe'schen und Nach-Goethe'schen Culturperiode die Rede sein wie man heute zwischen dem Publicum vor und nach der französischen Revolution unterscheidet. Es werden Bücher erscheinen unter Titeln etwa wie „Geschichte des Goethe'schen Einflusses". Heute

iſt es immer noch zu früh für dergleichen, aber andeuten läßt ſich das Eintreten des Umſchwunges längſt, und die Zeilen Kaiſer Wilhelms vom 24. December 1876 fordern auf, darüber zu ſprechen.

Die Anfänge der Goethe'ſchen Machtbethätigung in den erſten Jahren unſeres Jahrhunderts zeigen, ein wie unwiderſtehliches Element der Geiſt dieſes Mannes damals war. Friedrich Wilhelm III. und die Königin Louiſe wollten in früheren Zeiten von Goethe nichts wiſſen. Nicht unbekannt iſt, daß Lafontaine ihnen mehr zuſagte. Weltbekannt aber auch iſt, in welchem Gedicht Goethe's die Königin nach dem großen Unheil von 1806 den Ausdruck ihrer tiefſten Empfindungen fand. „Wer nie ſein Brot mit Thränen aß — — Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.“ Goethe's Verſen allein war der Ausklang in das Unendliche eigen ohne den ein Kunſtwerk die Seele eines Volkes nicht ergreift. Dieſe Eigenſchaft, dem Unausſprechlichen beinahe Worte zu verleihen, kann kein künſtlich hervorgerufener, wenn auch noch ſo weithallender Enthuſiasmus, vermögen keine auf die Perſon des Künſtlers von Fürſten oder Parteien gehäuften Ehren in ſeine Werke hineinzuſchaffen. Keiner auch vermag dieſer inneren Macht Widerſtand zu leiſten: den Worten eines großen Mannes gegenüber löſt Widerſtand ſich früher oder ſpäter in dankbare Nachgiebigkeit auf.

Und ſo ſehen wir in den letzten Decennien Friedrich Wilhelm's III. den König von Männern umgeben, für die in Fragen höchſter geiſtiger Cultur Goethe die letzte Inſtanz war. Sein Urtheil wurde eingeholt. Rauch, Schinkel, Graf Brühl, Arnim, die Humboldts, Savigny und Schleiermacher hielten ihre Blicke auf Weimar gewandt. Was Niebuhr und Bunſen für die Wiſſenſchaft in Rom thaten, geſchah wie auf Goethe's Befehl. Der Rückblick auf die Vergangenheit erhob die Geiſter. Als vor nun faſt ſiebzig Jahren das Alte Muſeum in Berlin gebaut wurde, ſollte ein Tempel wiſſenſchaftlicher Forſchung in ihm entſtehen, der den ſchönſten Kunſtwerken der Welt zum Aufenthalte diente. Neben Originalen ſollten Nachbildungen des Edelſten da wohnen. Aeltere werden ſich noch erinnern, wie im großen Säulenſaale nur

die Büſten und Statuen römiſcher Kaiſer ſtanden, am oberen Ende Cäſar allein, ihm gegenüber am anderen die Marmorſtatue Napoleon's; die beiden Uſurpatoren der höchſten Gewalt hielten einander im Auge. Der Eintretende empfing die große Lehre der Geſchichte. Das war im Sinne Goethe's.

An der Spitze derer, die unter Friedrich Wilhelm III. in Berlin Goethe vertraten, ſtand der Kronprinz. Ueber die Art, wie im höfiſchen Leben jener Jahre die höher geſtellten Kreiſe im Großen ſich zu Goethe verhielten, iſt es ſchwer heute anſchaulich zu ſprechen. Da liegt noch viel Ungedrucktes verborgen. Die letzte Nummer der Chronik des Wiener Goethe-Vereins von 1893 bringt einen Aufſatz von Eugen Guglia über Goethe und die Kaiſerin Maria Ludovica von Oeſterreich, eine jung geſtorbene Fürſtin, die Enkelin Maria Thereſia's, mit der Goethe in Teplitz und Karlsbad zuſammentraf. Was Guglia hier in liebenswürdiger Art vorbringt, läßt uns in Tage hineinblicken, die das „Jahrhundert Goethe's" anmuthig illuſtriren. Denke man ſich das hier geſchilderte einzelne Ereigniß als maßgebend in weitem Umfange. Als, eine Generation ſpäter, Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, ſtand immer noch eine Abendröthe dieſer Tage am Himmel. Nur natürlich erſchien es, daß die Berufung von Dichtern, Künſtlern und Gelehrten die erſte Sorge des neuen Königs war, und das ſelbſt die politiſchen Hoffnungen damals mit der Erfüllung äſthetiſcher Wünſche eng vereinigt waren.

Von Weimar aus waren die Grundlinien der geiſtigen Fortentwickelung Deutſchlands ſo feſt gezogen worden, daß Goethe's Anſchauungen der natürliche Maßſtab blieben. Und als im Drange der nationalen politiſchen Bedürfniſſe Shakeſpeare neben ihm neu emporſtieg, war dieſer wie eine nur angehängte Provinz des Goethe'ſchen Reiches. Denn Schlegel hatte Shakeſpeare in Goethe's Deutſch, in Goethe's Auftrage gleichſam übertragen, und Goethe und Shakeſpeare vereinigten ſich wie zu einer gemeinſam wirkenden Macht. Vor dem Jahre 1848 gehörte zu den politiſchen Wünſchen der Berliner, daß in höherem Maße noch als bisher Werke Shakeſpeare's auf der königlichen Bühne

aufgeführt würden. Wie wenig die 1848 eintretende, uns aus der Tiefe emporwälzende Bewegung, dann die Reaction, dann die Krankheit des Königs und die immer ſtärker für Preußen einbrechende Nöthigung, politiſch activ zu werden, die Bedingungen des geiſtigen Daſeins bei uns änderten, tritt erſt hervor wenn wir jene Zeiten mit den heutigen vergleichen. Gewiß war der Prinzregent, dann König, dann Kaiſer Wilhelm, in jeder Richtung ein anderer Mann als ſein Bruder, aufgewachſen aber gleich ihm unter der geiſtigen Herrſchaft Goethe's. Die hergebrachte Behandlung der geiſtigen Intereſſen blieb die natürliche. Die Richtung auf das Alterthum, auf das Zeitalter Raphael's, auf die Förderung der Wiſſenſchaft im Sinne der Goethe'ſchen Univerſalität waren uns völlig eingeprägt. Wie ſehr auch der Kaiſer Soldat war, ſo empfand er doch — eine Empfindung die die höheren Beamten theilten — daß die vorzugsartige Fürſorge für die äſthetiſchen Bedürfniſſe des Volkes eingeborene Berechtigung habe. Und die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er das hegte was ihm ſeiner Natur nach am nächſten lag, das Militäriſche, verhinderte ihn nicht, den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Dingen ernſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die bildenden Künſte hatten ihm niemals näher geſtanden. Für Cornelius zumal hatte der Kaiſer kaum Sympathie, kaum auch für ſeine Werke, lebhaftes Gefühl aber für die fürſtliche Stellung des großen Meiſters in der Kunſt. Deshalb war beim Bau des der Deutſchen Kunſt gewidmeten Nationalmuſeums der Gedanke maßgebend, daß es in erſter Linie den Cartons von Cornelius eine würdige Unterkunft böte. Als die Ruhmeshalle des Zeughauſes eingerichtet wurde, verlangte der Kaiſer, daß die die Mitte haltende Siegesgöttin eine der Rauch'ſchen Victorien werde. Ihn leitete das Gefühl, daß, wo es ſich um den bildhaueriſchen Ausdruck des preußiſchen Ruhmes handelte, Rauch's Mitarbeit auch nach des Meiſters Tode ſichtbar werden müſſe. Als habe Rauch's Schatten Anſpruch darauf. Und ſo faßte der Kaiſer Goethe auf. Goethe war ſeiner Epoche nicht nur der große Dichter, der große Denker, ſondern es verband ſich der Glanz hiſtoriſcher fürſtlicher Höhe mit ſeiner Perſon. Ich erinnere an den

Schluß des obigen Schreibens, wo der Kaiſer des perſönlichen Genuſſes gedenkt den er aus dem Buche gezogen. Worin beſtand dieſer? Kaum in Etwas, das deſſen literariſchem Werthe zu Gute käme. Ich wüßte nicht, daß der Kaiſer im Geſpräche Goethe jemals erwähnt hätte, er hatte ſich aber, wie mir erzählt wurde, aus dem Buche vorleſen laſſen. Ich erblicke darin die Bethätigung eines Gefühles bei ihm, das nicht bloß mit „Intereſſe an Goethe“ bezeichnet werden dürfte. Goethe war eine hingegangene Macht die Anſpruch auf die Theilnahme des Deutſchen Kaiſers beſaß. So etwa wie die Inhaber des höchſten italiäniſchen Ordens Cousins du Roi ſind. Ueberall begegneten dem Kaiſer Männer die unter Goethe's Einfluſſe ſtanden. Der vornehmſte darunter Moltke. Nicht nur der Stil ſeiner Schriften und ſeine Art, die Dinge hiſtoriſch zu betrachten, beweiſen es, ſondern ſein geſammtes Auftreten. Immer wird es Deutſchland zum höchſten Ruhme gereichen, daß der Soldat, der neben dem Kaiſer und dem Fürſten Bismarck das Größte geleiſtet hat, als ein Gelehrter der Goethe'ſchen Schule einherging. Gelehrſamkeit höchſter Art war das Zeichen der Goethe'ſchen Epoche. Den Kaiſer belebte die Ueberzeugung, daß ohne die Theilnahme wiſſenſchaftlicher Mächte rein politiſche Arbeit doch nur erfolgloſe Mühe ſei. Der Hinblick auf die innere Größe der Unternehmung war maßgebend bei den Bewilligungen für Olympia.

Sogar ſeinem Weſen nach war dem Kaiſer in den letzten Jahren Etwas eigen, das Goethe's olympiſcher Ruhe und, im Urtheil über Menſchen und Dinge, Goethe's Weisheit verwandt war. Goethe's Votum hatte den letzten Decennien, die er lebte, das ausgleichende Gewicht geliefert. Als er ſtarb, erſchien man ſich verwaiſt in Deutſchland. Die geſammte Menſchheit hegte ein ähnliches Gefühl als Kaiſer Wilhelm ſtarb. Darin lag der Verluſt 1888, daß Lippen ſich geſchloſſen hatten, von denen die beſchwichtigenden Worte gekommen waren denen Keiner widerſprach. Träger vollkommener menſchlicher Harmonie. Das war es, was bei des Kaiſers Tode die Welt mit einem Gefühle des Schreckens erfüllte als ſei ganz Unerwartetes geſchehen. Jeder wußte doch, was bevorſtand. Jeder aber, ſo weit unſer

Planet von verständigen Menschen bewohnt ist, Leuten, die oft nichts als den großen Namen kannten, empfand, als die Todesnachricht in den elektrischen Funken die Erde überflog, ein unersetzlicher Verlust sei eingetreten. Nicht seiner Siege und der kriegerischen Erfolge erinnerte man sich zuerst, sondern dessen was Friedliches im Kaiser lag. Seiner Milde. Seiner gleichabwägenden Gerechtigkeit. Es ist wunderbar, wie im Urtheil der Völker selbst bei kriegerischen Fürsten und Gewalthabern zuletzt das immer das meiste Licht empfängt, was sie für die friedliche Entwicklung thaten. Wie bei Friedrich dem Großen und Napoleon die bewundernde Betrachtung ihrer organisatorischen Thätigkeit die ihrer kriegerischen Thaten bereits überwiegt. Wo Kaiser Wilhelm im Leben erschien und wo von ihm erzählt wird: die Güte seines Herzens war das Hervorspringende bei ihm. Seine Freude, Freude zu bereiten, der Ueberschuß an Sonnenschein in seinem Wesen. Wenn der Kaiser bei den Donnerstagabenden der Kaiserin durch die kleine Thüre am Fenster eintrat, so blieb er eine Weile stehen und richtete die Blicke dahin und dorthin. Seine Züge umflatterte ein unbestimmtes Lächeln, als suche er nach dem, dem er die ersten freundlichen Worte zuwenden wollte. Seine Sprache hatte etwas Herzgewinnendes. Er liebte zu scherzen, immer aber kehrte das Gespräch zu bedeutenden Dingen zurück. Goethe — der Goethe Eckermann's — wenn er in diese Gesellschaft eingetreten wäre, hätte sich wie in seiner eigensten Atmosphäre zu Hause gefühlt. Er hätte empfunden daß man ihm Ehrfurcht zolle.

Repräsentirte Kaiser Wilhelm den Antheil Preußens in Goethe's Jahrhundert, so war die Kaiserin von Haus aus berufen, Goethe in Berlin zu vertreten. Als ich die Kaiserin, damals Königin Augusta, 1860 zuerst sah, entsprach ihre Erscheinung dem Bilde, das Winterhalter von ihr gemalt hat. Sie trat bei dieser ersten Audienz aus der Thüre ihres Arbeitscabinets und blieb da stehen. An dieser Stelle habe ich sie in den folgenden Jahren öfter gesehen. Zum allerletzten Male auch empfing sie mich dort. Nach dem Tode der beiden Kaiser. Sie saß, tief gebeugt, in schwarze Schleier ge-

hüllt, unbeweglich und ergriff gleich das Wort. Sie ſprach damals mit ganz leiſer Stimme. Ueber Kaiſer Wilhelm, über Kaiſer Friedrich, über ihr Verhältniß zu beiden; es war, als wolle ſie es hiſtoriſch darſtellen.

Die Heirath der Kaiſerin Auguſta fiel ins Jahr 1829: bis dahin war ſie, achtzehn Jahr alt, unter Goethe's Augen aufgewachſen. Sie hatte von ihrer Kindheit an die glänzenden Tage Weimars erlebt, das Goethe zur geiſtigen Hauptſtadt Deutſchlands erhob, und hielt das dort waltende Weſen, das ſich in Berlin für ſie nur erweiterte, für das einzig mögliche. Unter eine Photographie der Reiterſtatue Carl Auguſt's ſchrieb ſie, „von der Enkelin Carl Auguſt's". Das Antwortſchreiben der Kaiſerin auf das Buch begann damit, zunächſt habe ſie „ſein Erſcheinen mit Spannung erwartet als Weimaranerin". Von den Einzelheiten des Lebens Goethe's aber war auch bei ihr nie die Rede. Das heute offen daliegende biographiſche Detail war ihr fremd. Man ſtand zu Goethe wie Kinder zu ihren Eltern ſtehen, die zu verehren ihnen eingeboren iſt ohne daß Vorleſungen und Studium Anleitung dazu geben. Man wollte Goethe auch nicht zu nahe treten. Mancher Briefwechſel wurde von den Beſitzern zurückgehalten, weil es als Impietät erſchien, die geheimen Gedanken und Gefühle eines ſolchen Mannes ans Licht zu ziehen. Aber die Kaiſerin ſuchte aus ihrer Natur heraus in Goethe's Sinne zu wirken. Jede andere Art, geiſtige Dinge zu behandeln, erſchien ihr irrationell. Die eigenthümliche Größe der Goethe'ſchen Auffaſſung des Wiſſenſchaftlichen lag ihr im Blute: das Gefühl für das ſpecifiſche Gewicht bedeutender Männer und ihrer Werke. Sie trat hier ein, ſogar ohne perſönliche Vorliebe. Es genügte, ihre Aufmerkſamkeit für Etwas zu erregen, ihr darzulegen, daß ein Mann oder eine Sache hohen geiſtigen Rang beſitze. Auch die Kaiſerin Auguſta hatte keine Vorliebe für Cornelius. Sie aber war die geweſen — noch in den Zeiten der Regentſchaft — welche eintrat, als es ſich darum handelte, Cornelius' ſeit langen Jahren in Kiſten und ſonſt verſteckt liegende

Cartons endlich einmal ans Licht zu bringen und auszuſtellen. Alexander von Humboldt, der für alles Große ein Herz hatte, vermittelte dies. Man muß bei Alexander von Humboldt's Wirken nie vergeſſen, daß er, ehe er nach Berlin kam, in Frankreich die franzöſiſche Revolution, Napoleon, die Reſtauration geſehen hatte und unter Friedrich Wilhelm IV. ſchon zu hohen Jahren gelangt war. Alexander von Humboldt hatte einen Theil der Entwicklung Goethe's miterlebt und Einfluß darauf gehabt. Sein Bildniß ſtand auf einer Staffelei mitten im Zimmer der Kaiſerin Auguſta neben ihrem Schreibtiſche.

Wenn die Kaiſerin einer Perſon und einer Sache ihre Theilnahme geſchenkt hatte, war ſie unermüdlich ſie zu bezeugen. Man durfte, wie beim Kaiſer, feſt darauf rechnen. Der Kaiſer und die Kaiſerin hatten eine gewiſſe, wiſſenſchaftliche Art, den Dingen näher zu treten. Wenn ich ins Palais gerufen wurde, konnte ich ſicher ſein daß die Kaiſerin gleich nach meinen Arbeiten fragte. Dann kamen die Intereſſen der Univerſität an die Reihe. Dann die geſammte deutſche wiſſenſchaftliche Bewegung. Sie ſah es als einen Theil ihrer Pflichterfüllung an, dieſe Fragen zu ſtellen. Sie war unabläſſig bemüht ſich zu unterrichten.

Auch darin ſtand die Kaiſerin unter dem Einfluß Goethe's daß ſie wie Kaiſer Wilhelm I. den Werth der äußeren Formen des Daſeins empfand. Denn es gehörte das zum Weſen der Goethe'ſchen Epoche. In Goethe's Art, der immer innerhalb ganz feſter Verhältniſſe ſtand, lag es, dem Wechſelnden, dem Vergänglichen des Momentes, dem Verfliegenden des Gefühls Dauer zu geben. Als David d'Angers kam, Goethe für die jetzt in Weimar ſtehende Coloſſalbüſte zu modelliren, lag auf einem Tiſche ein Abguß vom Schädel Raphael's inmitten eines Lorbeerkranzes. David erzählt das. Was wollte Goethe damit? Er wollte dem vergänglichen Augenblick hiſtoriſchen Inhalt und bleibenden geiſtigen Werth verleihen. Goethe's Schriften ſind voll von Zuſammenklängen der Gedanken mit zufälligen räumlichen Verhältniſſen. Es iſt, als ex-

lebe er nichts, wobei die landſchaftliche Umgebung nicht betheiligt ſei. Er hatte in Italien die Wirkung des Räumlichen in neuer Art kennen gelernt. Wer Goethe's Haus in Weimar betritt, empfindet die Kunſt, mit der er bei ganz beſchränkten Mitteln dem Flur und dem Treppenaufgang den Anſchein architektoniſcher Großartigkeit zu geben ſuchte. Alle, die einen erſten oder einzigen Beſuch bei Goethe ſchilderten, haben bemerkt, wie die äußere Umgebung, in der ſie Goethe fanden, einen Theil des Bildes ausmachte, das ſie davon trugen.

In den achtziger Jahren hatte die Kaiſerin in Coblenz eine ſchwere Krankheit durchgemacht. Das Schloß, in dem ſie reſidirte, liegt außerhalb der Stadt, durch Gärten vom Rhein geſchieden. Es zeigt, als eine der letzten rheiniſchen Bauten geiſtlicher Fürſtenherrlichkeit welche vor der franzöſiſchen Revolution entſtanden, den zarten Stil einer Nachahmung der Antike, der die Jahre Ludwig's XVI. als ganz aus dem Rokoko herausgetreten erſcheinen läßt: die Verbindung des Liebenswürdigen mit dem Grandioſen, wie wir etwa die Zeiten Hadrian's uns vorſtellen. Ich trat in einen hochgewölbten Saal ein, den die ihn erfüllende Dämmerung und das reine Weiß der großen, feingegliederten Wände über ſeine Maaße ins Ungewiſſe erweiterten. In der, mir gegenüber, wie in der Ferne liegenden Ecke ließ eine Lampe die Chaiſelongue, auf der die Kaiſerin lag, nur zum Theil und mit geringem Lichte erleuchtet erſcheinen. Es war mir, als ich durch den von ſommerlicher Abendfriſche erfüllten widerhallenden Raum dahinſchritt, als ſehe ich vor mir was Goethe ſchon einmal geſchildert habe; und zugleich empfand ich lebhaft, wie es auch im Sinne Goethe's ſei, im weiteſten durch ſeine Einfachheit prachtvollſten Raume des Schloſſes ſich ſo einen Platz zu wählen.

Aus dem gleichen Gefühle heraus legte ſie, ſcheint mir, die Gartenanlagen am Rheinufer an, auf deſſen Höhe das Schloß ſteht. Die Kaiſerin hegte Vorliebe für Coblenz als ſei die Stadt ihrer beſonderen Fürſorge übergeben worden. Sie hatte das Gedeihen

der jungen Pflanzungen, denen das hohe Waſſer im Frühling gefährlich war, ſorgſam im Auge und hörte gern, daß man günſtig darüber berichtete. In ſolchen Gedanken hatten Carl Auguſt und Goethe einſt den Weimaraner Park geſchaffen. In der gleichen Stimmung macht Goethe in den Wahlverwandtſchaften die Anlage eines Parkes zum Hintergrunde der Ereigniſſe. Am reinſten zeigt Taſſo das Verhältniß einer hochgebildeten fürſtlichen Familie zu dem Palaſte und den Gärten die ihr Aufenthalt ſind. Die Goethe'ſche Epoche hatte ein intimeres, verwandtſchaftlicheres Verhältniß zu der die Wohnſtätten der Menſchen umſchließenden Natur. Heute iſt dem nicht mehr ſo. Unſer geſammtes Verhältniß zu den äußeren Daſeinsbedingungen geſtaltet ſich um. Wir verlaſſen leichter und wachſen leichter an.

In Coblenz iſt heute die ſchöne Statue der Kaiſerin aufgeſtellt, welche die Großherzogin Louiſe von Baden von Moeſt in Carlsruhe arbeiten und in den Coblenzer Rheinanlagen aufſtellen ließ. —

Goethe's Zeitalter iſt mit dem Jahrhundert, dem es den Namen gibt, im Untergehen begriffen. Wir begeiſtern uns für das Vergangene nicht mehr bloß weil es vergangen iſt. Mag heute mit noch ſo viel Mitteln gegraben und geſucht werden, mögen die Fundberichte der Alterthumsforſcher noch ſo emphatiſch von der Wichtigkeit neueſter Entdeckungen reden: der Goethe'ſche Blick ruht nicht mehr darauf, unter dem der ausgewühlte Marmor früher in Geiſt verwandelt wurde. Und auch das Publicum fehlt, das früher an den geheimnißvollen Werth der in dieſen Fundſtücken ſchlummernden Gedanken glaubte. Wir glauben nicht mehr an das Alterthum des Goethe'ſchen Jahrhunderts.

Die früher, faſt könnte man ſagen, verbotene Betheiligung an politiſchen Dingen, iſt für jeden heute zur Pflicht geworden. Die Goethe'ſche Epoche durfte die in ihr längſt wach gewordene Ahnung großer Wandlungen nicht offen ausſprechen und hatte ſich an dieſes ihr auferlegte Schweigen gewöhnt als gehöre es zu den natürlichen

Lebensbedingungen. In halb flüſterndem Tone nur wurden die Meinungen ausgetauſcht über das was die Zukunft bringen müſſe. Eine Art künſtlicher Dämmerung fuhr fort zu herrſchen. Heute faßt man die Verhältniſſe mit feſten rauhen Händen an und formt ſie neu, wie der Tag ſie verlangt, um ſie wieder und wieder einzureißen und neu zu geſtalten. Das iſt die Aufgabe. Das Goethe'ſche Zeitalter iſt vorüber: Goethe ſelbſt aber? Hier ſtehen wir einer neuen hiſtoriſchen Erfahrung gegenüber.

Was heute geſchieht, ſind die Folgen der geſchichtlichen Entwicklung des deutſchen Volkes. Weſten und Oſten, Norden und Süden ſuchen mit einander bekannt zu werden. Dampf und Elektricität haben geiſtige und räumliche Entfernung beinahe aufgehoben. Maſſenhafter Gedankenaustauſch bringt unerhörte Bewegung hervor. In einem Zuſtande des Ueberganges ſuchen wir die Vortheile und Nachtheile dieſer Veränderungen feſtzuſtellen.

Die Strahlen des noch im Leben ſtehenden Goethe hatten das deutſche Land erleuchtet als der Krieg gegen Napoleon I. vollbracht war und das befreite Volk ſich im eigenen Hauſe einzurichten begann, im guten Glauben, als müſſe der ſieghafte Geiſt auch dafür ausreichen. So lange die lebten welche damals noch mitgethan hatten, regierte ein unantaſtbares Vertrauen auf die Kraft höherer geiſtiger Arbeit. Lange Jahre der Erniedrigung, welche den Befreiungskriegen folgten, vermochten nicht es zu erſchüttern. Der erſte Gedanke nach dem Wiedergewinn des Elſaſſes war die Neugründung der Straßburger Univerſität. Der Wiſſenſchaft ſollten die Vortheile des Kaiſerreichs zu Gute kommen. Noch war dieſer Geiſt lebendig als ich vor zwanzig Jahren dieſe Vorleſungen hielt. Schon aber bildeten die die Uebermacht damals, die von der Wiſſenſchaft im hergebrachten Sinne nichts Förderndes mehr erwarteten. Wiſſenſchaft, wie wir Alten den Begriff faſſen, beruhte auf unbegrenzter Anerkennung des in griechiſcher und lateiniſcher Sprache Ueberlieferten. Das neunzehnte Jahrhundert hegte die „ewige Sehnſucht“ nach einem „Alterthume“, das die Geheimniſſe,

die der Gegenwart auf dem Herzen laſteten, endlich doch enthüllen werde. Einige glauben heute noch an die Hoheit des Alterthums, Wenige aber noch an ſeine Allmacht. Wir ſind auf unſere eigenen Füße geſtellt und unſere Ziele liegen nach vorwärts. Goethe war im Stillen derſelben Meinung: Aber er verheimlichte ſie! Im Abſchluſſe des Fauſt liegt ſie ausgeſprochen. Dieſes Element ſeines Geiſtes aber blieb der Epoche faſt noch unbekannt, die Goethe's Namen trägt. —

Der wohlbedacht geſchriebene Satz, der innerhalb geſchloſſener Wände recitirt oder geleſen wird, iſt für uns das Zeichen der Goethe'ſchen Epoche: der glatte ſanfte Stil; heute herrſcht das im Momente producirte, geſprochene politiſche Wort, in freier Luft oder in weiten Räumen in die Menge geſchleudert. Die öffentliche Rede, die telegraphiſche Depeſche, der Reporterbericht: Alles was Proklamation genannt werden kann, halten die Päſſe beſetzt, durch die Gefühle und Gedanken, welche Sprache werden wollen, hindurchmüſſen. Und nicht Goethe'ſche Gedanken — was bisher darunter verſtanden wurde — ſind es, für deren Ausdruck dieſe Sprache des neueſten Tages dienen ſoll. Es handelt ſich nicht mehr um die einſame Betrachtung des Geſchehenen, die das 19. Jahrhundert erfüllte. Wir wiſſen heute, daß unſere feinſten philologiſchen Künſte uns Cäſar und ſeine Genoſſen nicht näher bringen. Es waren Politiker, die auf verhältnißmäßig eng begrenzten Gebieten einander entgegengearbeitet haben, Leute deren Gedanken wir kaum kennen: die Zeiten des wirklichen eigenen Erlebens haben begonnen! Ein Kampf iſt in Deutſchland entbrannt, wie keine frühere Zeit ihn durchmachte. Deſſen Urſachen nicht die Feindſeligkeit der Stämme, ſondern die Verſuche eines allgemeinen Anſturmes der Niederen gegen die Höheren ſind. Hier mühen die beſten Kräfte ſich ab. Dieſer Kampf wird dauern. Längſt waren andere Völker in ihn eingetreten, jetzt ſtehen auch wir darin. Das einzig Bleibende ſind die unverwüſtlichen Eigenſchaften des deutſchen Charakters. Ungeahnte Dimenſionen wird das Flüſſigwerden aller Verhältniſſe annehmen. Die unüberſehbare Maſſe der

bloß Erwerbenden gibt bereits den Ton für das Urtheil in geiſtigen Dingen an. Schon vollzieht ſich der Uebergang der um ihrer ſelbſt willen ſchaffenden Kunſt in das verdienende Kunſtgewerbe, der Gelehrſamkeit in das Schriftſtellerthum. Zeiten wiederkehrender Stille ſind beinahe undenkbar. Die Kämpfe beginnen ja erſt. Nur ein beruhigendes Zeichen in ihnen: das wachſende Gefühl der brüderlichen Zuſammengehörigkeit der deutſchen Stämme nach außen, des Einſtehens Aller für Alle wo es ſich um deutſche Ehre handelt.

Was ſoll Goethe innerhalb dieſes Ringens um Dinge, die ſo weit entfernt von dem zu liegen ſcheinen was er war und betrieb? Es brauchte, um dieſe Frage zurückzuweiſen, doch nur des Hinblickes auf die Verbreitung ſeiner Werke, die ſtärker iſt, als je in ſeinem Leben. Wenn ich ſage, die Nach-Goethe'ſche Epoche des zwanzigſten Jahrhunderts habe ſchon begonnen, ſo meine ich damit nicht eine Zeit des Abgethanſeins für Goethe; aber man wird ihn anders auffaſſen. Vom Fauſt wird ausgegangen werden. Einzig dem inneren Feuer ſeiner Dichtung nachgehend, wird man Werther und Götz dem Fauſt anreihen. Dann wird die lange Reihe ſeiner Briefe ihn als den erſcheinen laſſen, deſſen Gedanken das Wachſen der Ereigniſſe am beſten wiederſpiegeln. Dann ſeine kürzeren Gedichte, die den melodiſchen Wohlklang unſerer Sprache aller Zukunft verkünden. Es wird eine Zeit kommen, wo Goethe's Werke: ſeine Anſchauung des Weltganzen, ſeine Weisheit, die Schönheit ſeiner Sprache und der Gedanken einen Schatz bilden werden, deſſen Werthes die germaniſche Raſſe in höherem Grade als je zuvor ſich bewußt iſt als eines unſchätzbaren Etwas an deſſen Beſitz mit ihr Glück gebunden iſt. Es werden in Berlin alljährlich ſogenannte Abreißkalender verkauft, welche das Datum der Tage, Ereignißtafel und einen Spruch liefern. Auf einem dieſer Zettel fand ich: „Bei den größten Verluſten müſſen wir ſogleich umherſchauen, was uns zu erhalten übrig bleibt. — Hier nur allein kann uns der große Gedanke der Pflicht aufrecht erhalten; der Körper *muß*, der Geiſt will, und wer ſeinem Wollen die nothwendige Bahn

vorgeſchrieben hat, der braucht ſich nicht viel zu beſinnen. — So lange wir noch hervorbringen können, werden wir nicht nachlaſſen. — Und ſo über Gräber vorwärts! Goethe.“ — Dies an ſolcher Stelle zu finden, bedeutet Etwas! Goethe's geiſtige Arbeit wird immer mehr als eine einheitliche ſich zeigen. Als ein Unbeabſichtigtes, aus ſich ſelbſt Harmoniſches, als ein Unentbehrliches. Unſere zukünftige Wiſſenſchaft wird, ſo weit die heutige von Goethe abzulenken ſcheint, von Neuem ſich an ſeine Gedanken anſchließen. Als ein Kreis von Freunden Goethe's Geburtstag 1893 auf dem Brenner in Tirol feierte, trat ein Romaniſt auf, um darzulegen, wie Goethe's kurze Begegnung mit Diez für dieſen ſo wichtig wurde, daß von hier aus die Gründung der romaniſchen Philologie in Deutſchland zu rechnen ſei. Nach wie viel Seiten noch wird Goethe als der Gründer der Gedankenarbeit von Jahrhunderten erkannt werden!

Das zwanzigſte wird vielleicht die Entdeckung machen, daß von Goethe das vorausgewußt worden ſei, was es einſt für ſich erreicht haben wird, und ſogar das, was es noch erſtrebt. Man wird die Stellen ſeiner Werke bezeichnen, wo das ausgeſprochen ſei. Immer breiter werden die Zeiträume ſich ausdehnen, welche die einander folgenden Generationen von Goethe trennen: was aber thut ein Jahrhundert mehr oder weniger für das Verhältniß der ſich weiterentwickelnden Menſchheit zu Homer oder Shakeſpeare? Ihre Kraft, in die Seelen einzudringen, nimmt immer mehr zu. Mit ihnen wird auch Goethe einmal als Geſtirn für ſich die Menſchheit begleiten.

Berlin, Weihnachten 1893.

Register.

Abschluß der europäischen Geschichte 1850 459.
Absichtliche Effecte in den Wahlverwandtschaften 446.
Achill 15. 470.
Achilleis 407. 424.
Adel in Thüringen 381; im 18. Jahrh. 224.
Adrastea von Herder 387.
Aerzte und das Publicum 165.
Aeschylos 404; seine Frauengestalten 473.
Agassiz schreibt den ersten Gedanken der Eiszeit Goethe zu 428.
Agnes von Lilien, Caroline Wolzogens Roman, Goethe zugeschrieben 383.
Aja, Frau, der Kneipname der Mutter Goethe's 213.
Akademie der Wissenschaften in Erfurt 231.
Akademien 385.
Akademisches Freiheitsleben Goethe's in Rom 334.
Albani, Cardinal, 300.
Albert im Werther 445.
Alcibiades als Märchenfürst mit Cäsar verglichen 292.
Alexander der Große 291.
Alexis und Dora 406.
Allegorische und mythologische Personen im zweiten Theile des Faust 490.
Allergnädigster Herr 253.
Allgemeines. Goethe's Tendenz ins *Allgemeine* zu gehen 301.
Allwill 179; Allwills Briefsammlung von Jacobi 1774 182; Julian Schmidt über A. ibid.
Allwine in Jacobi's Woldemar 183.
Alpen in Goethe's Darstellung 285.
Aelteste Lieder Goethe's 34.
Alterthum 549.
Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar 217. 225 ff. 311. 371 ff.; ihre Porträts 228; Verkehr mit Wieland 231.
Amerika 223. 297; Abfall von England 463; Colonisirung 290.
Anemonen in den römischen Villen 410.
Anlage der Wahlverwandtschaften weiter zurückliegend als der Beginn der Arbeit 448.
Antichrist 300.
Antigone 440; vergl. mit Gretchen 472.
Antike Art der Weltanschauung 433; Dichtung 402; Prosodie als Muster für die Deutsche 413; Schattengestalten der Oper 273.
Antiken in Deutschland zu Goethe's Zeiten 301.
Antonio in Tasso 316.
Apolda 283.
Appell's Buch über Werthers Leiden 160.
Ardinghello 357.
Ariost 88. 147.
Aristoteles 292; Weltanschauung 433.
Armee populär im Volke 190 ff.
Asiaten auf europäischem Boden 291.

Asien im 18. Jahrh. das Arkadien der Schriftsteller 231.
Aufklärung 202.
Augsburger Allgemeine Zeitung 1793 374. 388.
Augusta, Deutsche Kaiserin 538 ff.; 543; Statue in Coblenz 547.
Aureae arces Romae 295.

Bancroft 216.
Basedow und Lavater 174 ff.
Batsch in Jena 376.
Bauernkrieg 98.
Beaulieu-Marconnay, Frhr. v., über Anna Amalia, Carl August und Minister v. Fritsch 226 ff. 234.
Beaumarchais 159.
Beaumarchais, Marie, im Clavigo 72.
Begas' Schillerstatue in Berlin 386.
Beiträge zur Optik 373.
Belagerung von Mainz 1793 372.
Belluomosche Gesellschaft 371.
Belvedere bei Weimar 251.
Bembo 203.
Berlin 31. 466; Goethe über B. 300, B. und Rom 304 f.; Berliner Museum 180. 539; Universität 456.
Bernhard von Weimar 184.
Berühmte Männer 528.
Betrieb der klassischen Sprachen heute in Mißcredit 413.
Bettina 126. 449; ihre Skizze zu Goethe's Statue im Museum zu Weimar 499.
Bewußtes und Unbewußtes 480.
Bibel 190; im 18. Jahrh. 189.
Biedermann, Frhr. v. 35.
Bigamie in Goethe's Stella 206.
Bodmer 230.
Böse, das, bei Spinoza 491.
Boisserée 180; Goethe spricht B. über Lilli 1815 216. 221.
Bologna 288.
Brackenburg 252.
Braut von Corinth 424.
Braut von Messina 398.
Brentano, Clemens 126.
Brentano, Kaufmann in Frankfurt 135.
Briefe Goethe's 19.
Brion, Familie 61. 67 ff.
Bruch, völliger, zwischen Schiller u. Goethe niemals eingetreten 375.
Brunnen am Wilsbacher Thor in Wetzlar 160.
Bücherdrama in Deutschland 88 ff.
Buff, Amtmann 115.
Bürgerliches Element in Deutschland emporkommend durch Frankreich 462.
Burkhard, Dr., in Weimar 238. 310.
Büsten als historisches Material 168.
Byron, Lord 373. 398.
Byron, Romanheld Richardsons 148.

Cäsar im Deutschen Reichstage 471.
Cagliostro 102.
Calderon 89.
Campagne von 1792 372.
Cantate für Glucks Nichte 275 ff. 315.
Carl August 227 ff. 253. 371 f. 483. 500; seine eiserne Natur 262; Gefühl von Uebermaaß an Kraft bei ihm 257; seine Größe 257; als Politiker 458; seine Briefe an Goethe von unten nach oben geschrieben 253; Goethe's „allergnädigster Herr" 253; nach Goethe's italiän. Reise 337 ff.; übernimmt die Regierung 1775 217; Briefwechsel zwischen ihm und Goethe 1775—1828 254; pflanzt mit Goethe den Park von Weimar 250; C. A. und Tasso 316; C. A. und v. Fritsch 234, Tod 439.
Carl der Große 469.
Carlos, Don 1785 346; durch Goethe zur Aufführung gebracht 375.
Catull 324.
Celten wandern in Europa ein 188.
Ceremoniöses Wesen uralter Männer 439.
Charakter 480.
Charlotte in den Wahlverwandtsch. 443 ff.

China in der Deutschen Literatur 231.
Chinesen die große gerechte Nation im 18. Jahrh. 231.
Christenthum 191; Ch. und heutige Weltanschauung 434, Ch. und Weltschöpfung 433.
Christiane Vulpius 322 ff. 360 ff.; ihre Exentricitäten 326; in den römischen Elegien 324. 325; Milchschwester der Prinzessin im Tasso 325; Ch. und die Weimaraner Frauen 383; Tod 1816 325.
Cicero's Perioden 172.
Cid 470; Cid von Corneille 153.
Cinquecento, Geist des — in Italien 317.
Clärchen im Egmont 13. 266. 352. 458.
Claudine von Villabella 159. 207. 313.
Clavigo 17. 49. 71. 159. 345.
Clerus, europäischer 298.
Coblenz 546 f.
Cöln 126. 176. 180. 300.
Comédie larmoyante 32. 49. 91.
Confession, letzte — Goethe's 478.
Confessions von Rousseau 24.
Conseil, Goethe bittet um Erleichterung im — 267.
Constantin, Prinz von Sachsen-Weimar 217. 227.
Corneille 31. 89 ff. 153. 161. 253; seine Helden 92; sein Menteur 34. 95.
Corpus Juris 296.
Costüm für antike Stücke im 18. Jahrh. 284.
Cotta 342. 392. 450; Cotta durch Schiller mit Goethe in Berührung gebracht 388.
Cotta, Frhr. von 374.
Cultus der Vernunft in Frankreich 74.
Cuvier 467.

Dämon 198; Dämonische Mächte 446.
Dannecker 168.
Dante 4. 161. 336. 404.
Dante für die romanische Welt was Homer für die griechische war 297.
Darmstadt 225; Darmstädter Freundschaften 114; Gesellschaft 1772 84.
Darwin 427.
David d'Angers in Weimar 545.
Demetrius v. Schiller 398. 421. 457.
Desor über Fortbewegung der Gletscher 197.
Deutsch des Götz von Berlichingen 97. 281; des 16. und 17. Jahrh. 279; in Iphigenie 285. 308.
Deutscher Charakter 415; Familienleben 158. 416; Frau 381; Freiheitskriege 457; Fürstenbund 459. 466; die D. geborene Marquis Posa's 254, Goethe's Kenntniß der D. Geschichte 106; Goethe Mitglied der D. Gesellschaft in Straßburg 41; Haus in Wetzlar 115. 134. 251; Hexameter 408; Kaiser 102 ff.; Kaiserreich 548; Kritik 480; Leben im 16. Jahrh. 105; Odyssee 415; Philologie 479; Prosa 3; Prosa Schillers 380; Publikum 303. 367. 391. 547; D. P. über Frau von Stein 242 ff.; D. P. über Götz 354, D. P. und die Kunstgeschichte im 18. Jahrh. 303; seine Meinung organisirt von Schiller und Goethe 389; D. Puristen 413; Rechtsleben im 18. Jahrh. 76; Reformation 27. 104 ff. 107; Reichsstädte 495; Ritter 106; Ritterschaft 103; Sprache 2. 240; Sorge für D. S. Volkssache 500; Städte 26 ff.; nationales Theater unmöglich im 18. Jahrh. 92; Geschichte des D. Th. 91 ff.; Verslehre 413 f.; D. V. von Moritz 359; Volksbewegung 1813 465 ff.; Zustände 1813 466.
Deutschland 101. 106. 297; 1806 555 ff; Geistlichkeit in D. 102 ff.; Mitteldeutschland 223; in prähistorischen Zeiten 292; politische Zerrissenheit 499.

Dialektloſer Ausdruck der Gefühle in Iphigenie nöthig 282.
Dialoge und Duette 274.
Dichtendes Geſchöpf 479.
Dichteriſche Sprache 405.
Dichtkunſt Homers 410.
Dichtung und Wahrheit 21 ff. 54. 66. 80. 108. 125. 128. 162 f. 176. 181. 484. 497; ſchließen mit Goethe's Eintritt in Weimar ab 237; über Lilli 208.
Didactiſcher Zweck der neuen Heloiſe 158.
Diderot 48 ff.; in Deutſchland 91; D. und das engliſche Drama 148.
Dido, Tragödie von Frau von Stein 246.
Dom von Cöln 180.
Donndorf, Bildhauer 527.
Dorothea 15. 415 ff. 471.
Drama 145; im Zuſammenhang mit der Literatur 274.
Dramatiſche Deutſche Dichtung im 18. Jahrh. 93; Kleinigkeiten Goethe's 371.
Dramatiſirung von Werthers Leiden 160.
Dreißigjähriger Krieg 27. 46.
Dumas, Alexander, überſetzt Hamlet 57.
„Dumme Jungen" von 1772 203.
Düntzer 208. 240. 366; über Goethe's amtliche Thätigkeit 238; über die drei älteſten Bearbeitungen der Iphigenie 284.
Düſſeldorf 126. 178.

Echo, ungeheures, der Worte Schillers 530.
Eckermann 82. 203. 316. 394 ff.; an Goethe's Leiche 502.
Edelmann, Stellung des — in Deutſchland 261; kein E. unter Goethe's Jugendfreunden 224.
Das Edle im Gegenſatze zum Gemeinen 82 ff.
Eduard in den Wahlverwandtſchaften 442 ff.; neben Fauſt 475.
Egloffſtein, Gräfin Julie von — 220. 226.
Egmont 15. 17. 252. 352 ff. 367. 372; enthält Goethe's eigentliches politiſches Glaubensbekenntniß 458; Regentin im Egmont 352; E. und Fauſt 493; E. von Schiller recenſirt 388.
Geiſtige Ehe 184.
Ehebruch 242.
Ehrenbreitſtein 126. 176.
Eichenrauſchen im Götz 342.
Einhardt 88.
Einſchiebſel und Dehnungen in den Wahlverwandtſchaften 448.
Einwanderung nach Europa aus Aſien in Urzeiten 187.
Electra in Iphigenia in Delphi 288.
Eliſabeth im Götz 158; in Maria Stuart 457.
Elſaß 59 ff. 250; elſaßiſche Soldaten 38; Stellung des E. zu Deutſchland 28.
Emerſon 369.
Emile von Rouſſeau 108. 149. 204.
England 50; engliſche Dichtung und Moral 153; bürgerlicher Familienroman 148; Roman in Deutſchland im 18. Jahrh. 149.
Epiſtel Goethe's an Friederike Oeſer, 1768 148.
Erfolg 391.
Erfurt 456; erſt 1802 preußiſch geworden. Uralter Sitz geiſtigen Lebens 230 ff.; große Stadt neben Weimar 223.
Erhebung von 1813 462.
Ernſt Auguſt Conſtantin, Herzog von Sachſen-Weimar, Carl Auguſts Vater 226.
Erziehung, heutige — der Mädchen 381.
Eſelei Lenzens 315.
„Es war einmal" in der griechiſchen Geſchichte 291.
Ethik Spinoza's 196 ff.
Ettersburg 184.
Eugenie in der natürlichen Tochter 440.
Europäiſche Geſchichte 289 ff.; Welt um 1700 46.
Evangelien 192.

Das Exacte beim Historiker 513.
Das Ewige im Menschen 530.

Fanny 157.
Farbenlehre 373. 428 ff.
Fatalistisches Element in den Wahlverwandtschaften 447.
Faust 9. 15. 17. 39 ff. 57. 431. 467. 469 ff.
allmälige Entstehung des F. 481; als Bühnenstück 496; als Zauberoper 496; Abschluß des F. 548
Faust's „beide Seelen" 197.
Faust Dämon in menschlicher Gestalt 493.
das jüngste aller classischen dichterischen Phantasiegeschöpfe 471.
das „poetische Werk" an sich 469.
eigentliches Problem des F. 492.
Eindruck des F. von 1808 497.
Entwicklung der Gestalt in der Dichtung 490.
Erklärung des F. eines unserer großen wissenschaftlichen Probleme 497.
erste Conception des F. 480. 492.
erster und zweiter Theil des F. zugleich entstanden 478.
erste Vorstellung des F. in Weimar 1828 496.
Frankfurt und F. 495.
gedruckt 1790 373.
Geschichte des F. seine beste Erklärung 481.
Goethe's Hauptwerk 469. 485. 550.
im Deutschen Reichstage 470.
in Straßburg 86.
in tausend Jahren 471.
internationales dichterisches Allgemeingut 472.
locales Element im F. 494.
ohne Abschluß in Goethe's Gedanken 478. 493.
ohne Goethe als Urheber denkbar 473.
Paralipomena zum F. 320.
repräsentirt Goethe's wirkl. Leben 494.
Faust's Rettung 493.
Scenen Faust's von 1790 und 1808 in Bezug auf Gretchen 484.
Faust und das wirkliche Theater 496.
und die Deutsche Geschichte 469.
und Gretchen an erster Stelle stehend 472.
und Mephisto 487.
unsichtbarer Doppelgänger aller Goethe'schen Männergestalten 475.
Faust's Unsterblichkeit 476.
Versöhnung im F. 492.
Dr. F., Volkskomödie 492.
Vollendung nach Goethe's Tode 493.
Faust von 1772 481 ff.
von 1787 476.
von 1790 468. 476. 481 ff.
von 1808 468. 481 ff.; auch nur ein Fragment 477.
zweiter Theil des F. 493: auf der Bühne 496.
Felsweihe an Psyche 84.
Fernando in Stella 475.
Ferrara 317.
Fichte 376.
Fingal 470.
Firma: Schiller und Goethe 385. 396.
Flachsland, Caroline 80. 110. 232. 265. 370; Briefe an Herder 84 ff.; ihr Urtheil über Frau von Laroche 126.
Flüssigwerden aller Verhältnisse heute 549.
Florenz 335; Boboli-Garten in F. 27.
Fortschritt 459.
Fortsetzungen und Gegenschriften zu Werthers Leiden 160.
Forum, römisches 299.
Frankfurt 24 ff. 300. 369; Frankfurter Gelehrte Anzeigen 119 ff. 169. 355; Zeit Goethe's 389; F. im Gegensatze zu Weimar 223; norddeutsch 341; F. und Lavater 1774 170.

Frankreich 32; Franzosen als Eroberer 462; in Deutschland 1806 456.
Französische Bildung in Deutschland 462; classische Tragödie in England 90; Dichtersprache 278; „Französische Form" des Dramas 275; Literatur 1770 41; Nationalgeist 461; Republik verehrt in Deutschland 462, Revolution 9. 102. 414 ff. 422. 434. 454 ff. 458 ff.; Wohlthaten der F. Revolution in Deutschland 462; Schauspieler in Frankfurt 95; Tyrannei 1806 456; Verse Goethe's 34.
Frau Rath 78 ff.
Freier Wille 437.
Freiheit 348; „Freiheit" im 18. Jahrhundert 48; F. wohnt auf den Bergen im 18. Jahrhundert 170.
Freitagsgesellschaft 372.
Freundschaft 369; unverwüstliche F. zwischen Goethe und Carl August 254 zwischen Goethe und Schiller 379.
Friederike Brion 54 ff. 110. 116. 209 f. 240. 483 ff.; Goethe's Kummer um F. 85; Briefwechsel mit Goethe 65. 69; erstes Auftreten 61; in Straßburg 65; F. und das Elsaß 250; Friederike Goethe's und die ächte Friederike 58 ff.; verglichen mit Frau von Stein 247.
Friedrich der Große 2. 87. 103. 408. 455. 460 f. 465. 469 ff.; gegen Stella 205; im Deutschen Reichstage 471; läßt sich von Voltaire viel gefallen 254; F. und die Jesuiten 299; von Wieland in dem Heldengedichte „Cyrus" verherrlicht 230.
Friedrich der Hohenstaufe 469.
Friedrich Wilhelm IV. 467; 540.
Frithiof 470.
Fritsch, von, 225 ff. 316; F. und Goethe 234 ff.; sein Widerstand 261.
Frühling 164; von 1781 252.
Fürsten fangen früher an zu leben 371.

Galanterie 33 f. 208.
Gall 198.
Garbenheim 160. 451.
Gardasee 286.
Gartenhaus Goethe's im Park zu Weimar 250.
Gastmal Plato's 409.
Gebirge, Poetisch-Erweckendes der — 285.
Gegenwart, Gefühl vom Unwerthe der — 1820 393. 489.
Geheimniß, das große, der Natur 430.
Gellert 32 f. 39. 129. 148.
Genie 480; Genies im 18. Jahrh. 224.
Geoffroy de St. Hilaire 467.
Gerechte, das, als Ziel der Menschheit 193.
Germanen 188. 290 ff.; wandern in Europa ein 188; Germanisches Kaiserthum in Rom 295; Weltgeschichte beginnt 1850 459; nordisch-germanische Völker 531.
Gervinus 91. 439.
Geschichte 469; Geschichte des Goethe'schen Einflusses 538.
Geschwister, die, 277.
Gesetz des Nothwendigen in der Natur 439.
Gesler, Graf, 464.
Gil Blas von Santillana 419.
Gläserne Uhren 163.
Gleim 178; wüthend auf Goethe 411.
Gletscherbewegung 197.
Gluck 275 ff.; Nichte 275.
Göchhausen, Fräulein von 283.
Goedeke 268.

Goethe.

1749—1775.

Goethe's Advokatur in Frankfurt 74 ff.
Begeisterung für Herder 187.

Goethe's Besuch bei dem sokratischen Schuster in Dresden 60.
Besuch bei Frau von Laroche 125 ff.
Besuch bei Lavater 213.
Blutsturz 36.
Bruch mit Lilli 216.
der „herrliche Junge" vor 1776 280.
Doctordissertation 73.
Doctorpromotion 72.
erste Reise in die Schweiz 212.
Gegner 87.
glückliche Lage 1774 206.
gute Partie in Frankfurt 1774 207.
haßt das väterliche Haus 1772 132.
Goethe heute 546.
Horizont 1772 481 ff.
in den Jahren 1771 und 72 85 ff.
in Heidelberg 1775 218.
in Leipzig 424.
in Straßburg 37 ff. 424. 481. 490 ff.
Kindheit 29.
mystisch-religiöse Anschauungen in der Jugend 484.
projectirte Reise nach Italien 1775 218.
Rheinreise mit Lavater 181.
Ruhm den ihm Werther zubringt 206; sendet Lotte Kestner den Werther 140.
Studium in Straßburg 485.
Goethe und Jacobi in Pempelfort 181.
Goethe's und Kestner's erstes Begegnen in Wetzlar 154.
und Klopstock 202.
und Werther 497.
Vaterhaus 24.
verläßt Friederike 65.
Versuche sich von Lilli loszureißen 212.
will Doctor werden 1771 59.
will nach Straßburg 36.
zwei Portraits in Lavater's Physiognomik 169.
Steinhäusers Colossalstatue im Museum zu Weimar 519.

1775—1832.

Goethe abdicirt als Dichter und Schriftsteller 1776 272.
Abneigung gegen Schiller 1788 357.
Goethe, Altmeister 468.
am Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre 372.
amtliche Thätigkeit 238.
arbeitet 1780 an einem Leben Bernhards von Weimar 269.
Beamter 255 ff. 270. 459.
bekennt sein Unrecht gegen Jacobi 184 ff.
besucht Schiller in Jena 375.
betrachtet sein Zusammentreffen m. Schiller als das größte äußere Ereigniß seines Lebens 395.
Bildsäule in Weimar 500.
bricht 1776 mit der bisherigen literarischen Arbeit ab 238.
Carl August unentbehrlich 253.
denkt im tiefsten Herzen anders als Schiller 390.
der „dicke Geheimrath" 374.
der „gebildetste Mann des Jahrhunderts" 387.
der „kalte Kunstgreis" 387.
der „vornehme Römer" 347.
eignet sich bei der Composition der Wahlverwandtschaften Schillers Methode an 446.
Eintritt in Weimar 1. 237.
entdeckt den Zwischenknochen 436.
Entzücken über naturwissenschaftliche Entdeckungen 428.
erster Winter in Weimar 234 ff.; erste Weimaraner Zeit 266.
Frankfurter Patriciersohn im Gegensatze zum thüringischen Adel 224.
Freundschaft mit Schiller 377.
fürchtet Faust 475.
Goethe's Gartenhäuschen im Park von Weimar 250 ff.; Garten 250; Haus 546.
geht Herder aus dem Wege 389.
giebt die Idee eines Titelkupfers für eine Arbeit Schillers 375.

Goethe „glatt und kalt“ genannt 309.
Glaube an Napoleon 465.
Gleim wüthend 411.
Harzreise 60.
Haus in Weimar 372; verschlossen 500.
Heirath 322.
Ideal des literar. Deutschen Publikums 1800 397.
im Feldzuge von 1793 460.
im Tode v. Eckermann beschrieben 502 ff.
in den letzten zehn Jahren seinen Alters 467.
in Schlesien 371.
in Weimar 222 ff.
krank als Schiller starb 399.
Künstler und Gelehrter 1786 270.
Legationsrath mit 1200 Thaler Gehalt 222.
letzte Leidenschaft im siebzigsten Jahre 501.
letzte zwanzig Jahre 499.
liest Hermann und Dorothea Jacobi's Söhne vor 185.
„mißbraucht“ von Schiller. Wie zu verstehen 394.
Mitarbeiter an den Horen 375 ff.
nach Schillers Tode 397 ff. 420 ff. 457.
neu in Weimar 228.
Oberaufsicht über die Landesanstalten für Kunst und Wissenschaft 1790 371.
orphische Periode 439.
Person Faust gegenüber 469.
persönliches Zusammentreffen mit Wieland 233.
Production von 1776—86 dürftig 238.
„Professor“ 368. 381.
Protokollführer bei den Verhandlungen über Bildung des Deutschen Fürstenbundes 459 ff.
Rath an Eckermann, wie er es als Autor zu machen habe 394.
reist mit dem Herzoge in die Schweiz 256 ff.
Sarg in der Fürstengruft 254.
Schriftstellerei 1785 270.
Goethe spielt Alceste in den Mitschuldigen 263.
stärkere Kraft neben dem Herzoge 253.
strammer Beamter 262.
Tempelherr auf der Redoute 262.
Testament Faust anlangend 481.
Theaterdirigent in Weimar 263.
Trauer um Christiane 325.
treibt Botanik mit Christiane 425.
Trennung von Herder in späterer Zeit 386 ff.
trifft den 7. November 1775 in Weimar ein 213.
Goethe und der Sohn der Frau von Stein 244.
und die Erhebung von 1813 464 ff.
und die Familien seiner alten Freunde 185.
und die „jungen Dichter“ 391.
und die Volksvertretung 459.
und ein einiges Deutschland 466.
und Herder 486, nach der italiänischen Reise 339 ff.
und Napoleon 464.
und Schiller 373 ff.; Zusammenkunft 1794 376.
Verhältniß zu Frau von Stein, hingebende Freundschaft edelster Art 241; zu Jena 376.
verherrlicht Thüringen 251.
Verkehr mit Carl August nach 1786 267.
vermittelt zwischen dem Herzoge und der Herzogin 256.
Weimaraner Dasein 498.
will Schillers Demetrius vollenden 421.
wissenschaftliches Testament 478.
Urpflanze 425 ff.
zaudernde Arbeit am Faust 475.
„Zehn Jahre“ in Weimar 237. 443. Prosa der — 417.
zurück in Weimar aus Italien im Sommer 1788 337. 347.
Zusammenhang mit der literarischen Arbeit in Deutschland 400.
Zusammenleben mit Schiller eine „zehnjährige Ehe“ 393 ff.
stirbt den 22. März 1832 502.

336.
in Italien als Schiller nach Weimar kam 245.
37 Jahre alt als er nach Rom kam 300.
-Kneipe in Rom 332.
-Kreis in Rom 307.
langt in Rom an 1786 289.
mit der Herzogin Mutter in Italien 1790 371.
römiſches Daſein von 1787—88 331.
-Schenke in Rom 402.
verläßt Rom im April 1788 337.
zum erſten Male ganz ſein eigner Herr in Rom 301.

Familie.

Goethe's Familie 189.
Junge 381.
Mutter 78ff. 222; über erſte Vorſtellung der Iphigenie 283; Mutter und Chriſtiane Vulpius 322; G.'s M. und Herm. u. Dorothea 416; verehrt Lavater 173.
Schweſter Cornelia 30. 110. 131.
Sohn Auguſt 442.
Vater 30. 218. 222; als prak-

Goethe's Ansichten über Faust als Bühnenstück 496 ff.
Charakterisirung Hamlets im Wilh. Meister 419; seines Vaters 83.
construirt Wieland historisch 232.
Kritik eingesandter Verse 391.
nennt Klopstocks Gelehrtenrepublik die bedeutendste Erscheinung des Jahrhunderts 204.
Promemoria über Schillers Professur vom 3. Dec. 1788 357.
recensirt das Fräulein von Sternheim 127; Lavater 169, Wielands „Goldnen Spiegel" 231.
sagt die Revolution in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts voraus 489.
Selbstbekenntnisse über Wilh. Meister 263.
spätere Aussprüche über Schiller 394.
über Carl August gegen Eckermann 257.
über Faust an Schiller 494.
über Schillers Recension des Egmont 356.
über Wielands Oberon 233.

Eigenschaften.

Goethe's Blindheit und Scharfsichtigkeit 198.
Demuth 312.
doppeltes Wesen 199. 491.
Drang zu beichten 245.
Dumpfheit 123.
Heros im Schweigen 357.
Neigung zum Incognito 60.
jugendliche Eleganz 224.
konnte grob sein 475.
körperliche Haltung 376.
Nachtwandeln 343.
Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst 198.
rückwärts gewandter Fatalismus 440.
souveräne Ruhe 520.
Selbstkritik 491; Selbstgefühl 225; Selbstmordsgedanken 132. 492.
spricht in Gleichnissen 198.
Goethe's Steifheit im Verkehr 376.
Unnahbarkeit 369.
Verschwiegenheit 238.

Styl, Sprache, Metrik.

Hexameter 402, für das Ohr, nicht für das Auge geschrieben 414; verspottet 412; von Gleim verurtheilt 411; vor und nach der italiänischen Reise 412.
Jamben 314.
Nachahmung von Lavaters Styl 170.
sogenannte incorrecte Verse 413; unreine Reime 413; Prosa 417.
Sprache 14; im Tasso 314; im Werther 161; in Iphigenie, Tasso, Egmont 406; wird aus einer gesprochenen eine geschriebene 280.
Styl in den Wahlverwandtschaften 446; in der letzten Periode 501; Geheimrathsstyl 525; G.'s Styl im Gegensatze zum heutigen 549.

Allgemeines.

Goethe ächter Schüler Spinoza's 258.
Adel 319.
anatomische Studien 426.
andere Männergestalten neben Faust 473 ff.
aristokratischer Standpunkt in der Weltanschauung 437.
botanische Studien 367.
nachgoethe'sche Culturperiode 549.
christliche Erziehung 193.
Darstellung Spinoza's 200.
Democratie 320.
Denkmale 499.
der „große Heide" 200.
Dichten eine ewige Confession 473.
Dichtung im Gegensatze zu der Schiller's 342 ff.
ein Grieche 437.
Entstehung seiner Dichtungen 403.

Goethe's Enthusiasmus für die griech. Kunst in enger Vereinigung mit seiner Naturanschauung 429.
Goethe'sche Epoche 545. 547.
Erfolge 397.
Fabeln seiner Dichtungen nie bloße Wiederholungen des Erlebnisses 448.
Fragmentarisches Drauflosschreiben 446.
Frauengestalten 473.
giebt den Begriff „Freundschaft" auf 369.
Gabe das Gleichzeitige historisch zu sehen 393.
gelehrte Thätigkeit 401. 432.
Glaube an Gott und Unsterblichkeit 200.
beide Glaubensartikel 193.
„Heidenthum" Goethe's 200.
hat die Bibel inne 190.
Historiker 80ff. 458.
ideale Bühne 318.
Immoralität 419.
Incarnationen 474.
kunstgeschichtl. Studien 367.
lebt immer außerhalb Preußens 463.
lernt von den antiken Meistern 402.
literarische Landschaftsmaler 155ff.
Männergestalten fragmentarisch 474.
mühsame dichterische Arbeit 413.
Natur 197.
nie in Paris, London Wien 294.
nie liederlich 300.
osteologische Studien 367.
Patriotismus 464; in den vierziger Jahren zuerst verdächtigt 468.
Physische Erscheinung 262ff. 474.
Politiker in den Freiheitskriegen 454; politische Ansichten 467ff.; kein handelnder Politiker 457; Wirkung 500.
Popularität 497.
Romandichter verglichen mit Rousseau 153.
Goethe's sämmtliche Werke als Paralipomena zum Faust zu fassen 494.
sogenannte Immoralität 419. 443.
Staatsmann der alten Schule 462.
subjectiver Standpunkt 438.
souveräne Ruhe 529.
Tagebücher enthalten manches nicht 256.
Unabhängigkeitsgefühl 395.
Goethe und das deutsche Volk 461f. 468. 499f.
und die Astronomie 438; Botanik 425ff.; Ehe 443; Geologie 428; Meteorologie 433; Naturwissenschaften 424ff.; Osteologie 427. 436.
und Spinoza's System 194.
Goethe's Urtheil höchste Instanz 539.
Verhältniß zur Geschichte 436; zur Literaturgeschichte 367; zur Philologie 367.
Werke in zukünftigen Epochen 475.
Wissenschaftliche Thätigkeit 426.
Zeitalter Goethe's im Untergehen begriffen 547.
zwei große Umschwünge in den politischen Anschauungen 489.

Werke.

Goethe's ältestes Gedicht „Höllenfahrt Christi" 191.
Angedenken du verklungner Freude 214ff.
An Lida 287.
Aug' mein Aug' was sinkst du nieder 214.
Der Gott und die Bajadere 424.
Epilog zur Glocke 421.
Erste Gesammtausgabe der Schriften 1785 270. 366; Sammlung der Gedichte 366.
Erwin von Steinbach 156.
Frankfurter Sachen 435.
Gedichte aus der ersten Weimaraner Zeit 280.
Gesammtausgabe der Werke 499.
Hoch auf dem alten Thurme steht 175.

Goethe's Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten 282.
Ilmenau, Gedicht an Carl August 258.
Im Felde schleich ich still und wild 219.
Im holden Thal auf schneebedeckten Höhen 219.
Jugendwerke 35.
Kannteſt jeden Zug in meinem Weſen 248.
Oden 202; Goethe's u. Pindars Oden 156.
Romanzen und Balladen 280.
Recenſionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen 127. 156.
Ueberſetzung des Menteur von Corneille 95.
Unmöglich iſt's, dem Tag den Tag zu zeigen 393.
Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich 209.
Wer nie ſein Brot in Thränen aß 539.
Werke vor und nach der Reiſe nach Italien 404.
(Die hier nicht verzeichneten Werke ſ. unter den betreffenden Buchſtaben.)

Goldnes Herz, Geſchenk Lilli's 214.
Goldne Spiegel, der — von Wieland 231.
Gott 193; bei Spinoza 199.
Götter, Helden und Wieland 233.
Gottſched 32 f. 129.
Gottſchedianismus 96.
Götz von Berlichingen 17. 39. 87 ff. 95 ff. 131. 145. 155. 158. 170. 342. 353. 485; als Politiker und Soldat 105 ff.; G. ſchreibt wildes geſprochenes Deutſch 97; Götz als politiſches Stück 458; Georg im G. 111; in Straßburg 96. 107; Lebenslauf 97 ff.; Söhnchen 158; vollendet 112.
Gräfin, ſchwediſche, von Gellert 32.
Gretchen 15. 472 ff.; auf Friederike zurückzuführen 483; Entſtehung 483 ff.; erſte und letzte Schöpfung Goethe's 472; in verklärter Geſtalt 484.
Griechen 107. 188 ff. 433; Dichtungen der G. 392.
Griechenlands Zuſammengehörigkeit mit Aſien 291.
Griechiſche Kunſt 306. 404 ff.; Meer 343; Mythe der Weltſchöpfung 433; gr.-römiſche Cultur 367; gr. Tragödie 451; Verskunſt 405.
Grimm, Dorothea 32.
Grimm, Jacob 149; Geburtstag 4. Januar 164.
Grimm, Jacob und Wilhelm — Deutſches Wörterbuch 32.
Groth, Klaus 414; und der Plattdeutſche Dialekt 170.
Gudrun 415.
Guglia, Eugen, über Goethe und die Kaiſerin Ludovica von Oeſterreich 540.
Guillards Operntext Iphigenie für Gluck 277.
Günderode 126.
Gute, das, als Ziel der Menſchheit 193.
Gutzkow 194.

Habsburger Dynaſtie 92.
Hackert, Philipp 328 ff.
Hadrians Zeiten in Rom 324. 546.
Halle 456.
Hamann 43 ff.
Hamlet 15. 57. 470.
Händel 275.
Handwerk beim Dichten 392. 480.
Haugwitz, Graf 213.
Haus der Frau von Stein in Weimar 250.
Haym über Herder und Merck 83.
Hector 470.
Heidelberg 456.
Heine und der weſtöſtliche Divan 498, und Goethe 387.
Heinſe 357.
Heldenhaftes in Schillers Verſen 530.
Hennes Dr. 213.

Henriette in Jacobi's Woldemar 184.
Hermann und Dorothea 18. 407. 411. 471; 1796 185; das einzige große Gedicht das Goethe im Alter noch Freude macht 414; mißgünstig beurtheilt 416; ungeheuer verbreitet 416.
Herder 3. 8. 32. 37. 66. 73. 85 ff. 110 ff. 159. 186. 231. 321. 362. 370. 386 ff. 400. 442. 452; Bekehrung 87; Berufung von Bückeburg nach Weimar 264, Braut 157; Charakter 338 ff.; Christenthum 191 ff.; Einfluß auf Goethe 436; Frau 265. 370. Geschichtsanschauung 436; Hayms Buch über H. 83; in Bückeburg 204; in Straßburg 42 ff.; in Weimar 264 ff.; kalte uneigennützige schonungslose Kritik 487; kritische Wälder 44; neben Wieland 229; Schriften 327; soll als Professor nach Göttingen 265; Sprache 53; stets Prediger 53; Streit mit Wolf 387; sucht Goethe zu überwältigen 162; über die römische Kirche 298; über Goethe's italiänische Briefe 347; Herder und Mephisto 486 ff.; verläßt Straßburg 86.
Heroen 389.
Herzlieb, Minna 449 ff.
Hessen zeigt am ächtesten die deutsche Landschaft 254.
Hexameter, Franken und Vandalen machen lateinische H. 88; hochdeutscher H. 412; Hexameter Klopstocks 408; Kleists ibid.; Voßens ibid.; Goethe's abfällig beurtheilt 411 ff., Platens 412; Wolfs 413; Homers 409.
Heyne schreibt über Wielands Goldnen Spiegel 231.
Himburgs Nachdruck der Werke Goethe's 285.
Himmlische Scenen im Faust 495.
Hirzel, Salomon 20. 164; Katalog 238; Sammlungen 35.
Historie 80. 436; Historiker 393. 513; *Historische* Helden in Dramen 355; Hypothesen 188; Wahrheit bei Dichtungen 99 ff.
Höchste Ideen 193.
Höchstes Interesse d. Menschheit 193.
Homer 4 ff. 15. 25. 155. 189 ff. 292. 297. 402. 404; als Dichter seines Volkes 410 ff.; das erste große Phänomen der europäischen Welt 289; Einfluß auf Goethe 187; H.'s Helden 471.
Horen verabredet mit Cotta 374. 394.
Howard 433.
Humboldt, Alexander von 3. 467 ff. Bildniß im Zimmer der Kaiserin 545.
Humboldt, Wilhelm von 3. 376; 389; Fürst der Deutschen Kritik 479 ff.; vermittelt Schillers und Goethe's Werke den Deutschen Gelehrten und Philologen 479.
Hund auf der Bühne 254.
Hutten 98.

Jabachs Haus in Cöln 180.
Jacobi, Fritz 162 ff. 176 ff. 186. 313 f. 318. 378 f. 377; an Goethe über Woldemars Hinrichtung 184; Ansicht über Spinozismus 186; Enkel 185; Familie 178 ff.; Frau 179 ff.; Iphigenie an J. gesandt 185; Irrthum Goethe betreffend 200 ff.; Kreis 451; Nachlaß 180; Roman Allwill 179; schreibt in Goethe's Styl 183; Sohn bei Goethe 185; über Faust 481; über Herder 1788 338; überirdische Tendenzen steigern sich 185; J. und Spinoza 200; und Wieland 233; „Woldemar" 183.
Jacobi, Georg 178.
Jacobi, Helene 179.
Jacobi Max 180.
Jahn, Otto 35.
Jahrtausend, drittes — der römischen Geschichte das glänzendste 296. 300.
Jaxthausen, das wirkliche und poetische 101.
Ideales Reich Rousseau's 204.

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit von Herder 265. 340.
Jean Paul 5; Heldinnen 157; Romane 80.
Jena 11. 357. 368. 376. 424; Blüthe 456; Jenaische Literaturzeitung 412; Renommisten von J. und Halle 33; Schlacht von J. 322; Jenenser und Goethe 387.
Jerusalem 132 ff.
Jesuiten in Rom 306.
Ilias 402.
Ilm, die 250.
Imogen und Gretchen 471.
Indisches Märchen 240.
Inseln der Seligen 74.
Intrigue, Goethe und Schiller zu trennen 390.
Johannes Secundus 324.
Jonischer Dialekt 411.
Joseph, Kaiser — der Zweite 231.
Iphigenie 15. 17. 25. 252. 342 f. 401. 440; als Bühnengestalt 314; „Arbeit" an J. 278 ff.; aus der Cantate an Glucks Nichte entstanden 276; Carl August 1785 wieder vorgelesen 284; Deutsche und Römische J. 272 ff.; ein „gräcisirendes Schauspiel" 313; ein Schritt nach rückwärts 273; erste Aufführung 266; erstes Entstehungsdatum: März 1779 276; erste Vorlesung in Rom 308; Goethe's „Schmerzenskind" 284; J. in der ersten Gestalt eine „Skizze" 284 ff.; in Italien 285 ff.; Proben 1779 283; römische Umarbeitung 307. 402 ff.; soll 1786 gedruckt werden 285; J. und die italiänischen Operntexte 273; und Frau von Stein 406; und Schiller 313; vierter Act entstanden den 18. März 1779 276; von Schiller inscenirt 313. 388; zurückgewiesen von Goethe 1792 313; Iphigenie in Delphi 287; J. in Aulis von Gluck 276. 313; J. in Tauris von Gluck 276. 282. 313; Operntext von Guillard 277; von Guimard de la Touche 277.
Italiäner des 16. Jahrh. 233.
Italiänische Reise Goethe's 24. 359; 303. 521 ff.
Italien als politischer Körper in Goethe's Anschauung 458; Vaterland der Oper 273.
Ithaka 402.
Juan, Don — 207.
Juden 195; Auswanderung der J. aus Portugal 194; in Amsterdam gegen Spinoza 195; Jüdischer Geist 196.
Jugendkraft Goethe's 485.
Julia Shakspeare's 15. 471. 473.
Julie Rousseau's 150.
Julirevolution 467.
Junge, der — Goethe 21.
Junge, versificatorisch begabte Leute 391.
Jungfrau von Orleans 458. 461.
Jung-Stilling 40 ff.; sein Christenthum 191.
Justi, Wilhelm 303.

Kaiser und Volk 459.
Kaiser im Faust 495.
Kanonade von Valmy 373.
Kant 375 f. 430.
Karls Versuche und Hindernisse 419.
Kauffmann, Angelika 307 ff.
Keil in Weimar 69. 238.
„Kern und Schale" der Natur 432.
Kestner 115 ff. 138; sein Brief an Henning über Werther 143; empfängt eine Abschrift der Iphigenie 284; Empfindlichkeit beim Erscheinen des Werther 140.
Dr. Kieser in Jena 466.
Kindermörderin, die, von Wagner 39.
Kindermörderin 483.
Kirchenstaat 458.
Kirchliche Erziehung 193.
Kleist, Ewald von 408.
Klettenberg, Fräulein von 170.
Klopstock 159. 217. 275. 483; Besuch in Frankfurt 174. 202;

Brief an Goethe vom Mai 1776 235; K.'s Deutsch 203. 205; Fanny 157; Gelehrtenrepublik 204 ff.; Hexameter 412; Messias 203; Musterzöglinge 212; neben Wieland 229. 230; Schöpfer der modernen Deutschen Prosodie 408 ff.
Knebel 217. 264. 283. 451; durch Schiller bei Goethe abgesetzt 387; liest Iphigenie vor 284, spielt den Thoas bei der ersten Aufführung der Iphigenie 283; will Bonaparte's Erfolge besingen 461; Briefe an Knebel aus Italien 525.
Kochberg 251.
Körner, Rath 344. 346. 348. 375; K. und Schiller 389; Theodor 464.
Kotzebue 377; in Weimar 389.
Kranke Phantasie der heutigen Generation 431.
Kreon 440.
Kriegk 30; Deutsche Culturbilder 74 ff.
Kritik der Evangelien 192.
Kunst 480; K. und Dichtung bei den Römern 296; Uebergang der um ihrer selbst willen schaffenden Kunst in das Kunstgewerbe 550.
Kunstgeschichte drängte sich um 1800 im öffentlichen Interesse vor 422.
Kunstmäßigkeit der antiken Dichter 406.
Kunstmeyer 370. 390.
„Kunstpabst" Goethe 14.

Lachmann, Goethe-Ausgabe nach den Grundsätzen —'s 526.
Lahnstein 175.
Landschaftliche, das — in den Wahlverwandtschaften 451.
Landschaftsmalerei 328 ff.
Landschaftsschilderung 155 ff. 329.
Laplace 430.
Laroche, Geheimrath von — 126; Maximiliane von L. 130. 449; heirathet Brentano 135; Sophie von L. geb. Gutermann 127 ff. 230. 233.
Lavater 162 ff. 186 f. 208. 367. 377. 444; „Aussichten in die Ewigkeit" 165; L. „belog sich und Andere" 172; Büste von Dannecker 168 ff.; Christenthum 191 ff; der „Prophet" 172 f.; Einfluß auf Goethe's Sprache 279; gebraucht geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken 181; in Coblenz 176; in Frankfurt 1774 170; Kindheit 164 ff.; orakelnder Ton 169; „Physiognomische Fragmente" 1775—1778 166 ff.; Schreibweise 183; Sprache 170; L. und Mahomet 172; von Goethe beschrieben 171. 172; zeigt Goethe in Straßburg Frau von Stein's Schattenriß 247.
Lebensereignisse, schematische Uebersicht der — von Goethe, gedruckt von Gödeke 267.
„Lebwohl" in der Iphigenie 278.
Lebrun, Maler 180.
Leidenschaftliches Element von Goethe in Verhältnisse künstlerisch hineingetragen 450.
Leipzig 32 ff. 223. 300. 495; Leipziger Damen 35; Galanterie 33; Mädchen 207.
Lenz 39. 315 ff.
Lerse 39.
Le Sage 419.
Lesewuth des spanischen Publikums im 16. Jahrh. 147.
Lessing 8. 30. 32. 44. 49. 159. 298. 469; als dramatischer Dichter 94 ff.; in Wolfenbüttel 204; neben Wieland 229; über Shakspeare's Romeo und Julie 473; L. und Spinoza 199: wissenschaftlich zuerst construirt von Gervinus 91.
„Liebensfähigkeit" Herders 339.
Lilli Schönemann 208 ff. 236. 240. 247; Charakter 210; Goethe am letzten Abend vor der Abreise nach Weimar an ihrem Fenster

218; Goethe 1830 über L. 220; Gräfin Egloffstein L.'s Vertraute 220; heirathet 230; ihre Kinder und Goethe 221.
Lindenrauſchen im Werther 342.
Lionardo da Vinci 404; mit Herder verglichen 387.
Literariſche Arbeiter zweiten Ranges 178.
Loeper, G. von 21. 68. 208; Fauſtausgabe 490; über Merck 83; Charakteriſtik 536; L.'s Goethebibliothek 534; war Beamter 535.
London zu Shakſpeare's Zeiten 92.
Lorelei 126.
Lotte Buff 69. 115 ff. 209. 250 f.; Lotte Keſtner 141; ihre Enkel u. Goethe 157; hat blaue Augen, Werthers Lotte ſchwarze Augen 141; L. K. und Werthers Lotte 139; Lotte im Werther 157. 445; Werthers Lotte 450; Werther's L. Goethe's berühmteſte Schöpfung 157; Werthers L. und Klopſtock 203, Werthers L. und Rouſſeau's Julie 156.
Lotte Schillers Glaube an Goethe 383.
Lucianens Urbild Bettina 451.
Lucinde in Straßburg 58.
Ludwig XIV. 92.
Ludwig XV. 47; XVI. 546.
Luftballon, erſter 435.
Luiſe von Voß 414.
Luiſe, Königin 539.
Luiſe, Herzogin 452; Vertraute Frau von Steins im Verhältniß zu Goethe 246.
Großherzogin Luiſe von Baden 547.
Luther 98. 189 ff.; in Erfurt 231; Tod 158 ff.
Lyriſche, heutige — Dichtung 498.

Madrid 92.
Mahomet 164. 172. 202.
Manuſcript der Iphigenie begleitet Goethe 284.
Marcellustheater 332.
Märchen unſerer Lebenserinnerungen 239.
Märchenhafte, das — in der Geſchichte 291 ff.
Marianne im Wilhelm Meiſter 266. 418.
Marianne von Willemer 498.
Maria Stuart 398. 457.
Marienbilder 100. 158.
Martha im Fauſt 490.
Medici Giuliano und Lorenzo dei 100.
Meer, Jan van der 169.
Mehrere Ottilien und mehrere Lotten 451.
„Meiſterſängerei" bei der griechiſchen Versfabrikation 392.
Memoiren 417.
Mengs 308.
Menſchenfreunde im 18. Jahrh. 166 ff.
Menſchenſchädel 436.
Menſchliche Cultur unüberſehbar 187.
Mephiſto 82. 493; Entwicklung der Figur 485 ff.; im Deutſchen Reichstage 470; Rolle des politiſchen M. 467; M.'s unendliches Wachsthum aus Goethe heraus 488.
Merck 80 ff. 110. 125. 130. 168. 172. 488 ff.; bringt Goethe aus Wetzlar fort 125; Druckerei in Langen 84; M. und Mephiſto 130. 485. 488 ff.; von Goethe charakteriſirt 82 ff.
Merkel in Weimar 389.
Merkur, Deutſcher 182. 229 ff. 233. 374.
Metaſtaſio's Operntexte 274.
Meyer 370.
Michelangelo 100. 189 ff. 298. 301. 305. 333.
Mignon 417 ff.
Minna von Barnhelm 94.
Mitſchuldigen, die 95. 263; früheſte Form 34.
Mittler in den Wahlverwandtſchaften könnte Knebel ſein 451.
Moderne Proſa verglichen mit der Plato's 409.
Moderne Ueberſetzungen antiker Verſe 413.

Molière 31. 89.
Monologe und Arien 274.
Montesquieu 265.
Moritz 370; Briefe aus Italien 359; in Weimar 1788 359; M. und Iphigenie 359.
Mosaische Schöpfungsgeschichte 433.
Moses 475.
Moskau 465.
Mozart 207. 398.
Müller, Johannes von 81.
Müller, Kanzler 198. 203.
Müller, Wilhelm 323.
München 456.
Murat 330.
Musenalmanach 394.
Musik, Einfluß der — auf Goethe bei der Arbeit an Iphigenie 281.
Mythus des eigenen Lebens 237.

Nachgoethe'sche Culturperiode 538.
Nachtwandler, Goethe nennt sich einen — 198.
Nachruhm verschiedener Art 529.
Napoleon 416. 422. 455 ff. 461. 463 ff.; läßt Goethe kommen 464; Marschälle 465 ff.; Siegeszug 1806 461; Statue in Berlin 540.
Nationale, das — neben dem allgemein Menschlichen 189.
„Natur der Dinge" Heldengedicht von Wieland 230.
Natürliche Tochter 424. 440 ff. 451 f.
Naturschilderungen im Werther 155.
Naturwissenschaften 467.
Nausikaa 473.
Neapel 330. 335.
Neid 492.
Neue Generationen in Deutschland 452.
Neue Héloise von Rousseau 149 ff.
Newton 438.
Nibelungen 415.
Nicolai's Roman Sebaldus Nothanker 190.
Noachide von Wieland 230.
Norddeutschland 389. 501. 527.
Nordisch-germanische Völker 531.
Nothwendige, das — in der Natur 439 ff. 478.
Nothwendigkeit des sich Ereignenden in den Wahlverwandtschaften 446.

Objectivität des jüdischen Geistes 196.
Oden Klopstocks 408; Ramlers 408.
Odyssee 402; Odysseus 15.
Oeser 303; Oeser, Friederike 148.
Olympia, Ausgrabungen in — 306.
Oper, Genesis der — 273; Anfänge der O. von denen des Dramas unterschieden 273; Operntexte 274.
Ophelia und Gretchen 471.
Orest 440; O. Goethe 277. 406.
Ossian 155.
Ottilie 442 ff. 450; O. Gretchens ältere Schwester gleichsam 485; Schuld 446.
Otto der Große 469.

Päbste 295; Päbstliches Regiment in Rom 332.
Padua 286. 332.
Paläste der Cardinäle Zufluchtsstätten der Gelehrten 299.
Palme Goethe's in Padua 332; in Villa Malta 331; Palmen in Deutschland 292.
Pamela 1740 148.
Paris 36. 335; Goethe's beabsichtigte Reisen nach P. und Italien 36; Voltaire und die pariser Gesellschaft 49.
Park von Weimar 250 ff.
Pastorensprache des 18. Jahrh. 191.
Paustus, der neue — und das Blumenmädchen 406.
Pempelfort 180.
Persönliche Schicksale 406.
Petrarcha 161.
Pflanzen von Glas 163.
Phidias 292. 405.
Philine 266. 417 ff.
Philologie 513.
Philosophen 199; „Philosophen" im 18. Jahrh. 48; Philosophie, warum wir — studiren 193.
Photographische Porträts 56.
Phrenologie 198.

Physiognomische Fragmente von Lavater 177.
Pindar 156. 202. 292.
Pisa 335.
Platens Hexameter 412, P. und der westöstliche Divan 498.
Plato 189. 292; P. der attische Erzähler 409.
Plattdeutsch 170. 410 ff.
Plautus 88. 296.
Plessing 60.
Plinius 296.
Politischer Tractat Spinoza's 195.
Polizeiliche Hülfe gegen persönliche Beleidigungen von Schiller gewünscht 396; Polizei und das Publikum 165.
Polnischen, Gedichte eines — Juden 1772 119.
Posa, Marquis 254.
Prähistorische Bewohner von Europa 290.
Preußen 462 ff.; 1806 456; Adel 1806 461; Kaiser in Deutschland 460.
Preux, St. 151 ff.
Prinzessin im Tasso 325.
Proben begeisternde — der Schillerschen Stücke in Goethe's Hause 388.
Properz 324. 402.
Prosa der Zehn Jahre 417; des Werther 279, Plato's 409.
Protestanten 299.
Publikum Schillers 342; das P. und die Wahlverwandtschaften 447. 450.
Punsch im 18. Jahrh. 84.
Pylades in Frankfurt 67.

Quarterons in Amerika 292.

Racine 31. 89. 92.
Ramler 408.
Ranke, L. v. über Ferrara 317.
Raphael 189 ff. 200. 298. 301. 305. 398. 406; Einfluß auf Goethe 187; Jugend 35; Zeitalter 88; 541; Schädel, lorbeerbekränzt 545.
Rauch 541.
Realität einer Dichtung 402.
Reflexion, Macht der — bei Goethe 186.
Reformationszeitalter 99.
Reichskammergericht in Wetzlar 114.
Religion 165. 192; Religiöses Bedürfniß unserer Zeit 192.
Rembrandts Darstellungen der Juden 194.
Reporterbericht, der, 549.
Rhein, der 126; Goethe's Heimathsstrom 223; Rheinisches Leben ibid. Rheinische Freunde Goethe's 238.
Rheinbund 461.
Rheinfall mit Lavater verglichen 164.
Rheingau 126.
Rheinpoesie 126.
Rheinreise mit Lavater 173 ff.
Rheinthal 343; Celten und Germanen im — 290.
Richardsons Romane 148 ff.
Richelieu vermißt esprit de suite bei Corneille 253.
Richtige Verse an sich 412.
Riemer 21.
Rietschel, Statue Goethe's und Schillers von 385. 500.
Rigi, Goethe auf dem — 214.
Rinaldo Rinaldini 326.
Robespierre 411.
Robinson 48.
Robinson, Goethe Verehrer 326.
Rom 200. 323 ff. R.'s Geschichte unsere Weltgeschichte 293 ff.; Goethe's R. existirt nicht mehr 304; Goethe's zweiter Aufenthalt in R. 330: R. Hauptstadt der Welt 289. 295. 298; heutiges R. 297; mögliche zweite Flucht Goethe's nach R. 395; Ruinen 295; die „Stadt" ibid.; R. von 1786 298; Palatin 305; Palazzo Farnese 333 ff.
Roman, Geschichte des — s 145 ff.
Romanen 188. 290 ff.
Romanfiguren, Probe der — 470.
Romantik der ersten französischen Republik 73.
Romantiker, Aufkommen der — in Jena 456 ff.; Romantische Schule 397 ff.

Romanzen und Balladen Goethe's 280.
Romeo und Julie 57. 101. 473.
Römer 107; den R. fehlt das Märchenhafte 292; Wuchs der Römerinnen 323; Umsturz des Römisch-Deutschen Kaiserthums 454; Römische Bürger 293; Comödie im Mittelalter 88; Elegien 319. 324. 373. 401. 403; Elegien und Christiane 322; Literatur 296; Politik 294. Welt 434; Weltgeschichte 459.
Rousseau 48 ff. 73. 108. 435; Contrat social 42; Emile 1762 149; von R. geht die Lehre der Nationalitätssouveränität aus 460; R.'s Geist in Lavater 165; Neue Héloise 1760 149; R. und das Christenthum 52; und der Roman 148 ff.; und die Deutschen 51.
Rückert und der westöstliche Divan 498.
Rugantino, Crugantino 207.
Ruhm Goethe's nach dem Erscheinen des Werther 160.
Russische Offiziere an Werthers Grabe 1814 160.
Russischer Feldzug 465.

Sachsen 461.
Sachsenhausen süddeutsch 341.
Salzmann 39 ff. 193; Briefwechsel mit Goethe 39. 69.
San Gallo 333.
Sampson, Miß Sara — von Lessing 49.
Savigny 3.
Schapers Goethestatue für Berlin 500.
Schelling 3.
Scherer, Wilhelm über Jacobi 184; über Wieland in Bern 230; Charakteristik 536; Deutsche Literaturgeschichte 537.
Schicksalsdrama 440.
Schilderungen Goethe's 328.
Schiller 3. 8 f. 30. 370. 452. 469; als Dichter von Goethe beeinflußt 392; als Politiker 374. 457 ff. 461; als Professor in Jena 373; als Theaterdichter 392; Art seine Stoffe zu behandeln 391; Bekanntschaft mit dem Buchhändler Cotta 374; Bewußtsein gewaltiger Leistungsfähigkeit 344: bitteres Urtheil über Goethe 1788 359 ff.; braucht eine Partei 343; Briefe an Goethe vom 23. August 1794 378 ff.; vom 31. August 1794 380; Briefe 374. 529; Briefe an Goethe 379; Briefwechsel mit Cotta 342. 374; Büste von Dannecker, eine der besten Deutschen Büsten 168. 527. 531; Correspondenz 398; Dankvisite bei Goethe im Dec. 1788 358 ff.; der bewußte Meister Deutscher Prosa 380; Sch.'s Dichten und Goethe's Dichten 390; eilige Art zu arbeiten 397; Eintritt in Weimar 245; ermuntert Goethe zur Arbeit 389; erobert Goethe 375; erste Begegnung mit Goethe im Sommer 1788 351. 356; franz. Bürgerdiplom 461; Frau 373. 382 ff.; Frau und Charlotte von Stein 246. 383; und Goethe im späteren Verkehr 384; Frauengestalten 473; Freundschaft mit Goethe das Datum der Trennung Goethe's von Herder 387; geht nach Jena 1789 362; Geschichtsschreibung 374; Sch., Goethe und Herder 386; große Erwartung des Begegnens mit Goethe 1788 344; hält um Lotte von Lengefeld an 378; Heirath 381; Hoffnungen auf die Bühne 345; Jamben 314; im Deutschen Reichstage 378. 470; in Darmstadt mit Carl August 1785 346; bearbeitet Goethe's Iphigenie für die Aufführung 313; inscenirt Iphigenie und Egmont 388; in Volkstädt bei Goethe's Rückkehr aus Italien 347; in Weimar

341 ff.; Jugendschicksale 372; Kinder 381; körperliche Haltung 377; Liebenswürdigkeit 377; literarische Klugheit 390; Methode beim Dichten von Goethe in den Wahlverwandtschaften angeeignet 446; nach Leipzig 1785 346; nach Weimar 1787 346; nennt seine Jugend eine trübe, freudlose 341; neu nach Weimar berufen 386 ff.; ohne Antheil an Goethe's Kunststudien 422; organisirt eine Partei in Jena 397; raucht und schnupft 377; recensirt Egmont 352 ff.; Rhetorik 394; ruinirte Gesundheit 397; sah Goethe zuerst 1779 345; Schulden 344; Schwiegermutter 377 ff.; spielt die Rolle des Clavigo 1779 345; Natur in Weimar 384; Tod 398; über Frau von Stein 245; über ihre Dido 246; über Goethe an Körner 351. 357; Sch. und das Volk 457 ff.; und die „jungen Dichter" 391; Sch. und Goethe 18. 347 ff.; und Goethe als literarische Firma 396; und Goethe's anfängliche Trennung eine vorbereitende Zeit der Prüfung für beide 380; und Goethe's Schwächen 245; Sch. und Moritz über Goethe 359 ff.; und Wilhelm Meister 416 ff.; Vater 341. 378; vergebliche Hoffnungen auf eine Begegnung mit Goethe im Sommer 1788 348 ff.; Verheirathung 362; Verkehr mit Goethe 390; Werke 342; will Goethe auf Faust lenken 476; zehn Jahre jünger als Goethe 341; zu Goethe eingeladen d. 14. Sept. 1794 380; zur Professur in Jena empfohlen 357; zwanzig Jahre nach seinem Tode von Goethe kritisirt 394; zweiter Sohn 442. Heldenhaftes in seinen Versen 530; Vorwürfe, es sei in diesem Buche mißgünstig über Schiller geurtheilt worden 527; Schiller's Büste von Dannecker 531; Schillerstatue in Berlin 527; in Stuttgart 531.
Schlacht bei Jena 455.
Schlafrockartiger Rock der Schillerstatuen 385 ff.
Schlegel, August Wilhelm von 3. 377. 479; seine Jamben 314.
Schlegel, Friedrich, giebt Norddeutschland auf 389.
Schleswig-Holstein 170. 414.
Schlosser heirathet Goethe's Schwester 131,
Schmidt, Julian über Jacobi 182; Zu Julian Schmidts Gedächtniß, Widmung der 4. Auflage (1887) 512 ff.; im Vorwort zur 5. Auflage 532 ff.; Seine streitbare Gesinnung 514; Deutsche Literaturgeschichte nach seinem Tode von seiner Frau in würdiger Weise herausgegeben ibid. Fortleben im Gedächtnisse der Menschen 515.
Schmoll 176.
Schöll 180. 240; über Goethe's amtliche Thätigkeit 238. 255.
Schöne, das — als Ziel der Menschheit 193.
Schröter, Corona 266.
Schwabe, Schiller ein — 341.
Schweizer 170.
Schweizer-Dialekt Lavaters 171.
Secten im 18. Jahrh. 190.
Seidel, Philipp — 309. 319; der Einzige in Weimar, der um Goethe's Reise nach Italien gewußt hatte 312.
Seidler Luise 466.
Selbstmord 153; Selbstmordgedanken bei Goethe 492.
Semiten 188.
Sesenheim 59 ff. 124; Goethe's Verhalten in S. und seine eigene Darstellung desselben 66; Sesenheimer Affaire 68; Besuch in S. 1779 69 ff.
Sicilianischer Dialekt im Verhältnisse zum Toskanischen 410.
Siegfried 470.
Shakspeare 3 ff. 15. 31. 34. 42.

87. 100. 111. 163. 189 ff. 404; S.'s Aufnahme in Deutschland 419; Einfluß auf Goethe 187; heutige Tendenz Sh. herabzuziehen 163; von Wieland übersetzt 231; von Schlegel 510; in Berlin 540; Verhältniß der Menschheit zu Homer und S. 551.
Sicilien 327. 330.
Sidonius, Apollinaris 88.
Siena 335.
Simrock 126.
Sittliche Organisation der Menschheit 193.
Situation der neuen Heloise im Faust 154.
Slaven wandern in Europa ein 188.
Sonette an Bettina 449.
Sophie, Großherzogin von Sachsen 516; Goetheausgabe der Großherzogin ibid.; Vorrede zu derselben 537.
Sophokles 404; Frauengestalten 473; Statue im Lateran 531.
Souveräne, das — Volk 457.
Spanisches Theater 89.
Spanische Treppe in Rom 332.
Sparsamkeit der Natur 410.
„Späte Bekanntschaft" Schillers und Goethe's 380.
„Speck spicken" 257.
Spinoza 186 ff. 429. 447. 491; Spinoza's Einfluß auf Goethe 187; Ethik 194; geb. 1632 in Amsterdam 194; Latein 196; Politischer Tractat 195; stirbt mit 45 Jahren 195; System 194; verbannt aus Amsterdam 195.
Sprache Goethe's in der Frankfurter Zeit 279 ff.; Sprache Spinoza's kaum Sprache zu nennen 196; Sprache Stolbergs 213; Sprachforscher und Geschichte 188.
Stael, Frau von —'s Beurtheilung des Wilh. Meister 418.
Stahrs „älteste Bearbeitung der *Iphigenie*" 284.
Stein, Charlotte von, Goethe's Freundin, von Düntzer 240.
Stein, Frau von 237 ff. 265. 323. 348. 365 ff. 370. 373. 383. 501; bemerkt die Veränderung Goethe's nach der Rückkehr aus Italien 349 ff.; Frau von St. „die Hausfrau" 251; eine alte Frau 1810 452; Goethe an Frau von St. über Friederike 72; Goethe's Brief an Frau von St. 246 ff.; Kritik des Verhältnisses zu ihr 241. 243 ff.; Frau von St. nach dem Bruche mit Goethe 246, nach der italiänischen Reise Goethe's 337; ihr Schattenriß 247; Frau von St. sei Goethe's Maitresse gewesen: unnöthige Hypothese 241; ihre Theilnahme an Goethe's Dichtungen 252; Umschwung im Verhältnisse Goethe's zu ihr 247. 249; Frau von St. und Calypso 239; und Iphigenie 286. 306; und Tasso 313; Goethe's Verhältniß zu ihr in späten Zeiten 244; Versöhnung mit Goethe 442.
Stein, Fritz von 244.
Stein, Herr von 444 ff.
Steinhäusers Colossalstatue Goethe's in Weimar 499. 519.
Stella 205 ff.
Stellung der Menschheit der heutigen Weltanschauung nach 433.
Sternheim, Fräulein von 127.
Stille des Lebens im 18. Jahrhundert 251.
Stolberg, Grafen von 212 ff. 280; ihre Sprache ibid. 213; Grafen von St. und Klopstock 235; Gustchen St. 208. 211. 213; Goethe's Brief an sie 1776 236; Leopold von St. 318.
Straßburg 189. 207. 300. 495; Erzbischof Rohan von St. 102; französisches Theater in St. 95; Gasthof zum Geist in St. 37; Goethe über Münster 343; Götz von Berlichingen in St. 102; Jungfer Lauth in St. 39. 41;

Straßburger Leben 37; Tracht der Mädchen in St. 38; Straßburger Zeit 202.
Stuart, Maria 100.
Studium der Philosophie 193.
Sturmloses Dasein in Deutschland als Iphigenie entstand 252.
Stuttgart 345; Danneckers Werke im heutigen St. 168.
Styl 403 ff.; Stylistische Nachlässigkeiten in den Wahlverwandtschaften 446; Stylistische Vollendung der Werke Schillers und Goethe's 479; Styl Schillers 352; Lotte Schillers Briefstyl 382.
Substantiva bei Homer 410.
Süddeutscher, Goethe ein — 223; Schiller ein — 341; Süddeutschland 501.
Suetonische Phrasen bei Einhardt 88.
Suleika 450. 498.
Syntax Plato's 409.

Tacitus 81. 172. 188.
Tagebücher Goethe's 19. 69.
Tagebuch Ottiliens in den Wahlverwandtschaften 446.
Tasso 17. 147. 252. 314 ff. 325. 367. 372. 406. 470; Arbeit am T. 1780 269 ff.; Bau des T. 318; „gesteigerter Werther" 316; T. in Prosa 314, neben Faust 475 ff.
Tell, Wilhelm 398. 457.
Testament des letzten Goethe 520.
Theater, englisches 89; französisches 89; Theaterfeldherrn 470; modernes Theater in Italien 274; modernes europäisches 88; von San Crisostomo in Venedig 287 ff.
Theologie 199; Theologisch-literarischer Fürstenstand Klopstocks 203.
Thoas und Carl August 278.
Thorwaldsens Darstellung Schillers 531.
Thukydides 292.
Thüringen 223; Goethe's neues Vaterland 251; Thüringer Wald 251.
Tibull 324.
Tischbein 331.
Titania 315.
Tizian 406.
Tod des Kindes in den Wahlverwandtschaften von Goethe in athemlosen Sätzen erzählt 446.
Träger der menschlichen Cultur 187.
Trilogie der natürlichen Tochter 441.
Triumvirn der Liebe 324.
Troische Ebene 402.
Tugend 33.
Türckheim, von, 220.
Tyrannenblut 212.

Uebersetzungen des Faust 472.
Umdrehungszeiten moralischer Eigenschaften 437.
Umschwung der Dinge in Deutschland und Europa 1810 452.
Umschwung in Goethe's Weltanschauung 436 ff. 445.
Unaussprechliche, das, in Goethe's Versen 539.
Unbewaffnete menschliche Auge, das — das eigentliche Maaß der Dinge 438.
Universitäten 437.
Unpersönliches poetischer Figuren 452.
Unsterblichkeit 200; literarische 162; Unsterblichkeitsglaube Goethe's 193 ff.
Urbild Charlottens in den Wahlverwandtschaften 451; Urbild Ottiliens 449 ff.
Uriel Acosta von Gutzkow 194.
Urrhythmus der germanischen Sprache 407.

Vagabundenthum in der Deutschen Dichtung 207.
Valentin im Faust 490.
Vatican 305.
Vega, Lope de 89.
Venedig 287; Venetianische Epigramme 311.

Verbrechen 492.
Verdächtigung Goethe's in politischer Beziehung 468.
Verlobungen im 18. Jahrh. 64.
Verona 286.
Verse, richtige — an sich, giebt es nicht 412.
Vicar of Wakefield 59. 62. 67 ff. 148. 158. 487.
Vicenza 286.
Vierwaldstätter See 214.
Villa Doria in Rom 332; V. Ludovisi 332; V. Medici 524; V. Pamfili 332.
Vilmar 537.
Vogt, Carl 197.
Voilà un homme 464.
Volksepos 145.
Volkslieder, Einfluß der — auf Goethe's Sprache 279.
Volksscenen im Egmont 354.
Voltaire 3 f. 48 ff. 90 ff. 161. 435; als Geschichtsschreiber 50; dichtet zwölfjährig 230; V.'s Henriade über Homers Werke gestellt 203; Tragödien 89; V. und die Deutschen 51; V. und Schiller 443.
Voß 414; V. der Entdecker des epischen Deutsch 409; Voßens Luise 411. 414; V. und der Deutsche Hexameter 408. 411 ff.; bahnt eine Deutsche Prosodie an 411; Voßens Sohn bei Schiller 398.
Vulpius, Goethe's Schwager 326.

Wagner im Faust 490.
Wagner, Heinrich Leopold 39 ff.
Wahlverwandtschaften 423 ff. 441 ff. 497; Erscheinen der W. 1809 485; warum sie einen verwirrenden Eindruck machten 452; eine ins Gewand der Erzählung gehüllte Tragödie 452.
Wahrheit und Dichtung 21.
Wallenstein 398. 458; von Goethe aufgeführt 388.
Wanderers Sturmlied 85.
Wartburg 251.
Watteau 247.
Weimar 12. 336. 464. 499; Brunnen vor Goethe's Hause in W. 495; geplündert 1806 456; Goethe's Eintritt in W. 23; Goethe's Ruhesitz 500; Goethe's unmittelbare Universität 368; Hoftheater in W. 371; W. im Gegensatze zu Frankfurt 223; Park von W. 250; Schloß und Theater in W. brennen ab 272; W. und Goethe 264; W. und Jena 376; W. vermittelnde Gränzstation zwischen Nord- und Süddeutschland 501; Wallfahrten nach W. 468.
Weimar, Bernhard von 269.
Weimaraner Archiv 227; Bibliothek 425; Dasein 320; erste Zeit Goethe's 266; Freunde Goethe's 336; Gesellschaft 234; Prinzen in Frankfurt 217; Theater unter Goethe 388; Goetheausgabe.
Wein und Bier 223.
Weislingen 106. 110.
Weltgeschichte 265.
Weltruhm Goethe's vom Erscheinen des Faust ab datirend 469.
Wentzels „Goethe in Schlesien" 371.
Werther 114 ff. 141. 342. 445. 451. 485; 1786 482; Charakter 150; Costüme 160; erste Anfänge 134; fragmentarisch neben Faust 474 ff.; W. und das Deutsche Publikum 143 ff.; W. und Faust 493; W. verglichen mit St. Preux 150 ff.; von einem Buchhändler zurückgewiesen 139.
Wertherbrunnen in Wetzlar 160.
Werthlosigkeit der Gegenwart 1820 466.
Westöstlicher Divan 498 ff.
Wetterau 250.
Wetzlar 114. 207; W. und Werthers Leiden 160.
Wieland 3. 34. 127. 159. 179. 374. 401. 452; arbeitet immer nach Vorbildern 230; bei Bodmer in Zürich 230; Brief an

Gluck vom 14. Juli 1776 275; Briefe 229; geboren 1733 230; in Bern 230; in Biberach 230; in der Deutschen Literaturgeschichte 229 ff.; in Erfurt 231; nach Weimar übersiedelnd 1772 233; Oberon 233; Redacteur des Deutschen Mercur 229; übersetzt Shakspeare 231; von Goethe in Weimar vorgefunden 229.
Wien 31; Wiener Congreß 466; Wien und Rom 305.
Kaiser Wilhelm I. 538 ff.; 541.
König Wilhelm III. 539; Wilhelm IV. 540.
Wilhelm Meister 17. 207. 252. 401. 416 ff. 451; Wilhelm Meisters Entstehung 416; zeigt am besten die Eigenschaften des Goethe'schen Styles ibid.; Goethe im August 1782 über W. M. 270; Inhalt des W. M. 263 ff.
Wilhelmsthal 251.
Winckelmann 3. 31. 52. 299; Briefe an Berendis 300; Briefe herausgegeben von Goethe 302. 422; Ermordung 303; W. in Rom 301 ff; Leben von Justi 303; W. und sein Jahrhundert 303.
Wissenschaft und Kunst identisch 438.
Woldemar, Jacobi's Roman 183 ff.; in Ettersburg an einen Baum genagelt 184; Woldemar vom Teufel geholt 184.
Wolfram von Eschenbach als Darsteller der Natur 155.
Wolf und die homerische Frage 387; W.'s Homerübersetzung 413.
Wolkenbildung 433.
Wolmar in der Neuen Héloise 158.
Wolzogen, Caroline von 464.

Xantippe 326.
Xenien 416, Xenienkampf 396 ff.
Xerxes 291.

York 464.

Zehn Jahre 17. 237. 255. 266. 367. 369; „Zehn Jahre" keine Erfindung der Kritik 239.
Zehn Jahre mit Schiller 395.
Zeitalter Goethe's 538; 547.
Zeitungen, keine — im 18. Jahrh. 251.
Zöppritz 180.
Zugängliche und Unzugängliche, das — in der Natur 429.
Zukunft der Welt 431.
Zürcher Dialekt 170.
Zusammenhang aller Erscheinungen 432.
Ziel der Menschheit 193.
Zwanzigstes Jahrhundert und Goethe 551.

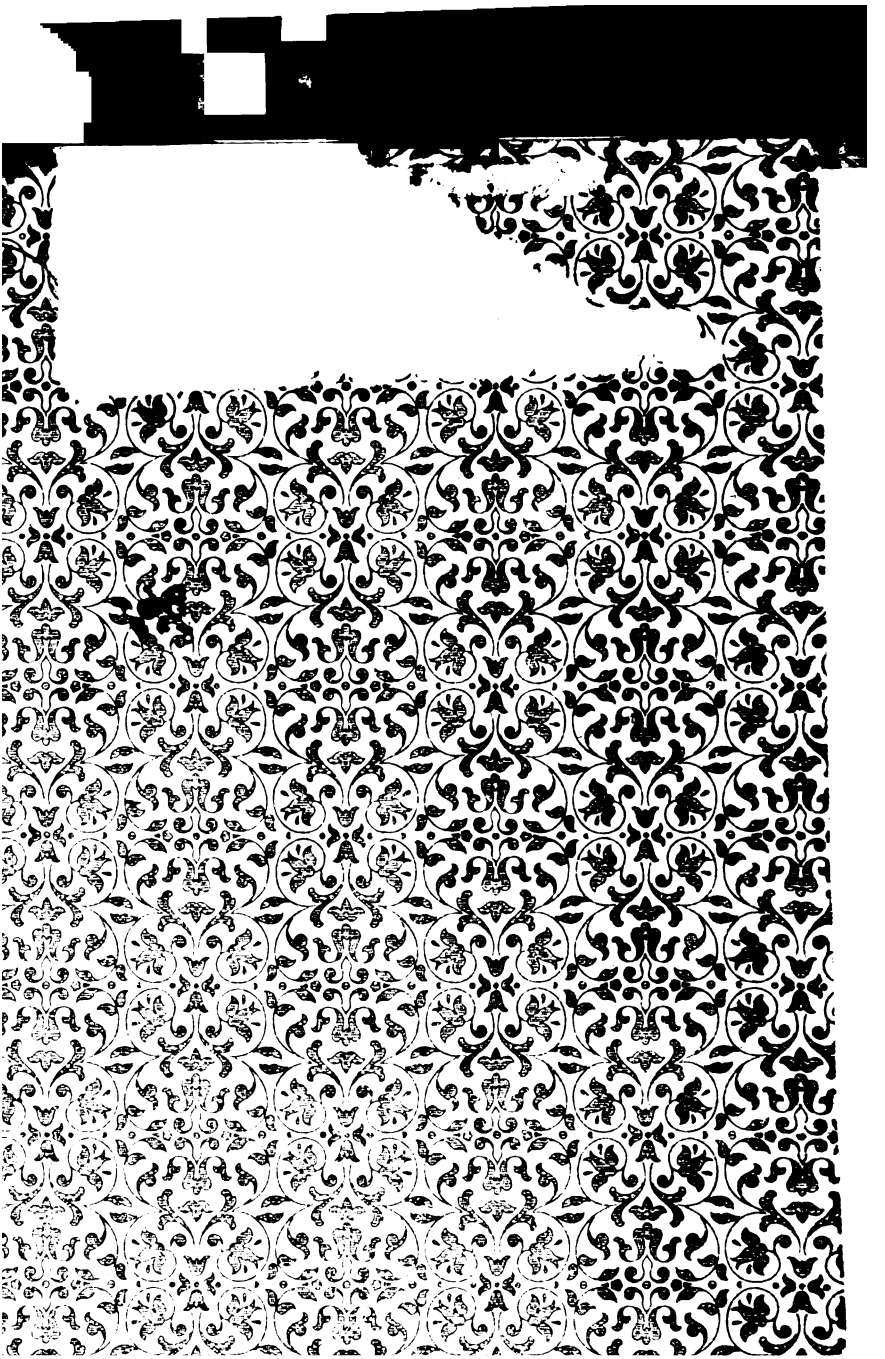
Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

[redacted]

23/10.99 [illegible]

8 20

Nive



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03019 5971